

DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1922
3. Jahrgang
2. Halbjahr

* STEFAN GROSSMANN *

JAHRGANG III HEFT 26 * HERAUSGEBER

ERSCHEINT JEDEN SONNABEND

D A S T A G E B U C H

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN · 1. JULI 1922

Rathenau-Heft

	Seite
Tagebuch der Zeit	947
Thomas Wehrlin: Verfall der Mörder . . .	949
Helene von Böhler: Appell an Hindenburg . . .	951
Moritz Heimann: Zu Rathenaus Tod	952
Stefan Großmann: Walther Rathenau	954
Walther Rathenau: Das Eumenidenopfer . . .	956
Aus seinen Schriften	959
Tagebuch der Wirtschaft	962
Leopold Schwarzschild: Bank-Abschlüsse . . .	963
Glossen	968

Einzelheft M. 6. — Vierteljährlich M. 50. —

* ERNST ROWOHLT VERLAG *

DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

3. Jahrgang / 2. Halbjahr

1922

Politik, Geschichte, Wirtschaft:	Hiller, Kurt: Brauchen wir eine Reichswehr?	1020, 1054
Agricola: Wir Agrarier	Italicus: Benito Mussolini	1630
Alain: Mahnung an Frankreich	Karminski, Ministerialrat Dr. Friedrich: Die Wiener Messe	1036
Bagger, Eugene S.: Die Stehkragen-Einwanderung	Levy, Prof. Dr. Hermann: Nationalökonomische Unzulänglichkeit	1069
Basch, Dr. Ant.: Die tschechoslowakische Valutapolitik	Major H.: Bonar Law, Porträt	1725
Böhler, Helene von: Appell an Hindenburg	Oeconomicus: Was will Amerika vom Deutschen kaufen?	1200
— Der Kaiser heiratet	Rathenau, Walther: Das Eumenidenopfer	956
Brinkmeyer, Hermann: Der Kampf ums Erdöl	— Aus seinen Schriften	959
Caillaux, Joseph: Reparationspolitik	Scheffauer, Hermann George: Der Katzenjammer	1196
Castiglioni, Porträt	Schulz, Ernst: Die Dynastie Morgan	1132, 1165
Fahrnbacher, Mathias: Die amerikanische Bankwelt und wir	Schützinger, Hermann: Abschied von München	1439
Federn, Walther: Vor der Katastrophe in Österreich	Schwarzschild, Leopold: Die Bankabschlüsse	963
Garett, Gare: Amerika denkt nicht an Schuldenerlaß	— Die Rettung durch den Druckerstreik	988
Gegen die Vielzuvielen in den deutschen Parlamenten 1751, 1782 (Antworten von Preuß, Südekum, Hellpach, Stresemann, Scheidemann, Brentano und Saemisch.)	— Die Zeitungskrise	1341
Grossmann, Stefan: Die letzte Zarin	— Das vergoldete Goldverbot	1482, 1548
Grünberg, Stefan: Moskauer Brief	— Die Vertreibung der Efa aus dem Paradies	1612
— Kreml und Sucharewa	— Reise ins Ruhrland	1690
Haas, Willy: Der antike Friede	— Deflationsgespenster	1765
Hartmann, Ludo M.: Italien und Österreich	Silberstein, Dr. Franz: Stabilisierungspartei und Inflationspartei	1581
Heinig, Kurt: Wie Kronprinz Rupprecht davonlief	Stern, Gustav: Benesch	1470
Hilbig, Dr. ing.: Der Skandal der Eisenpreise	Tagebuch der Wirtschaft	962, 1001, 1034, 1067, 1097, 1130, 1162, 1256, 1321, 1355, 1420, 1451, 1479, 1510, 1541, 1574, 1611, 1643, 1674, 1707, 1734, 1763, 1796

Tagebuch der Zeit 947, 981,
1017, 1051, 1083, 1115, 1147,
1191, 1243, 1275, 1307, 1339,
1372, 1401, 1435, 1467, 1499,
1530, 1563, 1595, 1627, 1659,
1687, 1717, 1748, 1780

Tolstoi, L. N.: Über den
japanischen Krieg 1757

Vom Autor der Tragödie
Deutschlands: Zur Frage der
Reichswehr 1087

Weil, Dr. Friedr.: Die tschecho-
slowakischen Banken 1280

Wilson, Frederick W.: North-
cliffe und seine Leute 1027

. Propaganda begins at home 1194
— Die Washingtoner Kriegs-
kamarilla 1598

**Kunst. Philosophie, Literatur.
Wissenschaft:**

Aus dem unbekanntem Goethe
1376, 1378, 1427

Barnovsky, Viktor: Das Theater
als Geschäft? Das Geschäft
fürs Theater! 1385

Bronnen, Arnolt: Gerda Müller 1319
Eulenberg, Herbert: Abschied
von der Bühne 1315

Feuchtwanger, Lion: Bertolt
Brecht 1417

Friedell, Egon: Tell im Traum 1786
Gotteslästerung? 1406, 1437

Graetz, Carlotta: Irrtümer der
Liebenden 1291

Großmann, Stefan: Toll, Toller,
am Tollsten 998

— Berliner Regie 1285

— Geschichte eines Rummel-
platzes 1387

— Sling 1570

— Hauptmann-Woche 1600

— George Groß 1652

— Bertolt Brecht 1794

Heimann, Moritz: Antwort auf
die Bücherfrage 1728

Heine, Th. Th.: Das Gehaupt-
mann (Graphik) 1412

Hessel, Franz: Die Schießbude 1506

Hofmannsthal, Hugo von: Bücher-
brief 1667

H.: Wilhelm Busch als Maler
und Zeichner 1488

Kerr, Alfred: Gutachten in
Sachen Carl Einstein 1475

Krell, Max: Zu einem Paket
Bücher 1663

Lohs, Karl: Shawsches Theater 1064
Mayer, Paul: Ernst Weiß 1572

— Casanova als Erzieher 1702

— Die Dubarry 1761

Michel, Wilhelm: Die geistige
Mitte 1152

— Vom Sinn der Feindschaft 1754
Musil, Robert: Reinhardts Einzug
in Wien 1422

Pallenberg, Max: An einen
Schauspieler 1407

Polgar, Alfred: Massary-
Pompadour 1568

Pinthus, Kurt: Gotteslästerung 1475
Pommer, Erich: Internationale
Film-Verständigung 993

Rathenau-Literatur 971

Schmidtbonn, Wilhelm: Einige
Bücher 1672

Schnack, Friedrich: Carl Hage-
mann oder der literarische
Bluff 1508

Sternheim, Carl: Die stehlenden
Dichter 1160

Tisch mit Büchern: 968, 1008,
1224, 1391, 1456, 1457, 1519,
1553, 1554, 1555, 1587, 1620,

1713, 1740, 1771, 1805, 1806

Waldmann, Emil: Neue Kunst-
bücher 1669

**Briefe, Betrachtungen,
Erinnerungen:**

Eulenberg, Herbert: Wedekind
und Frau Herwegh 1533

Frankfurter, R. O.: Grenzen des
Anwalts 1253

Großmann, Stefan: Walther
Rathenau 954

— Bayrisches Tagebuch 1091

— Prozeß Techow 1403

— Rathenau-Verehrer	1443	Mynona: Familien-Engros G. m.	
— Die Richter im Tschow- prozeß	1473	b. H.	1603
— Größenwahn der Juden	1505	Reboux, Paul: Hauswanzen	1485
— Tagebuch	1537	Polgar, Alfred: Berlin, Sommer 1922	1031
— Der kleinere Ruhm	1632	— Großes Theater in Salzburg	1251
— Hardenprozeß	1726	— Der unsterbliche Kasperl	1345, 1635
Haas, Willy: Wertherbriefe	1350	Reimann, Hans: Nach Johannes R. Becher	1026
— Gegen einen Selbstmord	1618	— Palmindranath	1066
Heimann, Moritz: Zu Rathenaus Tod	952	— Was die Mumie der Prin- zessin Hullewule singen tut	1255
Kersten, Kurt: Moskauer Sommertage	1123	— Die Fußwaschung	1354
Kisch, Egon Erwin: Das Geheim- kabinett des anatomischen Museums	1730	— Wie man Graphiker wird	1382
Koffka, Friedrich: Deutsche Jugend	985	— Hundstage mitten im Herbst	1507
Kuh, Anton: „Die süße Liebe und der bittere Tee“	1699	— Blindschleiche und Kanonen- kugel	1540
Mahler, Gustav: Brief an Alfred Roller	1791	— Finale	1733
Masaryk, Dr. Alice: Briefe ins Gefängnis	1157	— Ich lasse dich nicht	1759
Mencken, H. L.: Ehe und Schei- dung	1204	— Stühle	1793
Olden, Rudolf: Eifersucht	1379	Zamiatin, E.: Das Gotteshaus	1062
Reimann, Hans: Du sollst nicht aufs Kino schimpfen	1705		
Sachs, Käthe: Eugenic	1214		
Tschuppik, Karl: Cammillo Ca- stiglioni's Ritt nach Deutsch- land	1513		
Wehrlin, Thomas: Verfall der Mörder	949		
— Kleine Zeitromane	996		
Dichtungen, Aphorismen, Satiren:			
Brecht, Bert: Zwei Gedichte	1634		
Haas, Willy: Die Chimäre, eine Parabel	1094		
— Helena in Ägypten	1446		
Heuser, Cläre: Freundinnen	1287		
— Verheiratet — Oder nicht Verheiratet?	1409		
Hessel, Franz: Vätermord	1599		
Huebner, Friedrich Markus: Den Weibern	1318		
		Glossen:	
		Abseits, S. S.: Mir wird dauernd Geld gestohlen	1169
		Ausschweifender Stil	1109
		Aus der Furz-Mahler-Zeit	1651
		Bauer, Hans: Versicherungs- offiziere	1137
		Berliner Zuckerkrankheit	1522
		Blei, Franz: Von der Be- stechung	1293
		Bruno Walters Nachfolger	1556
		Briefe an das Tage-Buch 1006, 1042, 1075, 1222, 1104, 1294, 1357, 1392, 1488, 1551, 1585, 1621, 1653, 1710, 1737, 1711, 1713, 1742, 1803, 1804, 1805	
		Denk an den großen Schrank	1262
		Der Besprech und der Verzehr	1297
		Der Liebesbeweis	1077
		Der Einzige	1109
		Der leere Raum	1174
		Das Judenjüngel David und der Arier Goltath	1224
		Der Ritter ihrer Ehre	1139
		Der zurückdatierte Raffke	1041
		Der Gast bei sich	1458
		Der blaue Vogel	1552

Der Schlüssel	1585	G., Dr.: Die auferstandene Ger- mania	1042
Die Rettung	1394	Haas, Willy: Russische Tänze	1516
Die bayrischen Preußen	1105	Hessel, Franz: „Kommandiert die Poesie“	1325
Die Zuckerzange	1741	Historische Anekdoten	1681
E. E. K.: Drei Anekdoten vom Wunderrabbi	1490	Hardens Dank	1263
Erfülltes Sehnen	1622	Jäger, Rolf: Weiß contra Schwarz	1221
Film:		Journalisten-Anekdoten: „Der Findige“	1043
Kurt Pinthus: „Das Monu- mental-Lustspiel“	969	— „Die Garantie“	1010
„Der Graf von Essex“	1360	Lania, L.: D'Annunziana	1677
„Zum Paradies der Damen“	1454	Lustspielerfolg	1109
Vanina	1455	Lschw.: Von unserm lieben Wohnungsamt	1039
Der falsche Dimitry	1807	— Der grimme Herzog	1171
Frank Furter: Viola Dana	1107	Leiden des Wieners	1362
Luise Millerin	1264	Majestät und das Theater	1225
Mary Pickfords Deutsch- landfahrt	1680	m.: Der Dichter im Juste-Milieu	1140
Willy Haas: Einwände gegen Chaplin	1073	Morgan, Paul: Der Regisseur	1556
Asta und Mary	1218	Norbert, Falk	1587
Biologisches zur Filmtechnik	1423	Olden, Rudolf: Pazifistische Wiener Woche	1326
Franz Schulz: Der Film- Fachmann	1105	— Die Wiener Polizei	1453
Paul Morgan: Reklame-Artikel	1127	Patriotische Grammatik	1516
Die Photographie	1266	Pinthus, Kurt: Der Sünder wider den Geist	1328
Paul Medina: Filmbauten	1172	Reimann, Hans: Rose Bernd	1486
Joe May: Wir und Ihr Film	1217	Rothschild, Lektion	1589
Julius Sternheim: Die Film- million	1283	Rathenau-Briefe	1141
Max Schach: Filmkritik	1358	Schäke, Gerhard: Sachsen- Anekdoten	1141
Atlantide	1520	Scherk, S.: Die deutsche Ware braucht sich nicht maskieren	1296
Mia May-Bund	970	Snowden, Ethel: Ancien régime	972
Es fridericelt überall	1263	Stückrath, Erich: „Tag oder Nacht?“	1139
Theaterbesucher	1264	Schnellpfeffer: Tatü-tata	1389
Der Steinachfilm	1772	— Genieße froh, was du nicht hast	1424
n.: Lumpazi-Vagabundis	1361	Szatmary: Ministerium mit Nachtbetrieb	1770
Foertsch, Eduard: Die Wasser- leitung	1169	Theater-Anekdote: „Die Wer- tung“	1010
Furter, Frank: „Schweinelei“	1074	Tochter aus Elysium	1298
Für die Damenwelt	972	Willingshausen, Paul P.: Freu- diana	1584
Für Freudianer	1808	Wilde Bühne	1588
Fürstenberg-Anekdoten	1622	Zeltecho	1362
Godendreff, Gertrud: Der Tugend- retter	1173		
Graetz, Carlotta: Bekehrung	1005		
— Das fressende Deutschland	1357		
— Freudenmädchen — Leidens- männer	1389		
Gr., St.: Prager Schicksal	1649		

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

Wichtige Neuerscheinungen:

ERNST BLOCH
Thomas Münzer
als Theologe der Revolution

Geheftet M. 80.—, Halbleinen M. 120.—

Kommunismus war Mystik und Theologie, bevor er sich zur Nationalökonomie verengte, und es gilt, ihm den eingeborenen, den vollen Umfang seines religiösen, chiliastischen Begriff wiederzugeben. Dazu vor allem erscheint in diesem Buch die Gestalt des großen deutschen Revolutionärs Thomas Münzer wieder. Und mit ihm, dem spurlos Versenkten, dem Neugeborenen, erscheint das ganze ungeheure Bild der Bauernkriege, des revolutionären Wiedertäuferturns, des phantastischsten Ausbruchs der Utopie, des Willens zum Glück, zum himmlischen Reich, das die Erde jemals sah. Ernst Blochs neues Buch ist nicht „Geschichte“, sondern Aufruf, Legende, Licht über Gegenwart, Zukunft und alle Zeit. Der Schöpfer des „Geists der Utopie“, des metaphysischen Grundwerks dieser Epoche, lehrt in seinem „Thomas Münzer“ erneut den tiefsten Traum der menschlichen Seele und die geheime Dynamik verstehen, in der wir treiben, die in Münzer und dem Wiedertäuferturn ihren gewaltigsten Ausdruck gefunden haben.

KARL LIEBKNECHT
Studien über die Bewegungsgesetze
der gesellschaftlichen Entwicklung

Aus dem wissenschaftlichen Nachlaß

Geheftet M. 140.—, Halbleinen M. 200.—

Dieses Lebenswerk Liebknechts, nach dreißigjähriger Vorarbeit im Zuchthaus niedergeschrieben, ist ein riesiges System der Soziologie nach-philosophischer Methode. Das Ganze erschütternd als ungeheures Selbstbekenntnis des ganz falsch eingeschätzten Mannes und als universale

Weltanschauung eines umfassenden gütigen Geistes. Der Verfasser will im Gegensatz zu der Ausführung eines Zeitgedankens ein

System geben, ohne doch dogmatisch sein zu wollen; er will—

und das gibt dem Werk in der sozialistischen Literatur

und gerade im gegenwärtigen Moment etwas

Epochemachendes — zu einem „rein geistig-

psychischen Universalismus“ gelangen.

Preise unverbindlich

DUNCKER & HUMBLOT ❖ **MÜNCHEN**
Theresienhöhe 3c

Soeben erschien:

WALTHER RATHENAU UND HUGO PREUSS

Die Staatsmänner des Neuen Deutschland von
GUSTAV VON SCHMOLLER

53 Seiten. Preis: 21,— Mark

Die wunderbare Begabung Schmollers, die Welt mit den Augen aller Parteien, aller sozialen Gruppen von oben und unten her betrachten zu können, verhilft uns hier zu der Möglichkeit, die unbefangene Stimme eines der hervorragendsten Geister des alten Regimes, der im Jahre 1917 kurz vor der Friedensresolution des Reichstages aus dem Leben schied, zu den neuen Männern des neuen Deutschland und damit zu den wichtigsten Gegenwartsfragen gleichsam aus den Wolken zu vernehmen.

Das neue Buch von Keynes!

Vor kurzem erschien:

J. M. KEYNES:

REVISION DES FRIEDENSVERTRAGES

(A REVISION OF THE TREATY)

Einzig autorisierte Uebersetzung / 272 Seiten / 1.—20. Tausend
Preis: 60,— Mark

... Das Buch ist der Schlüssel, bis jetzt der einzige Schlüssel, zu dem weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Grundproblem der Gegenwart. Sein Zweck ist ein genau begrenzter, nämlich Tatsachen und Material zu liefern für einen gründlichen Ueberblick der „Wiedergutmachungs“-Frage in dem Stadium, in welchem die Frage sich heute befindet.

„Man weiß nicht, ob man die leuchtende Klarheit der rein volkswirtschaftlichen Beweisführung mehr loben soll oder die bezwingende lebenssprühende Art der Darstellung eines schwierigen Falles wie des Reparationsproblems.“

... Es ist eines der seltenen Bücher, in denen sich der rechnende Verstand eines geschulten Volkswirts mit der verhaltenen Leidenschaft eines zielbewußten Reformators vereint. Ein Kritiker hat es geschrieben, der zum Seher geworden ist; ein Finanzmann hat es erdacht, der die Feder eines Künstlers führt. Es ist nicht für Deutschland, es ist für Europa geschrieben.“

... Es ist wie sein Vorgänger, ein Vergnügen, es zu lesen; leuchtend klar und streng sachlich in der wirtschaftlichen Beweisführung, schlagend in der politischen Satire und im Urteil über Personen.

New Statesman.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juliwoche

Denken ist fruchtbar. Die Tat sei das Kind des Gedankens. Für sein Volk leben ist viel; an ihm sterben, ist Alles. Deshalb soll hier kein Klagelied um Walther Rathenau angestimmt werden. Er hat sein Denken den Deutschen gewidmet, nun hat ihm ein junger Deutscher geantwortet: Mit der Eiergranate. Rathenau, der Grübler, wird nun Rathenau, der Geopferte. Sein Gedanken, sein Wort, sein Wille sind nun bekräftigt, beflügelt, geheiligt durch sein Ende. Der Lebende konnte bezweifelt werden. Zur Tribüne da drüben, hinter dem Diesseits dringt kein Widerspruch. In einer Dichtung, die Rathenau geliebt hat, weil sie dem heldenhaften Menschen von heute gewidmet, im zweiten Teil von Björnsons „Über die Kraft“ sagt ein an der Alltäglichkeit Verzweifelnder, ehe er hinübergeht: „Wenn die Stimme vom andern Ufer des Lebens tönt, — dann regen sie sich! Dort verstärkt sich jedes Wort; dort hat man ein lautes Echo. Die Großen, die sich vernehmbar machen wollen, müssen erst dort hinüber. Dort ist des Lebens Rednerpult aufgerichtet; dort werden die Gesetze des Lebens verkündet, so daß sie über die Erde schallen. Und selbst den Schwerhörigen in die Ohren dröhnen.“ Walther Rathenau, tritt an das große Rednerpult!

Im Jahre 1907 schrieb Walter Rathenau „Ungeschriebene Schriften“. Dort ist die folgende Anrede an die Deutschen von heute zu finden: „Nicht der Totschlag schändet, sondern der Hinterhalt, nicht die Flucht, sondern die Feigheit, nicht die Niederlage, sondern die Sklaverei. Niemals schändet die Tat, das Erdulden schändet.“

Auch sein Wort an die Helfferiche, die Wunschväter des Unheils, hat Rathenau 1907 vorahnend in diesen „Ungeschriebenen Schriften“ niedergelegt: „Wir verachten die Verbrecher der Tat und sind umgeben von Verbrechern der Neigung und des Gedankens, die wir verachten, weil ihr lasterhafter Hang durch ein zweites schlimmeres Laster, die Feigheit, gebändigt wird.“

Wie geht es Herrn Staatsanwalt Weißmann? Darf man am Sarge Rathenaus den Herrn Staatsminister des Innern, den Sozialdemokraten Severing fragen, wozu eigentlich ein preußisches „Staatskommissariat für öffentliche Ordnung und Sicherheit“ be-

steht? Die Unterstützung des Erich Anspach mag ja eine zeit- und geldraubende Beschäftigung gewesen sein, aber damit allein kann Herr Weißmann doch nicht den lieben Tag ausgefüllt haben? Es hat Herrn Severing gefallen, die beschämenden, in jedem sauberen Lande vernichtenden Aufklärungen zu übersehen, die hier im Tage-Buch über Weißmanns Anspach-Fürsorge veröffentlicht wurden. Aber nun hat die Ermordung Rathenaus, nach vorherigen Warnungen, die ungestörte Flucht der Mörder die vollkommene Nutzlosigkeit dieses Staatskommissariats für öffentliche Unsicherheit erwiesen. Die Kunst des Vogel Strauß, den Kopf in den Sand zu stecken, kann nicht länger geübt werden. Am Ende protestiert dann auch der Vogel Strauß, der vergebens gerupfte.

Die Vergiftung der politischen Luft war gut vorbereitet. Neben den Zeitungen war es Variété und Kino, in denen der Durchschnittsdeutsche mit jenem eitrigen Fieber der Verhetzung angesteckt wurde. So gab es (und gibt es noch) eine Nationale Filmschauspielgesellschaft Lampadius und Comp., die ihren Sitz in Leipzig und zum Zweck offenbar nur die Erzeugung der ordinärsten politischen Legende hat. In einem Film, „Politische Charakterköpfe“ werden zweierlei Arten vorgeführt, „Männer der großen Vergangenheit“ (Friedrich der Große, Blücher, Hindenburg, Hergt, Helfferich, Stresemann und Stinnes) und „Vertreter des internationalen Prinzips“, als welche erscheinen: Liebknecht (ermordet), Haase (ermordet), Scheidemann (Mordversuch), Erzberger (ermordet), Rathenau (ermordet). Sogar der Berliner Filmprüfungsstelle war dieses Gift zu stark, sie verbot den Film. Es wäre aber nötig, sich diese „Nationale Filmgesellschaft Lampadius Comp.“, Leipzig, genauer anzusehen. Dort sitzen etliche Wunschmörder. Zur Untersuchung, Herr Lampadius!

Im Lärm dieser Tage ist eine reizende Idylle übersehen worden, die Posse: Paul Lensch in Nowawes. Der neugebackene Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ hätte aus dem sozialdemokratischen Wahlverein und damit aus der Partei ausgeschlossen werden sollen. Der Organisation von Nowawes lag ein Ausschlußantrag vor. Doch Lensch hatte den zynischen Mut, sich in Nowawes zu wehren und das Ergebnis der Diskussionsposse, die leider nicht in stenographischem Protokoll vorliegt, war der Beschluß der Mehrheit, Lensch nicht auszuschließen. Die Weisen von Nowawes schlossen sich dem Standpunkt von Lensch an, daß es nur „im Interesse der Partei liege, wenn hervorragende Parteigenossen journalistische Machtpositionen in die Hand bekommen“. Stimmt. Scheidemann muß die Herrschaft über die „Tägliche Rundschau“ ergreifen, Heilmann schleiche sich sachte in die Leitung der „Deutschen Zeitung“ und Dr. Kurt Rosenfeld dringe, nach der Einigung, in den „Miesbacher Anzeiger“ ein.

Ich wollte schreiben: Verfall der politischen Mörder, aber da war ich schon mitten in meiner Betrachtung, denn dies macht ja gerade den Verfall der Mörder aus, daß man nicht mehr recht weiß, was ein politischer, was ein gemeiner Mörder ist. Der Soldat Runge, ein halber Cretin, aufgeputscht durch nationalistische Offiziere, aber auch durch Versprechungen und Lohn gelockt, haut mit dem Gewehrkolben auf eine kleine Frau. Ist das noch ein politischer Mörder? Er ist ein armseliger Handlanger, ein primitiver Shakespearescher Mörder, der seine Roheit vermietet und morgen den Pächter seiner Blutrunst verrät.

Sind die Mörder Erzbergers und Rathenaus von höherem Rang? Sind sie Mörder aus höheren Motiven? Inwiefern gehören sie zur Decadence der Mördergilde? Sind auch diese jungen Offiziere von vorgestern unheroische Handlanger, die für Geld und gute Worte Handgranaten werfen? Kompletter Verfall der ehemals adeligen Attentäter, die aus innerem Zwang und mit Berufung auf das Gebot der Geschichte Menschenleben zerstörten?

Was machte ehemals den politischen Mörder aus?

Vor allem dies: Nicht der Mord ist ihm die Hauptsache, sondern die öffentliche Verhandlung. Wenn der Gedrückte nirgends Recht finden kann, greift er zu seinem Pfeil, aber doch nur, um sich an der Bahre oder vor den Schranken des Gerichtes zu seiner Tat stolz zu bekennen und zu begründen, warum er töten mußte. So hat Tell den Geßler getötet, aber die Begründung der Tat vor seinem Volke lag ihm mehr am Herzen als die Tat selbst. Kann man sich einen Wilhelm Tell vorstellen, der neben der engen Gasse, die nach Küßnacht führt, ein Auto stehen läßt, das ihn hurtig über die Grenze bis nach Budapest, ins Mörderparadies, bringt? Hat Karl Ludwig Sand, als er vor hundert Jahren den Franzosenknecht und Staatsrat Kotzebue erdolchte, schnell die Postkutsche bestiegen? Nein, er ist für seine Tat eingestanden, er hat nach dem Gerichtssaal verlangt, und ganz Deutschland guckte und lauschte durch die Fensterscheiben, als er und sein Verteidiger die Tat zu begründen und damit zu rechtfertigen suchten. Haben die russischen Schnorrer und Verschwörer, die Sassulitsch und Sassonow, die nihilistischen Studenten und die verzweifelten Ghettojuden, nicht ihren zaristischen Richtern Rede und Antwort gegeben? War nicht gerade dieses Bekenntnis zur Tat das Imponierende? Und war nicht jede dieser Verteidigungsreden eine historische Abrechnung mit einem System? Hat Friedrich Adler, als er den Grafen Stürgkh mit einem Schusse niederstreckte, sich im Wirtshausgedränge einer Statistenschar zu verlieren gesucht? Oder war nicht vielmehr der Tag des Gerichtes seine ersehnte Stunde? Nicht die Ermordung Stürgkhs war von geschichtlicher Bedeutung, sondern die Rede Friedrich Adlers vor den Geschworenen, die Tat nicht, sondern ihre Erläuterung.

Gemessen an diesen heroischen Attentätern sind die Schulz und Tillessen ebenso wie die Offiziersgesichter, die im Auto nach Rathenau jagten, klägliche Verfallserscheinungen. Von Anfang an ist diesen neuzeitlichen Helden die Organisation ihrer Flucht mindestens so wichtig, wie die Ausführung ihrer Tat. Nicht einer dieser Ludendorff-Verehrer hat den selbstverständlichen Mut des heroischen Attentäters: Sich vor den Volksgenossen zu seiner Tat zu bekennen! Nicht nur fremdes Blut, sondern auch das eigene aufs Spiel zu setzen! Nicht nur zu töten, sondern der Nation, der Menschheit zu sagen: Darum mußte ich töten!

Dieser Verfall der Mörder kann zweierlei Gründe haben.

Der erste Grund kann der sein, daß die Schulz und Tillessen zwar das Bedürfnis hätten, ihre Rechtfertigung vor der Geschichte vorzutragen, daß es ihnen aber an geistiger Kraft dazu fehlt. Dann wären sie moralisch höher, geistig niedriger zu qualifizieren. Dann sind sie, wofür ja mancherlei Anzeichen vorliegen, Mörder aus politischer Infantilität. Nicht imstande, politische Gedankengänge logisch zu gliedern und also überzeugend vorzutragen, sind sie die Opfer einer nationalistischen Masseninfektion, der ihr schwach ausgerüstetes Gehirn nicht widerstehen konnte. Das wäre nur der intellektuelle Verfall der Mörder.

Die zweite Erklärung ist die, daß die Schulz und Tillessen ebenso wie die Insassen des Autos, das gegen Rathenau losgelassen wurde, irgendwie zum Typus Runge gehören und nicht, wie der seelisch hochstehende Attentäter von ehemals, aus freier Schicksalslust Leben wider Leben einsetzten, sondern zu ihrer Tat gedungen wurden. Nach jedem Krieg fehlt es nicht an entgleisten Existenzen, nach der Auflösung eines großen Heeres waren sie immer schwer in die bürgerliche Ordnung einzureihen. Solche junge Leute, die nichts gelernt haben als ein bißchen kommandieren auf dem Kasernenhof, müssen sich als Declassierte fühlen und die Verbrecherstatistik lehrt, daß der Declassierte dem Kriminal immer am nächsten steht. Es scheint, wie der Prozeß Killinger immerhin wahrscheinlich machte, eine Geheimorganisation dieser verlorenen Existenzen zu geben, dank ihr ist das politische Attentat ein gut bezahltes Gewerbe geworden. Das bedeutet den moralischen Verfall des politischen Mordes.

Stimmt diese zweite Auffassung, oder vereinigt sich Infantilität mit moralischem Stumpfsinn, dann sind nicht die Handlanger, die Granatenwerfer, die Pistolenschützen die eigentlichen Mörder, sondern vielmehr die Protektoren, die auf ihren Gütern sitzen und den Mordorganisationen den regelmäßigen Monatsbeitrag zugehen lassen. Verächtlicher als der Tatmörder im Auto, ist der Wunschmörder im Klubsessel.

Diesen offenen Brief an den Generalfeldmarschall sendet dem „Tage-Buch“ eine nationale Frau. Sie benutzt das „Tage-Buch“, trotzdem sie sanfter gesinnt ist als Herausgeber und Mitarbeiter dieser Zeitschrift. Aber sie will von einer Warte über den Parteien zu Hindenburg sprechen. Sicher denken hunderttausende Frauen wie Helene von Böhler. Und deshalb ist zu hoffen, daß der Generalfeldmarschall an diesem Appell nicht schweigend vorübergehen wird, denn von nun an hätte Schweigen einen anderen Sinn. Das „Tage-Buch“ wird diesen Brief an den Generalfeldmarschall weiterleiten.

Herr Feldmarschall!

Heute morgen lag der zerstörte Leib Walther Rathenaus aufgebahrt im Reichstag; mittags flutete eine unübersehbare Menschenmenge, trotz Regen und Frösteln, dem Lustgarten zu, nachmittags ruhte die Arbeit in allen Fabriken und Werkstätten, die Läden geschlossen, die Theater zu. Abends lag die Stadt wieder, wie in den trübsten Zeiten, im Finstern. Die Arbeiterin, die dem ihren das Abendessen wärmen wollte, konnte die Gasflamme nicht entzünden. Und wie in Berlin, so wars vermutlich im ganzen Reich. Beim Schein einer Kerze richte ich diesen Brief an Sie, Herr Feldmarschall.

Als eine deutsche Frau, die mit tiefer Sorge in die Zukunft schaut, nehme ich aus meinem vaterländischen Kummer den Mut zu diesem Appell. Deutschland, das zerstückelte, verwundete, verarmte Vaterland, braucht wie ein Schwerkranker vor allem Ruhe, Stetigkeit, inneren Frieden.

Meine Wege führen mich vom Land in die Stadt, vom Arbeiter zum Begüterten. Ich kenne die Gespräche der Armen, ich weiß, was am Tisch des Bürgers, im Gutshof und unter alten Offizieren gesprochen wird. Und ich fühle, daß die Kluft zwischen den Klassen sich wieder fürchterlich erweitert. Der Riß, der durch unser Volk geht, kann tödlich werden. Das Ausnahmegesetz kann die Explosion auf der Seite derer, die sich in die Republik nicht finden können, erst recht zeitigen.

Deshalb glaube ich, daß eine Beruhigung der extremsten Rechten, eine Entfieberung der Exaltados notwendig ist.

Sie, Herr Feldmarschall, können den Leuten ganz rechts das starke Wort der Besänftigung zurufen. Ihre Stimme wird von jedem Offizier gehört und — was vielleicht ebenso wichtig ist — auch im äußersten Gutshof des Osten und Norden vernommen werden.

Sie mißbilligen jeden Mord, das glauben wir. Der Mord ist unsoldatisch. Das tückische Attentat, mit vorbereiteter Flucht, widerstrebt Ihrer geraden Seele: Aber diese kranke Zeit hat so viele

unsicher gemacht, außer Rand und Band gebracht. Vergessen Sie verdrießliche Eindrücke, die Sie in Ostpreußen hatten, und fühlen Sie sich, wie in Ihren besten Momenten, nicht als Parteimann. Sagen Sie es den Verwirrten: Der Mord widerstrebt der Seele des deutschen Soldaten!

Der Krieg hat Viele entwurzelt, die Zeit nach dem Gewaltfrieden hat manchen braven Mann aus dem Geleise geworfen. Verzweifelte können irrsinnig handeln. Ihrer Autorität könnte es gelingen, die Schwankenden zur Vernunft zu bringen. Es lastet eine Verpflichtung auf Ihnen, Sie dürfen nicht länger schweigen. In dieser Stunde der Verwirrung und des Parteihasses brechen Sie die Stille und sprechen Sie ein klares Wort, damit nicht Vergifter der Volksseele die lange Zeit Ihres dulddenden Schweigens mißdeuten. Sprechen Sie das Selbstverständliche aus, daß der Mord eines Soldaten unwürdig ist.

Sagen Sie der Reichswehr, daß Ihr Amt nur dieses ist, dem Reich zu dienen, wie es ist!

Sagen Sie allen Deutschen, daß wir nicht die gegenseitige Zerfleischung, die Zerklüftung und Vergiftung brauchen, sondern den Seelenfrieden, der Nation.

Von Ihrer schlichten Gestalt könnten beruhigende Kräfte ins ganze Volk strömen! Sprechen Sie, ein Vater Ihrer Leute, diese Mahnung zur Friedfertigkeit, zur Besonnenheit, zum Meinungskampf mit reinen, edeln Mitteln aus.

Nicht als eine Führerin, sondern als eine besorgte Mutter richte ich diese Bitte an Sie. Wir Frauen warten. Wir denken an die greise Mutter Rathenaus, an die fromme Witwe Erzbergers, aber auch an die kinderlos gewordene Mutter der Schulz und Tillessen. Sind nicht genug Frauenherzen gebrochen worden in diesen Jahren des Schreckens? Sprechen Sie ein Wort, das den Müttern den Schlaf der Nächte wiedergibt. Ihr Wort muß bald durchs Land tönen! Der Himmel unseres Vaterlandes ist ganz verfinstert, düstere Tage stehen uns bevor.

Möge Ihr klares Wort diese Dunkelheit der Zeit durchbrechen und erhellen.

MORITZ HEIMANN

ZU RATHENAU TOD

Mit Rathenau ist auch mir ein Mensch dahingegangen, um den ich zu trauern habe. Es gab einmal für ihn eine Stunde der Not, in der er mir nahe kam, und ich sah den vielfach beneideten, von Erfolg und Glanz umstrahlten Mann als einen beschatteten und einsamen Mann. Doch davon und sonst von seiner Persönlichkeit zu sprechen, ist mir in dem Überfall dieser Tage nicht möglich. Der Schmerz um den Gemordeten wird von dem Schmerz über den Mord übertäubt. Die Geschichte ist eine Hure und wählt sich die Namen für Taten und Untaten, die sie berichtet. Camorra, Vehme, Assassinen, Harmodios und Aristogeiton, sie hat die Wahl.

Rathenau war kein Staatsmann; ihm fehlte die liebende Verachtung, die verachtende Liebe, ihm fehlte der heroische Cynismus, dessen es bedarf, ein Volk und eine Zeit zu gestalten. Er meinte es gut mit seinem Vaterlande, er wollte ihm dienen, und das wird nicht verziehen. Dieser wäre ehrgeizig gewesen? Er hatte vielmehr zu wenig Ehrgeiz. Er trat seine beiden Ministerien an mit einem Verzicht auf seine innerste Vision; aber da er Fähigkeiten, Kenntnisse und den reinen Willen zu helfen in sich wußte, glaubte er, sich der Not der Stunde nicht versagen zu dürfen. Kein Volk der Erde ist einen solchen Verzicht wert; daß er dieses nicht gewußt hat, nur das ist seine tragische Schuld. Er hatte Gegner und Feinde, und verdiente sie, wie jedermann in einer Welt, die Wahrheit nur in Splintern austeilt. Aber er fand was Schlimmeres auf seinem Weg: Jäger, böse, kalte Jäger aus dem Hinterhalt. Kein Zweck, kein Ziel hat ihn gemordet, nur die höllische Lust, der höllische Leichtsin. Nun im Gedanken an den Hingestreckten mögen sie sich fragen und sich prüfen. Wer da jubelt und aufjauchzt über den von Kugeln zerschmetterten Menschenleib, der hat einen Abgrund in seiner Seele, und ihm vielleicht verzeiht der unerschütterliche Gott. Was aber soll aus denen werden, welche jetzt sagen: dahin sollte es nicht kommen, dieses haben wir nicht gewollt!? Mögen endlich sie wenigstens in sich gehen und sich besinnen — worauf? Nicht auf neunzehnhundert Jahre Christentum, die immer noch jeder Sturm als welke Blätter von den Zweigen reißt. Nur auf sich selbst, auf das Leben, das zu ihnen spricht, wenn sie nicht sprechen. Nennet nicht Helfferich einen Mörder! Oh, auch er meint es gut. Nur ist in seinem Gemüt kein Funke von der Flamme, in deren Schein die Völker und die Jahrhunderte kläglich blaß werden wie Kerzenlicht am Tag. Nennet ihn, noch einmal, nicht einen Mörder! aber für ihn und seinesgleichen, die es nicht gewollt haben, ist jetzt die höchste Zeit, sich von denen zu trennen, die es gewollt haben; oder die Verderbnis wird sie bis ins Mark der Knochen zerfressen. Haben sie den Tod Erzbergers gebraucht? Nein; nicht der ermordete, sondern der zu ermordende Mann war eine Figur in ihrem Spiel, eine Ziffer in ihrer Rechnung, eine Kohle unter ihrem Kessel. So sind sie schlimmere Verderber der Jugend geworden, als sie ahnen; Verderber, nicht einmal Verführer.

Aus Rathenaus Schriften klang zuweilen eine Frage und Mahnung an seine Mitmenschen von schwerer und tiefer Dringlichkeit, Frage und Mahnung, die er verstummen lassen mußte, seit er auf die Galeere ging. Wir brauchen diese Stimme zu den, ach, wenigen anderen; keine verhängnisvollere Anklage trifft uns, als daß erst der Tod so schrecklicher Gestalt kommen mußte, seinen Mund wieder zu entsiegeln.

An einem Sommertag besuchte ich ihn in seinem Schlößchen Freienwalde. Das ist ein geräumiges, in edeln Proportionen gehaltenes Landhaus der Königin Luise. Rathenau hatte das etwas vergessene Gut gekauft, aufgefrischt und zwar mit einer wählerischen Sorgfalt, die sich um das kleinste Tapetenmuster kümmerte, und lebte nun im Sommer zwischen den alten Schränken und auf dem schmalen Kanapee der Königin Luise. Als wir bei ihm eintraten, saß er, an einem strahlenden Pfingsttage, mutterseelenallein auf der Veranda und las in einem elegant gebundenen Buch. Wir hatten eben in der Oder gebadet und drangen mit Bärenhunger und Bärenfröhlichkeit in das altertümliche Schlößchen ein. Alles, die alten Möbel, die gehäkelten Tischdecken, die blanken Fußböden, schien über uns ein wenig schockiert und selbst Rathenaus begleitende Führung schien „Psst, Psst“ zu flüstern. So wie Rathenau damals vor dem blühenden Garten saß, in ein Buch vertieft, so lebt er mir immer vor Augen, mutterseelenallein, nicht mit der Natur verbunden, freudearm, isoliert — ein Mensch, dessen Glück das Denken ist.

Er kam aus einem jüdischen Kaufmannshause. Nie hat er den Juden, nie den Kaufmann verleugnet. Aber die feste Selbstverständlichkeit, die noch der Vater besaß, war ihm abhanden gekommen: Er konnte nicht mehr frisch-frech handeln, er grübelte. Rathenaus Leben war im Grunde monologisch, wie ja auch alle seine Schriften Selbstgespräche sind. Er hat einmal geschrieben: „Tantaliden! Vom Wollen, Zweck und Begehrt verzehret! Ihr verschmachtet nach der Frucht, die in euren greifenden Händen zerrinnt, die nur dem ruhig Schlummernden die Lippe kühlt!“ Nun, er wußte Einiges von der Tragik des einsam Wollenden. Seine Vernunft war freilich so groß, daß er sich am eigenen Zopf, wie Münchhausen nur fabelte, aus dem Wasser zog. Er erkannte die Grenzen seiner praktischen Vernunft und arbeitete daran, über sie hinauszudringen. In seinen Büchern findet man merkwürdigerweise das Wort Liebe. Nicht die sinnliche, frohe, leibliche Liebe, aber die quellende, angeborene, unwillkürliche Humanität ist in seinen Büchern erwähnt. Er, der Denkende, hatte den Willen zur angeborenen Liebe, er hat mit der Festigkeit des sittlichen Menschen den Vorsatz zur Liebe in sich erkämpft. Und so gütig ist die Natur, daß sie einen beharrlich festgehaltenen Vorsatz nicht ignoriert. Je länger Rathenau lebte, desto näher brachte er sich dem Mysterium der unwillkürlichen Liebe.

Er kam aus einer Kaufmannswelt. Sinn für Ökonomie saß ihm in den Knochen, er war erzogen, sich bei jeder Tat zu fragen: Wozu? Und wieder hat er sein Leben dazu gebraucht, die Grenzen seiner inwendigen Kaufmannswelt zu erweitern. Alle seine Schriften sind ein Aufstand gegen das väterliche „Wozu?“ Er litt (theoretisch) an einer Idyosinkrasie gegen alle Zwecke. Er teilte die Menschen ein in Freie, Zwecklose und in Gebundene, Zweckhafte. Es gelang ihm, sich in die Welt des reinen Schauens, in benachbarte Künstlerseelen einzuleben. Die wahrhaft Produktiven, das waren ihm die nicht vom Zweck Ver-

folgten. Er formulierte: „Einer reinen furchtlosen Natur ist das Zweckhafte fremd.“ Dies schrieb Walther Rathenau zwischen Aufsichtsratsitzungen, zwischen Ingenieurberatungen, nachdem er Exposés über die Ausdehnungsmöglichkeiten der A. E. G. in Südamerika entworfen hatte. Er, der rechts und links und vorn und hinten auf einen Zweck bedacht sein mußte, er war vernünftig genug, den Hirtenjungen zu beneiden, der im Grase liegt und sich eins pfeift.

Immer trieb sich Rathenau über sich hinaus. Er ist ein rastloser Arbeiter an sich selbst gewesen. Ingenieur, Kaufmann, Literat, Politiker, in den obersten Regionen der englischen, französischen, deutschen Geisteswelt heimisch, bald von dem Willen zur Aktion, bald von der Sehnsucht nach Erkenntnis beherrscht, war ihm die Welt im Grunde nur ein Mittel zur Selbstvervollkommnung. Er gehörte nicht zu den Menschen, die ganz ohne Spiegel leben können. Er mußte sein geistiges Gesicht von Zeit zu Zeit besichtigen und sich sagen, ob es an Bedeutung gewonnen habe. Er glaubte an den angeborenen Adel der Seele, aber er hoffte insgeheim, daß es auch einen erworbenen Adel gebe. Er setzte sich hin und schrieb sich die Eigenschaften auf, die er für die entscheidenden des Seelenadeligen hielt:

Blick fürs Wesentliche,
Bewunderung,
Vertrauen,
Phantasie,
Selbstbewußtsein,
Einfachheit,
Sinnenfreude,
Transzendenz.

Und dahinter schrieb er die Eigenschaften der Sklavenseele auf:

Freude an der Neuigkeit,
Kritiklust,
Dialektik,
Skeptizismus,
Schadenfreude,
Sucht zu glänzen,
Geschwätzigkeit,
Verfeinerung,
Ästhetizismus.

Er hatte das Ohr nach innen gewendet und lange gelauscht, ehe er diese beiden aufschlußgebenden Listen notierte. Wer kann danach sagen, daß Rathenau sich in dieser Stunde selbst für einen ungemischt Seelenadeligen hielt? Aber er war der Mann der seelischen Planwirtschaft. Er wußte, wohin er innerlich zu steuern hatte. Immerfort hat er sich selbst angespornt, immerfort erweiterte er sein inneres Imperium. Gewiß sah er von Zeit zu Zeit in den Spiegel (dann entstand eine kleine Schrift) aber ich möchte sagen: auch seine Eitelkeit war produktiv.

Im Laufe der Jahre entwickelte sich sein Selbstbewußtsein. Das erkannte man schon an seinem Stil. Er versuchte nicht mehr, einen Satz zu beweisen, er verfügte seine Erkenntnisse. Aber wer seine

1913 erschienenen prophetische Voraussagung des Weltkrieges, der Isolierung Deutschlands, der inneren Brüchigkeit des Reiches nachliest — deshalb wird diese Betrachtung in diesem T.-B. abgedruckt — der muß zugeben, daß er das Recht hatte, seine Erkenntnisse zu dekretieren. Man konnte sich auf seine Gründe verlassen.

Er war ein Hamlet. Immer monologisierend. Und im tiefsten Grunde gar nicht zur Tat bestimmt. In mancher einsamen Stunde mochte er sich fragen:

Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam.

Hamletisch war seine Grübelsucht, hamletisch seine Instinktunsicherheit. Hamletisch aber auch die untastbare Reinheit seines Wesens, er war der Mönch seines Geistes. Kein Sonntagskind, sondern ein unermüdlicher, ein gequälter Bildner an sich selbst. Die nach diesem hoch aufgerichteten Manne zielten, haben sein Gesicht nie gesehen!

WALTHER RATHENAU

DAS EUMENIDENOPFER

Der folgende Aufsatz ist für die Pfingstnummer der Wiener „Neuen freien Presse“ im Frühling 1913 geschrieben worden. Er hat die Geschicke Deutschlands, die inneren wie die äußeren, die militärischen wie die politischen, ein Jahr vor dem Kriegsausbruch klar vorausgesagt.

Wird die Verlängerung der Dienstzeit in Frankreich ausnahmsloses Gesetz, so ist der Krieg besiegelt, und zwar als ein Werkzeug in den Händen Englands, das ihn nicht heute und nicht morgen, doch zu dem Zeitpunkt entfesselt, der ihm gefällt. Die doppelte Spannung, die, gefährlicher als ausgesprochen, zwischen England und uns, ausgesprochener als gefährlich zwischen Frankreich und uns bestand, gewinnt jetzt ihre volle Explosionskraft, verschärft durch Rußlands Empfindlichkeit, das die Milliardenfaat im Festungsgürtel längs seiner Grenzen aufprießen sieht.

Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, die wahren Lehren jener großen Epoche zu befolgen und das Unrecht abzutun. Das reifste Unrecht unserer Zeit aber besteht darin, daß das fähigste Wirtschaftsvolk der Erde, das Volk der stärksten Gedanken und der gewaltigsten Organisationskraft, nicht zugelassen wird zur Regelung und Verantwortung seiner Geschicke. Abgespeist mit kommunaler Verwaltung und wirtschaftlicher Gesetzgebung, erblickt es die Staatsgewalt in den Händen einer kleinen, aber mächtigen Klasse, die zugleich das wichtigste der einzelstaatlichen Parlamente beherrscht; gewöhnt es sich zwangsweise an den Gedanken, daß eine Regierung nicht anders als konservativ sein darf.

Dieses doppelte Übel schwächt Preußen-Deutschland jahraus, jahrein mehr, als Dutzende von Brigaden gutmachen können. Denn die enge Auswahl der Herrenkaste, die dem alten Kleinstaat genügend Verwaltungstalente lieferte, kann nicht mehr die Zahl hervorragender Geschäftsleute schaffen, die der gewaltigen Konkur-

renz fremder Millionenauslese standhält. Deshalb leidet die politische Geschäftsführung und vermindert sich der wirksame Nutzeffekt unserer Gesamtmacht derart, daß wir das Handicap nicht auf die Dauer tragen werden.

Zugleich aber drängt der mächtige und eng verkettete Konservatismus der Regierung die Gesamtheit aller administrativen Volksinteressen auf das Gebiet wirtschaftlicher und religiöser Kämpfe. Hier verschärfen sich die Gegensätze bis zur atomistischen Zerspaltung in Tages-, Geld- und Parteikonflikte; schon ist der Gedanke kaum mehr faßbar; daß andere als materielle Interessen das Wesentliche eines Volkswillens ausmachen, und es wird durch das gewaltsam zerrüttete Fraktionswesen den Regierenden täglich der erwünschte Scheinbeweis erbracht, daß dieses Volk zur Selbstbestimmung nicht reif sei. In gleichem Maße aber, wie die materiellen Interessen zur Herrschaft gelangen und gemäß einer Machtverteilung geregelt werden, die nicht dem wahren Aufbau des Volkskörpers entspricht, kommt eine ungleiche Verteilung der Lasten zustande, die früher oder später den Bestand des Staates erschüttern muß.

Klassenherrschaft, ausgedrückt durch mangelhafte Selektion und schwache Politik; Konservatismus der Führung, ausgedrückt durch Ungleichheit der Lasten: das ist das doppelte Unrecht und die doppelte Gefahr unseres Landes. Und das Unrecht wiegt umso schwerer, als es nicht unbewußt geschieht. Denn von den konservativen Vertretern der herrschenden Ordnung wissen die meisten und bekennen viele, daß ein sittlich und geistig erwachsenes Volk nicht lange unmündig gehalten werden kann, daß Naturgesetze stärker sind als Menschenwille und daß in abermals hundert, ja in fünfzig Jahren keine der bürgerlichen Schranken mehr bestehen wird. Aber es genügt ihnen, wenn sie und ihre Kinder als Herren des Landes geachtet werden, das ihre Väter — hierin liegt der veröhnliche Punkt dieser Einseitigkeit — beherrscht und verteidigt haben.

Das natürliche wäre nun, wenn das Volk spräche: Wir, deren Arbeitskraft allein die Aufwendungen dieser Rüstungszeit ermöglicht, wir sind bereit, dies Opfer und spätere größere zu tragen. Aber wir erwarten, daß das Unrecht abgestellt werde, beginnend zunächst mit der Änderung der ungesetzlichen Wahlkreisgeometrie im Reiche und des ungerechten Wahlgesetzes in Preußen.

Nichts dergleichen wird geschehen. Unser Volk ist politisch nicht unreif, doch indolent in hohem Maße. Die Mehrzahl der Menschen, die das Pflaster norddeutscher Städte betreten, zählt Leibeigene unter ihren Vorfahren. Und dieser Tropfen unfreien Blutes, der noch immer über die Unverletzlichkeit des Leibes staunt, der selbst im Gefolge des Sozialismus sich mit der Wonne der Disziplin begnügt, entschließt sich schwer, die praktischen Forderungen des Staatsbürgertums mit Entschiedenheit zu wollen.

Im mittleren und höheren Bürgerstand aber steigert sich vielfach die Indolenz zur politischen Apathie. Die Geschäfte gehen gut, man bereichert sich. Unermeßliche Staatsgebiete, in denen kein Haus älter ist als zwanzig Jahre, beherbergen den neuen Wohlstand. Zehntausend merkantile Gesellschaften von weit geringerem Durchschnittsalter haben Legionen von hochbesoldeten Direktoren, Prokuristen und Oberbeamten geschaffen. Das Geschäft blüht, aber nicht von selbst, man hat seine Sorgen. Soll man sie durch politische Ängste vermehren, die nichts bringen? Kaum hat man Zeit, die Vergnügungen zu genießen, die das schöne Geld beschert. Und ist nicht alles gut gegangen? Warum soll es nicht weiter gut gehen? Noch zehn, noch zwanzig Jahre, man ist reich, solange hält es. Kurz und gut, das Geschäft geht vor.

Rückhaltslos muß es ausgesprochen werden: am Unrecht ist niemand so schuldig wie das Volk selbst, das aus Indolenz und Geschäftslust gramlos es duldet; aber geduldetes Unrecht wird nicht zum Recht und verkannte Gefahr nicht zur Posse. Von Unrecht und Gefahr aber kauft kein Opfer uns los.

Völkerkriege und Schicksale werden nicht vom Willen geschaffen; sie entspringen Naturgesetzen, die in den Kontrasten des Bevölkerungsdruckes, der Aktivität, des Physikums ihren Ausdruck finden. Doch über den mechanischen Schicksalsgesetzen stehen die ethischen und transzendenten. Wenn innere Kräfte stocken, wenn Formeln, Sitten und Gedanken sich überleben, so ergreift ein äußeres Geschick das Wort und die Führung. Nicht äußere Verhältnisse und politische Konstellation, sondern innere Gesetze, sittliche und transzendente Notwendigkeiten führen mit Gewalt unser Schicksal herbei. Unser zähes Volk ist mit dem gleichen Mittel erzogen worden, mit dem es seine Kinder zu erziehen liebt, mit Schlägen. Früher hat der Trotz der Herrschenden die Schicksalsschläge herbeigezogen, nun gesellt sich zu diesem Trotz die Indolenz des Landes, das nicht um seine Verantwortungen kämpfen will und daher um seine Sicherheit wird kämpfen müssen.

Tritt aber die Schicksalsstunde heran, so wird man begreifen, daß alle Unternehmung ein Spiel der Winde bleibt, wenn sie nicht in der Tiefe auf doppelt gefestigtem Fundament beruht: auf starker Politik und gerechter Verfassung. Die Leidenschaft, die heute den Interessen des materiellen Lebens frönt, wird dann der Sorge um die Dinge der Gemeinschaft und des Staates weichen, und zugleich mit der Erschütterung des überreichen Gebäudes unserer Wirtschaft werden morsche Rechte und Mächte dahinsinken. In einer Stunde stürzt, was auf Äonen gesichert galt; was heut vermessene Forderung scheint, wird selbstverständliche Voraussetzung. In solcher Zeit der echten Opfer und der wahren Entäußerung verschmelzen die Mächte des Volkes, der Verwaltung und der Krone zu engerer Einheit und verjüngter Kraft: sei es im Dienste der Abwehr, des Ansturms oder der Vergeltung. Bis dahin aber mögen wir das Jahr 1813 feiern und des Jahres 1806 gedenken.

Der Zweckmensch.

Der Zweckmensch ist ein Geschöpf des Leidens. Seufzend beginnt er sein Tagewerk, denn die neue Sonne leuchtet Gefahren und Sorgen. Der Peitschenhieb des Schreckens ist ihm gewohnt; was den Starken lachen macht, macht ihn beben. Sein Herz klopft vor unerbrochenen Siegeln und verschlossenen Türen. In Ketten der Angst geschmiedet kennt er nicht die Ruhe der Seele, die heiter, frei und selig macht.

Selbst im Genuß gibt er sich nicht dahin. Seine Stirn entrunzelt und sein Herz entfaltet sich niemals ganz; und wenn der Mensch des Augenblickes aus weiter Brust singt und jubelt, so ist des Zweckmenschen Antwort ein gequältes Lachen.

Er kann nicht Feste feiern. Sein Auge erblickt das Gespenst des Kommenden an der Mitte der Tafel und die Gäste scheinen ihm wahnsinnige Toren. Er genießt im Taumel, in der Betäubung, schuldbewußt und reuevoll.

Dem Schmerz frönt er unersättlich, würdelos, mit Wollust. Denn der Schmerz verlöscht einen Teil seiner Angst; mehr noch: er gibt ihm recht. Nur wenn hinter dem vorhandenen Übel das Größere hervorlugt, krampft er sich regungslos zusammen und verharrt in scheinbarer Größe. Dann wird er als Märtyrer erfunden und bisweilen gepriesen.

Vom Ziel der Geschäfte.

Daß Geschäfte gemacht werden, um Geld zu verdienen, scheint vielen ein selbstverständlicher Satz. Dennoch habe ich noch niemals einen wahrhaft großen Geschäftsmann und Unternehmer gesehen, dem Geldverdienen die Hauptaufgabe seines Berufes war, und ich möchte behaupten, daß, wer am persönlichen Geldgewinn hängt, ein großer Geschäftsmann überhaupt nicht sein kann.

Der Händler und Krämer, der von der Arbeit des Tages lebt, will und muß in erster Linie an sein Einkommen denken, denn er setzt seine leibliche und geistige Kraft in gleicher Weile in Lebensunterhalt um, wie der Fabrikarbeiter und Beamte; nur mit dem Unterschiede, daß er eine gewisse, meist scheinbare Selbständigkeit der Verfügung und Arbeitseinteilung sich erhält. Doch wenn er auch eigene Waren gegen Kredit erwirbt und auf Kredit verkauft, so macht er im eigentlichen Sinne ebensowenig eigene Geschäfte wie ein Chausseehauspächter, ein Warenhausverkäufer oder ein Telegraphenbeamter. Er arbeitet als Beauftragter und im Akkord seiner Gläubiger; es fehlt ihm die Freiheit eigener Verfügung.

Durchaus nicht jeder Kaufmann ist ein Geschäftsmann, so wenig wie jeder Dienstmann ein Kommissionär, jeder Kutscher ein Fuhrmann und jeder Bierzapfer ein Gastwirt ist. Zum Geschäfts-

mann gehört zweierlei: ausreichendes eigenes oder fremdes Kapital im Verhältnis zum Umfang seiner geplanten Geschäfte, und eine natürliche Begabung, die weder durch Lehrzeit, noch Akademie, noch Praxis ersetzt werden kann.

Der Gegenstand, auf den der Geschäftsmann seine Arbeit und seine Sorgen, seinen Stolz und seine Wünsche häuft, ist sein Unternehmen; es heiße wie es wolle: Handelsgeschäft, Fabrik, Bank, Reederei, Theater, Eisenbahn. Dies Unternehmen steht ihm gegenüber wie ein körperlich lebendes Wesen, das durch seine Buchführung, Organisation und Firma ein unabhängiges wirtschaftliches Dasein führt: es schuldet ihm Geld oder leiht ihm welches, es verdient oder verliert, es wächst oder kränkelt, es besoldet Angestellte, schreibt Briefe, wirbt, bittet, droht und verklagt; es feiert Jubiläen, vermählt sich und pflanzt sich fort, verzieht, wandert aus, stirbt und ersteht von neuem.

Der Geschäftsmann kennt kein anderes Trachten, als daß dieses Geschöpf zu einem blühenden, starken und zukunftsreichen Organismus erwachse; dringliche Wünsche außerhalb des Bereiches seiner Unternehmung hegt er nicht. Denn er weiß, wenn sie zu genügender Tragfähigkeit erstarkt, daß alle Belastungen gesteigerter Lebensführung, standesgemäßer Entfaltung, ja selbst vorstrebenden Ehrgeizes ihr auferlegt werden können, und in gleichem Maße wie diese scheinbaren Güter ihm erschwinglich werden, verlieren sie an Wert.

Und zwar schwindet zuerst die Freude an käuflichen Dingen. Denn wie die Fähigkeit des Menschen zu extensivem Genießen beschränkt ist, so ist seine Kraft zu besitzen, eng begrenzt. Wenn einer zwölf Landsitze eignete und verurteilt wäre, auf jedem der zwölf einen Monat zu verbringen, so besäße er von allen nicht ein einziges, sondern wäre überall ein Fremdling.

Was von werbender Tätigkeit verbleibt, ist Macht und Machtzuwachs. Macht aber bedeutet die Fähigkeit, Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen; sie kann nur den befriedigen, der Gedanken hat, und zwar verständige Gedanken. Denn nichts kommt dem geistigen Ekel gleich, den einer empfindet, der eine Torheit oder Abgeschmacktheit verwirklicht hat, so daß sie unzerstörbar erstarrt, ihm und jedem des Weges Kommenden in ihrer Unge-schlachtheit vor Augen steht.

Seltsamerweise erträumen diejenigen, die von ferne nach Reichtum und Macht streben, etwas ganz anderes, als was die Verwirklichung ihnen gewähren kann, die nämlich Verantwortung und Arbeit ist: sie träumen von üppigem Leben, maßloser Freiheit und äußeren Ehren. Und so zeigt sich hier abermals Natur in ihrer Rätselhaftigkeit, wie sie Wesen und Erscheinung zu unfaßbaren Gegensätzen kuppelt: was nach außen Assoziation, ist nach innen Individuum; was nach außen Bewegung, ist nach innen Empfinden; was nach außen Kunst, ist nach innen Leidenschaft — und, bei dem

vorliegenden ärmlicheren Beispiel: was nach außen Glanz und Freiheit, ist nach innen Arbeit und Verantwortung.

Ich komme zum Ausgangspunkt zurück und bemerke, daß man von einem Manne, der mit dem Werkzeuge seines Unternehmens einer ideellen Macht nachstrebt, schwerlich annehmen wird, daß er seine Einzelhandlungen, die man Geschäfte nennt, nach dem Profit bemißt. Ebenso wie die Einzelhandlungen eines Politikers nicht darin bestehen, die Landesgrenzen ständig zu verschieben, vielmehr darin, seine allgemeine Stellung auf dem Schachbrett der Welthandel zu stärken, so wird der Geschäftsmann die Machtstellung seines Unternehmens im Auge haben und oftmals auf Gewinn, zuweilen auf Besitz, verzichten, wenn er das Feld seines Einflusses glaubt erweitern zu können. Er wird kaum am Ende des Jahres wissen wollen, ob und wie weit sein Vermögen sich vergrößert hat; es genügt ihm, wenn all seine Unternehmungen in Ausdehnung und innerer Stärkung begriffen sind.

Leitsätze.

Eine Organisation soll ihr Gebiet bedecken wie ein Spinnennetz: von jedem Punkt soll eine gerade und gangbare Verbindung zur Mitte führen.

*

Du sollst die Organe kennen und beständig beobachten, aber niemals das selbst verrichten, was die Organe ausführen können. Denn die wichtigste Arbeit ist solche, die kein anderer machen kann; und deren gibt es stets genug.

*

Eine Verwaltung sollte so beschaffen sein, daß jede Fußbreite des Gebietes von einer Verantwortlichkeit gedeckt ist, besonders auch der Bezirk, den du selbst dir vorbehältst. Deshalb vermeide Geschäftsgeheimnisse — scharf betrachtet gibt es keine — und halte mindesten einen Mann, der alle deine internsten Dinge erfährt und kennt.

*

Verlange, daß jeder deiner Leute einen Stellvertreter, keiner einen Adjutanten halte.

*

Unfähige Menschen erkennst du daran, daß sie ihre Nachfolger zu unterdrücken suchen.

*

Sei stets um das Wohl deiner Leute besorgt, nie um ihren Beifall.

*

Geschäfte müssen monarchisch verwaltet werden. Kollegien arbeiten selten schlecht, aber im besten Fall mittelmäßig.

*

Kollegialität heißt Feindschaft.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juliwoche

Der Brotpreis, der augenblicklich etwa 16 Mark für den 1900 Gramm-Laib beträgt, wird sich vom neuen Erntejahr an also wirklich auf rund 40 Mark erhöhen! Die Getreideumlage, die noch in der vorigen Woche vom Reichstagsausschuß abgelehnt worden war, ist unter dem Eindruck des Rathenaumordes und der von ihm verursachten Volkserregung zwar rasch wieder angenommen worden; aber auch sie kann nur eine noch weitere Verteuerung, nicht aber die Preissteigerung auf mehr als das Doppelte verhindern. Es ist die schärfste Steigung, die bis zum heutigen Tage zu verzeichnen gewesen ist; und da auf dem Brotpreis das ganze innere Preisgebäude ruht, gehen wir offenbar einem Preisruck von noch nicht dagewesener Schärfe entgegen. Wenn zugleich noch die Markentwertung fortschreiten sollte — und es besteht wenig Aussicht aufs Gegenteil, — werden wir soziale Kämpfe und werden wir ein Elend erleben, von deren Gewalt wir uns kaum übertriebene Vorstellungen machen können. Was ist zu tun? Wenigstens das eine: Vorbereitungen sind zu treffen, daß der Ruck den sozialen Organismus nicht unvorbereitet trifft! Heute schon sollten Arbeitgeber und -nehmer sich zur Ausarbeitung neuer Lohn-tarife zusammensetzen, heute schon die Einigungen treffen, die, auch wenn man die Kämpfe abwartete, schließlich doch getroffen werden müssen. Das ist die einzige, schwache Wappnung, die uns erreichbar ist. Lassen wir es diesmal nicht wieder auf die alte Von-der-Hand-in-den-Mund-Politik ankommen!

In diesen Tagen, in denen der Kampf um die Zwangsanleihe in ein kritisches Studium eingetreten ist, kann man wieder einmal peinliche Betrachtungen über das Verhältnis zwischen Presse und Finanzkapital machen.

Unter den bürgerlichen Zeitungen Deutschlands gibt es gewiß einige wenige, die sich nicht scheuen, gelegentlich auch einmal Kritik an den Geschäftsmethoden, an den Plänen und an der Propaganda von Großbanken, Großbankdirektoren und großen kapitalistischen Assoziationen zu üben. Aber das sind Ausnahmen allerhöchsten Ranges; die Regel ist, daß die Verlage sich ängstlich bemühen, keine Wolke auf die Stirn ihrer Großinserenten fallen zu lassen; und daß die armen Redakteure angehalten werden, sich als sereile Kommis der Großmächte zu betrachten —: immer bewundernd, bestätigend, lobpreisend, niemals ernsthaft analysierend und kritisierend. Selbst Blätter, in denen vorne tapfere Regierungspolitik getrieben und gegen die maßlose Verhetzung à la Helfferich unentwegt Stellung genommen wird, geben hinten mit devotem Bei-

fall Stimmen Raum in denen Regierungsentwürfe nur mit Verachtung behandelt werden, — mit einer Verachtung, die unbedingt den Eindruck beim Leser erwecken muß: diese Regierungsleute sind wirklich Cretins! Und wo ist gewagt worden, etwa gegen so undurchsichtige Operationen, wie es die Petroleum-Fusion der Deutschen Bank war, Bedenken zu erheben? Wo sind die Steuerposten und -Kommentare der Großbankbilanzen überprüft worden? „Majestät braucht Sonne,“ — das gibt es nicht! Aber Majestät braucht durchaus nicht Sonne, sondern Kritik! Man muß sie verstehen lehren, daß Kritik kein Feindschafts- sondern ein Freundschaftsakt, keine Kriegserklärung, sondern Mitarbeit ist. Die Verleger sind an sich schon in merkwürdigem Irrtum befangen, wenn sie glauben, Kritik werde ihnen das Geschäft beeinträchtigen. Im Gegenteil, sie wird das Ansehen ihrer Blätter erhöhen; und Ansehen führt schließlich zur größten Rentabilität; die „Frankfurter Zeitung“ ist an ihren offenen Analysen und Kritiken keineswegs zugrunde gegangen. Aber wenn es den Blättern sogar schaden würde: diese Art Byzantinismus muß auch für die Umdienerten selbst zu üblen Folgen führen, — zu ebenso üblen, wie der politische Byzantinismus es in anderem Bereich tat. Darum sollten die Umdienerten selbst ihn sich erbitten. Sie tun es aber leider nicht! Sie sind ebenso kurz-sichtig wie die andern! Und das ist das Traurigste an der Sache!

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DIE BANK-ABSCHLÜSSE

III.

Auch zur Beurteilung der Gewinn- und Verlustrechnung, also des Inbegriffs der Geschäftsvorgänge während 1921, untersucht man am besten den Abschluß der Deutschen Bank. Die Verhältnisse sind hier schon deshalb am klarsten, weil in diesem Jahre keine Kapitalvergrößerung stattgefunden hat.

Ein Vergleich zwischen den Gewinn- und Verlustziffern dieser Bank pro 1921 und pro 1913 ergibt folgendes Bild:

(Tabelle siehe nächste Seite.)

Das Auffälligste ist, daß nur ein einziger Posten eine Steigerung erfahren hat, die dem Ausmaß der Geldentwertung wirklich entspricht: die Verwaltungskosten, die rund 30 mal so hoch sind wie im Frieden! Aber weder Umsatz (rund 16 fach), noch Rohgewinn (rund 17 fach), noch gar Reingewinn (rund 8 fach) sind der Wertverminderung der Mark gefolgt. So daß gar kein Zweifel besteht: das Geschäftsvolumen der Bank hat sich realiter verringert.

Unter den Einnahmen sind relativ am stärksten diejenigen gewachsen, die unter der Flagge „Wechsel- und Zinskonto“ verrechnet werden. Das entspricht den höheren Diskont- und Zinssätzen. Stark abgefallen ist dagegen der große Mischmaschposten: „Sorten, Coupons, Effekten, Konsortialgeschäfte und Beteiligungen“,

	1913 Mill. M.	1921 Mill. M.	Steigerung um (in %)	Bemerkungen	
Einnahmen:				In % des Rohgewinns	
				1913	1921
Wechseln, Zinsen	35,4	694,6	1861	51,8	60,0
Provisionen	21,0	329,9	1471	30,7	28,4
Effekten, Konsols	4,7	134,5	1017	17,5	11,6
Beteiligungen	6,7				
Sorten, Koupons	0,5				
Rohgewinn	68,3	1189,9	1600	Rohgew. i. % d. Umsatz. 1913: 0,05%; 1921: 0,05%	
Ausgaben:				In % der Ausgabe	
				1913	1921
Verwaltung	25,3	745,-	2960	71,3	84,6
Steuern	4,0	73,8	1745	11,3	8,5
Beamtenfürsorge	1,6	22,4	1300	5,0	2,6
Abschreibungen	4,4	39,7	800	12,4	4,3
Ausgabe	35,6	880,9	2380	Ausgabe i. % d. Rohgew. 1913: 52,1%; 1921: 76%	
Reingewinn	32,7	278,1	753	Reingew. i. % d. Eigenkap. 1913: 9,9%; 1921: 3,3%	
Vortrag	3,0	14,0	366		
ges. Reingewinn	35,7	292,1	721	Reingew. i. % v. Umsatz 1913: 0,025%; 1921: 0,013%	
Umsatz	129,000	2,125,000	1547		

dessen Hauptkontingent in Friedenszeiten die „Beteiligungen“ stellten. Das Erträgnis dieser Beteiligungen ist es vor allem, das hinter den Friedensverhältnissen so stark zurückblieb; und zwar weniger weil die Unternehmungen unergiebig geworden wären, sondern weil die Bank, ausweislich der Bilanz, ihre Beteiligungssumme kaum erhöht hat. Das bestätigt noch einmal, was schon im vorigen Artikel gesagt wurde: das das Finanzierungsgeschäft der Bank, also ihre wirtschaftsstimulierende Funktion, nachgelassen hat.

Trotz des Rückgangs der Einnahmen, am Geldwert gemessen, erreicht der Rohgewinn aber doch noch denselben Prozentsatz des Umsatzes wie 1913 (0,05 %). Und zwar, weil auch der Umsatz entsprechend gesunken ist. Ja, man kann sogar sagen, daß er noch höher wäre, wenn nicht schon vor seiner Feststellung ziemlich erhebliche stille Abschreibungen vorgenommen worden wären. Das ist tatsächlich geschehen, denn wenn der Umsatz um 1547 % gewachsen ist, kann es bei den erhöhten Gebühren usw. nicht gut sein, daß der Rohgewinn nur um 1600 % gewachsen ist. Die innere Auswärtung des äußerlich stark reduzierten Rohgewinns ist also stärker als in Friedenszeiten, was sich im Hin-

blick auf die großen Schwankungen der Kurse usw. durchaus rechtfertigt.

Natürlich sagt das alles noch nichts über die Gestaltung des Reingewinnes aus, der durch die relativ außerordentliche Höhe der Ausgaben (76 % des Rohgewinns statt 52 im letzten Friedensjahr) noch tiefer unter das Goldniveau herabgedrückt ist als der Rohgewinn. Hier stehen übrigens den erhöhten stillen Abschreibungen verminderte sichtbare gegenüber. Sie wurden 1913 mit 12,4 % der Ausgaben dotiert, 1921 nur mit 4,3. An dieser Stelle ist ferner einzufügen, daß die Steuern keineswegs den erdrückenden Eindruck machen, der zuweilen hervorgerufen werden soll. Sie sind nur aufs rund 18,2fache des Friedensbetrages gestiegen, kaum mehr als der (wattierte) Rohgewinn, der sich aufs 17fache beläuft. In Prozenten der Ausgaben haben sie sich sogar vermindert; 1913 gingen 11,3 % der Ausgaben auf Steuerkonto, 1921 8,5 %. Die Steuern sind also mitnichten ruinös. Dagegen sind die Verwaltungsausgaben tatsächlich außerordentlich gewachsen, so daß ein Reingewinn übrig bleibt, der nur das 8½fache des letzten Friedensstandes erreicht; der sich im Verhältnis zum Eigenkapital plus Reserven (darunter erhebliches Goldkapital!) nicht mehr auf 9,9, sondern nur noch auf 3,3 % beläuft; und der nicht mehr 25, sondern nur noch 13 pro Mille des Umsatzes ausmacht.

Dies scheint, am Geldwert und Vorkriegsverhältnissen gemessen, charakteristisch für alle Institute: 1. Rückgang des Geschäftsvolumens; 2. Rückgang der Finanzierungstätigkeit; 3. stärkere Abschreibungen vom Rohgewinn; 4. Rückgang des Rohgewinns nach erfolgten Abschreibungen; 5. Unverhältnismäßig hohe Verwaltungskosten; 6. Unverhältnismäßig niedriger Reingewinn.

IV.

Die Verteilung des an sich schon niederen Reingewinns zeigt ebenfalls charakteristische Änderungen gegenüber den Methoden von 1913:

	1913	1921	Steigerung	i. % d. Reingew.		i. % d. Rohgew.	
				1913	1921	1913	1921
Dividende	25,—	96,—	284%	70,0	32,8	36,8	8,3
Reservefond	2,5	100,—	3900%	7,0	34,2	3,7	8,9
Abschr. auf Gebäude . .	—	45,7	—	—	15,6	—	3,8
Aufsichtsrat	1,—	6,—	500%	2,8	2,1	1,4	0,5
Pensionsfond u. Beamte	3,—	30,—	900%	8,4	10,3	4,3	2,4
Vortrag	4,2	14,4	243%	11,8	5,0	6,1	1,2
	35,7	292,1	721%	100,—	100,—	52,3	25,1

Das Wesentliche ist, daß die Dividende nicht einmal aufs 4fache gewachsen ist; daß sie nicht mehr 70, sondern nur noch 33 % vom Reingewinn ausmacht; nicht mehr 37, sondern nur noch 8 % vom Rohgewinn; nicht mehr 0,19, sondern nur noch 0,045 pro Mille vom

Umsatz. Die Dividende ist tatsächlich der weitaus geringfügigst gesteigerte Posten des ganzen Abschlusses. Das ist bei allen Instituten so. Gerechtigkeit gebietet, es festzutellen.

V.

Um gewisse Anhaltspunkte für die Unterschiede ihrer Geschäftsführung zu gewinnen, sei endlich versucht, die Gewinn- und Verlustrechnungen der größten Institute etwas eingehender miteinander zu vergleichen. Dabei muß aber die Darmstädter Bank ausscheiden, weil sie es unterlassen hat, über die Höhe ihres Umsatzes, — also über eines der wichtigsten Urteilkriterien, — Mitteilungen zu veröffentlichen.

Für die anderen vier Institute ergeben sich folgende Vergleiche:

	Deutsche Bank	Dresdner Bank	Diskonto-Ges.	Comm.-u. Privatbk.
Umsatz in % des Eigenkapitals	238000	200000	225000	160000
Rohgew.	13,1	9,1	10,6	6,7
Verwalt.	0,055	0,050	0,046	0,061
Steuern	6,3	6,0	5,8	7,4
Reingew.	8,9	7,9	8,7	9,0
Umsatzes	0,034	0,030	0,026	0,043
Rohgew.	6,2	15,7	8,7	7,7
Reingew.	2,6	6,4	2,6	3,4
Ausgaben	8,8	21,0	13	10,0
Umsatzes	0,0034	0,0079	0,0040	0,0047
Eigenkapitals	32,7	22,0	34,6	14,6
Umsatzes	0,013	0,012	0,015	0,013
Rohgewinns	23,7	24,3	32,5	21,7
Divid. in % vom Umsatz	0,0045	0,0039	0,0054	0,0075
Reservefond in % des Eigenkapit.	15,4	5,4	15,4	4,4
Abschr. etc. in % des Reingew.	19,8	34,0	0,0	0,0

Die Berechnungen sind nicht bei allen Instituten nach gleichen Methoden erfolgt. Die Deutsche Bank hat sichtbare Abschreibungen schon vor Feststellung des Rohgewinns vorgenommen, die Dresdener Bank schreibt sichtbar nur vom Reingewinn ab, die beiden anderen Institute weisen überhaupt keine offenen Abschreibungen auf. Auch sonst sind vergleicherschwerende Momente hervorzuheben; so insbesondere die Kapitalserhöhungen, die bei der Dresdner und der Commerz- und Privatbank während des Jahres erfolgt sind. Trotzdem ergeben sich mit Sicherheit einige Folgerungen:

1. Die Verwaltungsausgaben, verglichen mit dem Umsatz, sind bei weitem am höchsten beim kleinsten Institut. Mit der schnellen Expansion des Betriebes hat seine Ökonomisierung offenbar nicht Schritt zu halten vermocht. Die Diskontogesellschaft hat in dieser Hinsicht die Priorität. Deutsche und Dresdner Bank nehmen, wie auch in manch anderer Hinsicht, Mittelstellungen ein.

2. Ungeachtet seiner hohen Verwaltungskosten weist das kleinste Institut — gemessen am Umsatz — aber auch den höchsten Rohgewinn auf. Da der Umsatz bei ihm aber nur ein ge-

ringeres Vielfaches des Kapitals erreicht hat als bei den größeren Instituten, ist es sicher, daß andererseits seine unsichtbaren Abschreibungen niedriger waren als anderwärts. Je nach dem Standpunkt kann man entweder sagen: es hat am ehrlichsten, oder: es hat am unvorsichtigsten bilanziert. Was die unsichtbaren Abschreibungen anbelangt, ist offenbar die Diskontogesellschaft am weitesten gegangen; sie verrechnet im Verhältnis zum Umsatz, trotz niedrigster Verwaltungsausgaben, auch den niedrigsten Rohgewinn.

3. Der Posten *Steuern*, mit welchem Maßstab man ihn auch messe, ergibt bei den verschiedensten Instituten ein so ungleichmäßiges Bild, daß auf außerordentlich ungleichmäßige Buchungsmethoden geschlossen werden kann. Da die Banken aber gerade auf diesen Punkt neuerdings so großes Gewicht legen, wäre zu wünschen, daß sie sich in ihren nächstjährigen Berichten etwas eingehender über die Zusammensetzung der Zahl äußerten.

4. Der *Reingewinn*, gemessen am Kapital, stellt sich am günstigsten für die Diskontogesellschaft, sonst sinkt er mit sinkendem Geschäftsvolumen. Es bestätigt sich aufs neue, daß die kleineren Institute, gemessen an ihrem wirklichen Geschäft, relativ überkapitalisiert sind. Daß der Reingewinn, verglichen mit dem Umsatz, trotzdem bei ihnen allen ungefähr den gleichen Stand innehat, kann also nur auf gänzlich unterschiedliche Behandlung der unsichtbaren Abschreibungen und Rückstellungen zurückzuführen sein.

5. Es entspricht dieser ganzen Situation, daß die *Dividende* bei der Commerz- und Privatbank einen weit höheren Bruchteil des Umsatzes ausmacht als bei den anderen Instituten, und daß für Dotierung des Reservefonds nur sehr wenig übrigbleibt; ganz zu schweigen von offenen Abschreibungen. Diese Ausschüttung involviert offenbar eine Anstrengung, die sich von der zurückhaltenderen Politik der übrigen Banken unterscheidet. Der Gegenpol dieser Politik ist die Diskontogesellschaft, deren Dividende im Verhältnis zum Umsatz und Rohgewinn ebenfalls höher ist als die der beiden anderen Großinstitute, aber sichtlich nicht infolge besonderer Buchungsanstrengungen, sondern infolge relativ besonders hohen Umsatzes und besonders billiger Verwaltung. Die beiden anderen Institute, obwohl in vieler Hinsicht verschiedene Wege befolgend, stehen im großen Ganzen zwischen diesen Polen.

Auf Grund dieser und naheliegender anderer Ergebnisse ließe sich zusammenfassend nun unschwer eine gewisse Rangordnung der Institute feststellen, — eine Rangordnung in bezug auf innere Ergiebigkeit des Geschäftes, Betriebsökonomie und Bilanzierungsmethoden.

Aber da schon der erste Aufsatz dieser Reihe mit dem törichten Vorwurf beantwortet worden ist, er beabsichtige Propaganda für oder wider dies oder jenes Unternehmen, sei diese leichte Arbeit dem interessierten Leser selbst überlassen.

G L O S S E N

TISCH MIT BÜCHERN.

Arthur Holitscher: Reise durch das jüdische Palästina. S. Fischer Verlag 1922. — Palästina ist jetzt das gelobte Land aller Probleme, denn es birgt alle Arten jüdischen Denkens, vom Händler bis zum Heiligen, und es gibt auch viele Zwischenstufen halbheiliger Händler und handelnder Heiligen. Holitscher gibt eine erschütternde Galerie von Typen. Er schildert mit einer Sächlichkeit, die ihm nur in Palästina möglich zu sein scheint, die alten Niederlassungen, die auf kapitalistischer Basis, bei intensivster landwirtschaftlicher Kleinarbeit, und die kommunistischen Siedelungen, die durch Schützengraben gesichert, junge sozialistische Tatmenschen und Kämpfer beherbergen. Dies alles scheint aufgestapeltes Material zu einem grandiosen Roman: Die Steine sind aufgeschichtet, der Baumeister braucht nur zu ordnen. Hier liegt Entwurf zu einem jüdisch-nationalen Heldenlied, das Prosagedicht eines unskeptischen Pathetikers.

Romain Rolland: Das Leben Tolstojs. Herausgegeben von Wilhelm Herzog. Übersetzung von O. R. Sylvester. Verlag: Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1922. — Das ist Rollands schwächstes Buch. Viel matter als der Michelangelo. Das Buch eines wohlwollenden Lehrers der Humanität: Tolstojs Figur ersteht in zehn Seiten von Mereschkowski plasti-

scher als in diesem langatmigen Erklärungsversuch. Will man ermessen, wie wenig dichterische Kraft in dieser 200 Seiten starken Abhandlung lebt, so muß man z. B. die Gestalt von Sofie Tolstoi ins Auge fassen. Bei Rolland bleibt sie ein blasser Schemen. Im Leben war sie Tolstojs junge Geliebte, die Mutter eines Rudels Kinder, ein schönes junges Mädchen, das sich mit den Jahren in eine breite Gutsfrau mit weißer Schürze und einem riesigen Bund Schlüssel verwandelte, die Sekretärin des Dichters — sie hat „Krieg und Frieden“ ein paar mal abgeschrieben —, die Verwalterin seines schriftstellerischen Gutes, die Verteidigerin des Dichters gegen ihn selbst, der Neigung hatte, sich Unrecht zu tun. Seine Pflegerin. Die Frau, die wahrscheinlich mehr von ihm wußte, als er selbst (deshalb durfte sie ihm gehacktes Fleisch in die vegetarischen Speisen schmuggeln), die Hüterin seines schönen Hauses, die Regisseurin seines personenreichen Heims. Zuletzt, als Greisin, eine grausam verlassene Frau. Bei Rolland sind nicht einmal die Umrisse dieser Gestalt angedeutet. Viel schwächer noch als das schwache Buch die ganz unnötige, kühn-banale Vorrede von Wilhelm Herzog, dem Herausgeber. Denn es gibt auch bei diesem Rolland wieder einen Übersetzer, der die Arbeit getan hat, und dazu noch einen Herausgeber.

B A D N A U H E I M

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Würfeltaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

FILM-TAGE-BUCH

DAS MONUMENTAL- FILM-LUSTSPIEL

Als Gegner des historischen Monumental-Schablonen-Films mit Staatsaktion, Mord und obligaten Massenszenen hätte ich gern Lobendes über dies mit vielen Posaunen angekündigte Film-Lustspiel „Sie und die Drei“ gesagt. Noch dazu weil der einfallsreiche, temperamentvolle Dupont, von dem man im Aufbau und Tempo der Bilder schon viel Gutes sah, auch die kleinste Episodenrolle mit den besten Spielern besetzt hatte (wie das in jenen verschollenen Zeiten, als man in Berlin noch vom künstlerischen Theater reden konnte, auch auf der nunmehr rettungslos verfallenden Schaubühne geschah).

Aber traurig muß man gestehen, daß dieser Versuch eines großen Lustspielfilms mißglückt ist und daß die Vorführung der beiden letzten Akte eine schwarze Stunde in der Entwicklung des deutschen Films bedeutet. Die ersten Akte bieten harmlos abwechslungsreiche Szenen, in denen allerlei Drolliges eingefädelt wird; man denkt: aha; der Film will sich hier selbst parodieren, und Henny Porten persifliert Henny Porten (wenn auch milde). Daß im Film-Lustspiel viele Einfälle, Improvisationen, Episoden ohne Komposition und Folgerichtigkeit durcheinanderwirbeln, wäre kein Einwand gegen diese Gattung des Filmspiels, daß sie aber — je weiter dieser Film vorrückt — immer armseliger, abgebrauchter, aberner und geschmackloser werden, das vernichtet Wirkung und Erfolg.

Immer hat man das Gefühl: ein Mann mit starker Hand will zeigen, daß auch im leichten Lustspiel mit simplen Geschehnissen viele Millionen verbuttert werden können, daß auch im Film-Lustspiel „Monu-

mentalität möglich ist. Und so wird ein Zweiakter zu Abendlänge gestreckt, wird ein Schmetterling zu einem Kolossalungetüm aufgeblasen, während die Grazien zum Teufel gejagt sind. Trotz der Längen und Blödsinnigkeiten bewahrt man zunächst noch gute Laune über die Verhohnepipelung von allerlei Persönlichkeiten und Bräuchen der Filmbranche, über Freunde und Feinde, lacht man über spaßige Titel (aber der Spaß gehört nicht in die Titel, sondern in die Bilder!) ... wenn jedoch immer wieder das fidele Gefängnis vorgeführt wird mit dem von der Filmdiva arrangierten Ball der Verbrecher und der travestierten Hinrichtungsszene, — so hat man nicht mehr das Bewußtsein einer heiteren Filmparodie, sondern es packt einen das große Heulen. Denn so scheußliche Dinge unseres Planeten wie das Eingesperrtsein armseliger Kreaturen und Kopfabschlagen — nicht in phantastisch-unheimlicher Vision vorüberhüschend oder ins Groteske anwachsend, sondern mit forcierter Lustigkeit und überzuckertem Realismus behäbig als ordinärer Bierulk vorgeführt, das bedeutet eine geschmacklose Erniedrigung niedriger und widerlicher Menschheitsangelegenheiten.

Dies entgleiste, mißglückte Film-Lustspiel erweist jedoch nicht etwa, daß diese Gattung unmöglich ist, sondern grade, wie nötig es ist, daß sich die Regisseure mit Ernst dieser heitern, vernachlässigten Art des Spielfilms zuwenden.

Kurt Pinthus.



MIA MAY-BUND

In Dessau hat sich, endlich, eine dem Ernst der Zeit entsprechende Organisation gebildet: der Mia May-Bund. Die „Film-Hölle“ veröffentlicht die Statuten des Bundes. Kein Humorist wäre imstande, diese Wirklichkeit zu erfinden. Man lese diese Bundesstatuten ganz langsam, Paragraph für Paragraph, sie bedeuten ein Bild aus dem Geistesleben der kleinen deutschen Stadt.

Protectorin: Frau Mia May.

Präsident des Bundes: Herr Direktor Heinrich Boas vom Metroproltheater, Dessau.

Die Bundesleitung liegt in den Händen des 1. Vorsitzenden, Herrn Walter Reinhardt; 2. Vorsitzender: Herr Werner Schnabel; Kassierer: Herr Arthur Elze; Schriftführer: Herr Hans Treiber; stellvertretende Schriftführerin: Fräulein Käthe Elze.

§ 1. Protectorin unseres Bundes ist die Film-Schauspielerin Frau Mia May, May-Gesellschaft Berlin.

§ 2. Mitglied unseres Bundes kann jedermann, ob Dame oder Herr, werden.

§ 3. Abmeldungen müssen schriftlich, 4 Wochen vor dem beabsichtigten Austritt am Monatsersten an den Bundesvorstand, Herrn Walter Reinhardt oder dessen Stellvertreter gerichtet werden.

§ 4. Anmeldungen sind schriftlich zu senden an: Mia May-Bund, Dessau, postlagernd, Postamt 1.

§ 5. Der Vorstand besteht aus folgenden Mitgliedern: 1. Vorsitzenden, 2. Vorsitzenden, Kassierer, Schriftführer, stellv. Schriftführer.

§ 6. Das Eintrittsgeld beläuft sich auf 2,50 M.

§ 7. Der Monatsbeitrag beträgt 1,50 M. und ist bis zum letzten jeden Monats im voraus zu entrichten.

§ 8. Am Jahrestage des Ehrenmitgliedes wird demselben eine Widmung überreicht, und am Abend desselben Tages eine Festlichkeit veranstaltet. Die Kosten der Widmung gehen zu Lasten der Bundeskasse.

§ 9. Der Bund macht es sich zur Aufgabe, durch Ansprachen über sein Ehrenmitglied Frau Mia May, über deren Gatten Joe May, sowie ihre Tochter Eva May und über deren Dramen usw. sowie das Interesse für die Künstler zu erweitern. Ende jeden Monats könnten Musikabende stattfinden, an welchen jedes Mitglied sein Können der Unterhaltung zu widmen hat.

10. Über Bestimmungen oder sonstige Angelegenheiten entscheidet der Vorstand.

§ 11. Sämtliche Anfragen sind zu richten an: Mia May-Bund, Dessau, postlagernd, Postamt 1.

§ 12. Sollten eventuell an einem anderen Ort mehrere Mitglieder vorhanden sein (mindestens 6), so kann dort eine Zweigstelle unseres Bundes gebildet werden.

Die Leitung würde dann einer der Herren übernehmen, welcher dem Hauptsitze Dessau am Ende jeden Monats einen Bericht über seine Tätigkeit erstatten wird.

§ 13. Unseren Mitgliedern wollen wir Autogramme und Broschüren, die das Ehrenmitglied Frau Mia May behandeln, kostenlos zur Ver-

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9-12, 2-7, Sonntags 10-12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 133

fügung stellen, welche aus der Kasse bestritten werden.

§ 14. Auch sollen Ende jeden Vierteljahrs Preisrätsel erscheinen, woran sich alle Mitglieder beteiligen sollen.

§ 15. Die Satzungen wurden von der Protektorin in Berlin genehmigt. Die Satzungen sind genehmigt vom Vorstände.

Der Präsident: Heinrich Boas.

1. Vorsitzender: Walter Reinhardt.

2. Vorsitzender: Werner Schnabel.

Kassierer: Artur Elze.

Schriftführer: Hans Treiber.

Stellv. Schriftführerin: Käthe Elze.

RATHENAU LITERATUR

Das Beste über den Schriftsteller Walther Rathenau hat Wichard von Moellendorf, der ihm in seiner besten Zeit nahestand, geschrieben. Man lese die Aufsätze Möllendorffs im zweiten Jahrgang des „Tag-Buch“ nach.

Sehr verdienstlich die Ausgrabung eines Aufsatzes von Gustav Schmoller über Rathenau, den der Verlag Duncker & Humblot (München) soeben, zusammen mit einem Aufsatz über Hugo Preuß, herausgegeben hat. Schmoller hat mit der ihm eigenen sachlichen Verständigkeit den Ethiker und Schwärmer Rathenau begrüßt und seine staatsmännische Veranlagung, vielleicht zu früh, verneint.

Unter den Nachrufen auf Rathenau verdient der Wesen erfassende Aufsatz von Georg Bernhard in der „Vossischen Zeitung“ vom 18. Juni (Sonntagsausgabe) der Vergänglichkeit des Tages entrissen zu werden.

Die wichtigste Rathenauliteratur sind Rathenaus Werke selbst, die in einer schönen fünfbändigen Ausgabe, bei S. Fischer erschienen, vorliegen. Diesem Gesamtwerk sind auch die Arbeiten Rathenaus entnommen, die dieses Heft bringt.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER-
SCHRANKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

FÜR DIE DAMENWELT

Ein verständnisvoller Leser des „Tage-Buches“ entdeckte im „Prager Tagblatt“ die folgende Annonce:

Schöne Damen!

In- und Ausländerinnen! Liederdichter mit gutem Namen will in Kürze seine schönsten Lieder, die er von guten Komponisten vertont hat, in einem größeren reichsdeutschen Verlage in Druck erscheinen lassen. Schöne Damen, die auf Widmung eines Liedes durch Übernahme der Kompositions- u. Druckkosten reflektieren, in welchem Falle ihr Bild auf dem Titelblatte des Liedes erscheinen würde, wollen sich mit Lichtbild wenden unter „Moderne, großzügige Schönheitsreklame“, Prag, Hauptpost restante gegen Schein. Diskretion selbstverständlich verbürgt. Lichtbild auf jeden Fall retour. Auch Herren; die Damen durch eine solche Widmung große Freude machen wollen, mögen sich melden.

ANEKDOTE ANCIEN RÉGIME

Eine Geschichte, die mir in Wien erzählt wurde:

Lange Jahre vor dem Krieg trank in einem der Kaffeehäuser Tag für Tag ein junger Jude seinen Kaffee.

Niemand interessierte sich für ihn; er zeichnete sich durch abgetragene Kleidung und eine wilde Lockenmähne aus. Sein Name war Trotzki.

In jenen Tagen sprach man überall von einer Revolution in Rußland. Viele fürchteten sich davor. Das Wiener Außenministerium wurde fortgesetzt gewarnt, sie stehe vor der Tür. Einer der hohen Beamten aber zeigte allen Gerüchten gegenüber nur höchste Verachtung. „Welch ein Quatsch“, sagte er, „dies Gerede über eine russische Revolution! Wer sollte Revolution machen? Ich sehe niemand! Vielleicht — und hier kam eine Geste superber Geringschätzung, — „vielleicht Herr Trotzki aus dem Café Central?“

Ethel Snowden.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 25):

Tagebuch der Zeit
L. Schwarzschild: Kronen-Rettung?
Ernst Weiß: Rousseau
Siegfr. v. Vegesack: Der Dorfbarer
Willi Haas: Der Export-Stil
Hans Reimann: Der Sachse
Tagebuch der Wirtschaft
L. Schwarzschild: Die Bankabschlüsse
Dr. Schacher: Diskontsätze
Glossen.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des O. C. Recht-Verl. München: „Gestern und heute“ bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 5
10/50 PS

SLAWA

SLABOU WECHSELMANN

Die Werke von Walther Rathenau

Als letzte Schrift, deren Herausgabe der Reichsminister noch kurz vor seinem Tode vorbereitete, erscheint soeben:

CANNES UND GENUA Vier Reden zum Reparationsproblem

Geheftet 15 Mark

Früher erschienen:

Zur Kritik der Zeit Zur Mechanik des Geistes
17. Auflage 11. Auflage
Geheftet 40 M. Gebunden 75 M. Geh. 40 M. In Halbleinen 80 M.

Von kommenden Dingen

Geheftet 40 M. 65. Auflage Gebunden 75 M.

Deutschlands Rohstoff-
versorgung

39. Auflage. Geheftet 10 M.

Probleme der Friedens-
wirtschaft

25. Auflage. Geheftet 10 M.

Streitschrift vom Glauben

14. Auflage. Geheftet 10 M.

Vom Aktienwesen

20. Auflage. Geheftet 10 M.

Die neue Wirtschaft

54. Auflage. Geheftet 10 M.

Zeitliches

25. Auflage Geheftet 10 M.

An Deutschlands Jugend

20. Auflage Geheftet 10 M.

Der Kaiser

54. Auflage Geheftet 10 M.

Der neue Staat

15. Auflage Geheftet 10 M.

Kritik der dreifachen
Revolution

14. Auflage Geheftet 10 M.

Die neue Gesellschaft

16. Auflage Geheftet 10 M.

Demokratische
Entwicklung

8. Auflage Geheftet 10 M.

Was wird werden?

14. Auflage Geheftet 10 M.

Preise unverbindlich

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

Soeben gelangt zur Auslieferung:

Die Rathenaus

von

Dr. Hermann Brinckmeyer

Broschiert: 24,— Mark · Gebunden: 30,— Mark



Dieses Buch zeigt in klaren und übersichtlichen Ausführungen, welche überragende Persönlichkeit das deutsche Volk mit Walther Rathenau verloren hat.

Wenn auch jeder rechtlich Denkende vom rein menschlichen Standpunkt die abscheuliche Bluttat verurteilt, so muß man doch die Bedeutung Rathenaus genauer kennen, um einzusehen, welche Motive die reaktionären Mörder veranlaßt haben, gerade Rathenau zum Opfer zu wählen, und um zu wissen, was dieser Verlust für die deutsche Außen- und Wirtschaftspolitik bedeutet.



Bücher-Verzeichnisse und Prospekte
werden auf Wunsch kostenlos versandt

WIELAND - VERLAG, MÜNCHEN

Leopoldstr. 5.

Die Antwort auf den Rathenau-Mord

sei die
Beschlagnahme des Hohenzollern-Vermögens!

Man lese:

„Hohenzollern“

Wilhelm II. und sein Haus / Der Kampf um den Kronbesitz

Preis gebunden M. 30.—

Warum war der Staatsgerichtshof notwendig?

Die Aufklärung bringt:

Kuttner, Bilanz der Rechtsprechung

Preis M. 10.—

Verlag für Sozialwissenschaft / Berlin SW 68

Mit dem 1. Juli beginnt zu erscheinen:

Wirtschaftspolitische Rundschau der Preußischen Jahrbücher

in Verbindung mit

Friedrich Edler von Braun / Dr. Henry
Behnsen / Dr. Hermann Fischer, M. d. R.
Prof. Dr. Haushofer / Dr. Paul Lejeune-
Jung / Oekonomierat Keiser / Staats-
sekretär a. D. Dr. Koeth / Dr. von Loesch
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Penck / Geh.
Regierungsrat Dr. Quaatz, M. d. R. / Geh.
Regierungsrat Prof. Dr. Schumacher
Universitäts-Professor Dr. Martin Spahn.

herausgegeben von

Dr. WALTER SCHOTTE

Die Rundschau erscheint am 1., 10. und 20. eines jeden Monats.
Preis 120.— Mk. vierteljährlich, Einzelheft 15.— Mk.,
bei gemeinsamen Bezug mit den Preußischen
Jahrbüchern 170.— Mk. vierteljährlich.
Probenummern kostenlos.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, die Post oder unmittelbar vom Verlag
GEORG STILKE, Verlagsbuchhandlung, BERLIN NW 7
Dorotheenstraße 66/67.

V
I
V
A

Vereinigung
Verlagsanstalten
G. m. b. H.



Internationaler
(Franke's Verlag)
Berlin SW 61

V
I
V
A

FELIX HALLE:
„Deutsche Sondergerichtsbarkeit“
1918 bis 1921.

Die bayerischen Volksgerichte, das Ständrecht,
die politischen und wirtschaftlichen Sonder-
gerichte in Deutschland vor und nach dem
Erlaß der Weimarer Verfassung.
Eine Zusammenstellung und Kritik.

Preis M. 30.—

Organisations-Ausgabe M. 20.—
zuzüglich 30% Teuerungszuschlag.

Diese Schrift bringt neben einer sehr ein-
gehenden politischen u. juristischen Analyse
der Ausnahmegesetze eine sehr reichhaltige
Materialsammlung zu diesem Thema. Sie
ist nicht nur für Fachleute, sondern auch für
Laien bestimmt.

A
A

S o e b e n e r s c h i e n e n :

Gesamtverzeichnis
der Werke des
Ernst Rowohlt Verlag
Berlin W 35

Gratisübersendung auf Verlangen

DEUTSCHE BANK

Abschluß am 31. Dezember 1921.

Besitz.

Kasse	M	1,478,681,296.05
Guthaben bei Banken	"	3,863,343,814.72
Wechsel (einschließlich Schatzwechsel)	"	24,244,430,441.39
Verzinsliche Deutsche Schatzanweisungen	"	33,470,029,—
Report und Lombard	"	301,791,954.64
Vorschüsse auf Waren	"	1,022,153,961.95
Deutsche Staatsanleihen	"	10,690,278.77
	M	<u>30,954,561,776.52</u>
Sonstige Wertpapiere	"	113,654,952.88
Beteiligung an Gemeinschaftsuntern.	"	59,553,516.06
Dauernde Beteiligung bei andern Banken und Firmen	"	159,836,606.—
Schuldner in laufender Rechnung	"	8,679,630,560.04
Forderungen an das Reich und die Reichs- bank aus für Rechnung derselben über- nommenen Verbindlichkeiten	"	116,437,500.—
Bankgebäude	"	55,665,000.—
Sonstiger Besitz	"	2.—
	M	<u>40,139,339,913.50</u>

Verbindlichkeiten.

Grundvermögen	M	400,000,000.—*)
Rücklagen	"	450,000,000.—*)
	M	<u>850,000,000.—</u>
Gläubiger in laufender Rechnung	"	38,617,424,225.47
Akzepte	"	218,546,121.68
Für Rechnung des Reichs und der Reichs- bank übernommene Verbindlichkeiten	"	116,437,500.—
Dr. Georg von Siemens-Fond	"	19,906,937.82
Sonstige Verbindlichkeiten	"	24,917,578.78
Reingewinn	"	292,107,549.75
	M	<u>40,139,339,913.50</u>

*) Durch die Kapitalerhöhung und die Fusion mit der Deutschen Petroleum-Aktien-Gesellschaft im Mai 1922 erhöht sich das eigene Vermögen der Deutschen Bank (Kapital und Reserven) auf weit über zwei Milliarden Mark.



Disconto-Gesellschaft Berlin

Zahlreiche Zweigniederlassungen in Deutschland
Kapital und Reserven 1237 950 000 Mark
Bankmäßige Geschäfte aller Art

Bilanz am 31. Dezember 1921*)

	Aktiva.	M.
Kasse, fremde Geldsorten, Coupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	2 531 513 449,02	
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	8 878 023 265,46	
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	3 339 600 913,47	
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	139 347 267,07	
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	639 589 215,11	
Eigene Wertpapiere	79 418 607,84	
Konsortial-Beteiligungen	183 971 449,10	
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	60 000 000,—	
Beteiligung bei dem A. Schaafhausen'schen Bankverein A.-G.	100 000 000,—	
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Bankfirmen	74 805 482,—	
Schuldner in laufender Rechnung	7 089 516 556,16	
Wertpapier-Bestände der Pensionskasse u. der Stiftungen	4 441 981,59	
Einrichtung	1,—	
Bankgebäude	45 486 981,24	
Sonstige Liegenschaften	8 151 424,85	
	<u>23 173 866 593,91</u>	
	Passiva	M.
Eingezahlte Kommandit-Anteile	400 000 000,— ¹⁾	
Allgemeine (gesetzliche) Reserve	159 350 000,— ²⁾	
Besondere Reserve	120 000 000,—	
Bau-Reserve	80 000 000,—	
Gläubiger	22 050 737 529,08	
Akzente	215 135 159,27	
Wohlfahrtseinrichtungen	7 368 864,43	
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre	1 302 026,40	
20 % Gewinnanteil auf M. 400 000 000 Kommandit-Anteile	80 000 000,—	
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats	5 189 189,19	
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber, Direktoren, Prokuristen und Angestellten	27 109 646,03	
Rückstellung für Ruhestandsversorgung der Beamten	20 450 000,—	
Übertrag auf neue Rechnung	7 224 179,51	
	<u>23 173 866 593,91</u>	

*) Die Bilanz enthält nicht den Vermögensstand unserer Londoner und Metzger Niederlassungen.

¹⁾ seitdem erhöht auf M. 610 000 000. ²⁾ seitdem erhöht auf M. 507 950 000.

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1921*)

	Soll	M.
Verwaltungskosten		391 220 520,18
Steuern		59 251 726,50
Zu verteilter Reingewinn		228 523 014,73
		678 995 261,41

	Haben	M.
Vortrag aus 1920		6 516 506,91
Coupons		26 732 204,04
Effekten		68 600 067,10
Provision		204 358 513,62
Wechsel und Zinsen		337 567 990,78
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg		12 000 000,—
Beteiligung bei d. A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.		15 000 000,—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		3 189 938,96
Übertrag der Talonsteuer-Rückstellung		3 030 040,—
		678 995 261,41

*) Die Gewinn- und Verlust-Rechnung enthält nicht das Erträgnis unserer Londoner und Metzger Niederlassungen.

Der Kampf um den Reigen

Vollständiger Bericht über die sechstägige Verhandlung gegen
Direktion und Darsteller des Kleinen Schauspielhauses Berlin

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von

Wolfgang Heine

Rechtsanwalt, Staatsminister a. D.

Steif broschiert M. 150.—

*

Der Bericht über den Reigen-Prozeß ist ein Kulturdokument ersten Ranges. Späteren Geschlechtern wird er als Spiegel unserer Zeit erscheinen; denn alle Anschauungen der Gegenwart über Kunst, Sittlichkeit, geistige Freiheit kommen hier zur Sprache. Alle Parteien sind vertreten; jegliche Meinung findet ihren Verteidiger. Die Bedeutung des Prozesses liegt gleichzeitig auf politischem und kulturellem Gebiet.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Commerz- und Privat-Bank

Aktiengesellschaft.

Bilanz abgeschlossen am 31. Dezember 1921.

Aktiva.	M.
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	345 342 509,87
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	3 011 915 633,14
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	578 276 638,81
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	1 913 781 901,18
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	362 451 527,05
Eigene Wertpapiere	199 163 247,21
Konsortialbeteiligungen	139 458 165,51
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	119 295 958,62
Debitoren in laufender Rechnung	3 399 442 619,09
Verrechnungsposten mit Niederlassungen und Filialen	269 530 783,64
Bankgebäude und Inventar in Hamburg, Berlin, Magdeburg und Filialen	33 071 581,34
Sonstige Immobilien	4 458 017,78
	<u>10 376 188 583,24</u>

Passiva.	M.
Aktienkapital	350 000 000,—
Reservefonds I	280 739 639,10
Reservefonds II	41 440 000,—
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	3 626 559,53
Kreditoren	9 255 624 297,25
Akzepte und Schecks	344 970 608,31
Dividenden-Rückstände	1 079 736,90
Reingewinn	98 707 742,15
	<u>10 376 188 583,24</u>

Gewinn- und Verlust-Rechnung

für das zweiundfünfzigste Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1921

Ausgabe.	M.
Unkosten	319 093 555,74
Steuern	34 982 651,94
Reingewinn	<u>98 707 742,15</u>
	452 783 949,83
Einnahme.	M.
Gewinnvortrag von 1920	336 562,—
Zinsen, einschließlich des Gewinns auf Sorten und Zinsscheine	311 419 272,38
Provision	<u>141 028 115,45</u>
	452 783 949,83

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juliwoche

Hindenburg hat auf den Appell, den Helene von Böhler im letzten „Tage-Buch“ an ihn richtete, im „Hannoverschen Kurier“ geantwortet. Er hat den politischen Mord mißbilligt und den Leuten, die dafür in Betracht kommen, zugerufen, Meuchelei sei feige. Es ist so weit mit uns gekommen, daß man sogar für solche Selbstverständlichkeiten dankbar sein muß! Immerhin, so treu sich der Feldmarschall auch an die Aufforderungen unserer Mitarbeiterin hielt — es sind da einige Sätze, auf die einzugehen er unterließ. Unter anderen der Satz: „Sagen Sie der Reichswehr, daß ihr Amt nur dieses ist: dem Reich zu dienen, wie es ist.“ Darauf ist jedes Echo unterblieben! Das „Tage-Buch“ schrieb als Einleitung zu Helene von Böhlers Aufsatz: . . . „es ist zu hoffen, daß der Generalfeldmarschall an diesem Appell nicht schweigend vorübergehen wird, denn von nun an hätte Schweigen einen anderen Sinn.“ Zum Thema Reichswehr hat er geschwiegen!

Aber während Hindenburg wenigstens menschlich sympathische Worte fand, bleibt Ludendorff seiner Offensive gegen die Wahrheit beharrlich treu. Und wiederum stellt er sein moralisches Minimum in einem englischen Blatt zur Schau. Dem Londoner „Daily Express“ erzählt er noch Mitte Juli: „Die Ermordung deutscher Minister wurde schon vor mehr als einem Jahre von kommunistischen Organisationen beschlossen. Dies ist die Erklärung für die Erschießung Rathenaus.“ Das hat sich sogar dieser Mann mit der eisernen Stirn nur im Ausland zu sagen unterfangen! Aber etwas anderes hätte er ruhig auch in Deutschland sagen können: „In ernstesten politischen Kreisen gibt es keine Mörderorganisationen!“ In ernstesten politischen Kreisen wirklich nicht. Nur in den Kreisen Ludendorffs.

Für die Auffindung der gedungenen Attentäter, die um festen Sold Maximilian Harden ermorden wollten, hat das Berliner Polizeipräsidium eine Belohnung ausgesetzt. Lumpige 10 000 M. Bedenkt man, daß die beiden gemieteten Mörder 25 000 M. im voraus bezahlt, bayerische Staatsanstellungen versprochen erhielten, daß der eigentliche Täter nach Vollführung des Blutgeschäftes weitere Nachzahlung erhalten hat, so muß man zugeben, daß die Mörderzentrale weitaus besser honoriert als die Polizeizentrale. Für die Auffindung der Rathenau-Mörder ist freilich eine Summe von einer

Million Mark ausgesetzt worden, die durch private Schenkungen noch bedeutend erhöht wurde. Harden ist nach Rathenau in der Kolonie Grunewald angefallen worden, der Überfall auf ihn war eine noch verwegener Provokation der Polizei sowohl wie der öffentlichen Meinung. Die Mietmörder und ihre Auftraggeber sagten sich: „Was kümmert uns Massendemonstration, Reichskanzlerrede, Schutzgesetz und Marktsturz? Wir morden weiter.“ Auf diesen Mörderhohn hätte die Polizei mit verdoppeltem Ingrimm erwidern müssen, und die Prämie ist das Thermometer ihrer Jagdlust. Durfte man nach einem Ausschreiben von 1 000 000 M. mit 10 000 inzwischen entwerteten Mark hervorkommen? Sollten die 10 000 M. für Harden zu der Million für Rathenau kontrastieren? Wollte man — angesichts des in seinem Blute liegenden Schriftstellers — zynischer Schätzmeister sein? Soll wirklich in den Prämien ausgedrückt sein, wieviel der jeweils Ermordete in den Augen der Herren Richter und Severing gilt? Dann kann die Mörderzentrale getrost die Liste ihrer Opfer ausschreiben, das Polizeipräsidium wird mit einem Ergänzungstarif erwidern, worin die Finderprämie je nach der Einsicht, Sympathie und Belesenheit des Berliner Polizeipräsidiums festgelegt wird. Rechenexempel: Wenn auf Rathenaus Mörder 1 Million Mark, auf Hardens Attentäter 10 000 Mark gesetzt wurden, wieviel hundert Mark fallen dann auf die Ermordung eines mittleren Mitbürgers, der weder Minister noch weltbekannter Schriftsteller ist? Beiläufig bemerkt: Sind unsere Schriftsteller- und Presse-Organisationen nicht klägliche Cliques? Hier wird Einer von ihnen, gleichgültig welcher Art und Richtung, von gemieteten Hallunken niedergeschlagen und weder der Schutzverband der Literaten (der offenbar nur auf Ullsteins Pfiff ausrückt), noch der Reichsverband der Presse findet den Anlaß der Mühe wert, zum Schutz des freien Schriftstellers zu blasen. Ringsum nur jämmerliches, stumpfes Schweigen der Kollegen . . . (Während diese Zeilen in Druck gehen, wird die Rathenauprämie auf 2 Millionen, die Hardenprämie auf 100 000 M. erhöht. Und die Herren Mörder sind . . . umstellt.)

Selbst von Politikern der Rechten kann man, außerhalb ihrer öffentlichen Tätigkeit, gelegentlich eine schwere Sorge äußern hören: der Oberschlesische Selbstschutz. Was soll aus diesen kriegerischen Formationen werden, die nichts anderes sind als eine vergrößerte Organisation C und über deren Tätigkeit in Schlesien im deutschen Interesse besser dichte Schleier gebreitet werden? Das Wichtigste ist, daß die Verbände sofort aufgelöst werden; so lange sie nicht in alle Winde zerstreut sind, werden wir dieselben Erfahrungen mit ihnen machen, wie mit den Baltikum- und Erhardtleuten. Das anerkennen, wie gesagt, auch vernünftige Volksparteiler, — deutsche oder deutschnationale. Nur das preussische Innenministerium scheint anderer Meinung. Frage an das Ministerium: Ist es richtig, daß Verbände des Oberschlesischen

Selbstschutzes unter ihren alten Führern geschlossen in die Schupo übernommen worden sind? Und wenn ja: ist es geschehen, um die republikanische Zuverlässigkeit der Polizei zu erhöhen?

Wie Tölpelhaftigkeit günstige politische Situationen zertrampeln kann. Ein Beispiel: In der Sitzung der Kölner Stadtverordnetenversammlung am 6. Juli wurde über einen Antrag der Mehrheitssozialisten beraten, eine bestimmte Straße Rathenaustraße umzutaufen. Das Zentrum schlug eine andere Straße vor. Da kam der kommunistische Stadtverordnete Neuhäuser zu Wort und schlug vor, man solle die Kammachergasse, ein berüchtigtes altes Hurengäßchen, Hohenzollernstraße nennen. Sofort war die ruhige Beratung aufgefliegen. Pfuirufe, Beschimpfungen, Drohungen mit Ohrfeigen, der Kommunist zog seine Jacke aus und stürzte nach rechts. Die Sitzung wurde aufgehoben. Die Rathenaustraße ward nicht beschlossen und das alte Hurengäßchen besteht ungestört weiter.

Das Münchener Volksgericht hat den Freiherrn Hubert von Leoprechting wegen Hochverrats zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Man konnte das Urteil unerbittlich streng finden, aber der altadelige Sproß, der für französisches Geld Bayern vom Reich abspalten wollte, wird schon Kastengenossen finden, die Rupprechts Herz noch einmal mild stimmen werden. Er kam ja auch nach Berlin mit Empfehlungen der besten bayerischen Familien. Nicht auf das Urteil, sondern auf seine Formulierung soll hier aufmerksam gemacht werden. In der Urteilsbegründung wird Freiherr von Leoprechting charakterisiert als „Gewohnheitsmäßiger Urkundenfälscher, charakterloser Intrigant, gewissenloser erbärmlicher Vaterlandsverräter, als infamer ehrloser Schurke“ wörtlich — in einem Gerichtsurteil — nicht in einem Leitartikel des Ferkeldingolzheimer Generalanzeigers. Justiz, die — im bayerischen Dialekte! — Recht spricht und keuchend Schimpfworte ausstößt. Justiz mit Schaum vor dem Munde. Wer kann einer keifenden Dame vertrauen?

In der österreichischen Nationalversammlung hat der Abgeordnete Leuthner am 4. Juli eine Interpellation über die Überstundenpauschale der Minister eingebracht. Der Präsident des österreichischen Parlamentes hatte voll Stolz erzählt, der neue Reichskanzler Dr. Seipel habe mit allen Ministern auf die bisher übliche Überstundenbezahlung verzichtet. Nun fragt der Abgeordnete Leuthner an, an welche Minister bisher Entschädigungen für geleistete Überstunden bezahlt wurden, nach welchen Grundsätzen dies geschehen, und wie dies die einzelnen Minister verrechnet haben! . . . Diese Anfrage mutet nur im ersten Moment drollig an. Im Grunde paßt das Bild in diese Zeit. Warum sollen nur Schneidergehilfen, Waschfrauen und Tippfräulein Überstunden

machen? Ein Staatsmann von heute regiert acht Stunden, sagen wir von neun Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags. Fällt ihm etwa um halbsechs Uhr nachmittags eine besondere Regierungsaktion ein, so muß sie selbstverständlich separat bezahlt werden. Denn kein Staatsmann ist verpflichtet, außerhalb der Amtstunden an sein Vaterland zu denken. In dem unwahrscheinlichen Falle, daß ein Minister noch nach acht Uhr abends zu einer Staatsraison oder Staatsaktion komme, müßte ihm natürlich der Tarif für Nachschichten bewilligt werden. Es fragt sich, ob der stolze Verzicht des neuen Ministeriums, keine Überstunden mehr zu verrechnen, nicht mit einer Verringerung der Arbeitsleistung der Minister verbunden sein wird. Ohne Überstunden? Wird dann Österreichs Staatskarre nur mehr während der Bürostunden gelenkt werden?

Die italienisch-offiziöse „Agenzia Volta“ hat am 2. Juli eine „Information aus gut unterrichteten Kreisen“ veröffentlicht, die von den Anschlußfreunden beachtet werden sollte. In Berlin hat der Buchdruckerstreik vielleicht das Bekanntwerden der Meldung verhindert. Nach der genannten italienischen Quelle haben Lloyd George und Schanzer bei ihrer letzten Zusammenkunft die Möglichkeit einer Vereinigung Österreichs mit Deutschland besprochen. „Beide Staatsmänner sind nicht abgeneigt, die Frage vor einem berufenen Forum zu beraten, zumal die finanziellen Zustände in Österreich eine Entscheidung notwendig machen.“ Dies die halbamtliche italienische Meldung! Es kann in Deutschland, früher als die bloßen Bankettpolitiker ahnen, eine Willensentscheidung notwendig sein. Sind wir innerlich und sachlich gerüstet für diesen Tag?

An unsere Leser!

Der Berliner Druckerstreik verhinderte vorige Woche das Erscheinen unserer Zeitschrift. Die vorliegende Nummer erscheint in verstärktem Umfang als Doppelnummer.

Die neuen Tarifsätze und die sonstige, gewaltige Kostensteigerung der letzten Wochen zwingen uns, den Einzelverkaufspreis des Heftes auf

M. 10,—

festzusetzen. Wiederum haben wir vorerst davon abgesehen, auch den Abonnementspreis entsprechend zu erhöhen. Mit 50 M. pro Quartal zahlt der Abonnent für das Einzelheft noch nicht die Hälfte des Einzelverkaufspreises!

Redaktion und Verlag des „T.-B.“

Es wird nötig, von der deutschen Jugend zu reden, von denen, die noch Knaben sind, und von denen, die Knaben geblieben sind, ob sie auch meinen, es nicht mehr zu sein. Kein Gedanke ist heute so wichtig, so schmerzhaft drängend, wie der Gedanke an diese Jugend, in deren Köpfe und Herzen die geistige Zukunft des Landes gelegt ist: Bewahrung oder Verfall; Geburt oder schimpflicher Tod.

Junge Leute waren es, die Walter Rathenau mordeten. Junge Leute schossen auf Erzberger. Junge Leute sind seit Jahren zur Hand, wenn es gilt, einen Menschen zu töten.

Junge Leute, — man braucht nicht ihr Signalement; man weiß, wie sie aussehen. Man kennt diese glatten und leeren, diese erschreckend armseligen Gesichter, man kennt diese Züge, aus Dummheit, Faulheit und eitelstem Selbstbewußtsein gemischt. Sie laufen in Legionen herum, man kann ihnen an jeder Straßenecke begegnen, in allen Wirtshäusern sitzen sie, auf Rennplätzen sind sie zu finden, bei allerhand Festen und Feierlichkeiten, und nur an den Stätten ehrlicher Arbeit begegnet man ihnen nicht. Man weiß aufs Haar, wie sie aussehen, und daß sie alle dasselbe Gesicht haben, das nämliche stumpfe Einheitsgesicht, — diese vorlauten Taugenichtse, die sich berufen wännen, das Banner des deutschen Geistes, der deutschen Vergangenheit hochzuhalten. Was wißt ihr vom deutschen Geist, grüne Buben? Was kennt ihr von Goethe als Ergo bibamus, und was von Kant als den Titel eines Buchs? Wer lehrte euch die deutsche Vergangenheit, was ahnt ihr anderes davon, als eine Handvoll Schlachten und ein paar Militärmärsche? Worin seid ihr gebildet, wenn nicht in Schundromanen, und worin bewandert, wenn nicht in „Kommeat“ und in Zoten? Was nährt euren Geist als die Redensarten eurer Zeitung, was bewegt euch das Blut als die nichtswürdig billigen Phrasen eurer Versammlungs- und Festredner? Was habt ihr gelernt als äußere „Fertigkeit“, was könnt ihr vorweisen als „gute Manieren“, und eure Fertigkeit ist lügenhaft hohl, und eure Manieren sind dummes Gehabe. Und ach, welcher Kampfprud begeistert euch? Wie lautet die große Parole, die eure Pulse schlagen macht, eure Wangen erglühen? „Nieder mit den Juden!“ lautet sie. Die Erde hat keine Parole, die schändlicher, ekler, verächtlicher wäre.

Das ist diese Jugend, aus der sich heute die Mörder rekrutieren. Das ist dieser dümmste und verblasenste Infantilismus, der aus Revolvern schießt und Geschichte macht.

Der Mann da, den ihr, als vorläufig letzten, zur Strecke gebracht habt, — wüßtet ihr, wer er war, glimmte auch nur der Funke

einer Ahnung in euch von seinem Geist, seinem Wesen und Wirken, — es könnte am Ende doch sein, daß ihr schamrot und stumm würdet, statt, wie ihr's tut, seinen Tod mit Champagner zu feiern. Aber wie soll man's euch deutlich machen, euch, die nicht Verstand und nicht Bildung genug haben, um nur drei Sätze, die er schrieb, nur zehn Worte, die er sprach, zu begreifen? Dieser Jude, adligstes Kind einer adligen Rasse, war deutschen Geistes, er war von früh auf genährt mit dem Besten und Edelsten, was in Jahrhunderten aus deutschem Geiste erwuchs und gedieh, er war der wenigen einer unter den heute Lebenden, denen dieses Wort „Deutscher Geist“ nicht Redensart ist, sondern Inhalt; nicht Aushängeschild, sondern verpflichtendes Bewußtsein; nicht bequem übernommene Handhabe, sondern erkämpfter und erlittener Besitz. Dieser deutsche Jude hätte euch lehren können, was deutsch ist, was einmal deutsch war und daß deutsche Wesen bestimmte, als es noch Zeugungskraft hatte und noch Macht in der Welt: ein Verantwortungswille und ein Gewissen. Ja, dieses Wort „Gewissen“, das euch kaum noch mit Namen vertraut ist, das ihr gehört und wieder vergessen habt, wie eine fremde Vokabel, dieses größte und höchste Wort jeder menschlichen Sprache stand über allem, was dieser Mensch getan und gelassen hat, es war in sein Wirken eingewachsen wie verborgenes Gold in Gestein. Seiner Worte kleinstes wog schwerer als alles, was ihr zwischen eurem zehnten und siebzigsten Lebensjahre an Weisheiten von euch gebt, und jede seiner Handlungen schwerer als der ganze stinkende Wust eurer „Taten“. Er war Größe, indes ihr nur Zahl seid. Er war ein Bestimmtes, und ihr seid beliebig und leicht zu vertauschen. Er war einmalig und erkennbar, ihr aber seid tausendfach wie Fabrikware, und euch herauszukennen ist Kunst und verlohnt nicht. Denn er arbeitete, während ihr schwatztet. Er wirkte und ließ sich's sauer werden, indessen ihr trakt und Radau schlugt. Er lernte, nahm auf, gab zurück, er stand im Lebendigen, er zeugte und half, — in den gleichen Stunden, als die Hymnen des Volks, von euren versoffenen Kehlen geschändet, durch Tanzbars und Nachtdielen dröhnten. Er nutzte die Zeit, die ihr mit Kartenspiel totsclagt.

Kein Mord ist so schlimm wie dieser. Nicht der aus Liebe, nicht der aus Eifersucht oder Neid, nicht einmal der Mord um Geld trägt ein so scheußliches Antlitz. Denn hier mordet die Dummheit, und ihr Opfer ist Geist. Hier mordet die Phrase, und ihr Opfer ist Wesen. Hier mordet das Nichtstun, und sein Opfer heißt Mühe und Arbeit. Hier feuert verantwortungslosester Idiotismus, und ein Leben, aufgebaut aus Verantwortung, liegt durchbohrt und zerschmettert im Sande.

Scham ist es, entsetzlichste Scham, die uns anpackt. Was soll nun geschehen, was werden? Ich denke nicht an politische Folgen, nicht an den sinnlos heimtückischen Schaden, der angerichtet

wurde. Ich denke an diese Jugend, die heute die Mordbuben als Helden feiert, und die sie als Märtyrer feiern wird, wenn sie ergriffen und gestraft werden sollten. Nicht nur um ihre Revolver geht es und ihre Blausäurespritzen, nicht nur um die Kette verruchtester Taten, die sie so leichtmütig trägt. Es geht um sie selbst, um den Geist dieser Jugend, um den Inhalt ihrer Stunden und Tage. Es geht darum, daß diese Jugend mit fünfzehn Jahren zu lernen aufhört, mit zwanzig, wenn's hochkommt, zu denken; und daß ihr Leben fortan nur noch wie ein totes, unabänderlich fertiges Räderwerk abläuft. Es geht um die deutsche Erziehung von heute, um diese Karikatur einer Erziehung, die nur darauf aus ist, das Lebendige so rasch und so billig wie möglich gebrauchsfähig zu machen. Um diese Erziehung, die die Sinne verschließt, die Hirne verkapselt, anstatt sie zu öffnen und zu entfalten; die den Ohren das Fremde, den Augen das Ferne klüglich verdeckt; die Keimendes tötet und Wachsendes vorzeitig festlegt; die den Menschen eng und abweisend macht, statt ihn weit und willig zu machen; die verfrühte Entscheidung, verfrühte Bindung, verfrühtes Selbstgefühl züchtet. Um diese fluchwürdige Erziehung geht es, die einen Jüngling zu rühmen vermeint, wenn sie ihn „fertig“ und „reif“ nennt. Wir kennen ihre Produkte.

Der deutsche Geist ist nur durch Erziehung zu retten. Und wird die Erziehung nicht umgestaltet, vom Grunde und von der Idee her, — wird nicht erkannt, daß der Mensch zu etwas Lebendigem werden muß und nicht zu Totem, daß er ein Antlitz gewinnen muß und nicht eine Larve, — daß er die Fülle und Gewalt der Erscheinungen aufzunehmen und zu erleiden hat, statt sich frühfertig davor zu verschließen, — daß er, vor allem, **V e r a n t w o r t u n g** zu lernen hat für jedes seiner Worte und jede seiner Taten —: wird dies nicht erkannt, so wird keine Rettung mehr sein, und die edelsten Schätze des Landes werden verfallen. Dann wird Minister sein, wer den vollsten Mund und den leersten Kopf hat, das Volk der Dichter und Denker wird das Volk der Schwätzer und Narren heißen, und der dumme Junge wird seinen Fuß triumphierend auf den Grabhügel setzen, unter dem die Leiche des deutschen Geistes verscharrt liegt.

(Geschrieben in Thüringen, am Tage der
Kunde von Walther Rathenaus Ermordung.)

Aus einem Geschichtswerk des Jahres 2020.

38. Kapitel.

. Um diese Zeit aber, in der auf Genesung des politisch, wirtschaftlich und kulturell gleich verwilderten Reiches kaum noch Hoffnung zu bestehen schien, trat plötzlich die abenteuerliche Wendung ein. Nicht durch Taten eines strahlenden Helden, überhaupt nicht durch planvoll bewußte Unternehmung! Nein, — sozusagen durch einen Zufall!

Es ist schon von der Serie von Streiks gesprochen worden, durch die in jener jahrelangen Geldentwertungsepoche das Existenzminimum der Arbeitnehmer in uns unbegreiflich scheinender Weise immer wieder neu erkämpft werden mußte. Im Sommer jenes Jahres 1922 nun brach solcher Streik auch im Berliner Druckgewerbe wieder einmal aus, — der 47. im Verlauf von 4 Jahren. Und er verbreitete sich, da auf Arbeitgeber- wie auf Arbeitnehmerseite das System der Berufsgruppenorganisation dermaßen auf die Spitze getrieben war, daß es individuellen Willen überhaupt nicht mehr gab, rapide über das ganze Land.

Im allgemeinen pflegten Kämpfe dieser Art durch Vergleiche beendet zu werden; diesmal aber hatten sich beide Parteien rabiät auf ihren Standpunkt festgebissen; und nachdem das einmal geschehen war, verhinderte eben die Maschinerie der Organisation und verhinderte die Angst, das Prestige der Organisation vor ihren eigenen Mitgliedern unheilbar zu schädigen, den Ausgleich, der sachlich sehr wohl möglich gewesen wäre.

Der Streik nahm also von Woche zu Woche schärfere Formen an; und immer tiefgreifender wurden seine Folgen. Zeitungen erschienen nicht, die Atmosphäre war von wildesten politischen Gerüchten geschwängert. Die Notenpresse, mit deren Produktion das ständig wachsende Geldbedürfnis der Wirtschaft ohnehin schon nur ungenügend hatte befriedigt werden können, stellte ihre Tätigkeit ein, eine furchtbare Not an Umlaufmitteln brachte die Geschäftswelt zur Verzweiflung. Die Börse verfiel in Konvulsionen und beantwortete jede Ausstreuung mit Rekordhaussen und -baissen ohne Atempause. Die parlamentarische Situation, die auf eine Reichstagsauflösung drängte, konnte, weil Wahlen ohne Druckpropaganda unmöglich schienen, nicht geordnet werden; die Regierung, ohne Mehrheit, gab ihre Demission, mußte die Geschäfte aber, da ein Nachfolgeministerium nicht zu konstituieren war, ad interim notdürftig weiterführen. Gleichzeitig versuchten die Drucker, die übrige Arbeiterschaft zum Sympathie-Generalstreik herauszufordern, täglich fanden allerwärts im Lande Demonstrationen statt, und oftmals verliefen sie gewalttätig und blutig, weil Gymnasialrektoren, Korpschargierte und Präsidenten von Holzverwertungsorga-

missionen ihre Mannschaft gegen die rote Gefahr mobilisieren zu müssen glaubten, zu welchem Zwecke sich ihnen sämtliche geheimen Waffenlager bereitwillig öffneten.

Mit einem Worte: das Land schien in vollkommener Auflösung begriffen. Der Kurs des Dollars, der damals als internationaler Wertmaßstab galt, stieg binnen wenigen Monaten von 330 auf 6748; und es ist in der Tat nur dem unverlierbar gesunden Sinne des deutschen Volkes und dem Umstand, daß es sichtlich noch zu hohen Missionen in der Welt auserwählt war, zu danken, daß nicht die vollkommene Atomisierung eintrat. Diese Atomisierung wurde wie durch ein Wunder, — ein Wunder innerer Entwicklung! — in erstaunlichste Konsolidierung verwandelt.

39. Kapitel.

Die erste Periode dieser Entwicklung fällt in die Wende des Jahres 1922.

Sie begann damit, daß nach Erschöpfung der Unterstützungskassen größere Massen der streikenden Buchdrucker in andere Berufe abwanderten. Zuerst in den Bergbau, in dem großer Mangel an Arbeitskräften herrschte. Dann, mit beginnendem Frühjahr, auch in die Landwirtschaft und das Baugewerbe, die an geeignetem Personal ebenfalls schon lange knapp gewesen waren. Auch den geistigen Arbeitern des Gewerbes boten sich Möglichkeiten zum Stellungswechsel. Die Sowjetregierung begann damals gerade ihren großen Volksbildungsplan durchzuführen und benötigte Tausende von Lehrern; verlangt wurden nur Elementarkenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen, und da die Redakteure beinahe durchweg Volksschulbildung nachweisen konnten, wurden sie in großen Massen übernommen. Einigen konnte für die unteren Klassen sogar der deutsche Sprachunterricht anvertraut werden. Die Handelsredakteure brauchten sich sogar überhaupt nicht umzustellen; sie wurden von den großen Banken und Industrieunternehmungen als Commis oder Agenten adoptiert, blieben also, was sie meist schon gewesen waren.

Nachdem somit wenigstens die äußere Unruhe abgedämpft und zugleich der Grundstein für vermehrte Produktion der drei Hauptbedürfnisse Brot, Kohle und Wohnraum gelegt war, zeigte sich bald auch ein Umschwung in der volkseeelischen Verfassung. Den vielen Monaten überreizter Nervosität folgte jetzt, nach dem Fortfall der Demonstrationen und Zusammenstöße, eine Stimmungsreaktion, die sich in außerordentlichem Bedürfnis nach Ruhe kundtat. Das Fehlen der Zeitungen, das zuvor die Nervosität exzessiv gesteigert hatte, erwies sich immer mehr als ausgesprochen segensreich; es verhinderte, dass die rekonvaleszenten Gemüter gegen ihren Willen immer wieder in neuen Alarm gehetzt wurden; es verhinderte, daß neue Konflikte das Ausschwingen des Stimmungspendels störten.

Im Reichstag wirkte die fehlende Publizität geradezu epochal. Da keine Berichte veröffentlicht wurden, gab es auch keine Angst

vor der Wählerschaft mehr; man begann plötzlich zu merken, daß sich der Inhalt dreistündiger Reden auch in fünf Sätzen erschöpfen ließ. Alle Polemik, die zuvor Tage und Wochen in Anspruch genommen hatte, schief ein; und noch heute bietet es unübertrefflichen Genuß, in den Stenogrammen jener kurzen Sitzungen zu blättern und an ihrer konzentrierten Sachlichkeit sich zu erfreuen. Natürlich zerfiel auch die Regierungskrise sozusagen in sich selbst. Es erwies sich, daß sie eigentlich nur aus agitatorischen Gründen veranstaltet worden war; und jedermann war nach Ausschaltung dieser Gründe froh, die geschäftsgewohnten Herren ihr Amt weiterführen zu sehen. Einige Schwierigkeit bereitete es, die beschlossenen Gesetze der Bevölkerung bekanntzugeben. Bald aber kam man auf den Gedanken, sie an den großen Plätzen der Städte auf riesigen Leinwänden in Lichtbildern kundzumachen; und nachdem man damit angefangen hatte, bewarben sich auch die Kinotheater um das Recht der Reproduktion, das ihnen manchen Zulauf sicherte und für das sie dem Fiskus einträgliche Pachtsummen entrichteten. Besonders Interessierten wurden die Beschlüsse auf Wunsch auch hektographiert zugesandt; es zeigte sich aber, daß das Interesse verschwindend war.

Im Verlaufe der nächsten Monate trat mangels jeglicher Verhetzung und Aufreizung dieselbe Entspannung ein, die im Befinden eines Kranken verzeichnet werden mag, der aus fortgesetztem Trubel und Lärm in die strenge Abgeschlossenheit eines Sanatoriums verbracht wird. Wo Lesebedürfnis überhaupt bestand, wurden die Klassiker und der alte Schatz an belehrenden Werken vorgenommen, und durch Intensität ersetzt, was an Quantität mangelte. In Gesellschaft und Versammlung begann man sich wieder über ernsthafte Dinge zu unterhalten, mit dem Ende der Reklame endete auch das Unwesen der Mode, — mit einem Wort: die ganze Kultur gewann eine kräftige Tendenz zur Verinnerlichung.

Doch wäre die politische und kulturelle Renaissance nicht möglich gewesen, wenn sich nicht parallele Tendenzen auch auf dem Gebiete der Wirtschaft eingestellt hätten. Die ökonomische Entwicklung war nicht minder erstaunlich.

40. Kapitel.

Mit der Stilllegung der Notenpresse brach, wie schon angedeutet, eine beispiellose Geldknappheit über das Land herein.

Die erste Folge davon war, daß Reich und Länder ihre Beamten nicht mehr regelmäßig zu besolden vermochten. Nachdem aber die Gehälter mehrmals nicht hatten ausgezahlt werden können, begann ein großer Exodus aus dem Staatsdienst —: wer immer von den Arbeitern und Beamten in anderen Berufen Unterkunft zu finden vermochte, verließ die staatlichen Kanzleien und Werkstätten. Daraus ergab sich jene Entlastung des Personaletats, die man zuvor jahrelang vergeblich angestrebt hatte.

Eine weitere Folge war der Zusammenbruch jener Überzahl von selbständigen Handels- und Bankunternehmungen, die gegenüber der Vorkriegszeit fast aufs Dreifache angewachsen war. Es ist klar, daß die wirtschaftliche Funktion dieser Unternehmungen nur in einer Vervielfachung der Zwischengewinne bestand, nicht in den notwendigen händlerischen Diensten, die früher, bei breiterem Handel, von viel weniger Firmen hatten bewältigt werden können. Indem nun die Konkurse sich häuften und die selbständigen, mehrwertbeziehenden Überbedarfskaufleute sich wieder in bescheidene Angestellte zurückentwickelten, setzte zugleich die Periode der Preisrückbildung ein, die durch vielerlei andere Umstände gefördert wurde.

Vor allem gewann das vorhandene Geld, als natürliche Folge seiner Verknappung, immer höheren Wert. Durch den Fortfall der verbrauchsstimulierenden Reklame ging ferner die Einfuhr so weit zurück, daß tatsächlich nur noch die lebensnotwendigen Nahrungsmittel und Rohstoffe importiert wurden, die Zahlungsbilanz sich also berichtigte und die Geldentwertung auch von außen her aufhörte. Es gelang schließlich, die Mark auf dem Werte eines Friedenspfennig zu stabilisieren, 1 Dollar also gleich 420 Mark. Eine innere Tendenz zu noch weiterer Steigerung wurde durch die Reparationsverpflichtungen ausgeglichen.

Trotz dieser Wertsteigerung nahm die Knappheit aber kein Ende; und so reifte im Jahre 1924, unter dem Drucke der Not, jener geniale Plan einer neuen Währung heran, der mit einem Schlage das vorangegangene Elend zu beseitigen berufen war. Der Mangel an Umlaufmitteln hatte nämlich schon geraume Zeit dazu geführt, daß auch andere als staatliche Geldzeichen sich als Tauschwerte einbürgerten; so namentlich goldene Ringe, Edelsteine und sonstige Pretiosen. Immer größere Quantitäten dieses Realgeldes kamen zum Vorschein; und es mußte naheliegen, diese Werte irgendwie zu unifizieren und zur Basis einer neuen, vollwertigen Währung zu machen. Der Gedanke, der allen heutigen Normalwährungsbanken zugrunde liegt, ist unserer Epoche inzwischen selbstverständlich geworden. Für damalige Zeiten aber war er revolutionär. Als eine Bankenvereinigung das erste Institut dieser Art in Deutschland gründete und durch Lichtbild im ganzen Land bekannt gab, sie nehme Schmuck, Gold- und Silbergeschirre und jeden sonstigen Edelwert gegen Bezahlung in einem neuen, nach besten Grundsätzen emittierten, eben durch jene Werte gedeckten, von der Staatswirtschaft vollkommen unabhängigen, privaten Gelde entgegen, glaubte man vielfach, es handle sich um einen Schwindel. Aber rasch hörte man näheres über die Gründung, hörte, daß eine Gruppe früherer Verleger sich patriotisch bereit erklärt hatte, gegen entsprechende Beteiligung am Geschäft die notwendige Druckmaschine selbst zu bedienen, — und dies, zusammen mit dem großen Geldbedürfnis, genügte, immer größere Schätze in die Tresors der neuen Bank fließen

zu lassen. Die Edelmetalle, auf denen die neue Währung fußte, waren bald größer als der Goldbestand, den die deutsche Reichsbank vor dem Kriege besessen hatte. Und im In- und Ausland war die neue „Hektomark“ bald als absolut erstklassiges und stabiles Geld anerkannt. Man hatte die Bezeichnung Hektomark gewählt, weil das Wertverhältnis der neuen Einheit zu der alten, ebenfalls stabilisierten Markeinheit auf 100:1 fixiert wurde, so daß im Grunde aus dem alten Mark-Pfennigssystem, unter Fortfall des Pfennigs, nichts anderes als ein völlig gleiches Hektomark-Marksystem geworden war.

Auf diesem festen Boden konnte sich die deutsche Wirtschaft endlich wieder erholen und jenen Aufschwung vorbereiten, den wir in den letzten Jahrzehnten bewundernd miterleben konnten, — einen Aufschwung, der auch die Nachbarländer fortriß, und der uns vom antiken Flugapparat mit Benzinbetrieb bis zum radioenergetischen Flugstiefel, vom Getreidebrot bis zum synthetischen Ernährungspulver emportrug.

41. Kapitel.

All diese Entwicklungen wären natürlich im Keime erdröselt worden, hätte der außenpolitische Druck, unter dem das Reich zu Beginn jener Periode noch stand, unvermindert fortgedauert. Aber auch in dieser Beziehung trat ein denkwürdiger Wandel ein.

Der französische Chauvinismus, der Deutschland damals unterm Absatz hielt, bedurfte natürlich moralischer und tatsächlicher Unterstützung. Und diese Unterstützung vermochte er sich nur durch den steten Hinweis auf die chauvinistischen Deklamationen innerhalb Deutschlands selbst zu verschaffen, — auf die Revanche-propaganda, die Agitation für Hohenzollernwiederkehr und die Aufreizung, die sogar gegen die eigene demokratische Regierung dort betrieben wurde. In dem Augenblick nun, in dem diese deutsche Propaganda durch das Aufhören aller Druckertätigkeit lahmgelegt war, fehlte der französischen Unterdrückungspolitik auch ihrerseits jedes Propagandamittel; und der Boden für eine vollkommene Umstülpung der internationalen politischen Situation war bereitet.

In Moskau traten im Februar 1926, auf Einladung der anglopanamerikanischen Union, die Staaten der Welt zu einer denkwürdigen Konferenz zusammen und zwangen die heftig opponierende Regierung Tardieu nebst ihrer belgischen und polnischen Gefolgschaft zur vollkommenen Land- und Seeabrüstung. Zur Kontrolle der Auflösung und Materialvernichtung wurden, nach dem Muster der früher in Deutschland wirkenden Nolletkommission, internationale Kontrollkörperschaften nach Paris, Brüssel und Warschau entsandt, während die übrigen europäischen Staaten sich zum Vollzug der beschlossenen Maßnahmen freiwillig bereit erklärten. Auch Deutschland löste seine Reichswehr auf.

Nach solcher Zertrümmerung seiner militärischen Macht war Frankreich natürlich ipso facti genötigt, seine bisherige hegemonistische Politik aufzugeben und zu einer Politik des Einvernehmens überzugehen. Sie führte im Jahre 1929, unter der Ministerpräsidentenschaft Rolland, zum Finanzvertrage von Mainz, in dem alle europäischen Staaten sich zur Zusammenlegung und gemeinsamen Abtragung ihrer Kriegsschulden verpflichteten; und im Jahre 1935 endlich zum Abschluß der Europäischen Konföderation, die, unter Sicherung der nationalen Eigenart und Bewegungsfreiheit jedes Bundesmitgliedes, die heutige Kollektivregierung Europas begründete.

ERICH POMMER

INTERNATIONALE FILM-VERSTÄNDIGUNG

Generaldirektor Erich Pommer von der Decla-Bioscop, der schöpferischste Kopf der deutschen Film-Industrie, stellt dem T.-B. diese Reflexionen, Ergebnisse einer Reise nach Paris und London, zur Verfügung.

Wenn einer eine Reise tut, dann glauben die andern immer, er könne was erzählen. Nun gar eine Reise nach London und Paris, eine Reise, die unterm Jupiterlicht des Films geschieht, das verpflichtet. Aber auch eine innere Stimme mahnt. Es ist nötig, daß wir alle Fäden, die uns aus der Kriegsisolierung führen, fester knüpfen. Nun, der Film ist die wirksamste internationale Verständigungsmöglichkeit.

Der Zufall wollte es, daß unsere Reise — ich war von meinem Mitarbeiter Fritz Lang begleitet — zusammenfiel mit den Uraufführungen einiger deutscher Filme in Paris: Der Erfolg des Calligari-Films war noch in aller Munde, ihm folgte Murnaus „Brennender Acker“, dann Lupu Picks „Scherben“; und während unseres Aufenthaltes entzündeten sich im Madelaine-Cinéma „Les trois lumières“, wie man in Frankreich Fritz Langs schönes Werk „Der müde Tod“ nennt. Aus den vielen ausführlichen Besprechungen dieses bewußt deutschen Filmes, Besprechungen, die ein überzeugender Beweis der wiedererwachten künstlerischen Objektivität der französischen Presse sind, will ich hier nur einen Satz herausgreifen: „ . . . une telle oeuvre, où nous retrouvons jaillissant comme d'un sépulcre la véritable âme allemande“. Das ist ein Satz, den man nicht vergißt. Wer, wie ich, den Film für das wirksamste internationale Verständigungsmittel hält, wird sich ihn merken. Dabei soll nicht verschwiegen bleiben, daß im Ausland — in England durchaus nicht seltener als in Frankreich — ein starker Widerstand gegen das Deutsche noch immer sehr deutlich fühlbar ist. Noch ist der Unsinn der Kriegspropaganda nicht ganz verschwitzt. Der gebildete Ausländer besinnt sich erst allmählich

wieder auf das Deutschland Faust's, der Meistersinger, der Eroica, Albrecht Dürers. Der Film ist ein sichtbares, auf große Massen wirkendes Mittel zur Entvolkung der Geister, zur Auferstehung einer tot geglaubten Welt. Mit hoher Freude und Genugtuung durften wir feststellen, daß die „wie aus einem Grabe aufsteigende wahre deutsche Seele“ dem Ausland wieder liebenswert erscheint.

Symptome des Besinnungsprozesses: Eine zwanglose Besprechung französischer, englischer, italienischer und deutscher Filmleute. Das Thema: Die gemeinschaftliche Sorge aller derjenigen, die sich trotz der heute noch durch den Einfluß des Krieges vergifteten politischen Atmosphäre bemühen, vernünftig und klar in die Zukunft zu sehen; schnell wieder gute und normale internationale Beziehungen herbeizuführen. Anschließend eine Konferenz mit Vertretern der französischen Tages- und Fachpresse, in der das gleiche Thema zur Diskussion gestellt wird. Das Gespräch dreht sich bald nur um die deutsch-französischen Film-Beziehungen. Ein Trommelfeuer von Fragen und Vorwürfen prasselt auf mich nieder. Man wirft mir das deutsche Einfuhrverbot, die Kontingentierung der Filmeinfuhr vor. Man erblickt hierin eine besondere Spitze gegen die französische Filmindustrie. Man beschwert sich, daß, während der deutsche Film in Frankreich bereits eine gastliche Aufnahme gefunden hat, dem Berliner Publikum noch kein französischer Film gezeigt wurde, usw. Nur schwer kann ich den Franzosen klar machen, daß alle diese Maßnahmen schließlich doch nur Folgen des Versailler Friedens sind, daß Einfuhrbeschränkungen notwendig waren, um die heimische Industrie in der ersten Übergangszeit, die dem Kriege folgte, zu schützen. Andererseits aber stelle ich fest, daß ich, und mit mir die meisten führenden Persönlichkeiten der deutschen Filmindustrie auf dem Standpunkt ständen, daß in einer möglichst freiheitlichen Ausgestaltung der Einfuhrfrage der beste Weg zur Rückkehr zu normalen, internationalen geschäftlichen Beziehungen läge. In diesem Sinne werden die zuständigen Reichsbehörden dauernd beeinflußt. Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß gewisse Vorbehalte, um eine Überschwemmung des einheimischen Marktes mit vielen minderwertigen ausländischen Filmen zu verhindern, auch in Zukunft gemacht werden müßten. Die Franzosen begreifen das um so mehr, als der französische Filmmarkt noch heute an den Folgen einer Invasion der amerikanischen Massenproduktion leidet. Schließlich stellen wir fest, daß nur auf dem Wege der Kompensation ein allseitig befriedigender Ausweg gefunden werden kann. Diese Konferenz ist in der gesamten französischen Tages- und Fachpresse eingehend kommentiert worden, und zwar — in einer durchaus loyalen und unparteiischen Art. Auch Blätter, die sich im allgemeinen heute noch nicht wieder durch Deutschfreundlichkeit auszeichnen, haben die Frage sachlich behandelt.

Der erste Schritt ist getan. Ohne die reifenden Früchte vorzeitig betasten zu wollen, sei doch heute schon gesagt, daß zwi-

schen berufenen Vertretern der kinematographischen Industrie eine künstlerische und wirtschaftliche Allianz angebahnt ist. Das bedeutet einen großen Schritt zur Annäherung. Von wirtschaftlichen Dingen, die sehr erheblich ins Gewicht fallen dürften, sei hier nicht weiter die Rede. Auch nicht weiter davon, daß in England sich die Journalisten zwar ebenfalls recht gern und ausführlich mit einem deutschen Filmmann unterhalten, aber vorläufig noch selten den Mut aufbringen, ihre, bei solcher Gelegenheit geäußerten verständnisvollen Ansichten, auch öffentlich zu vertreten.

Erwarten wir also inzwischen von dem geplanten friedlichen Film-Wettstreit der Nationen eine außerordentliche Hebung der Filmqualität. Wird dabei das so oft mißbrauchte Wort von der Internationalität des Films überall richtig verstanden, so wird sich jedes Land bemühen, das eigene Antlitz, die eigene Seele so klar, so schön und so interessant als möglich zeigen und seine besten Kräfte, seine fähigsten Intelligenzen, seine stärksten Persönlichkeiten in den Dienst der Sache stellen. Aus dem Prinzip des „do ut des“ wird der Austausch künstlerischer und wirtschaftlicher Werte erfolgen und nicht zum geringsten Teil beitragen zur großen, der ganzen Welt so brennend notwendigen Verständigung.

Ein weiterer Gewinn: Paris und London gaben uns die Möglichkeit, uns mit den neuesten Erzeugnissen der ausländischen Filmproduktion bekannt zu machen und aus dem Geschauten sehr nützliche Lehren zu ziehen. Ganz Hervorragendes wird da geleistet im Gebiet der Technik, der Beleuchtung, der Photographie. Vorläufig triumphiert Griffith noch immer über seine Entente-Kollegen. Mit Recht. Seine Riesenausmaße in Bezug auf Maschinenmaterial und Bauten sind nicht nur Angelegenheiten eines beinahe unbeschränkten Geldbeutels, sie sind — es muß festgestellt werden — von einem großen Temperament gewollt und — was das wichtigste ist — g e k o n n t. Mit diesem Ausmaße können wir nicht mit. Ebenso wenig, wie wir den Amerikanern den Niagara-Fall nachmachen können. Dieses auch nur anzustreben, wäre hoffnungslos. Die reine Bewunderung, die man in Paris und auch in London für das deutsche Manuskript, die deutsche Regie, das deutsche Schauspielers- und Künstlermaterial hegt, gab uns den Beweis, daß wir, wenn auch auf anderen Gebieten, ebenso Unnachahmliches, Einzigartiges, ja Unübertreffliches haben, wie Amerika in seinem Niagara-Fall. Ein Volk muß nur wissen, wo sein Unnachahmliches, sein Niagara, liegt.

SELBSTMORD DES MÖRDERS

Herr Großmann, der Lustmörder, hat sich in seiner Zelle erhängt. Es gibt Leute, die das beklagenswert finden. Ein solcher Unhold hätte unters Beil kommen müssen, so meinen gute alte Preußen, und sie verweisen auf den Mörder Peter Grupen, der gleichfalls in seiner Zelle Selbstmord begangen hat. Besorgt fragen die Freunde des blutigen Beils, ob das nun so üblich werden soll, daß die Herren Mörder ihre eigenen Richter und Henker werden?

Darauf ist kurz und klar zu antworten: Hoffentlich, ja! In den Adelsschichten, vor allem in der Offiziersklasse, war es längst üblich, daß einem Angehörigen, der sich gegen die sittlichen Gesetze seiner Welt verbrecherisch vergangen hatte, Gelegenheit gegeben wurde, mit einem Pistolenschuß die Sünde zu sühnen. Gewiß, die viehischen Taten des Lustmörders können mit den oft nur schimärischen Versündigungen wider den Kastengeist nicht verglichen werden. Immerhin, es hat Untaten von entsetzlichsten Folgen gegeben, die auf diese rücksichtsvolle Art gesühnt wurden. So ist dem Artillerieobersten Redl in Wien, der als Generalstäbler galizische Festungspläne an die Russen verraten hat, von seinem Freunde, einem Oberstaatsanwalt, ein Revolver sanft in die Hand gedrückt worden, damit er sich aus einem geschändeten Dasein schleiche. Der Brauch setzte einen Funken Ehrgefühl bei dem Empfänger der Waffe voraus. Besaßen denn die Grupen und Großmann dieses Ehrgefühl?

Darauf ist zu erwidern: Es ist der höchste Triumph des Strafverfahrens, daß ein stumpfsinniger Frauenschänder und -mörder durch die seelische Qual der Haft und des Nachdenkens, durch den Zwang zur Verantwortung sich innerlich so weit brachte, Hand an sich selbst zu legen. Diese Selbstmorde sind Selbstverurteilungen. Der Gehenkte verneint sich selbst — und das ist vermutlich seine erste innere Regung, die wir Anderen bejahen können.

Der Henker konnte einen Kopf vom Halse trennen.

Der Mörder als Selbstmörder trennt sich selbst von seinen Taten.

In diesem Gericht, das ein Sünder über sich selbst hielt, liegt ein versöhnendes Moment. Der Henker kann den äußeren Tod hervorrufen, diese sich selbst Richtenden erlebten zuerst die eigene Verneinung ihrer selbst, sie gaben sich den inneren Tod.

In jeder Mörderzelle sollte eine Rebschnur liegen.

DER ONKEL

Der Chauffeur, der das Auto gegen Rathenau lenkte, wäre der Polizei nicht so schnell in die Hände gefallen, wenn sein Onkel die Behörde nicht angerufen hätte.

Wir wissen nicht viel von diesem Onkel. Ein Gutsbesitzer in der Nähe von Frankfurt an der Oder. Eines Tages erscheint der junge Mensch, sein Neffe, auf dem Gute, er ist dem Onkel als Fanatiker bekannt, macht einen unruhigen, erregten Eindruck. Der Onkel ahnt Schlimmes. Es war dem jungen Menschen, der so leichten Herzens das ihm unbekannte Leben eines Andern aufopfern konnte, Gelegenheit gegeben, seine tragische Schuld freiwillig mit dem eigenen Leben zu sühnen. Aber seine Hand scheint nur sicher zu führen, wenn die Existenz eines Anderen vernichtet werden soll. Der Onkel, durch den ungebetenen Besuch entsetzt, rät, alles er ratend, dem Neffen, sich freiwillig zu stellen. Der junge Mensch zieht es vor, den Hof des Onkels belagern und sich gefangen nehmen zu lassen.

War der Onkel ein Republikaner, der das Verbrechen am Staate gesühnt wissen wollte? Kaum. Wir haben keine Römerseelen in Deutschland. Eher war er wohl ein Christ, der den Mord verabscheut und Strafe als die einzige Möglichkeit zur Läuterung ansieht? Aber hatte er nicht die Pflicht, den Sohn des Bruders auf jeden Fall zu schützen? Der Entwurf zum Schutzgesetz für die Republik, der eben beraten wird, entbindet nur Eltern, Schwestern, Brüder, Kinder, die Gattin und die Verlobte von der Anzeigepflicht. Schon der Freund ist nicht ausgenommen und auch nicht der entfernte Verwandte. Nach dem Schutzgesetz für die Republik wäre der Onkel zur Anzeige verpflichtet gewesen. Der Onkel hätte dem Neffen die Tür weisen können. Mußte er, menschlich betrachtet, — und es schadet nicht, im Lärm der politischen Wüteriche von den menschlichen Dingen zu reden — die Jäger auf die Spur des Wildes weisen? Wer will darüber entscheiden? Es ist denkbar, daß der Onkel vor dem Blut an den Händen dieses leichtfertigen Buben zurückschauderte; aber man kann sich auch — ohne Anhaltspunkte im besonderen Falle — einen Verwandten denken, dem die ausgesetzte Prämie von einer Million in die Augen stach. Die Tat ist nichts, das Motiv ist Alles. Am wahrscheinlichsten ist der banalste Fall: Ein alter Herr, der bequem auf seinem Gut leben will, fürchtet die Scherereien und Widerwärtigkeiten, die ihm als Herbergsvater eines Mörders entstehen könnten.

Jedenfalls steht Eines fest: Stupide wie der Mord war offenbar auch diese Flucht zum Onkel. Entschließt man sich kalten Herzens ein Mörder zu sein, so muß man auch damit rechnen, keinen Onkel zu haben.

I.

Damals, als Ernst Toller Oberkommandierender der „Roten Armee“ in Dachau war, gings hoch her in München, aber Toller gehörte nicht zu den Tollen, sondern zu den Bedächtigen. Er hatte den Mut, der kompakten Majorität, oder deutsch gesagt, dem Pöbel zu widerstehen, er beugte sich nicht vor dem schauspielernden Pöbel-
 lieblich Lewien, er bewahrte sich vor allen Exzessen, er versuchte Vernunft ins Münchener Chaos zu bringen und selbst der leber-
 kranke, magere, verdrießliche Herr, der als Vorsitzender in dem Prozeß gegen ihn präsierte, wurde von Anwandlungen der Hoch-
 achtung heimgesucht. Nach der unvergeßlichen Rede Hugo Haases konnten die Richter beim besten Willen dem Ernst Toller das Zeug-
 nis einer sittlichen Natur im Urteil nicht verweigern und so sandten sie ihn, vielleicht bekümmert, daß ihnen ausgiebigere Arbeit nicht
 möglich war, für fünf Jahre in die Festung. Das war 1919. Drei Jahre sind um. Während der drei Jahre haben sich die bayerischen Gefäng-
 nisverwalter als gute Wachthunde aufgeführt. Sie begannen zu bellen, wenn auch nur der Gedanke einesurlaubes für Toller hörbar wurde. Preußischer als die Preußen, haben sie verhindert, daß
 Toller auch nur eine Probe seiner drei auf vielen deutschen Büh-
 nen gespielter Dramen gesehen hat. Ich erinnere mich, daß Gustav Landauer von der Kgl. preußischen Zuchthausverwaltung gnädiger
 behandelt wurde. Ihn hat man — es ist zwanzig Jahre her — mitten aus schwerer Haft zur Erholung freigelassen. Er hatte sein Ehrenwort gegeben und darauf konnte man sich verlassen. Die Bayern, wenn sie erst die lackierte Fremdenverkehrshöflichkeit ab-
 gestreift haben, sind der brutalste deutsche Stamm. Sie waren im Krieg die tollsten Messerstecher, warum sollten sie im Frieden nicht die rohesten Gefängnisleiter sein? Sie haben den Stolz auf ihre Brutalität, sie brüsten sich mit ihrem Stiernacken. Der pfißige Graf Lerchenfeld hat sich dieser Vierschrötigkeit gefügt, er hat unser Begehren, Ernst Toller wenigstens für ein paar Proben freizulassen, ignoriert, er hat sich als Prokurist des bayerischen Pöbels gefühlt, als Oberkerkermeister von Niederschönenfeld. Toll, daß ein Staatsmann sich nicht vor sich selber schämt, nicht einmal in einer solchen Kleinigkeit nach dem Bißchen eigenen Gewissen handeln zu dürfen. Traurig, der Handlanger einer Josef Filser-Majorität zu sein. Dieser bayerische Staatsmann ist kein freies Lerchenfeld, sondern ein armseliger Spatzendreck.

II.

Im Grunde ist die Haft des Ernst Toller eine Erfolg-Versicherung für ihn. Der gefangene Dichter muß in die Höhe gehoben werden. Er wurde auch im Großen Schauspielhaus bejubelt. Aber die Hitze wäre noch begeisterter gewesen, wenn das Werk Tollers

mitgeholfen hätte. Man ist auch einem gefangenen Dichter Wahrheit schuldig. Nun also, nicht verhehlt: Die „Maschinenstürmer“ sind eine Enttäuschung.

Hier könnte ein Drama entstehen. Der Vorwurf ist groß. 1815. England. Die Maschine verdrängt den Arbeiter. Erstes Räkeln des kapitalistischen Riesen. Die Maschine frißt die Kinder, die sie bedienen. Die Arbeiter in Haß und starrem Staunen vor dem eisernen Kolob Maschine. Sie sehen die Maschine fast wie einen Gott, dann wieder als Teufelswerk an. Am Ende zertrümmern sie das schauerliche Ungetüm. Militär bändigt die Empörer. Hoch oben auf der Maschine steht der Ingenieur und kündigt:

Wer wider die Maschine kämpft,
Kämpft wider göttliche Vernunft.

Und unten, im Getümmel der Geschlagenen, liegt Jimmy, der Führer, dem die toll gewordenen Arbeiter die Zunge aus dem Mund reißen werden, und benutzt die letzten Momente in folgendem Referat:

Ihr kämpfet

Gegen den unrechten Feind!

O, Brüder, wenn die Schaffenden von England

Abtrünnig werden ihrer heiligen Sendung! . . .

Die Schaffenden des Kontinents, die Schaffenden der Erde

Sich nicht zu großer Menschheitstat vereinen . . .

Toller sollte sich einmal drei Monate den Gebrauch bestimmter Vokabel untersagen: Menschheit, Weltgemeinschaft, Kameraden, Knechte usw. usw. Aufrichtig: Dieses Schauspiel bleibt ganz und gar im Rhetorischen stecken. In diesem Drama gibt es keine Figur. Überall nur Redner. Der Fabrikant — Generalredner der manchesterliberalen Partei, Jimmy — Referent der U. S. P. von Nottingham, Jimmys Bruder — Wortführer der kaufmännischen Angestellten freisinniger Richtung, Margareth — Wortführerin der radikalen Arbeiterinnenvereine. Offenbar leidet Toller in Niederschönenfeld an politischen Verstopfungen, hervorgerufen durch die Zurückhaltung von vielen politischen Reden. Das Drama ist ihm ein Umweg, diese Reden nun doch loszuwerden. Man gönnt ihm die Erleichterung von Herzen, aber . . . so entstand kein Drama, sondern: Gesammelte Reden von Ernst Toller.

Das Stück spielt 1815. Dann und wann erinnert sich Toller daran. Plötzlich aber packt ihn der Rednerehrgeiz und auf einmal sind wir wieder im Jahre 1922, die Szene wird zum Kongreß für die Einigung aller sozialistischen Parteien. Keine Figur geformt. Überall nur agitatorische Schemen. Beispiel: der Fabrikant, der die erste Maschine einführt. Bei Toller ist's eine Karikatur. Aber aus so schlechtem Holz sind technische Neuerer nicht geschnitzt. Sicher ist der erste Maschinengläubige von dem Durchschnitt der

technisch rückständigen Kollegen verhöhnt, bewitzelt, bekämpft worden. Es hat Mut dazu gehört, der Maschine den Weg zu bahnen. Bei Toller ist dieser liberale Revolutionär nur ein von Profit-sucht besessener Dickwanst. Und keine Frau, nur Schatten von ungeschlechtlichen Weibern. Kein menschliches Gesicht fünf Akte lang, bloß Parteimasken. Kein menschlich, herzlich ergreifendes Wort. Kein dichterisches Wortbild. Schlimmstes, abgetragenes, triviales Zeitungsdeutsch. Wäre Toller in Freiheit, man müßte sagen: Dieses Werk ist . . . Aber Lerchenfeld steht schützend vor Toller.

III.

Vielleicht hat Karlheinz Martin dem Drama den Todesstoß gegeben. Er hat das Redespiel in eine Oper verwandelt. Martin hat eine gefährliche Neigung, der Castan des deutschen Theaters zu werden. Alles wird ihm zur Wachfigurengruppe. Er stellt Bilder und läßt die Figuren bewegungslos verharren. Dann, auf militärisches Kommando, möglichst ruckweise, darf die Gruppe sich bewegen. Für ein Stück, das arm an seelischem Leben, mußte diese Entseelungsmethode Martins tödlich sein. Der Regisseur hat auch das Rhetorische übertrieben, statt abzuschwächen. Schon in der ersten Szene ließ er das erste Redner-Feuerwerk abbrennen. Kaum saß der Zuschauer auf seinem Platz, sollte er schon brennen. Das widerspricht allen theaterpsychologischen Gesetzen. Diese erste Rede — vollkommen sinnwidrig hat Martin den Lord Byron von dem Schauspieler sprechen lassen, der den Wanderarbeiter Jimmy gibt — auf nüchternen Magen mußte mit der Gelassenheit und Hoheit des Lords vorgetragen werden. Das englische Oberhaus ist keine Volksversammlung. Dies Seelenlos-Agitorische hat Martin in allen Szenen betont. Aber man verträgt drei Stunden Dittmann im Theater nicht.

Das revolutionäre Schauspiel schließt sehr sittlich: „Man muß einander helfen und gut sein“. Das ist, nach drei Stunden revolutionärer Diskussion, ein flaves, fades Ende. Dies letzte Wort spricht ein etwas allegorischer Greis, der aus Literaturen zusammengezeugt scheint. Nun wohl, soll man gegeneinander gut sein, so muß man sich vor allem gegenseitig sehen. In diesem Drama aber ist nichts Geschautes. Man muß einander helfen? Ja, aber durch Gestalten, nicht durch Reden, Reden, Reden!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juliwoche

Woher die Bewegung der Mark in den letzten beiden Wochen stammt, ist klar. Man soll diesmal um Gotteswillen nicht die Reparationen dafür verantwortlich machen. Die Reparationen sind natürlich ein Faktor, der beständig auf den Markkurs drückt, ebenso wie die Passivität der übrigen Zahlungsbilanz. An Hand der bisherigen Entwicklung konnte man berechnen, daß Reparationen plus Bilanzdefizit bis zum Jahresende zu einem Dollarkurs von etwa 500—600 führen würden. Aber nun ist dieser Stand schon im Juli erreicht worden, — in 14 Tagen ist eine Entwertungsspanne zurückgelegt worden, zu der vorher mehr als zwei Jahre erforderlich waren! Das ist nicht mehr mit wirtschaftlichen, sondern nur noch mit pathologischen Ursachen zu erklären. Und man muß erbittert feststellen: Der deutsche Spießbürger in seiner krankhaften Angst vor der „roten Gefahr“ hat die Mark ruiniert. Die Bewegung ist ausschließlich von Deutschland ausgegangen, Tag für Tag konnte man verfolgen, wie zögernd und unwillig das Ausland dem Vorsturm der deutschen Börsen nachhinkte. Draußen in der Welt hat man in den Demonstrationen und Aktionen, die dem Rathenaumord folgten, durchaus nichts Beängstigendes für die deutsche Zukunft gesehen. Im Gegenteil: ebenso wie die Niederwerfung des Kapp-Putsches, trotz Generalstreik und politischer Verwirrung, seinerzeit sogar zu bedeutender Festigung der Mark führte, ebenso war, wenn es auf das Urteil des Auslandes allein ankam, auch von den Unternehmungen gegen den Mord und die politische Verhetzung ein günstiger Einfluß auf den Markkurs zu erwarten. Aber ein anderes ist das Ausland, ein anderes Deutschland! Der deutsche Börsen-Bourgeois, der deutsche Industrie-Reaktionär gerieten in panischen Schrecken, als auch nur in weiter Ferne die Möglichkeit einer „Linksregierung“ auftauchte. Dies Gespenst allein genügte ihnen, sich Hals über Kopf in Auslandswerte zu flüchten, — sie, sie allein tragen die Schuld an diesem Unglück! Es bedurfte der neuen Moratoriums-Aussicht, um die Folgen ihres Kollaps' wieder zurückzubiegen. Woraus zu erhellen scheint, daß eher noch das Reparationsstraktat als das deutsche Bürgertum reparabel ist!

Aber wemgleich dieser letzte Marksturz nichts mit den Reparationen zu tun hat, haben doch die Reparationen mit ihm zu tun. Denn in der Tat zerstört er die letzte Hoffnung darauf, daß Deutsch-

land in nächster Zeit die erforderlichen Summen werde aufbringen können. Erfahrung lehrt, daß die Staatseinnahmen bei rasch sinkendem Geldwert auch nicht entfernt in dem Tempo und Ausmaß wachsen, die der Wertverminderung entsprächen. Viel rascher steigen die inneren Ausgaben; und am raschesten natürlich in Goldäquivalenten zu entrichtende. 50 Goldmillionen pro Monat waren im März etwa $2\frac{1}{2}$ Milliarden Papiermark, heute sind es über fünf. Fünf Milliarden Papiermark aber sind gut $\frac{2}{3}$ der gesamten Reichseinnahmen, — bis zu jenem fernen Termin, da die Einnahmen sich der Kursentwicklung angepaßt haben werden. In der Zwischenzeit ist Deutschland für solche Summen einfach nicht gut, — ganz zu schweigen von den Sachleistungen, für die das Projekt Le Troquer gerade jetzt eine große Steigerung vorbereitet. Darum ist das neue Ersuchen um ein Moratorium berechtigt. Und darum ist wieder der Vorschlag zu wiederholen, der nun schon zum Xten Male hier erfolgt: Die deutsche Regierung muß ein Programm für gleitende Reparationen aufstellen und propagieren! Unter gleitenden Reparationen sind Pflichtsummen zu verstehen, die mit der Entwicklung des Geldwertes automatisch fallen oder steigen. Dies würde die Zahlungen realiter erst ermöglichen, andererseits würde es ein unvergleichlich kräftigendes Stabilisierungsmoment darstellen. Das Problem, das sich bei einem Marksturz von der Vehemenz des eben erfolgten fast unlösbar aufreckt, existierte bei dieser Regelung überhaupt nicht mehr. Wann wird endlich die Initiative zu ihr ergriffen werden?

Schon zu der Zeit, als man noch damit rechnete, die Zwangsanleihe werde 1 Milliarde Goldmark einbringen, war das Budget des Reiches keineswegs gedeckt. Weitere Einnahmequellen waren aufzuspüren. Die Reparationskommission wies in ihrer Moratoriumsnote vom März ausdrücklich auf die Notwendigkeit hin, neben der Zwangsanleihe auch noch freiwillige innere und äußere Anleihen auszuschreiben. Inzwischen ist es den Abgeordneten Helfferich und Becker gelungen, den Endbetrag der Zwangsanleihe aus der Gold- in die Papiersprache übersetzen und sie mit 70 Milliarden Papiermark begrenzen zu lassen; das entspricht beim heutigen Kursstand nicht mehr 1, sondern nur noch $\frac{2}{3}$ Milliarden Goldmark. Gleichzeitig aber sind die Reichsausgaben fortwährend gewachsen, und werden im Gefolge der neuesten, beispiellosen Geldentwertung nicht verfehlen, sich auch weiterhin in dieser Richtung zu entwickeln. Da auch die Auslandsanleihe nicht zustande gekommen ist, klappt das Defizit wieder riesengroß, und die Frage nach der Deckung ist akuter als je. In dieser Situation scheint die Regierung auf den Plan eines neuen Schatzanweisungstyps verfallen zu sein, der eine Art Mittelding zwischen Anleihe und Schatzwechsel, zwischen schwebender und fundierter

Schuld konstituieren würde. Besprechungen über die Auflage von 6prozentigen Reichsschatzanweisungen mit dreijähriger Laufzeit sind im Gange; also eines Papiers, dessen Zinsfuß höher wäre als der Zinsfuß der bisherigen langfristigen Schatzanweisungen; und dessen Laufzeit länger wäre, als die Laufzeit der nach dem Umsturz vorzugsweise in den Verkehr gebrachten unverzinslichen Wechsel. Gelänge es, große Quantitäten dieses Typs an den Mann zu bringen, so wäre damit in der Tat wenigstens eine Art Vorstufe zu einer freiwilligen inneren Anleihe geschaffen. Aber es wäre merkwürdig, wenn sich viele Liebhaber fänden! Der Markt hat langfristige Schatzanweisungen schon früher nicht mit offenen Armen aufgenommen, und in letzter Zeit wächst unter dem Drucke der Geldnot zusehends die Neigung, sich von Schatzanweisungen durch Rediskontierung überhaupt zu befreien. Der letzte Reichsbankausweis bewies diese Tendenz besonders schlagend; viele Milliarden von Schatzwechseln, die sich in privater Hand befanden, mußten von der Reichsbank in den letzten Wochen rediskontiert werden; und es ist ja auch bekannt, wie weitgehend die Großbanken sich von Schatzpapieren zu befreien suchen. Unter solchen Umständen wäre es mehr als wunderbar, wenn der neue Typ nennenswerten Erfolg haben könnte. Jedenfalls aber wäre es absurd, anzunehmen, daß er auch nur einen Teil des Mankos wieder wettmachen könnte, das durch die verkorkste Aufmachung der Zwangsanleihe unabwendbar sich ergeben muß.

Trotz aller sogenannten Revolutionen ist Deutschland bisher von einem allgemeinen Bergarbeiterstreik verschont geblieben. In England hat es seit Kriegsende schon zweimal diese schwerste Erscheinungsform sozialen Kampfes gegeben, beide Male wochenlang andauernd und von unbeschreiblichen Folgen für das ganze Wirtschaftsleben begleitet. In Deutschland ist das äußerste bisher immer noch vermieden worden; aber der Wille zur Verständigung scheint diesmal fast erschöpft, aus dem Ruhrrevier wird berichtet, daß die Kündigungen organisiert vorbereitet werden. Und wenn nicht im letzten Augenblick noch eine Wendung erfolgt, wird die Arbeit vom 1. August ab auf allen Zechen ruhen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Details des Konfliktes einzugehen. Aber man kann sagen, daß auf allen Seiten, — Unternehmern, Regierung und Arbeitern, — dezidierte Fehler gemacht worden sind. Die Lohnfrage ist weniger ein Konflikt zwischen Arbeiterschaft und Unternehmern als vielmehr zwischen Arbeiterschaft und Regierung. Mit Rücksicht auf das Preisniveau der Industrie, das, in Goldparität ausgedrückt, vor dem letzten Marktsturz schon bedrohlich hochgeschraubt gewesen war, wollte die Regierung wenigstens den Kohlenpreis niedrig halten und sperrte sich darum gegen die Lohnerhöhungen,

(die den Unternehmern gleichgültig gewesen wären, da man ihnen ja höhere Preise hätte gestatten müssen.) Aber diese Art, der Allgemeinheit zu nützen, ist natürlich undurchführbar; man kann die Industrie nicht dadurch sichern, daß man eine ihrer grundlegendsten Berufsgruppen ausgesprochen unterbezahlt, — sowohl mit ihrem eigenen, früheren Einkommen als auch mit dem gegenwärtigen Einkommen anderer Arbeitergruppen verglichen; die Bergarbeiterschaft hat seit Jahrhunderten ein Gewohnheitsrecht auf höchste Bezahlung, man kann ihr, die sich ihrer Bedeutung für die Wirtschaft wohl bewußt ist, nicht zumuten, sich plötzlich mit ein Drittel weniger zu begnügen, als z. B. die Bauarbeiter beziehen. Aber gerade weil sie sich in dieser Hinsicht mit Recht auf ihre exzeptionelle Bedeutung für die Gesamtwirtschaft stützt, dürfte sie in der Frage der Überschichten andererseits nicht solche Schwierigkeiten machen. Die Überschichten sind notwendig, — im Juni mußten 1,2 Millionen Tonnen englischer Kohle zu hohen Preisen importiert werden! Die Überschichten sind auch, ohne zu einer Schmälerung der Grundrechte zu führen, schon einmal dagewesen; und wenn der Charakter als Ausnahmeleistung scharf herausgestrichen und vielleicht sogar Vorkehrung dagegen getroffen wird, daß aus der Mehrarbeit unbilliger Unternehmergewinn hervorwächst, so gibt es keine ausreichende Rechtfertigung für die Haltung der Belegschaften in dieser Frage. Wiederrum sind die Arbeitgeber mit ihrem stillen Kampf gegen die Betriebsräte von allen guten Geistern verlassen. Überall, wo halbwegs vernünftige Leitungen sitzen, arbeitet man mit den Betriebsräten im großen Ganzen vorzüglich; in kritischen Situationen haben sie sich immer wieder als ausgezeichnetes Versöhnungsmittel erwiesen. Es stellt den Zechenherren ein miserables Zeugnis aus, daß sie sich so gar nicht zu stellen wissen (oder wünschen), und daß sie mit ihrer knifflischen Resistenz die Arbeiterchaft in immer gereiztere Stimmung treiben. Der ganze Komplex der Bergarbeiterfragen ist bei einigem Takt und Verständnis auf allen Seiten sicher nicht übertrieben schwer zu bereinigen. Namentlich heute, wo die eigentlichen Geldangelegenheiten durch den neuen Marksturz ihr Gesicht ganz verändert haben. Sollte der Konflikt, — der schließlich ja doch mit einem Kompromiß beendet werden müßte, — trotzallem ausbrechen, so wäre kein Wort zu hart gegen diejenigen, die auch noch im jetzt bevorstehenden letzten Verhandlungsstadium ihre Prinzipien und Ambitionen für wichtiger als die drängendsten Bedürfnisse der Gesellschaftswirtschaft halten.

G L O S S E N

BEKEHRUNG

Auch Theaterdirektoren haben Stunden der sittlichen Läuterung, meistens erst nach dem fünfzigsten Jahr. In einer solchen Stunde der Zerknirschung erzählte der Direktor des Wiener Zentraltheaters René Kleinhardt:

„Ach ja, man hat zu viel geliebt in seinem Leben. Irgendein Dämon hat Einen immer wieder ins Abenteuer oder in den Genuß getrieben. Man hat einen abscheulichen Quantitätsglauben gehabt. Alles ist so schnell vor sich gegangen. Ach, ich kann meine Jugendjahre gar nicht ansehen, ich will nicht zurückschauen, es war wüst. Natürlich waren auch die Damen mitschuldig. Wenn Sie heute meinen Bauch ansehen, können Sie sich nicht vorstellen, daß mir wohlbeleibtem Manne Fallen gestellt wurden. Dennoch, ich bin auch mal verführt worden. Aber das war doch der Ausnahmefall, meistens war ich der Schuldige, und so sind in meinen Armen Blonde und Schwarze, Große und Kleine, Üppige und Schlanke, Witzige und Einfältige gelegen. Oh, abscheulich, zu denken, wie lange die Reihe ist! Wenn mir dies Alles wirklich drüben entgegenträte, Eine neben der Andern, alle im intimen Gespräch untereinander, lächelnd, schwätzend, mit dem Finger auf mich weisend. . . . Brrr, ich trete lieber nicht vor Gottes Thron, wenn ich zuerst dieser endlosen Reihe gegenübergestellt werde.

Gottseidank, eines Tages machte ich Halt. Ich bin stolz darauf, daß nicht die Natur, sondern mein Gewissen „Stopp“ gerufen hat. Ganz genau erinnere ich mich noch an die Stunde der Besinnung. Es war da-

mals eine kleine Naive bei mir, nicht sehr begabt, ein bißchen blutlos, ein sehr feines Figürchen, ein reizend geschnittenes Gesicht mit großen Puppenaugen. Sie gefiel mir, sie erwiderte freundlich, an einem Nachmittag kam sie zu mir. Es gibt reizende Frauen, die zu zart sind, um herzlich lieben zu können. Wenn sie einen Kuß gab, fürchtete sie immer, sie könne ihr Kleid verdrücken. Wenn man sie an sich preßte, hatte man selbst ein wenig Angst, das Figürchen könnte zerbrechen. Dieses zarte Geschöpf lag nun in meinen Armen. Vor dem entscheidenden Augenblick sah sie mich erschrocken mit ihren großen Puppenaugen an und sagte zögernd, ängstlich, hilflos, in Sorge, mich böse zu machen: „Sagen Sie . . . muß das denn sein?“ Die Frage, der Ton der bittenden Stimme, der Ausdruck der großen Frage-Augen . . . dies Alles brachte mich zur Besinnung. Ganz klar und deutlich antwortete eine innere Stimme in mir: „Nein, das muß ja gar nicht sein; es geschieht nur, aber es müßte nicht geschehen.“ Ich strich ihr übers Haar, ich konnte nicht anders, ich mußte lächeln. Die dumme Hitzigkeit war verfliegen. Ich begann, mich wie ein Mensch zu benehmen.

Das war die Stunde meiner Bekehrung.

Carlotto Graetz.



HONORIERTE TRAUER

Ein Führer wurde ermordet, ein Volk war in Trauer. Die Zeitungen erschienen am Nachmittag des Begräbnistages nicht, teils weil die Setzer an der Bestattung des Führers teilnehmen wollten, teils weil sie am Beginn eines Streikes wider die Zeitungsbesitzer standen. Als die Setzer am Tage nach der Beerdigung in ihre Arbeitssäle zurückkehrten, sagten sie: „Wir haben gestern Nachmittag getrauert. Unternehmer, bezahlt uns den halben Tag der Trauer!“ Die Zeitungsbesitzer erwiderten: „Auch wir haben getrauert. Wer bezahlt uns unsere Trauer? Wir denken nicht daran, Eure Trauerstunden zu honorieren.“ Schließlich wollten sich die Zeitungsbesitzer einigen, sie wollten schweren Herzens die halbe Trauer bezahlen. Aber die Arbeiter hatten den ganzen Nachmittag getrauert, sie waren radikal, gingen aufs Ganze und verlangten vollen Ersatz.

Aus diesem kleinen Vorspiel ist die Stimmung des großen Berliner Zeitungsstreits entstanden. Es hat sich nachher um wichtigere Dinge, d. h. um größere Summen gehandelt. Aber die Rechtlichkeit dieses Streites, der zwischen trauernden Republikanern spielte, wurde nicht mehr erreicht. Man möchte um ein Volk von solcher Würdelosigkeit trauern — wenn man nur erst darüber im Klaren wäre, wer die Kosten der Trauer um ein Volk zu zahlen hat.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH GRÜSS GOTT, TRITT EIN.../..

Ein österreichischer Journalist schreibt dem T.-B.:

Das südöstliche Einfallstor nach Deutschland ist die Deutsche Paßstelle in Wien, I., Rotenturmstr. 19.

Will die deutsche Republik mit dem Balkan Handel treiben, will sie bildungshungrigen östlichen Studenten deutsche Wissenschaften lehren, will sie von östlichen Journalisten freundlich geschildert sein? Bange Frage an das Schicksal. Liest man die Aufsätze deutscher Nationalökonomien, die Reden deutscher Politiker, so sagt man: Ja, sie will. Betrachtet man die Handlungen der Subalternen, die die deutsche Paßstelle in Wien beherrschen, so antwortet man: Nein, sie will nicht.

Kommen die Händler, die Studenten und Journalisten in die Rotenturmstr. 19, Wien I, so stößt ihnen ein Diener mit der Faust in den Magen. Das ist die erste gastfreundliche Begrüßung, die die deutsche Republik den östlichen Fremden gewährt. So geht es weiter, bis das Visum erkämpft ist.

Hat sich der unglückliche Paßträger bei einem Leidensgenossen informiert (denn die berühmte deutsche Ordnung gibt keinen Wegweiser durch das Chaos einer umständlichen Kleinzimmerwohnung), so wird er schweißtriefend von einem Défilé ins andere getrieben, stets umgeben von einer wartenden, drängenden, gleich ihm schwitzenden Menschenmenge, Nicht ohne daß ihn Diener anschreien, vor-

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beglaublicher Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

wärts- und zurückstoßen, hoheitsvolle Damen seine bescheidenen Anfragen vornehm ignorieren, Beamte ihn weggehen und andern Tags wiederkommen heißen. Das geht so stundenlang, einen, auch zwei Tage hindurch, je nachdem der Andrang nach Deutschland ist. Und er ist immer noch merkwürdig groß.

In allen Sprachen des Ostens wird an diesem verwünschten Ort gesprochen, in allen Sprachen wird konstatiert, daß dies das unmöglichste, unbequemste, unhöflichste, unleidlichste Paßamt Wiens ist. (Was immerhin etwas heißen will.)

Ich hatte die Ehre, mich bei dem Leiter dieser hohen Behörde zu beschweren, weil der obligate Boxer in den Bauch mir schon an der Haustür versetzt worden war, statt erst beim Etageeingang. Darauf erwiderte mir der Herr Graf (denn ein Graf wenigstens ist es), er werde einen Schutzmann holen lassen, weil das Publikum sich an seinen Angestellten zu vergreifen pflege. Wie aber dieses vielgeplagte, übergeduldige, leidensgewohnte Publikum des Ostens dazu kommt, sich gerade an der Beamtschaft der deutschen Paßstelle zu vergreifen, darüber schien sich der Herr Graf keine Gedanken zu machen.

Ein anderes Mal ging es mir so: Die Prinzessin, die meine Personalien aufnahm, hatte Zweifel an meinem Beruf. Sie fragte mich: „Sind Sie nun eigentlich Schriftsteller oder Journalist?“ Und als ich bescheiden „Journalist“ erwiderte, ließ sie mei-

nen Paß unerledigt; ich müsse mich Herrn Sekretär P. selbst vorstellen. Endlich, dachte ich, erlebe ich es, daß ein deutsches Amt die Presse mit Vorzug behandelt. Herr P. prüfte meinen Paß, dann mit scharfem Blick mich selbst, fand offenbar Konfession und Gesinnung der Vorschrift entsprechend, malte einen Haken auf das Papier und wollte mich mit einer Handbewegung entlassen. Da er auf meine Frage, was diese Zeremonie bedeuten solle, die Auskunft verweigerte, so versprach ich ihm damals, die Frage öffentlich an ihn zu stellen. Hiermit geschieht es. Welche kindische und schädliche Vorschrift, Herr Sekretär P., zwingt oder ermächtigt Sie. Presseleute einer Extraschikane zu unterwerfen?

Österreich duldet, wie bekannt, vieles unter dem Druck überflüssiger und unsachlicher Behörden. Wenn aber ein Reichsdeutscher seine Stimme in das Klage-Konzert mischen will, das darüber ertönt, so hallt ihm rasch entgegen: „Na, und Euer Paßamt?“ Und er ist außer Gefecht gesetzt.

Ich soll das T.-B. nicht mit Kleinigkeiten plagen? Auslandsbehörden sind für das Besiegte, sich wieder aufrichtende Deutschland keine Bagatellen. Sie sind Propagandastellen — oder das Gegenteil. Dort empfängt den Ausländer der Hauch verfeinerter Zivilisation oder die erste Atmung jenes Feldwebelgeistes, der dem Deutschlandkenner so überbekannt ist.

Banflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle,
besonders bei

Grippe, Halsentzündung, Verstopfung

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

(Auch Herrn Max Pfeifer, Gesandten der deutschen Republik in Wien, erwartet hier eine Aufgabe. Trotzdem, ja trotzdem die Deutsche Paßstelle in Wien I, Rotenturmstraße 19, eine „von der Gesandtschaft völlig unabhängige“ Behörde ist.)

TISCH MIT BÜCHERN

Neues von Franz Blei. „Ein Mensch, der nur die absolute Wahrheit sucht, der ist Quelle alles Irrtums und aller Schlechtigkeit. Da gibt es Leute, welche auf den schließlichen Endsieg der absoluten Wahrheit so sicher bauen, daß sie es für ganz unnötig halten, irgendetwas zu tun. Andere wieder gibt es, die lieben die absolute Wahrheit so sehr, daß sie sie um keinen Preis an die Luft der wirklichen Welt lassen, aus Angst, sie könnte sich da einen Schnupfen holen.“ Der dies sagt, hat erkannt, daß die Wahrheit, wenn sie absolut sein will, nicht anders als religiös erlebt werden kann. Und derselbe sagt auch: „Alle, welche die Leidenschaft der Liebe erlitten haben, wissen das: sie ist aus Fleisch und Seele gemacht wie wir selber, und die beiden Elemente vereinen, verständigen sich, um sich zu maskieren, zu mißbrauchen, aneinander zu wachsen und eines am anderen zu verzweifeln. Das Fleisch will das Herz unterjochen, indem es ihm dient, und das Herz fällt in die Skla-

verei des Fleisches, ohne daß je seine Klage über diese Knechtschaft verstummt.“ Der beides sagt, in dem Geist und Herz wie in einem kommunizierenden Gefäß stehen, hätte im 18. Jahrhundert der Abbé Gaalkani sein können, in diesem Jahrhundert ist es Franz Blei, dem die Kirche, wenn sie nicht in Starre läge, seine Utopie, „einer Art monäner Kongregation, um die Kirche in der Welt zu repräsentieren“ erfüllte.

In diesem schönen Buch vom „Leben und Traum der Frauen“ (Verlag Rösl & Co., München, 1922), gibt er ganz sein Wesen her, dieses Wesen, das weiß: „Die Welt will sein, nicht werden“ und das Literatur (das heißt: Arbeit nicht nur am Wort, sondern auch mit dem Wort) als etwas leidenschaftlich Großes erlebt, das den Körper zum Nächsten verwandeln möchte, den Inhalt seiner Seele „und sei es auch nur um ein Geringes, kaum Meßbares“ ändernd. Und was er nun über die Träume, über die Ehe, über die Liebe, über die Lüge und über die Wahrheit in einer leichten weltmännischen Art predigt, das ist deshalb so wertvoll, nicht nur weil es verteuftelt klug ist, sondern weil es das Gefühl seiner Verantwortung, ein homme de lettres zu sein, auf eine zugleich gewissenhafte als auch amüsante Art erfüllt. (Und: wie selten ist dieses unter uns!)

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9—12, 2—7, Sonntags 10—12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

Und noch eines ereignet sich in diesem Buch: daß ihm alte Sehnsucht Wirklichkeit wird. Blei's dichterisches Antlitz, bisher in einer leichten Wolke von Ahnung und Betrachtung verborgen, hier löst es sich ins Sichtbare und Notwendige. Hier erzählt er die Schicksale zweier Frauen und hier sind zwei Novellen von seltener Dichtigkeit und Atmosphäre, schwer wie ein Traum und süß wie das Dasein an einem Frühlingsvormittag. Chloe, die eine, ging verloren an „scharmante Tiere in den Stunden der Liebe, aber beide so irgendwelche“. Und so wurde sie „auch eine Irgendeine, die vorbeiging. Dazu wohl geschaffen vorbeizugehen. Die Liebe ist wohl sehr selten auf der Erde, wie das Genie, und um dessentwillen muß man ihr

alles verzeihen. Wäre ich ihr begabter, vielleicht wäre mein kleines Herz schwach dafür gewesen. Denn was bin ich denn? Kreatur muß leiden. „Auch Nadine, die andere, ging verloren,“ war sie erst Parasit am Leibe dieses Bürgertums gewesen, so war sie es nun an dessen Geiste, dort nun sich verständigend gegen das, wozu sie da war. Wozu sie da war, hieß aufgetanes, sich verschwendendes Frauentum. Und ist erst Nadine, ist erst sie selber, da sie, aus Angemaßtem abstürzend, Frau wird, nichts weiter als Frau; und endet im Geschenk ihres Frauentums an alle als zermalmter, verrenkter Leib.

Oskar Maurus Fontana.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER-
SCHRANKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

JOURNALISTEN-ANEKDOTE

DIE GARANTIE.

Man hatte ihn im Balkankrieg als Berichterstatter nach dem bulgarischen Hauptquartier entsandt. Ohne Begeisterung; denn schon als Lokalreporter hatte er sich nicht eben durch besondere Zuverlässigkeit ausgezeichnet.

Die ersten Telegramme waren blühend, lebendig, inhaltsreich. Aber je länger man sie kontrollieren konnte, um so mehr zeigte sich, daß sie einfach erfunden waren. Nichts von dem Berichteten war wirklich geschehen.

Der Chefredakteur schrieb: „... Sie werden also verstehen, daß wir Ihren Meldungen nur noch mit äußerstem Mißtrauen gegenüberstehen können. Wenn Sie uns auch ferner keine Garantie dafür bieten könnten, daß Ihre Korrespondenzen der Wahrheit entsprechen, so müßte ich zu meinem Bedauern usw. ...“

Drei Tage später lief ein neues Telegramm ein: „Auf Ehrenwort wahr: Bulgarische 3. Armee griff heute Tschataldschafront heftig an usw. ... Unter Garantie: Müller.“

THEATER-ANEKDOTE WERTUNG.

Ein nachmaliger Theaterdirektor, dazumal noch Regisseur in Wien, Schwarm aller männlichen und weiblichen Jungfrauen, macht am Sonntag im Fiaker eine Spazierfahrt durch den Prater.

Es begegnet ihm in tadellosem eigenem Gig der Komiker Eisenbach, Stütze des Budapester Orpheums, Held aller Klabbriasprieten

Der nachmalige Direktor winkt ihm kopfschüttelnd zu: „Ja, ja, da sieht man's. Die reichen Leut' fahren in eigenen Zeugl'n, und wir armen Schlucker müssen uns mit Mietswagen begnügen!“

„Gehn's zu, lieber K.“, antwortete Eisenbach. „Machen Sie sich nicht gar so klein. Dazu sind Sie doch nicht groß genug!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Tagebuch der Zeit

Thomas Wehrlin: Verfall der Mörder H. von Böhler: Appell an Hindenburg. Moritz Heimann: Zu Rathenaus Tod Stefan Großmann: Walther Rathenau

Walther Rathenau: Das Eumenidenopfer — Aus seinen Schriften

Tagebuch der Wirtschaft

L. Schwarzschild: Bankabschlüsse

Zahlkarte!

Diesem Heft liegt eine Abonnements-Zahlkarte bei!

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39

BERLIN W. 8 **UNTER DEN LINDEN 3**
10/32 PS **10/50 PS**

STABO

STABO u. WECHSELMANN

*
Vornehme
Blusen

*
Siegbert
Levy

Potsdamer
Strasse 6
am
Potsdamer
Platz *

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.
KOMMANDITGESELLSCHAFT
BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243
NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE + TEL. STEINPLATZ 13308
GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

K · R · Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON: ZENTRUM 4086

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

EMIL HEINICKE A · G

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF

Verlag der Weltbühne

Charlottenburg / Königsweg 33

Das alte Heer

von

einem Stabsoffizier

*

Preis: kartoniert 25 Mark

Der Seekrieg

von

L. Persius

*

Preis: kartoniert 25 Mark

Die Schuld im Kriege

von

Heinrich Ströbel

*

Preis: kartoniert 10 Mark

Der Zeitsparer

von

Ignaz Wrobel

*

Preis: kartoniert 10 Mark

Verlag der Weltbühne

Charlottenburg / Königsweg 33

Gute Bücher

in künstl. Ausstattung auf holzfr. Papier und in festen Halbleinenbänden bietet der

Volkerverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestraße 34,

seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberechnet und postfrei!

S o e b e n e r s c h i e n e n :

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow.
Kappstein: Religionen der Menschheit, 2. Teil.
Sinclair Lewis: Hauptstraße.
Reuter: Franzosentid, Stromtid, Band 1.
Hauff: Lichtenstein.
Keller: Die Leute von Seldwyla.
Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.
Stifter: Bunte Steine.

Johann Gottlieb Fichte: Die Bestimmung des Menschen. Anweisung zum seligen Leben Herausgegeben von Professor Dr. Aug. Messer.

D e m n ä c h s t e r s c h e i n e n :

Eduard von Hartmann: Das sittliche Nibelungeslied, übersetzt von Karl Bewußtsein. Wolffekehl.

G. samtausgaben von Andersen, Dickens, Fichte, Goethe, Hauff, E. T. A. Hoffmann, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare, Stifter.

An den Volkerverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestraße 34

Ich beabsichtige, dem Verband als Mitglied beizutreten und ersuche um kostenlose Zusendung des Verlagsverzeichnisses.

Name:

Stand:

Ort:

Wirtschaftspolitische Rundschau der Preußischen Jahrbücher

I. Jahrg.

Herausgegeben von Dr. Walter Schotte

Heft 1

A u s d e m I n h a l t :

Walter Schotte: Die Krise; A. R. Quaatz: Deutschland wieder am Scheidewege; Hermann Bücher: Zum Ergebnis von Genua; Wilhelm Volz: Oberschlesien und die Genfer Entscheidung; Friedrich Keiser: Das Produktionsprogramm der deutschen Landwirtschaft; Die Stellung Lloyd Georges in der Weltwirtschaft; Weltproduktion und Weltverbrauch von Zink, Zinkpreise; Ein Mißerfolg in der englischen Zinkpolitik; Dokumentenbeilage: Die Konferenz von Genua.

Die Rundschau erscheint am 1., 10. und 20. eines jeden Monats.

Preis 120.— Mk. vierteljährlich.

Einzelheft 15.—Mk.

Probenummern kostenlos.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, die Post oder unmittelbar vom Verlag

Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung

BERLIN NW 7, Dorotheenstraße 66-67

Gutenberg-Buchhandlung

Berlin W 50, Tauentzienstraße 5

Buch- und
Kunstaussstellungen



Juli - August

Ausstellung
Russischer Künstler

Robert Genin, Nicolaus Iszelenof,
Wassily Kandinsky, Maria Lagorio,
Olga Meerson-Pringsheim

Gemälde / Graphik / Aquarelle



Buchausstellung
Der Orient

Literatur / Kunst / Philosophie

Ein Monumentalwerk der politischen Geschichtsforschung

MEISTER DER POLITIK

Eine weltgeschichtliche Reihe von Bildnissen

Herausgegeben von

Erich Marcks u. K. A. von Müller

2 Bände. 1. Band 704, 2. Band 657 Seiten.
Gebunden in Halbleinen und in Halbleder



„Mit diesem Werk haben Verlag und Herausgeber etwas geleistet, was in seiner Art einzig dastehen dürfte. Wer dieses Buch zur Hand nimmt, wird eine lebendigere Vorstellung der Bewegtheit des weltpolitischen Geschehens erhalten, als wenn er irgendeine Weltgeschichte studierte.“

(Die deutsche Nation, Berlin.)

„In zwei stattlichen Bänden haben die berühmten Herausgeber eine Fülle ungemein fesselnder und eindringlicher Essays über die Großen der Weltgeschichte vereinigt. Ihnen standen dabei Gehilfen allerersten Ranges zur Seite, und so ist denn eine Historie von besonderer Eigenart und bezwingender Kraft zustande gekommen. Jedem Besitzer eines Geschichtswerkes wird die neue Bildnisreihe hoch willkommen sein, und wer noch nicht im Besitz einer groß angelegten Weltgeschichte ist, dem bieten Marcks und Müller, was er in erster Linie braucht.“

(Deutsche Tageszeitung, Berlin.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am
20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von
DR. ARTHUR NIKISCH.

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Streages Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmelzend süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Olanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen,
Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten
Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juliwoche

Zum Schutze der Feiglinge, die hinter ihrer Tat standen und die sie nicht dem Gerichtsverfahren preisgeben wollten, sind die beiden Rathenau-Mörder in den Tod gegangen. Vielleicht hat man sie auch dazu schon im Voraus verpflichtet; vielleicht hat man ihnen, ebenso wie man ihnen die Mordtat suggerierte, auch suggeriert, daß sie vor etwaiger Verhaftung Hand an sich selbst legen müßten. Die beiden Verirrten haben mit ihren Leibern die Geldgeber und Drahtzieher ihrer Tat geschützt! Nur in einem Punkt ist ihr Temperament mit ihnen durchgegangen: als sie im letzten Augenblick ein Hoch auf Ehrhardt ausbrachten! Das geschah zur selben Stunde, in der die „Münchener Neuesten“ einen Brief Ehrhardt's abdruckten, in dem versichert war, er habe mit der Organisation C nichts zu tun! Ein netter Herr, dieser Ehrhardt! Aus seiner Organisation sind auch die Harden-Attentäter hervorgegangen, — und dabei war es Harden, der nach dem Kapp-Putsch als Einziger leidenschaftlich für Ehrhardt eintrat! Damals schrieb der Herr Consul einen Dankbrief an den jüdischen Publizisten und war glücklich, daß die „Zukunft“ seinen Beteuerungen ihre Spalten öffnete. Heute überfallen Trabanten Ehrhardt's seinen ersten und besten Advokaten. Dem Verteidiger den Schädel einhauen, die Instrumente in den Tod schicken, — das ist wahrhaft deutsche und nationale Art!

Über den Bürgerblock (nennen wir ihn ruhig beim Namen!) kann nur eines trösten: daß er, wenn er wirklich zustande kommt, vermutlich in ein paar Wochen schon wieder auseinanderkrachen wird. Wäre das nicht so sicher, so müßte man ihn für einen der schwersten Schläge halten, die Deutschland seit vier Jahren betroffen haben! Denn der Bürgerblock ist dasselbe, was die deutsche Revolution war: ein Negativum! Man weiß, wogegen, aber nicht, wofür man ist. Man orientiert sich contra, aber nicht pro. Die deutsche Revolution lehnte das Alte ab, wußte aber nicht, was sie Neues machen sollte. Der Bürgerblock lehnt die Sozialisten ab, hat aber keine gemeinsamen bürgerlichen Ziele. (Denn wo lägen die? Er ist nur Opposition!) Dieser Mangel positiver Ziele also wird ihn, wie sehr man das Gegenteil versichere, naturnotwendig in antisozialistische Aggression drängen. Und das bedeutet weitere Verschärfung des inneren Kampfes; ebenso wie auch die Revolution hauptsächlich durch ihren Mangel an positiven Zielen so ungeheuer zerklüftend

wirkte. Dieses Fehlen positiver Ziele wird ihn andererseits aber auch sehr rasch wieder sprengen; ebenso wie auch die Revolution durch den nämlichen Mangel so rapid und gründlich zusammenbrach. Ein übles Gewächs also, aber lebensunfähig! Das Traurigste daran ist, daß wir gerade in einem Augenblick, in dem es darauf ankam, endlich einmal positiven Inhalt in das Gehäuse unseres neuen Staates zu gießen, trostloser als je das ideelle Vakuum vor uns sehen. In solchem Zustand, wahrhaftig, kann mit allen Schutzgesetzen der Welt kein staatlicher Aufbau, keine intellektuelle und sentimentale Sicherung des neuen Reiches erfolgen. Anno 1844 schrieb Heine: „Ich werde Eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige oder knechtische Spielerei sind. Pflanzt die schwarz-rot-goldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben.“ Auf die Höhe des Gedankens, — hört Ihr! — der ja wohl etwas Positives sein muß! Ihr aber, Demokraten und Zentrum, Ihr wollt sie in die Niederung einer nur abwehrenden, einer nur negativen Gedankenlosigkeit zerren und sie dennoch geehrt und geachtet wissen? Es ist gut, daß Ihr nicht auch Herr über den Weizen seid. Der Weizen ist glücklicherweise von der Idee erfüllt, daß er Frucht tragen muß. Ihr, in Eurer gegenwärtigen Verfassung, hättet ihm diese Idee nicht gegeben! Ihr hättet ihn zu einer Arbeitsgemeinschaft mit dem Hafer bewogen, deren Zweck gewesen wäre, den Roggen nicht hochkommen zu lassen. Und dann wäre bei allen dreien die Idee des Fruchttragens von der „Idee“, daß man sich in Acht nehmen muß, verdrängt worden. Und über gelähmte Ähren, — Weizen, Hafer und Roggen mit-sammen, — wäre bald alles Unkraut der Welt hochgewuchert!

Als die Gewerkschaften an die sozialistischen Parteien herantraten und sie ersuchten, ihren Einfluß für den Eintritt auch der Unabhängigen in die Regierung aufzuwenden, gab es wieder einmal großes Geschrei über eine angebliche Nebenregierung. Nebenregierung ist, wenn jemand etwas fordert, was man nicht gern hat. Dann zetert man: Haben wir nicht ein Parlament? Ist das Parlament nicht die einzige verfassungsmäßige Politikmache- rin? Wie könnt Ihr Euch also anmaßen, auch Eurerseits Politik machen zu wollen? Das klingt sehr schön und ist auch häufig anwendbar. Heute kann man es gegen die Gewerkschaften sagen, gestern konnte man es gegen den Reichslandbund oder den Reichsverband der Deutschen Industrie (wenngleich es dort seltener geschah!). Es hat jedenfalls immer etwas Biedereres, etwas ungeheuer Korrektes an sich; und wirkt sehr stark auf den deutschen Spieß, der ohnehin einen krankhaften Respekt vor Formalien hat. Daß der formale Eifer nur Atrappe ist, hinter der sich ganz einfach Propaganda gegen den eigentlichen Inhalt der Forderung verbirgt, merkt er natürlich nur selten. Im Falle der Gewerkschaften hat er

auch nicht gemerkt, daß sogar das formale Bedenken schwindelhaft war; denn tatsächlich haben die Gewerkschaften überaus ängstlich den unanfechtbarsten Weg gewählt: sie haben nicht selbst ihre Forderung erhoben, sondern haben sie ihren politischen Parteien unterbreitet; worauf es diesen ja freistand, ob sie (die doch unbestreitbar auch formal zum Politikmachen berechtigt sind) dafür eintreten wollten oder nicht; und niemand wird wohl einem Deutschen oder einer Gruppe von Deutschen die Befugnis absprechen wollen, Volksvertretern gegenüber Wünsche zu äußern und sie aufzufordern, sich für die Erfüllung dieser Wünsche einzusetzen. Aber was hat es denn überhaupt mit der Formalistik auf sich, was steckt denn hinter dem ganzen Geschwätze von den „außerparlamentarischen Einflüssen“ und den „verfassungswidrigen Einmischungen“? Der groteske Gedanke, daß es Demokratie sei, wenn 469 Abgeordnete, losgelöst und unbeeinflußt von allem Bevölkerungswillen, unter sich Taktik verzapfen! Der groteske Gedanke, daß Verfassung und Verfassungsurkunde identisch seien! Schon 1862 erklärte Lasalle den Berliner Bezirksvereins-Demokraten: „Die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den reellen, tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind.“ Daß im Deutschland von 1922 die Gewerkschaften oder auch der Reichslandbund ein Stück der wirklichen Verfassung wird, wird nur ein gottverlassener Paragraphenfuchser leugnen.

Soeben werden die Ergebnisse der Volkszählung in Böhmen veröffentlicht. Danach hat Böhmen 4 382 802 Tschechen und 2 173 230 Deutsche. An dieser Ziffer wird ein System scheitern! Unmöglich, einen gemischt-nationalen Staat so regieren zu wollen, als wäre er von einer einzigen Nation bewohnt. Ausgeschlossen, daß man ein Drittel der Bevölkerung eines Landes durch eine Politik der Mißhandlung und Entrechtung bezwinge . . . Es ist richtig, daß die Ergebnisse der Volkszählung für die Tschechen etwas günstiger sind als sie es 1910 waren. Aber erstens haben die Behörden diesmal eine „jüdische Nation“ in die Listen eingeführt, eine Neuerung, von der übrigens nur 14 Prozent der in Böhmen sesshaften Juden Gebrauch machten; zweitens sind die Kriegsverluste der Deutschen in Böhmen unverhältnismäßig größer als die der Tschechen gewesen. Sehr beachtenswert, daß die Tschechen in das einheitlich deutsche Siedlungsgebiet vordringenden sind. Und dennoch: Es gibt keinen Erfolg für alle gewalttätigen Entnationalisierungsbestrebungen! Das werden die Tschechen in Böhmen noch rascher erkennen als es die Preußen in Polen einsahen.

Kurt Hiller, e principiis und nicht ab irato denkend, hat diesen Aufsatz schon lange vor dem Rathenaumord dem „Tage-Buch“ übersandt. Die Veröffentlichung verzögerte sich, weil wir dem Autor der „Tragödie Deutschlands“ zu einer Erwiderung Gelegenheit geben wollten. Diese Erwiderung ist jetzt geschrieben, wir werden sie der Untersuchung Hillers folgen lassen.

Die Frage „Brauchen wir eine Reichswehr?“ ist unaktuell. Politische Fragen von lebenswichtiger Bedeutung, Fragen, die über die Ärgerlichkeiten, den kleinen Horizont und Krimskrams des Alltags hinausreichen, große grundsätzliche Fragen sind in diesem Teile der Welt immer unaktuell. Als ich wenige Tage nach der Ermordung Franz Ferdinands einen Aufsatz schrieb „Ewiger Friede durch Teilung Österreichs!“ konnte ich das Manuskript nicht loswerden, und sogar meine Freunde lächelten über diesen phantastischen Rationalismus, über diese kindliche Utopie. Einige Jahre darauf war Österreich geteilt; allerdings hatte dieser Effekt zehn Millionen Menschenleben gekostet — ungerechnet die Verstümmelten und Geblendeten. Die phantastische Vernunft hätte es billiger gemacht! Wer in den Jahrzehnten um 1900 in Deutschland die Frage aufwarf, ob die Erbmonarchie die zweckmäßigste Staatsform sei oder nicht vielmehr eine sehr sinnlose und sehr gefährliche, eine geistwidrige und volksschädliche Staatsform — der galt, bis in sozialdemokratische Kreise hinein, als ein wirklichkeitsfremder Schwärmer, der sich auf das Unwesentliche verlegt, anstatt sich auf so wesentliche Probleme, wie es etwa Zolltarife sind, zu konzentrieren. Einige Jahre später glaubte man in der Erbmonarchie so sehr den Quell alles Unheils zu erkennen, daß sie die einzige, aber wirklich die einzige Institution wurde, die man freiwillig abschaffte. Die allgemeine Wehrpflicht schaffte man bekanntlich nicht freiwillig, sondern auf Befehl der Entente ab; unter denen, die eine Träne im Auge zerdrückten, als diese verruchteste aller Sklavenfesseln fiel, waren selbst gewisse Pazifisten! Weder im Freisinn noch in der internationalen revolutionären Sozialdemokratie noch auch in der Friedensbewegung hatte vor 1914, man darf wohl sogar sagen: vor 1918, ein Mensch daran gedacht, Abschaffung der Wehrpflicht zu fordern; und doch: ohne die Wehrpflicht hätte nicht einmal ein so gefährlich subalterner Volksvorsitzender, wie es Wilhelm II. war, den Schaden anrichten können, den er angerichtet hat; ohne die Wehrpflicht wären nicht nur zehn Millionen unschuldig gemordeter Mitmenschen

heute am Leben, sondern Deutschland stünde auch, gerade national gesehen, gebietlich und wirtschaftlich ungleich günstiger da, als es dasteht. Wer vor einem Jahrzehnt gegen die Wehrpflicht aufgetreten wäre, wer sie öffentlich auch nur zum Problem gemacht hätte, würde entweder als Hochverräter gesteinigt oder als Narr durch den Kakao der unflätigsten Satire gezogen worden sein — obwohl zwei der mächtigsten Staaten der Erde, England und die Union, ohne Wehrpflicht blühten.

Die Auflösung des zusammengeheirateten Völkermischmaschs „Österreich-Ungarn“, die Beseitigung des Militärkaisertums in Deutschland, die Abschaffung des Wehrzwangs — diese Fragen waren nie aktuell, weil sie in jedem Augenblick überaktuell waren. Diese gewaltige, überlebensgroß dräuende Überaktualität eines politischen Problems kann der Durchschnittsmann, der bei uns durchschnittlich Politik macht — als Leitartikler, als Parlamentarier, als Dozent, als Minister —, nicht ertragen; dieser Mächtigkeit ist er nicht gewachsen; er versteckt sich vor ihr; er leugnet sie. Er behandelt das Große, als sei es nicht vorhanden, und das Kleine, als sei es groß. Wer das Große als groß behandelt, vielmehr wer es überhaupt behandelt, der kompromittiert sich; ihm widerfährt das Entehrendste, was einem um die öffentlichen Dinge bemühten Menschen widerfahren kann: ihm wird die Qualifikation als „Realpolitiker“ abgesprochen. Er muß sich unter Umständen gar das Schimpfwort „Philosoph“ gefallen lassen. Philosoph ist jemand, der grundsätzlich denkt, und der grundsätzlich denkt. Sowohl das grundsätzliche Denken wie das grundsätzliche Denken ziemt, meinen unsere Berufspolitiker, dem Politiker nicht. Wohin aber eine Politik ohne Denken und ohne Grundsätze, wohin „Realpolitik“ führt, das lehren, sollte man meinen, die Massengräber. Der gewerbsmäßige Politiker ist unbelehrbar; er läßt sich nicht einmal von den Kartoffelpreisen belehren.

*

Worin besteht Sinn und Aufgabe eines Heeres? Doch wohl darin: daß es im gegebenen Zeitpunkt Angehörige anderer Heere tötet oder lebendig fängt und in der Zwischenzeit sich auf diese Tätigkeit nach Kräften vorbereitet. (Diese Definition klingt nach dem kleinen Moritz? Eben, das Niveau einer Menschheit, die mit Armeen arbeitet, kummuniziert mit dem Niveau des kleinen Moritz!)

Ist die Reichswehr ein Heer? Was sonst. Folglich ist es Sinn und Aufgabe der Reichswehr: im gegebenen Zeitpunkt Angehörige anderer Heere zu töten oder lebendig zu fangen und in der Zwischenzeit sich auf diese Tätigkeit nach Kräften vorzubereiten. Sinn und Aufgabe der Reichswehr ist der Menschenmord.

Sinn und Aufgabe der Reichswehr ist der Menschenmord. Hieran gibt es nichts zu drehen und zu deuteln. Man mag Mord für berechtigt, man mag ihn unter Umständen für eine Tugend halten — : abstreiten, daß Sinn und Aufgabe der Reichswehr, wie jeder anderen Armee auch, der Mord ist, läßt sich nicht. Wir Pazifisten nun, und das unterscheidet uns von allem anderen Volk, halten den Mord nicht für berechtigt und halten ihn unter gar keinen Umständen für eine Tugend. Wir wissen, daß das Leben, wenn nicht der Güter höchstes, doch die Voraussetzung aller Güter ist, auch der höchstens, und daß darum das Mindestmaß allmenschlicher Solidarität, das Mindestmaß von Sozialismus — Achtung des Lebens jedes einzelnen Menschenbruders ist. Aus diesem Grunde verwerfen wir sogar die Todesstrafe; obwohl sie gerade diejenigen trifft, die sich am menschlichen Leben mit Überlegung versündigen. Gegner der Todesstrafe finden sich bis weit in die Kreise der Mittelparteien, ja der Rechten, hinein. Es geht aber nicht, die Henker abschaffen und die Heere beibehalten zu wollen. Die Opfer der Henker, in neunundneunzig von hundert Fällen, sind Schwerverbrecher; die Opfer von Heeren sind Unschuldige. Die menschlichen Angelegenheiten, in der kurzen Spanne Zeit, die jedem einzelnen von uns zum Auskosten dieses unbegreiflichen Geschenkes „Leben“ gewährt ist, sind ohne Blutvergießen regelbar, die Streitigkeiten zwischen den Gruppen ohne Kriege zu schlichten. Auch der Streit zwischen Einzelnen wird seit Jahrhunderten nicht mehr durch blutige Fehden ausgetragen (in Deutschland hat der „Ewige Landfriede“ von 1495 die Ausübung von Gewalt im Innern auf unbeschränkte Zeit verboten); warum sollten die Völker sich nicht gleichfalls der Idee des Rechts unterwerfen, nicht gleichfalls ihre Streitfälle auf gerichtlichem Wege, im Prozeßverfahren erledigen? Gewiß, es besteht die Gefahr, daß einmal die Ungerechtigkeit Schiedsrichterin spielt, daß der Spruch einmal ein Fehlspruch ist; aber gilt das für Prozesse zwischen Einzelnen nicht auch? Sollen, weil Richter Menschen sind und Menschen irren, die Zeiten des Raubrittertums und die Zeiten des Krieges aller gegen alle wieder

heraufbeschworen, soll deshalb das Recht, diese große Errungenschaft der Menschheit in Jahrtausenden, auf den Kehrlichthauen der Geschichte geschleudert werden? Vieles im Recht ist zertrümmerungsreif, ist vernichtenswert; das Recht als solches, die Idee des Rechts, ist Manifestation des ewigen Menschengenies und geht nur mit dem Geiste selber zugrunde.

Gleichermaßen sind auch etwaige Fehlurteile eines internationalen Gerichtshofs kein zulänglicher Einwand gegen die Forderung, daß, wie die Einzelnen, so die Nationen unter die Idee des Rechtes treten. Und wird selbst einmal ein Volk durch einen Fehlspruch des Völkergerichts auf das empfindlichste geschädigt —: der Schade ist winzig im Vergleich zu dem furchtbaren Blutschaden, den dieses Volk durch einen Krieg erlitte, einerlei ob durch einen verlorenen oder einen „siegreichen“. Es gibt keine siegreichen Kriege. Für Könige, Generale, Politikanten, Unternehmer, Händler, Verbrecher mögen sie siegreich sein (für Unternehmer, Händler, Verbrecher sind auch die verlorenen siegreich); für die Völker sind sie es nie. — Es gibt keine siegreichen Kriege; aber es gibt Proteste gegen Fehlsprüche, es gibt den Appell an das Gewissen der Welt, es gibt ein Wiederaufnahmeverfahren.

Nun sagt man: „Hut ab vor der Rechtsidee, und diese Grundsätze in Ehren, aber wir können sie nicht eher zur Anwendung bringen, als bis auch die Nachbarn sie anerkennen und danach handeln. Solange uns die Gefahr eines frivolen Angriffs von einer unserer Grenzen her droht, so lange müssen wir eine Armee parat haben, eine Armee zur nationalen Verteidigung.“

Es gibt auch „Pazifisten“, die so sprechen. Ihr Argument ist, Wort für Wort, das Argument der französischen Chauvinisten gegen die Abrüstung Frankreichs. Der französische Nationalismus rüstet aus dem Grunde nicht ab, weil er sich von dem deutschen bedroht fühlt; weil der französische nicht abrüstet, gampelt der deutsche (siehe den deutschen Demokraten Haas!) nach Aufrüstung. Nur die gründliche militärische Niederlage, nur der Zwang der Entente hindert ihn vorerst an der Erfüllung seiner Sehnsucht. Das weiß der französische Nationalismus, und darum ist seine Furcht echt . . . und mehr als echt, nämlich berechtigt. Und wegen der Folgerungen, die der französische Nationalismus aus seiner berechtigten Furcht vor dem deutschen zieht, ist auch die Furcht des deutschen berechtigt! — Aus diesem Zirkelschluß des Unheils aber

muß die Geschichte beider Völker und die Weltgeschichte endlich herauspringen. Die Schlange dieser Logik des Mißtrauens beißt sich nicht nur in den Schwanz, sondern auch sozusagen — und das ist das wesentliche — die Menschheit ins Bein.

Tatsächlich nun sind „frivole Überfälle“ eines Volks auf ein anderes, nach dem frivolsten, von dem die neuere Geschichte weiß: nämlich dem deutschen auf Belgien (welcher das eine Gute hatte, daß er das internationale Rechtsgefühl überraschend erwachen und gewaltig erstarken ließ), in Europa fortab nicht mehr wahrscheinlich. Die internationale Anarchie, das Raubrittertum als Methode des Verhaltens von Staat zu Staat, dürfte endgültig abgewirtschaftet haben. Ist der planetarische Rechtsgedanke auch noch bei weitem nicht durchgeführt — moralisch hat er sich in der Welt doch bereits in dem Grade durchgesetzt, daß schon heute keine Nation mehr es wagen würde, sich frivol gegen ihn zu versündigen: einfach weil sie wüßte, die Welt liebe es nicht zu. Sogar für Polen gilt das.

Polen — an einen Angriff von dieser Seite denkt der Reichswehrfreund wohl hauptsächlich. Er verspottet die „Träumereien“ der „Utopisten“ und „Theoretiker“; er glaubt, „praktisch“ zu denken. Er denke praktisch! Er mache sich nämlich klar, welche Chancen die deutsche Reichswehr bei einem Angriff von polnischer Seite als Verteidigungsarmee hätte! Die Reichswehr besteht aus 100 000 Mann; die polnische Armee hat eine etatsmäßige Friedensstärke von 300 000, die zurzeit um 150 000 Mann überschritten ist. Ein kriegerischer Konflikt Deutschlands mit Polen hätte unweigerlich das Eingreifen Frankreichs zur Folge. Frankreich hat eine Friedenspräsenz von 860 000 Mann und verfügt über 18 Jahrgänge ausgebildeter weißer und 11 Jahrgänge ausgebildeter farbiger Reserven; dazu kommen 8 Jahrgänge Landwehr. Ferner steht Frankreich durch die Konvention vom August 1920 im Falle eines Krieges die belgische Armee zur Verfügung; sie ist im Frieden 113 500, im Krieg 500 000 Mann stark. Die deutsche Reichswehr von 100 000 Mann mit spärlicher Ausrüstung sähe sich also, wenn sie einem polnischen Angriff begegnen wollte, einer glänzend ausgerüsteten Armee von äußerstenfalls mehr als sechs Millionen Mann gegenüber. Dabei ist mit der Neutralität der Tschechen und der englisch-italienischen Gruppe in der Entente gerechnet. Freilich auch mit der Neutralität Rußlands, dessen Eingreifen zugunsten

Deutschlands und der Weltrevolution Nationalkommunisten und andre Abgebraiker für diesen Fall erwarten.

Bleibt Rußland neutral, so muß auch der blödäugigste Säbelraßler einsehen, daß jeder Versuch der Reichswehr, dem frivol angreifenden Polen — das eben nicht isoliert angriffe! — Widerstand zu leisten, vollkommen aussichtslos wäre; tritt Rußland aber aus seiner Neutralität heraus, so bedeutete das eine derart ungeheure Verschiebung der europäischen Gesamtlage, daß die übrigen Mächte noch weniger als im vergangenen Jahrzehnt ihre Neutralität wahren können und der Weltkrieg eine zweite, nur noch kannibalisere Auflage erleben würde. Die Reichswehr, an keinerlei Versailler Bestimmungen praktisch mehr gebunden, hörte auf, ein kleines Söldnerheer zu sein, und schüfe sich um zum Cadre für ein ungeheures, auf Wehrzwang sich stützendes Heer der „nationalen Erhebung“.

Diese weltgeschichtliche Situation ist der Wunschtraum aller deutschen Nationalisten, Militaristen, Revanchepriester und Blutpropheten. Man weiß sehr genau, daß die Reichswehr, solange die Entente die Macht hat, die Erfüllung der militärischen Bestimmungen des Vertrags von Versailles zu erzwingen, ein zur nationalen Verteidigung völlig untaugliches Instrument ist; aber man hofft, die Macht der Entente wird eines Tages ihr Ende erreichen. Hat bis dahin das kleine Heer die „Traditionen“ des großen wilhelminischen „bewahrt“, so wird es fähig sein, in wenigen Monaten sich wieder in das große zurückzuverwandeln. So hat Hindenburg im vergangenen September dem Interviewer einer Hamburger rechtsradikalen Zeitung auf die Frage, ob nicht „die Pflege des Geistes der deutschen Wehrhaftigkeit“ nötig sei, geantwortet: „Ja; und das bedeutet noch lange nicht Krieg. Mein Freund Ludendorff hat eben noch wieder mit Recht darauf hingewiesen, daß wir ja keinen Krieg führen können. Es fehlen uns allein schon die technischen Hilfsmittel, Flugzeuge, Maschinengewehre, Tanks. Trotzdem müssen wir immer daran denken, jenen Geist zu pflegen, um für alle Entwicklungsmöglichkeiten vorbereitet zu sein.“

So Hindenburg; und mit ihm weite Kreise der Nation bis tief hinein in die republikanischen Gruppen. Sie lauern auf die „Entwicklungsmöglichkeiten“. Sie können es gar nicht abwarten, aber-

mals die kräftigsten Söhne des eigenen Volks dem Moloch zu opfern. Keine andre Vorstellungskategorie ist ihren armen Gehirnen geläufig, als die Kategorie des Mords.

Wir aber, wir Pazifisten, sind die Verschworenen gegen den Mord; die blutigen „Entwicklungsmöglichkeiten“, die jene erhoffen, sind ein Bild, das wir hassen; unsre Pflicht, unsre Lust ist es, alles zu tun, sie zu vereiteln; eine „Entwicklung“, deren Tendenz Wiederholung des Verbrechens von 1914—18 ist, mit der ganzen Kraft unsres Zorns zu sabotieren. Die alte Eiche des kaiserlichen Heeres ist gefällt; ein Schößling blieb: die Reichswehr. Alle, die den neuen Krieg ersehnen, den „Freiheits“- , den Rachekrieg, sind dabei, diesen Schößling zu hegen; sie hegen und pflegen ihn, weil sie von ihm erwarten, daß er sich zum Baume auswachsen wird, zu einem vielleicht noch mächtigeren als der alte.

Wir, weil wir nicht wollen, daß dieser Baum werde, müssen wollen, daß der Schößling gekappt wird. Weil wir nie wieder Krieg wollen, weil dieser Wille in uns unumstößlich ist, fordern wir die Auflösung der Reichswehr. (Fortsetzung folgt.)

HANS REIMANN

NACH JOHANNES R. BECHER

Klirr hah rubinenes Gewölk urschimmernd.

Malm hin. O. Platz gell birst ras toll krepier!

: Mein Name pritzelt Dynamit. Ha. Hämmernd;

So fetz ob Gaurisankar-Warzen mir:

: Steiß kreischendst, Du, quer Wattebüscheln: Feuer.

Berg schwingt. Vesuvst! O Leichenschändungst wo!

.Auftrieb gefault: Ja . . . Dichtest ungeheuerst.

O Eiter steil! Kometen : krachend Tod : . . .

Du Huren-Rüssel : Spritzend schmeißend Sturm:

* Zertürmst zerschmolzest deutlichst mir bewußtest §

Ha Bresche Du . Bewickelst. Höchst enormst.

Superlativischst schmetterndst Nabelschnurstest . . .

FREDERICK W. WILSON NORTHCLIFFE UND SEINE LEUTE

Die deutschen Zeitungen enthalten seit Jahren nur Angriffe, schwere Angriffe auf Northcliffe. Politisch sind sie natürlich dazu berechtigt. Aber in diesen Tagen, da es fast sicher geworden scheint, daß die aktive politische Tätigkeit Northcliffes ihr Ende erreicht hat, ist es vielleicht am Platze, auch von einer anderen Seite seines Wesens zu sprechen. Und diese Seite sollte gerade die deutschen Zeitungen interessieren! Hier beschreibt ein Kenner den großen Zeitungsverleger, — einen Typus, der hierzulande leider nicht existiert. Das „Tagë-Buch“ widmet den Aufsatz denjenigen, die wenigstens groß in der Nachahmung werden wollen.

Im Jahre 1919 mußte sich Lord Northcliffe, Gründer der „Daily Mail“ und Haupteigentümer der „Times“, einer Kehlkopfoperation unterziehen; seither war er nicht mehr imstande, sich seinen Zeitungen mit der alten, intensiven Tatkraft zu widmen. Seltsame Gerüchte über außergewöhnliche Personalveränderungen durchschwirrten Fleet Street und man tuschelte über erstaunliche Ordres des „Chefs“. Eine Weltreise ließ die Gerüchte vorübergehend verstummen; aber sofort nach seiner Rückkehr erfolgte sein Austritt aus dem Verein der Zeitungsbesitzer und sein Angriff auf die „Millionärsunternehmer im Zeitungsgewerbe“. Weithin hörte man Geschichten über den ungesunden Zustand der inneren Politik in Carmelite House und Printing House Square; und dann, vor vierzehn Tagen etwa, vernahm die Welt, daß ein neuer gesundheitlicher Zusammenbruch erfolgt sei; und daß zwei seiner zuverlässigsten Unterführer eine Beleidigungsklage gegen Northcliffe angestrengt hätten, nämlich Sir Andrew Caird, Vizepräsident der Associated Newspapers Ltd. (Daily Mail, Evening News, Weekly Dispatch) und Walter S. Fish, Direktor dieser Gesellschaft.

Eine der Ursachen für den Erfolg der Northcliffe-Presse war die Gabe ihres Leiters, den rechten Mann für den rechten Platz auszuwählen. Von den zwölf Direktoren der Associated Preß sind neun oder zehn aus untergeordneten Stellungen emporgestiegen. In Fleet Street pflegte man zu sagen, der Redaktionsstab der „Daily Mail“ wachse alle 14 Tage. Die Wahrheit aber ist, daß fast jeder Mitarbeiter des Blattes sich bald ein Gerichtsverfahren auf den Hals lud, und daß niemand seinem Stabe bessere Treue hielt und Leute, die Geschicklichkeit und Arbeitskraft bewiesen, mehr ermutigte als Lord Northcliffe. Manch einer verdiente bei diesem generösen Chef Vermögen; und es gibt keine Zeitung in London, in der Verdienste so rasch anerkannt wurden wie in der „Daily Mail“. Der „Chef“ pflegte jedem Reporter, der etwas geleistet hatte, ein persönliches Glückwunschtelegramm zu senden; und die kluge Behandlung einer großen Sache durch die Unterredaktion erhielt stets ein Lobeswort im täglichen Bulletin.

Diese täglichen Bulletins waren persönliche Botschaften Lord Northcliffes an den gesamten Stab. Sie verglichen die Zeitungen mit anderen Londoner Blättern und brachten in schlagender, epi-

grammatischer Form Lob und Tadel zum Ausdruck. Sie wurden an allen Türen des Gebäudes angeschlagen, so daß jedermann sie lesen konnte; und es war oft ein wenig beschämend für einen Chefredakteur, bei seinem Eintritt am Nachmittag die Bureaujungen grinsend um einen Anschlag versammelt zu sehen, in dem ihm derb oder sarkastisch ein Fehler oder Versäumnis nachgewiesen war. Öfters aber noch enthielten diese Botschaften wertvolle Winke und Darlegungen eines Mannes, der das Zeitungsgeschäft bis in seine letzten Winkel kannte. Man pflegte in den Bureaus zu sagen: „Wen der Herr liebt, den züchtigt er.“ Ich erinnere mich eines Communiqués, das nur aus diesen Worten bestand: „Ich sehe, daß Mr. Pomeroy Burton gestern Golf gespielt hat!“

Carmelite House ist voll von Geschichten über wunderbare und rapide Beförderungen. Bevor er die „Times“ gekauft hatte und in die Weltpolitik hineingestiegen war, hatte Northcliffe die Gewohnheit, durch die Korridore zu wandern, junge Leute anzuhalten und sie zu fragen, ob sie zufrieden seien. Sagten sie nein, so konnte es geschehen, daß er sie mit einem Botschaftergehalt in irgendeine fremde Hauptstadt entsandte. Im inneren Betrieb war es sein System, immer zwei Leute gegeneinander arbeiten zu lassen. Es machte ihm Freude, aus seiner olympischen Höhe zu beobachten, wie die beiden um die Macht kämpften; und er glaubte fest, daß er auf diese Weise die beste Leistung von beiden erhalte. Es wurde in Carmelite House als schicksalsvolles Ereignis betrachtet, wenn der Chef jemanden von sich aus auf Urlaub schickte. Der Urlauber konnte mit großer Wahrscheinlichkeit erwarten, nach der Rückkehr einen Andern mit seiner Arbeit betraut zu finden; und die Stellung sich zu erhalten, war nur dadurch möglich, daß man morgens schon vor dem Rivalen ins Bureau kam und den einzigen Stuhl okkupierte. Man behauptet, daß auch der gegenwärtige Leiter der „Daily Mail“, Thomas Marlowe, auf diese Weise in sein Amt geriet; und daß die tägliche Jagd nach dem Stuhl die Nerven seines Konkurrenten zerrieb. Als Illustration für diese wohlwollende Autokratie diene folgende Geschichte: „Charlie Hand, der berühmte, witzige Kriegsberichterstatteur der „Daily Mail“, trat eines Tages zusammen mit Lord Northcliffe in den Aufzug. An der Tür verneigte sich Charlie mit tiefem Bückling vor dem Liftboy. „Was soll das heißen?“ fragte der Chef. „Wissen Sie,“ antwortete Charlie, „man muß in diesem Hause vorsichtig sein! Er ist vielleicht morgen schon Chefredakteur!“

Sowohl Andrew Caird als auch Walter Fish sind alte und erprobte Diener der Northcliffe-Presse. Caird trat als Reporter bei der „Daily Mail“ ein und war bald einer ihrer verlässlichsten und arbeitsamsten politischen Berichterstatteur. Jahrelang hauste er auf der Pressegalerie und in der Wandelhalle des Unterhauses; bis er in das Amt des ersten Unterredakteurs aufrückte. Er hauptsächlich brachte es zu jenem bemerkenswert hohen Niveau akkurater

und prompter Leitartikelkunst, das die „Daily Mail“ damals auszeichnete. Aber gleichzeitig unterdrückte er jeden Humor im Blatt; und jede Geschichte, die aufs Gemüt abzielte, fiel mit Sicherheit seinem strengen Blaustift zum Opfer. Sein Regime schuf also ein peinlich genaues und schlagkräftiges, aber auch ein langweiliges Blatt; und der Konkurrenz des „Daily Express“ wegen versetzte ihn Northcliffe schließlich in den kaufmännischen Betrieb. Hier war er ein außergewöhnlicher Treffer. Er nahm aktiven Anteil an jenem Abenteuer, das die Waldbestände Neufundlands in die Druckpressen Fleet Streets hinüberleitete. Er organisierte die Manchester-Ausgabe der „Daily Mail“, und steuerte dann, während der ersten Kriegszeit, das Blatt und die angegliederten Unternehmungen durch den finanziellen Sirocco. Später anerkannte Northcliffe seine Geschäftstüchtigkeit und seine Kenntnis des Publikationswesens dadurch, daß er ihn in die Northcliffesche Amerika-Propaganda übernahm; und die Verdienste, die er sich dort erwarb, wurden mit dem Sir-Titel belohnt. Heute herrscht Sir Andrew über den ganzen Geschäftsbetrieb der Associated-Blätter, — ein Betrieb, der Ausstellungen, Wettbewerbe und Versicherungsunternehmungen von einzigartiger Originalität und weitreichender Bedeutung umfaßt.

Walter G. Fish begann als Reporter einer Nachrichtenagentur. Er besaß eine unerhörte Arbeitskraft und eine Fähigkeit, Nachrichten zu erlangen, die ihm rasch den Weg in die junge „Daily Mail“ öffnete. Er hat niemals etwas Glänzendes, aber auch niemals etwas Schlechtes geschrieben; dies war es, was Northcliffe bewog, ihn eines Tages zum Chef des Nachrichtenwesens zu ernennen. Sein Erfolg in dieser Stellung war unerhört. Er entwickelte einen wundervollen Nachrichten-Spürsinn, und seine methodischen Kreuzverhöre machten den nervösen oder leichtsinnigen Reporter in seines Nichts durchbohrendem Gefühle stumm. Auf besonderer Höhe zeigte sich Fish, wenn es sich um eine ganz große Sache handelte. Dann brachte er seinen ganzen Stab auf die Beine, während er selbst ruhig an seinem Tische sitzen blieb und die Fäden der Angelegenheit aufnahm und fortleitete. Kurz vor dem Kriege versuchte Northcliffe, ihn zum Chefredakteur zu machen; aber das war unbekanntes Land für ihn und mißlang. Seine Nachrichtennase war nicht von sicherem Urteil ergänzt; und so geschah es, daß er eine der schlimmsten Kriegsenten veröffentlichen ließ. Eines Morgens im August 1914 gab es nämlich eine Sensation für die Londoner: eine Sonderausgabe der „Daily Mail“ meldete, siebzehn deutsche Schlachtschiffe seien in der Nähe der holländischen Küste versenkt worden. Daraufhin kehrte Fish wieder an seinen alten Posten zurück.

Was man auch über Northcliffes Fehler sagen kann, fest steht eines: er revolutionierte den britischen Journalismus. Er erhob die schlechtbezahlten Fleet Street-Arbeiter zu einer Position, die Selbstachtung und Bedeutung verleiht. Seine Leute waren gut geschult,

gut bezahlt und gut behandelt. Züchtigte sie Northcliffe strenge, so entlohnte er sie wenigstens auch angemessen; und seine Herrschaft war patriarchalisch. Northcliffe war stolz auf seine Leute und seine Leute waren stolz auf ihn. Dem Stabe der „Daily Mail“ anzugehören, bedeutete oft, heftige Vorwürfe und derbe Witze hinnehmen zu müssen; trotzdem war jeder, bis herab zum untersten Reporter, ein enthusiastischer Verehrer des Chefs. Northcliffe verstand, Treue und Respekt einzuflößen, — nicht nur, weil er den Beruf so genau kannte, sondern auch weil er so außerordentlich human war. Als die Journalisten für Mindesteinkommen und fünftägige Arbeitswoche zu agitieren begannen, ließ Northcliffe der Bewegung seine ganze Unterstützung und führte in seinen Betrieben ein Gehaltssystem ein, das die verlangten Mindesteinkommen lächerlich erscheinen ließ.

Northcliffe betreibt seine Zeitungen nämlich nicht zum Verdienen. Seine Politik war daher immer: höchste Löhne — beste Arbeit. Aber diese Politik ist gar nicht nach dem Geschmack der Geschäftsleute. Sein Zerwürfnis mit dem Verein der Zeitungsbesitzer rührte nicht so sehr aus der Tatsache her, daß kapitalistisches Unternehmertum in die Presse eindrang, als vielmehr aus dem Versuche des Vereins, eine Lohnpolitik à la Käsehändler einzuschlagen.

Die Fleet Street-Blätter haben seit Kriegsbeginn schwere Zeiten durchgemacht. Wenige haben Rente abgeworfen. Die Druckkosten sind enorm gestiegen, und die neuen Zeitungsherren haben erkennen müssen, daß Zeitungen ein Mittel sind, schnell Geld loszuwerden. Northcliffe aber gibt seine Blätter heraus, weil er Freude daran hat; und weil er an eine Pflicht der Öffentlichkeit und seinen Angestellten gegenüber glaubt. Es ist offensichtlich, daß die Geschäftsgehirne Sir Andrew Cairds und Walter Fishs viel mehr mit dem Lohndrückerei-Prinzipien der neuen Unternehmer als mit den Idealen Lord Northcliffes sympathisieren. Es ist also auch offensichtlich, daß er selbst, in seiner eigenen Firma, unbewußt Kräfte hochgebracht hat, die imstande und willens sind, seine Politik umzustoßen. Wahrscheinlich sieht er in Andrew Caird und Walter Fish noch die kleinen Reporter, die von seinem leisesten Wink abhängen. Wahrscheinlich also hat auch er Fehler gemacht. Dennoch bin ich ganz sicher: Lord Northcliffe selbst wird, solange sein Einfluß erhalten bleibt, niemals an einer Politik teilnehmen, die zu verhindern sucht, daß treue Arbeit auch genügend honoriert wird. Und er wird, wenn er seine Familie dadurch zufrieden erhalten kann, selbst die Opferung einiger Direktoren nicht scheuen.

Berlin hat noch immer, besonders Sommer-Abends, sehr viel Einwohner. Ihren Tiefstand erreicht, neben anderem, auch die Bevölkerungsdichte in den Theatern. Alle Einwohner Berlins sind intensiv mit ihrer Beschäftigung beschäftigt. Alle nehmen sie und sich furchtbar ernst, was ihnen einen leicht komischen Anstrich gibt. Auch die Müßiggänger gehen nicht schlechthin müßig, sondern sind damit beschäftigt, müßig zu gehen, auch die nichts arbeiten, tun dies im Schweiß ihres Angesichts. Auf keiner Bank des Tiergartens sitzt ein richtiger Nichtstuer. Er liest entweder (am Lesen wird die deutsche Welt genesen) oder rechnet im Sand. Was in Berlin Stillstand scheint, ist, näher besehen, doch ein Marschieren, nur eben zeitweilig auf demselben Fleck.

Den Berliner, so paradox es klingt, zwingt das Gesetz der Trägheit, rührig zu sein. Ich bin überzeugt, während mein Freund Jacobsohn ruhevoll in den sanften Spiegel des Lietzensees blickt, schreibt sein Unterbewußtsein Kritik über das matte Spiel der Welten. Nicht einmal die Bohème, die jetzt — ein Pilz, dem die Mauer abhanden gekommen ist — im Exil des „romanischen Cafés“ schmachtet, hat sich zur Weltanschauung des absoluten Nichts-Tuns durchgerungen. Da haben's die zugewanderten Wiener nicht leicht.

Im Mittelpunkt der Stadt, ihr Wahr- und Wetterzeichen, steht der Dollar. Um die Mittagsstunde sieht alles hin und richtet sich danach. Am Sonntag funktioniert die Sache nicht, weshalb die Berliner mit diesem Tag, der ihnen schon durch das Nichterscheinen der „B. Z.“ ziemlich substanzlos wird, gar nichts anzufangen wissen.

In den letzten Jahren hat sich das Stadtbild unwesentlich verändert. Für seine Verschönerung konnte Berlin, das derzeit noch andere Sorgen hat, nur Geringes leisten. Die Wegschaffung des eisernen Hindenburgs war ja ein Anfang, aber das meiste mußte vorderhand noch stehen bleiben.

In den Straßen herrscht reges Leben. Die Bevölkerung geht im Eilschritt ihren Geschäften nach, nur die armen Mädchen der Friedrichstraße gehen, langsamen Schritts, ihren Geschäften vor. Nicht zu leugnen, daß der Fremde in Berlin mannigfachen Verführungen, auch von Seiten bürgerlich orientierter Frauen ausgesetzt ist. So lange noch die Mode der kurzen Kleider in Geltung, scheint ja der Reiz-Koeffizient der Berlinerinnen auf ein zuträchtliches Maß herabgemindert, wenn sie aber nicht mehr ihre Beine zeigen werden, wird die sittliche Widerstandskraft des Mannes kaum so leicht triumphieren. Derzeit tragen auch die im Tiergarten wieder rudelweise vorkommenden Reiterinnen mit ihrem ganzen Volumen zur Bekämpfung der Sexualität kräftig bei.

Von den Spannungen der politischen Atmosphäre im Reich wetterleuchtet es auf den Berliner Straßen nur u. a. merklich. Die Bevölkerung hat ins Gefühl der Sicherheit zurückgefunden, das nur manchmal durch den Taktschritt der zum Schutz jener Sicherheit pflichtbereiten Reichswehr erschüttert wird. Die scharfe linksradikale Propaganda, die manche Schaufenster durch Aushängung dynastischer und patriotischer Bilder betreiben, bleibt ziemlich wirkungslos.

Der Berliner Verkehr hat die Dichte und Velocität der Vorkriegszeit wieder erreicht, vielleicht sogar schon übertroffen. Jeder zweite Börseaner besitzt ein Auto, wenn auch nicht lang, und sucht diese kurze Zeit naturgemäß tüchtig auszunützen. In den schnurgeraden Straßen ist das Autofahren ja auch ein ganz besonderes Vergnügen, in diesen Straßen, die nur deshalb ein Ende zu haben scheinen, weil das Lineal, das sie zog, zufällig nicht länger gewesen oder weil dem Architekten die Geduld ausgegangen ist, noch mehr Häuser nebeneinander in ausgerichteter Linie hinzustellen. Hätte der unglückliche Krieg deutsche Expansions- und Kolonisationskraft nicht gebrochen, späte Urenkel würden es erlebt haben, daß der Kurfürstendamm mit Nummer so und so viel Millionen in Kurfürstendamm Nummer eins zurückgelaufen wäre, reich an Kaufhäusern des fernen Ostens und sämtlicher anderer Weltgegenden, an Kirchen, Dielen, Mampe-Stuben, an Zeitungsgebäuden, Pissoirs, Theatern (die alle den Nachkommen des Direktors Robert gehört hätten), an Bierhallen, Zigarrenläden, und gemütlichen sechsstockhohen Einfamilienhäuschen . . . ein fester Gürtel, geschmiedet um die allenthalben zweckvoll abgeplattete Erde, daß sie nie mehr aus dem deutschen Leim gehe.

Vorbei, vorbei! Die Entwicklung nahm und nimmt andere Wege. Dort, wo die schönen Straßen jetzt, wie amputiert, enden, den Stumpf von Feld und Wiese überwachsen, breitet sich, die Stadt peripherisch umzingelnd und immer mehr nach innen drängend, eine romantische Zone, Burgen, Schlösser, verfallene Städte, Moscheen und Renaissancepaläste, Osterien, Ruinen, phantastische Gebirgsformationen, ägyptische, pragaische, indische Land- und Stadtschaften. Es sind, Zelt an Zelt gereiht, die Heerlager der Afa, Befa, Cefa, Efa usw. Täglich drängen neue kinotische Scharen heran und bald wird das deutsche Alphabet gestreckt werden müssen. Der Film belagert die Stadt (Überläufer strömen ihm in Massen zu), und ihre völlige Kapitulation ist nicht mehr weit. Heute schon hat der vom Jupiterlicht verwirrte Fremde oft den Eindruck, das eigentliche Berlin sei Film-Imagination, im Wesentlichen aus Pappendeckel, und die echten Häuser nur hingestellt, um ein wenig wirkliche Stadt vorzutäuschen.

Man könnte auch sagen, ein einziges Filmband umschlingt alle Völker Berlins, das stärkste Band, seit die Dynastie gerissen. Seine Inschrift: Seid verschlungen, Millionen!

Von bemerkenswerten Produkten der Kino-Industrie sah ich „Friedericus Rex“ und die Inszenierung des Grabbeschen Napoleon im Staats-Theater. Die soldatischen Exerzitien hier wie dort sind von taktfester Strammheit, die des Zuschauers Seele rhythmisch erheben macht. Im Staats-Theater kommt noch ein stilvoll abgebleadetes kriegerisches Pathos hinzu, brillante Großaufnahmen von „dulce et decorum“. In der Szene, da die Garde stirbt, steigt das Pathos senkrecht hoch, bis es in sein Gegenteil, zu Ironie, zerplatzt. Diese verdächtige Schießbuden-Exaktheit, mit der da Figur auf Figur abgeknallt wird und sich umlegt . . . sollte man nicht zum Regisseur sprechen: „o, Sie Schlimmer!“?

Von artistischen Vorführungen sah ich ferner „die wunderlichen Geschichten des Kapellmeisters Kreisler“, und, im Lunapark, die Produktionen der Familie Binder auf gespanntem Seil. Jenen kommt die malerische Farbigkeit und der häufige rasche Szenenwechsel, diesen das Fehlen jederlei Textes zugute. Die Geschicklichkeit der Künstler hier wie dort ist groß. In den „wunderlichen Geschichten“ erscheint die Bühne in ein Zellensystem gewandelt, eine Bühnenwabe sozusagen. Bewundernswert, wie die Akteure in den kleinen Hohlwürfelchen schreiten und sich bewegen, ohne ein Möbel umzuwerfen oder die Wände des Kästchens durchzustoßen.

Neben Jeßners Napoleon haftet Max Adalberts Knölle in der Erinnerung an diesen Berliner Sommer. Unvergeßlich, wie im Phlegma dieser Komik Woge des Possenschicksals verbrandet und versickert! In der nüchternen Kühle dieser Witzigkeit sänftigen sich deine Fieber, Zuhörer, und das dumme Pathos der Dinge wird erquicklich steril.

Berlin, lautes, häßliches, liniertes, zerfilmtes, überaus betriebliches Berlin, unsüße, unbarmherzige, scharfe, gierig wollende, mit Zähnen und Fäusten das Leben haltende und zwingende Stadt, ich denke liebevoll Dein, wieder hinabgetaucht in die Stadt voll Staub und Wunden, in das fidele Grab an der Donau, in die gemütlichste Katakombe Mitteleuropas, wo man, daß Leben ist, nur an den Erschütterungen der Decke merkt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juliwoche.

Das Ersuchen Deutschlands um Zahlungsaufschub hat sofort wieder die alte Beschuldigung wachgerufen, es handle sich um eine absichtliche, eine planvoll herbeigeführte Zahlungsunfähigkeit. Das heißt mit anderen Worten: die deutsche Regierung hat absichtlich unterlassen, ihre Einnahmen so zu erhöhen, daß sie den Ausgaben entsprechen. Es hat keinen Wert, als Deutscher immer wieder gegen diese grobe Unwahrheit zu polemisieren, aber vielleicht ist es interessant, einmal die Stimme sachverständiger Engländer dazu zu hören; und zwar Sachverständiger in amtlicher Stellung. Der Zufall will, daß mir eine Kopie des amtlichen Berichtes über die ökonomischen und finanziellen Zustände in Deutschland zu Händen kommt, den der Handelssekretär bei der englischen Botschaft in Berlin, Mr. Thelwall, mit Unterstützung des Handelssekretärs in den besetzten Gebieten, Mr. Kavanagh, seiner Regierung vor zwei Monaten erstattet hat. Dieser Bericht ist in Deutschland bisher unbekannt und es wird demnächst noch von ihm zu reden sein. Für heute sei nur festgestellt, was die englischen Beobachter über die Anstrengungen der deutschen Regierung sagen, sich auf dem Steuerwege die notwendigen Einnahmen zu sichern. Sie unterstreichen wiederholt, daß die gültigen Steuergesetze „sehr streng“ (very severe) seien. Sie erklären, „eine neue Serie von Auflagen, die den bereits keuchenden fiskalischen Apparat nur noch mehr verwirren würden“, (which will still further confuse the already labouring fiscal apparatus), sei unmöglich. Sie sagen von den direkten Steuern, sie seien „in einer Anzahl von Fällen zu hoch“ (too high in a number of cases). Sie halten sogar die Abschaffung der staatlichen Außenhandelskontrolle, durch die bekanntlich einerseits die unnötige Einfuhr vermindert, andererseits ein Einnahmeposten in Form von Ausfuhrabgaben geschaffen werden soll, für dringend notwendig: „Während dies System zweifellos verhindert, daß große Einfuhren nach Deutschland erfolgen, bleibt die Frage offen, ob es nicht mit ebenso großer Wirkung auch die Ausfuhr des Landes stört; tatsächlich ist es wahrscheinlich die schädlichste all jener restriktiven Maßnahmen, die unglücklicherweise in einer Anzahl von Ländern ergriffen worden sind.“ Zusammenfassung: im großen gesehen sind die Steuergesetze sehr streng, (abgesehen von einigen wenigen Erhöhungen indirekter Steuern, die den Berichterstattern noch möglich scheinen); in einigen Fällen sind sie sogar zu hoch; manche Einnahmemethoden gehen bis zur Selbstschädigung; neue Belastungen sind nicht durchführbar. Mithin: die deutsche Regierung hat ihre Pflicht getan! Was die Engländer allerdings mit großer Entschiedenheit behaupten und auf mannig-

fache Weise zu belegen suchen, ist dies: daß das Großkapital, die Industrie und der Handel sich den ausgeschriebenen Steuern weitgehend entziehen. Aber diese Steuerdrückebergerei geschieht, wie ausdrücklich anerkannt wird, „in opposition to the Government“, gegen den Willen der Reichsregierung. Sie ist nicht stark genug, sich durchzusetzen. Aber das kann man ja wohl nicht absichtliches Versagen nennen, — es ist genau das Gegenteil!

Die Rußland-Konferenz im Haag ist wiederum so gut wie gescheitert —: die Weltgeschichte steht genau an dem Punkt, an dem sie zu Jahresanfang stand. Deutschland hatte damals ein Moratorium verlangt, — man empfand, daß zur Ordnung der europäischen Wirtschaft auch Rußland wieder in den allgemeinen Zusammenhang eingeflochten werden müsse, — man arrangierte Genua, — Genua brachte kein Ergebnis. Und heute? Das Rad ist um eine Drehung weitergerollt: neues Moratoriumsgesuch Deutschlands, neuer Versuch, mit Rußland ins Reine zu kommen, neue Konferenz, neue Enttäuschung. Wenn es in dieser Weise fortgeht, kann's hübsch werden! Es kann hübsch werden mit Deutschland, — aber das ist eine Sache für sich. Es kann auch hübsch werden mit Rußland, — aber auch Rußland interessiert drüben sicher nur wenig. Was drüben interessiert, sind eigne Angelegenheiten, — und niemand glaube, daß sogar diese verhindert werden können, hübsch zu werden! Wenn die Regierungen es noch immer nicht gemerkt haben sollten: — den Kaufleuten ist es allmählich wohl klar geworden, daß ihre Schornsteine nie wieder wie ehemals rauchen werden, solange ihnen der halbe Absatzmarkt in Mitteleuropa und der ganze in Osteuropa fehlt. Die Regierungen streiten sich wegen des privaten Eigentums. Aber es ist charakteristisch, daß das private Eigentum selbst viel weniger darauf versessen ist, geschützt zu werden, als die Regierungen versessen sind, es zu schützen. Theoretische Ablehnung einer Ersatzpflicht, praktische Konzessionierung von Ersatz, — das alles ist dem Privatkapital, das in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit blickt, ziemlich gleichgültig. Wenn jetzt auch die Einzelregierungen nicht fertig bringen, was den vereinigten Regierungen mißlang, nämlich zu einem vernünftigen Zukunftsabkommen mit Rußland zu gelangen, so kann man darauf wetten, daß die Privatleute in naher Zukunft über ihre Regierungen einfach hinweggehen werden; und daß, — Regierungen hin, Regierungen her, — ein Gremium von Finanz- und Industrialeuten sich mit Litwinoff und Krassin an den Tisch setzen werden, um in ein paar Tagen jene Grundlagen künftiger Zusammenarbeit zu finden, die die Weisheit der Ämter in ebensoviel Jahren nicht zu finden vermochte.

Die Wiener Messe hat in diesem Jahre zum zweitenmal ihre wirtschaftliche Berechtigung und Lebensfähigkeit erwiesen. Und zwar wurzelte ihr Erfolg in der alt überkommenen Bedeutung Wiens als eines der wichtigsten europäischen Warenumschlags- und kommerziellen Verteilungsplätze. In jahrhundertelanger, systematischer Arbeit und zumal durch bestimmte, nur in und für Wien eingeführte Singularitäten in bezug auf den Handel mit dem nahen Orient entwickelte sich das Wien des alten Österreich zum hauptsächlichsten Handels- und Durchgangswege von West nach Ost und zumal nach Südost. Die Wiener Messe hatte darum dem neuen Wien nicht so sehr eine neue kommerzielle Stellung zu erobern, als vielmehr die bereits inne gehabte zu erhalten und den neuen Verhältnissen gegenüber zu sichern. Sie ist also weit mehr defensiv als akquisitorisch.

Das haben auch die beiden ersten Messen, die Herbstmesse im September 1921 und die Frühjahrsmesse im März 1922, erwiesen; sowohl in der Beteiligung der Aussteller und Verkäufer, als auch in dem Besuch ausländischer Einkäufer. In ziemlicher Übereinstimmung wiesen beide Messen in 35 Warengruppen eine Beteiligung von über 4000 (4056) Ausstellern der Industrie und des Handels auf, wovon 410 auf das Ausland, die übrigen auf das Inland, größtenteils Wien selbst, entfallen. Die nach genauen Erhebungen und Berechnungen ermittelte Zahl der ausländischen Einkäufer beziehungsweise Besucher auf der Wiener Frühjahrsmesse im März d. J. überschreitet bei einer Gesamtzahl von rund 70 000 tatsächlich ausgegebenen Messeausweisen (gegen 130 000 bei der Herbstmesse 1921, bei welcher eine persönliche Beschränkung für die Erlangung eines Messeausweises nicht bestand) sicher die Ziffer von 20 000, — eine Zahl, die als stärkster Beleg für die wirtschaftliche Anziehungskraft Wiens erachtet werden muß. Davon entsandte der nahe Orient das größte Kontingent: Ägypten, Türkei, Syrien und Indien. Sodann folgten Rumänien und die Balkanländer, vor allem Jugoslawien, denen sich die vormals österreichisch-ungarischen Sukzessionsstaaten anreiheten.

Entsprechend kann die Wiener Messe auch mit dem Warenumsatz ihrer beiden bisherigen Veranstaltungen wohl zufrieden sein. Bei der Herbstmesse 1921 belief er sich nach zuverlässigen

Ermittlungen auf rund 40 Milliarden, bei der Frühjahrsmesse 1922 auf rund 120 Milliarden österr. Kronen. Gemessen am Stande der österreichischen Krone im September 1921 und im März 1922 muß der Umsatz der Frühjahrsmesse allerdings als sehr beträchtlich (mit fast $\frac{3}{4}$) hinter dem Umsatz der vorjährigen Herbstmesse zurückgeblieben bezeichnet werden. Das lag an der Verschiedenheit der wirtschaftlichen Konjunktur zum Zeitpunkte jeder dieser Veranstaltungen. Im September 1921 herrschte noch die durch den katastrophalen Sturz der Krone geschaffene Katastrophen- und Ausverkaufs-Konjunktur. Der März 1922 aber stand im Zeichen ausgesprochener wirtschaftlicher Stagnation, hervorgerufen durch den scharfen Rückgang der deutschen Reichsmark und durch die Beeinträchtigung der inneren industriellen Konkurrenzfähigkeit, die ihrerseits davon herrührt, daß die Gestehungskosten der innerösterreichischen Produktion sich der Weltparität nachgerade sehr stark angenähert oder sie teilweise sogar überschritten haben. Dazu kam, daß parallel mit dem Sturze der deutschen Mark ein ebenso starker Aufstieg der tschechischen Krone eintrat, welcher den Absatz der von österreichischen Firmen erzeugten Waren hemmte. Die österreichische Industrie besteht nämlich zu sehr ansehnlichem Teile aus seit altersher in Wien domizilierenden Firmen, deren Betriebe sich aber in der Tschechoslowakei befinden. Dazu gehört namentlich die Seidenindustrie, aber auch große Teile der sonstigen Textilindustrie. Es ist klar, daß die Absatzfähigkeit dieser Produkte unter der Steigerung der österreichischen Krone sehr litt. In manchen anderen Branchen war aber auch das unmittelbare kommerzielle Ergebnis der Frühjahrsmesse sehr günstig, ja, es übertraf sogar das der Herbstmesse, so insbesondere in der Spielwarenindustrie, welche über 200 Millionen Verkäufe und eine Versorgung mit Aufträgen bis Ende des Jahres 1922 erzielte. Eine reichsdeutsche Ausstellerfirma der Eisen und Maschinenbranche erzielte einen Umsatz von 2 Milliarden, ein anderer Aussteller einen solchen von 250 Millionen österr. Kronen.

Überhaupt haben die reichsdeutschen Aussteller auf der Frühjahrsmesse im allgemeinen sehr bedeutende und vergleichsweise wesentlich bessere Erfolge erzielt, als die österreichischen, — ein Ergebnis, auf welches bereits die Wahrnehmungen der unmittelbar vorangegangenen Leipziger Messe mit ziemlicher Sicherheit hindeuteten.

Was die Anknüpfung neuer kommerzieller Verbindungen anbelangt, so ergab eine genaue statistische Erhebung während der Frühjahrsmesse 1922, daß im Durchschnitt jeder Aussteller 11 neue kommerzielle Verbindungen gewonnen hat. Dieser kommerzielle Erfolg fällt umsomehr ins Gesicht, als die Kosten hierfür wesentlich geringer sind als sie bei einer individuellen Akquisition neuer Handelsverbindungen unter normalen Verhältnissen erfahrungsgemäß erwachsen. Legt man den auf der Wiener Frühjahrsmesse erzielten Warenumsatz von rund 120 Milliarden zugrunde, so stellen sich diese Akquisitionskosten auf weniger denn 1% des Umsatzes. Berechnet man nämlich den für die Aussteller mit der Beschickung der Messe verbundenen Aufwand an Standmieten mit rund 300 Millionen Kronen, und rechnet man dazu den übrigen Aufwand für Ausstattung der Kojen, für Propaganda usw. mit mehr als dem doppelten Betrage, also mit rund 700 Millionen, so würde sich der mit der zweiten Messe verbundene Gesamtaufwand der Aussteller auf rund 1 Milliarde Kronen belaufen, was im Vergleiche zu den 120 Milliarden Umsatz eben weniger als 1% ergibt. Nähme man aber aus übertriebener Vorsicht oder aus angeborenem Pessimismus, den Umsatzwert — unmöglicherweise — sogar mit nur 60, ja, mit nur 50 Milliarden an, so entspräche der Aufwand für die Teilnahme an der Messe, also gewissermaßen Umsatzprovision und Akquisitionsspesen, immer noch nur etwa 2% des Umsatzes, während die Unternehmer in Friedenszeiten sehr zufrieden waren, wenn die Gesamtkosten eines Reisenden, der nach dem Umsatze und akquisitorisch im wesentlichen nicht viel mehr erreichte als auf der Wiener Messe erreicht wurde, nicht mehr als 3—4% des Umsatzes betragen.

Natürlich bleibt allerwege die veränderliche wirtschaftliche Konjunktur eine der elementaren Bedingungen, von denen das jeweilige kommerzielle Ergebnis einer Messe, gleichviel ob der ältesten und bestfundierten oder einer neu begründeten, abhängt. Aber selbst in der Zeit außerordentlichsten Schwankens der allgemeinen Wirtschaftslage und unter ungünstigsten Veränderungen der Konjunkturverhältnisse hat die Wiener Messe in ihren beiden ersten Veranstaltungen den Beweis ihrer Notwendigkeit und ihrer dauernden Lebensfähigkeit erbracht. Sie hat sich konsolidiert und es besteht jetzt innere und äußere Gewähr dafür, daß sie eine ständige Einrichtung sein und bleiben wird.

G L O S S E N

VON UNSEREM LIEBEN WOHNUNGSAMT

Einem emporstrebenden, blonden Skulptor verschaffte Exzellenz Bode im Januar 1920 das Atelier eines verstorbenen Bildhauerprofessors. Es war ein schöner Partererraum, wie ihn Bildhauer eben brauchen, — denn natürlich kann man Stein- und Marmorblöcke von Hunderten von Zentnern Gewicht nicht in Dachkammern hinaufschleppen. Unter Fachleuten ist diese Notwendigkeit klar.

Der Bildhauer zahlte 1½ Jahre lang seine Miete pünktlich, hieb emsig an seinen Blöcken herum, machte ein Denkmal für die Stadt Torgau fertig (2½ Kubikmeter, 175 Zentner), begann schon, sich einen Namen zu schaffen und seiner fünfköpfigen Familie eine Existenz, —: da erhielt er urplötzlich die Kündigung. Einspruch beim Wohnungsamt war fruchtlos, denn die Witwe behauptete, den Raum jetzt für Wohnungszwecke vergeben zu wollen; Wohnraum aber ist bekanntlich wichtiger als Gewerbsraum. Nur ein gleichwertiges anderes Lokal dem Bildhauer einzuräumen, ward der Witwe auferlegt; worauf sie einen Boden im dritten Stock dafür bestimmte. (Der übrigens — natürlich auf Mieters Kosten — von Grund auf umzubauen war.)

Der blonde Bildhauer schüttelte den Kopf und sagte Nein. Er ging wiederum zum Wohnungsamt und erklärte, daß er mit diesem Gefäß nichts anfangen könne. Worauf das

Amt den Professor Pleßner um ein Sachverständigen-Gutachten bat. Der Professor entschied, wie jeder Unparteiische entscheiden mußte. Aber es geschah, daß die streifbare Witwe am Verhandlungstag plötzlich mit einem von ihr selbst eingeholten Gutachten anrückte. Ein Hausfreund, dessen Name nicht verschwiegen sei — Professor Janensch heißt der Biedere —, hatte es gefertigt; es stand darin unter anderem, daß ein Bildhauer seine Steinarbeiten überhaupt nicht selbst macht, sondern bei einem Steinmetz in Auftrag gibt; und daß eine Dachkammer durchaus genügt. Das war schon überraschend; aber überraschender noch war dies: das Wohnungsamt legte mit einem Male das von ihm selbst eingeforderte Gutachten still beiseite, und erkannte das uneingeforderte, unerwartete des Herrn Janensch als maßgebend an! Da half auch eine Interpellation des Wirtschaftsverbandes für bildende Künstler nichts mehr —: das Amt entschied, daß ausreichender Ersatz angeboten sei, das alte Atelier binnen gemessener Frist also geräumt werden müsse.

Der Bildhauer bemühte sich, daß ihm das Wohnungsamt jetzt wenigstens ein anderes Parterreatelier — in einem anderen Hause — anweise. Aber vergeblich: Der Biedermann Janensch hatte ja erklärt, daß ein Bildhauer keinen Partererraum braucht! Mit diesem Schein in der Hand weigerte sich das Amt sogar,

S E I D E N E S T R Ü M P F E
SIEGBERT LEVY

POTSDAMER STRASSE 6 · AM POTSDAMER PLATZ

leerstehende Automobilgaragen für diesen Zweck freizugeben. Dem Janensch, von dessen Gutachten der Professor Hugo Lederer in einem Briefe schrieb, es sei, „milde ausgedrückt, anfechtbar,“ ward jetzt allerdings etwas schwül zumute. Die Geschichte begann, bekannt zu werden; und das war nicht gerade angenehm. Er schrieb einen Brief an den Bildhauer, in dem er ihm anbot, sein früheres Gutachten nachträglich soweit abzuändern, daß er doch noch ein Parterreatelier erhalten könne. Voraussetzung dafür sei aber, daß der Bildhauer sich verpflichte, mit dem abgeänderten Gutachten nun nicht wieder gegen die teure Witwe vorzugehen. Mit diesem verheerend kompromittierenden Brief ging der Bildhauer noch einmal zum Wohnungsamt; aber selbst damit gelang es ihm nicht, den Zwangsräumungsbefehl rückgängig zu machen. Ebenso wenig half die Bitte des Ministeriums für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung, den Künstler wenigstens bis zur Vollendung seiner begonnenen Arbeiten im Atelier zu lassen. Am 29. Juni dieses Jahres wurde die Zwangsvollstreckung durchgeführt; und zwar so barbarisch durchgeführt, daß der größte Teil aller Tonmodelle, — die Arbeitsleistung vieler Monate! — zerdrückt, zerbrochen, vernichtet wurde.

In das Atelier aber, das zwecks Vermehrung von Wohnräumen freigemacht worden war, kamen keineswegs Wohnungen, sondern Büros! Sie sind ganz sicher nicht schlecht bezahlt worden!

Sofort nach der Zwangsvollstreckung erging folgender Protest an das Wohnungsamt:

Mit Empörung erfahren wir, daß trotz der ausführlichen Proteste, gerichtet an die Akademie der Bildenden Künste, an das Ministerium für Kunst und Wissenschaft, an den Oberpräsidenten der Mark Brandenburg, die Werke des Bildhauers . . . aus seinem Atelier . . . gewaltsam entfernt wurden und der Künstler dadurch nicht nur schwer geschädigt, sondern auch absolut arbeitsunfähig gemacht wurde. Und dies alles auf Grund eines Gutachtens des Akademieprofessors Herrn Professor Janensch, das, obwohl der Herr selbst Bildhauer ist, geradezu bildhauerfeindlich abgefaßt wurde. Wir protestieren nachdrücklichst gegen das Gutachten, verlangen, daß es von seinem Verfasser zurückgezogen wird und dem geschädigten Bildhauer nicht nur ein gleichwertiges Parterreatelier verschafft wird, sondern ihm auch der bis jetzt ihm zugefügte materielle Schaden vollauf ersetzt wird.

gez.: Prof. Hugo Lederer, Prof. Georg Kolbe, Prof. Dr. Arthur Kampf, Franz Heckendorff, Willy Jaeckel M. d. A.

Aber bis zu dem Tage, an dem diese Zeilen geschrieben werden, ist nichts geschehen. Der Bildhauer ist obdachlos und kann nicht arbeiten, es besteht die Gefahr, daß ihm Aufträge annulliert werden. Eine Karriere und die Existenz von fünf Menschen sind bedroht. Entschädi-

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden, Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

gung ist natürlich auch nicht erfolgt. Darf dies in einem Kulturstaat geschehen?

Der Gutachtenkünstler Janensch sei seinen Fachkollegen überlassen. Er ist ein Einzelfall, mit dem sich befassen mag, wen Lust oder Pflicht dazu treibt. Aber die verantwortungslose, in vieler Hinsicht sogar formal schon ganz inkorrekte, vielleicht aus sehr dunklen Antrieben zu erklärende Haltung des Wohnungsamtes ist typisch; sie sollte Vorgesetzten, die etwas auf sich halten, zu peinlichster Untersuchung Anlaß geben. Der Vorgesetzte ist — wieder einmal — das Innenministerium des Freistaats Preußen.
Ischw.

DER ZURÜCKDATIERTE RAFFKE.

Der Verleger Paul Steegemann in Hannover ist ein Urviech, — das bewiesen schon immer seine Insetrate im Buchhändler-Börsenblatt. Diesmal aber hat er sich überviechert. Es hat ihm jemand etwas von Petronius, der ungerufen 1900 Jahre tot ist, erzählt und von seinen „Abenteuern des Enkolp“. Das leuchtete Paulchen seinerseits ein, aber wie sollte er den ollen Klassiker auch anderen einleuchtend machen? Nichts einfacher als das! Fett ließ er drucken: „Der Schieber Raffke unter Nero.“ Und indem er gleichzeitig an die Klasseninstinkte und die Autoritätenehrfurcht aller Spießer appelliert, fährt er holperstolper fort: „Die heute so aktuelle Gestalt des Schiebers Raffke, — das ist der Held dieses heidnischen

Romans; der Trimalchio, der Gerissene, der die Nöte der Zeit benutzt, unerhörte Reichtümer an sich reißt und aufsteigt vom Sklaven zum vielfachen Millionär, der dabei aber seelisch plump bleibt und so Anlaß und Zentrum dieses tollsten, süßesten und cynischsten Buches der Weltliteratur wurde. Es ist der Roman der Dekadenz. Es war das Lieblingsbuch Friedrich Nietzsches. Und ich selbst schätze es nicht minder.“

Nietzsche und Paul Steegemann (nicht minder!) und der Schieber Raffke —: Da kannst nu halt nix weiter mehr machen. Da wird der selige Petronius eben schon eine Riesenauflage erleben müssen, als wie sie sonsthin nur der Tante-Courths-Maler und dem Kronprinzen Rosner beschieden ist.

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH“. DER DOLLAR.

In den Zeitungen wird Stimmung dafür gemacht, daß Amerikaner, — als Ausgleich für ihre kaufkräftigere Währung, — mit anderen Preisen traktiert werden möchten als Deutsche. Der preußische Innenminister hat auch schon einen Erlaß herausgegeben, der die Fremdensteuer um 500 % erhöht. Dazu möchte ich nun einen kleinen Beitrag liefern.

Ich gehöre zu jenen Amerikanerndeutscher Herkunft, die, hauptsächlich aus Liebe zum alten Heimatland, vorläufig wenigstens in Deutschland ihren Wohnsitz genommen haben. Mit mir kamen vor

Banflavin-Pastillen (gef. geschützt)

Schwirksameres und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Verschleimung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

zirka zwei Jahren noch viele andere Amerikaner herüber. Wir alle, aber auch viele Daheimgebliebene, versuchten, den damaligen Stand des Dollars gegenüber der Mark auszunutzen, kauften also für unsere Dollars, zum damaligen Kurs von 20 bis 60, deutsche Reichsmark. Außerdem kauften wir deutsche Städtebonds, und viele Daheimgebliebene schickten von dem, was sie erübrigen konnten, Liebesgaben nach hier, — voll Hoffnung auf kommende, bessere Zeiten, voll guter Wünsche für Deutschlands Gedeihen und in froher Erwartung, daß sie Freude und Segen damit auslösten.

Was aber erlebten wir, als wir hierherkamen? Nichts interessierte die Menschen als der Dollar und seine Kaufkraft! Verwandte und Freunde sprachen nur von unserem beneidenswert guten Geld! Keiner aber frug: Wie hoch hast du die Mark bezahlt! Und noch heute will es niemandem einleuchten, daß wir, die Opferfreudigen und Heimat-treuen, wenn wir nicht gerade an der Börse spekulieren, hier dreimal so teuer leben als der Deutsche, der sein Geld im Lande verdient. Denn wir haben, ich wiederhole es, 20—60 Mark für unsere Dollars eingetauscht, während wir jetzt auf Grund einer Entwertung leben müssen, die, selbst wenn der Valutastand vom Index noch nicht erreicht ist, doch mindestens schon einem Kurs von 300 entspricht. An diesen unseren kolossalen Verlust denkt niemand, jedermann redet nur von seinen eigenen Nöten!

Man wird fragen: Warum gehst du nicht wieder nach Amerika zu-

rück? Darauf bleibe ich die Antwort schuldig. Das kann sich jeder selbst beantworten. Jedenfalls haben wir Amerikaner uns noch ein bischen Idealismus bewahrt. Hier in Deutschland aber habe ich andere Beobachtungen gemacht. Ich will nicht verallgemeinern und auch gerne in Rechnung stellen, daß die Rückstände der Kriegspsychose noch auf manche Gemüter nachwirken. Trotz alledem wirkt das ewige Gerede vom Dollar und das Getue mit ihm (und nur mit ihm!) auf die Dauer geradezu abstoßend.

Das muß einmal offen ausgesprochen werden!

F. B., Patent-Attorney.

DIE AUFERSTANDENE GERMANIA

„Wie es uns an politischer Begabung fehlt, so fehlt es uns an psychologischem Blick.“ Dieser erste Satz in Walther Rathenaus ausgezeichnetem Essay „Was wird werden“, trifft den Nagel auf den Kopf. Die Glaubensboten, die den germanischen „Heiden“ das Christentum brachten, verstanden es meisterhaft, aus dem Julfest Weihnachten, aus Wotan den Herrgott und aus Freia die Mutter Gottes zu machen: die maßgebenden Männer unserer neuen, sozialen, veilchenblauen Republik haben keine Ahnung von den Imponderabilien im Gefühlsleben. Die Verfassung der Republik war fein säuberlich in Paragraphen gebracht, der Untertan war zum freien Republikaner ernannt worden. An die Imponderabilien dachte niemand. Lustig weh-

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9—12, 2—7, Sonntags 10—12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

ten von Türmen, Zinnen und Fenstern Fahnen und Wimpel versunkener Herrlichkeit, festlichen Umzügen flatterten sie kühn voran und als die neue Verfassung schon drei Jahre in Geltung und im Laufe dieser Jahre von allen Beamten beschworen war, hatten von sämtlichen Behörden des Reiches kaum ein paar hundert daran gedacht, daß Großdeutschland großdeutsche Flaggen eingeführt hat. Ja, auch Demokraten schämten sich der neuen Handelsflagge, obschon sie nur ganz schüchtern von der Republik Kunde gab.

Warum — dachte sich da unsere (ach so teure!) Reichspost — soll ich mit meinem Feingefühl für Imponderabilien zurückstehen und mich dadurch im Reiche unangenehm bemerkbar machen? Und so druckte sie nach Verbrauch ihrer alten Bestände an Reichspostmarken

mit dem herrlichen Bild der helmbewehrten, mit gepanzérter Faust den Schwertknauf umfassenden Denkmals-Germania jahraus jahrein neue solcher Bestände weiter. Dazwischen kamen auch verunglückte Schmiede und anderes, aber heute grüßt mich gottseidank wieder jenes echtdeutsche Germaniabild auf einer neuen Viermark-Briefmarke eines Schreibens aus Dresden. *Dr. G.*

JOURNALISTEN-ANEKDOTE DER FINDIGE

„Die Stellung erfordert einen gerissenen Kopf,“ sagte der Verleger zu dem kleinen Reporter aus Czernowitz. „Einen findigen Kopf, einen schon unerhört findigen. Trauen Sie sich das selber zu?“

„Ob ich mir das zutraue, Herr Direktor? Ob ich? Ich mir? Sie werden alles an mir haben, was Sie sich wünschen, sag' ich Ihnen.“



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRÄNKE
TREKORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRÄNKE
EINMAUER
SCHRANK



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

Einen Rechercheur, einen Detektiv, — Sherlock Holmes ist ein Nebbich!

Und der findige Reporter ward angestellt. Man gab ihm sogleich eine Nuß zu knacken. Seit sechs Wochen herrschte Aufregung wegen eines Mordes; die Polizei hatte ihn noch immer nicht auflären können.

„Trauen Sie sich zu, Licht in die Sache zu bringen?“, fragte der Direktor.

„Ich mir zutrauen?“, sagte der Reporter. „Ich mir? Haben Sie nicht einen findigen Kopf, einen schon unerhört findigen engagiert? Geben Sie her die Akten; geben Sie her 50 Kronen Spesen; und Sie werden sehen, wie ich die Sache aufläre!“

Um 5 Uhr nachmittags ging der findige Kopf ans Werk; und schon um 7 Uhr rief er die Redaktion telephonisch an. Es war ein Kinderspiel für ihn gewesen. Kaum an der Tatstelle angelangt, war ihm der Zusammenhang auch schon klar geworden. Den Mörder konnte er schon beim Namen nennen. Und den Hergang hatte er auch rekonstruiert. Sogar die Motive waren bereits aufgedeckt.

„Sie sind wirklich ein Sherlock Holmes, ein unerhörter!“ sagte der

Direktor am Telephon. „Kommen Sie doch gleich zurück und schreiben Sie's auf; wir können's dann noch in's Morgenblatt geben.“

„Gewiß, Herr Direktor,“ sagte Sherlock Holmes. Aber niemand sah ihn an diesem Abend wieder.

„Warum sind Sie denn gestern Abend nicht noch zurückgekommen?“ fragte am nächsten Tage der Direktor.

„Warum? Bitt' Sie, — warum, Herr Direktor? Also, eine Stadt ist das, eine Stadt, kann ich Ihnen nur sagen. Losgegangen bin ich und zwei Stunden ehrenwörtlich herumgelaufen! Aber meinen Sie, ich hab' die Redaktion gefunden?“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 27-28):

- Tagebuch der Zeit
- An unsere Leser
- Friedrich Koffka: Deutsche Jugend
- Leopold Schwarzschild: Die Rettung durch den Druckerstreik
- Erich Pommer: Internationale Film-Verständigung
- Thomas Wehrlin: Kleine Zeitromane
- Stefan Großmann: Toll, Toller, am Tollsten
- Tagebuch der Wirtschaft
- Glossen

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Wieland-Verlages in München „Gestalten und Dokumente“ bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 5
10/50 PS

STABOWE

STABOWE WECHSELMANN

HEINRICH LAUTENSACK

Leben, Taten und Meinungen des sehr berühmten russischen Detektivs

MAXIMOW

3.—4. Auflage

Geheftet M. 20,— / Gebunden M. 50,— / Halbleder M. 90,—



Hermann Hesse: Aus dem Nachlaß des Dichters erscheint diese ulkige Geschichte voll Ironie und auch voll heimlicher Tollheit, ein literarisches Spiel voll Laune und Uebermut.

*

Frankfurter Zeitung: Lautensack hat den einzigen, wahrhaft ins Dichterische gehenden, ganz überlegenen satyrischen Detektivroman im Detektiv Maximow geschrieben. Ein reizendes spielerisches Buch.

*

Weserzeitung, Bremen: Seit Heinrich Heine hat das niemand so gekonnt wie er: fließend zu schreiben, ironisch zu durchleuchten und ganz anders zu sein als die anderen.



Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag. — Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Bankengemeinschaft Darmstädter-Nationalbank

Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank)
Nationalbank für Deutschland
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Berlin

Addition der Bilanzen beider Banken per 31. Dezember 1921

Aktiva	Mark	Pf.
1. Kasse, fremde Geldsorten, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-(Clearing-) Banken	1 397 180 793	74
2. Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	4 871 227 753	17
3. Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	3 192 620 095	87
4. Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	2 860 324 216	22
5. Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	1 347 968 262	65
6. Eigene Wertpapiere	115 331 951	51
7. Konsortialbeteiligungen	82 196 217	32
8. Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	72 404 093	88
9. Debitoren in laufender Rechnung	7 240 728 647	35
10. Bankgebäude	75 874 418	32
11. Sonstige Aktiva	9 734 823	73
Summa der Aktiva	Mark	Pf.
	21 265 591 273	76

Bankengemeinschaft Darmstädter-Nationalbank

Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank)
Nationalbank für Deutschland
Kommanditgesellschaft auf Aktien

Berlin

Addition der Bilanzen beider Banken per 31. Dezember 1921

Passiva	Mark	Pf.
1. Aktien-Kapital	600 000 000	—
2. Reserven	450 000 000	—
3. Kreditoren	19 643 516 987	53
4. Akzepte	351 456 734	04
5. Sonstige Passiva	151 651 849	94
6. Gewinn-Saldo	68 965 702	25
Summa der Passiva Mark	21 265 591 273	76

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1921

Debet	Mark	Pf.
Verwaltungskosten	567 214 086	41
Steuern	62 240 514	64
Abschreibung auf Immobilien und Mobilien	46 353 528	42
Gewinn-Saldo	168 965 702	25
	844 773 831	72

Credit	Mark	Pf.
Provisionen	327 761 442	20
Wechsel und Zinsen ein- schliesslich des Gewinnes auf Kupons und Sorten	514 213 197	02
Verschiedene Eingänge	361 337	89
Gewinn-Vortrag von 1920	2 437 854	61
	844 773 831	72

GARTEN DER ERDE

Märchen aus allen Zonen

Nacherzählt von

Wilhelm Schmidtbonn

300 Seiten Quart. Zweifarbig gedruckt.

In Halbleinen 180 M.

In Halbpergament 250 M.

Das ist ein ausgezeichnetes Buch, äußerlich so schön wie innerlich. Schmidtbonn hat Achtung vor der Willkür des Märchens; zuweilen hat er mit dichterischem Instinkt zuende gedichtet, was im Märchen nur halb vollendet war. Er hat den Märchen sein klingendes, klares, festes Deutsch gegeben. Das Buch, schön gedruckt, auf schönem Papier, kann ein Hausbuch werden, Generationen zur Freude.

(„Das Tagebuch“, Berlin.)

LEIPZIG / E. P. TAL & Co. VERLAG / WIEN

Der Kampf um den Reigen

Vollständiger Bericht über die sechstägige Verhandlung gegen Direktion und Darstellung des Kleinen Schauspielhauses Berlin

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von

Wolfgang Heine

Rechtsanwalt, Staatsminister a. D.

Steif broschiert M. 150,—

*

Der Bericht über den Reigen-Prozeß ist ein Kulturdokument ersten Ranges. Späteren Geschlechtern wird er als Spiegel unserer Zeit erscheinen; denn alle Anschauungen der Gegenwart über Kunst, Sittlichkeit, geistige Freiheit kommen hier zur Sprache. Alle Parteien sind vertreten; jegliche Meinung findet ihren Verteidiger. Die Bedeutung des Prozesses liegt gleichzeitig auf politischem und kulturellem Gebiet.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Verlag der Kunsthandlung Dr. Kreitner & Co.

Komm.-Ges.

Tel. Steinplatz 13308 Berlin W 50 Kurfürstendamm 243



**Fünf
Steinzeichnungen
von Alfred Justitz**

5 Vorzug-Exemplare auf echtem
Japan, vom Künstler signiert und
handkoloriert Preis M. 2500.—

50 Exemplare auf imit. Japan, vom
Künstler handsigniert
Preis M. 1000.—



Bestellungen werden entgegengenommen

*Jumper
Jumperkleider*

Siegbert Levy

*Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz*



Schönmann & Lederer
ANTIQUITÄTEN KUDOWITZENDAMM 244
RAUMKUNST TEL TEINPL. 15260

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagegeschäft

*Mäntel ❖ Kleider ❖ Kostüme ❖ Blusen
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung*

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K · R · Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON : ZENTRUM 4086

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Juliwoche

Die Weltgeschichte kennt Beispiele genug, daß Teile eines Reiches sich vom Stammland loslösten und ihre Unabhängigkeit erklärten. Es sind fast durchweg Fälle gerechter Auflehnung gegen Unterdrückung und Gewalttätigkeit, zumeist auch Geschichten heroischen Kampfes. In fast mythischem Schimmer leuchtet in die Gegenwart besonders die Emanzipation der Vereinigten Staaten. Aber hat Lerchenfeld irgendwelche Ähnlichkeit mit Washington, Preger mit Franklin, Schwyer mit Jefferson, Ludendorff mit Lafayette, Epp mit Steuben? Der Unterschied ist niederschmetternd! Als die 13 Neuenglandstaaten im Jahre 1776 ihre Unabhängigkeit deklarierten, geschah es gewiß auch um eines Reichsgesetzes willen, — einer Steuerakte, die sie nicht anerkennen wollten. Aber dies Gesetz war der Kolonie ohne legale Beteiligung irgendeines Neuengländers einfach oktroyiert worden. Die Kolonisten hatten keine Vertretung in der Regierung, keine Abgeordneten im Parlament. Jede Möglichkeit zu gesetzlicher Einflußnahme war ihnen verschlossen, sie wurden behandelt wie unterworfenen Stämme. Bayern sitzt im Reichsrat, im Reichskabinet, im Reichstag; es hat die Verfassung selbst mit beschlossen. Und vor allen Dingen: die Amerikaner nahmen den Kampf mit einem Staate auf, der auf der Höhe seiner Macht stand, der soeben seinen erfolgreichsten Krieg beendet hatte, bei dem zu verbleiben an sich Vorteil bot, gegen den sich zu erheben gefährlich war. Was die Bayern heute veranstalten, richtet sich gegen ein besiegt, leidendes, blutendes Land, — gegen ein Land, aus dessen Verband sich abseits zu drücken von Geldbeutels wegen außerordentlich lohnend und von Macht wegen sehr wenig gefährlich ist. Da feit sie nix mit Heroismus!

Wenn diese Zeilen ins Land hinausgehen, jährt sich zum achten Male der Unglückstag der Kriegserklärung. Keine Stunde ist seither vergangen, in der nicht irgendwo in der Welt die Schuldfrage erörtert worden wäre. Zu endgültig unanfechtbarem Schluß hat noch keine der tausend Untersuchungen berech-

tigt, noch immer scheint der Wahrheit am nächsten jener Ausspruch Lloyd Georges, alle Kabinette — alle, ohne Ausnahme, — seien ohne eigentliche Absicht in das Verhängnis hineingetorkelt. Aber die Schuldfrage überhaupt stellen, heißt zugleich: Krieg zum Verbrechen stempeln. Denn für die Hymniker des Krieges, die Stahlbadler, die Mannesmutbolde gibt es keine Kriegsschuld, sondern nur Kriegsverdienst. Von ihnen aber — das ist das einzige Resultat dieser acht Schreckensjahre! — hat sich die öffentliche Meinung aller Länder gründlich abgewandt. In den besiegten Staaten, aber auch bei den Siegern! Noch nach 1870 wurde es Bismarck als Verdienst angerechnet, den Ausbruch des Krieges mindestens beschleunigt zu haben. Aber erst kürzlich wieder, am 5. Juli 1922, mußten sich die Herren Poincaré und Viviani mit aller Advokatenkunst gegen den Vorwurf zu wehren, für den siegreichen Krieg Frankreichs mitverantwortlich zu sein! Das ist eine Stimmung, in der der Ruf „Nie wieder Krieg!“, der in diesen Tagen in allen Landen wieder erhoben wird, vielleicht doch endlich einmal aufhören mag, nur Deklamation zu sein.

Die Republik hat in diesen Tagen einen großen Erfolg zu verzeichnen: sie hat Stinnes erobert, das will etwas heißen! Für seine Deutsche Allgemeine hat Stinnes als neuen Chef den Professor Lensch engagiert, der von den Sozialdemokraten herkommt, sogar jetzt noch eingeschriebenes Parteimitglied ist und gelegentlich auch wirklich mal halblinks marschiert. Das war der alten Redaktion zu viel, sie protestierte. Stinnes aber, der (— anders als das Reich! —) keine Fronde von seinen Beamten duldet, schützte die Republik in der Redaktion, und entließ Knall und Fall den alten Stab. Indessen: nicht nur Stinnes, sondern die ganze Deutsche Volkspartei ist plötzlich in so entschiedenen Republikanismus abgeschwenkt, daß man doch ein wenig stutzig wird. Und man erinnert sich an ein Wort, das der alte Bebel einmal im Reichstag sprach: „Wenn ich zu wählen hätte zwischen der monarchischen Staatsform und der französischen Republik, so würde ich die französische Republik wählen; wenn ich aber zu wählen hätte zwischen der französischen Republik und der englischen Monarchie, so würde ich die englische Monarchie vorziehen.“ Ist man in der Stinnesgegend jetzt dahinter gekommen, daß eine künftige deutsche Monarchie unmöglich eine wilhelminische, sondern gewiß nur eine englische sein könnte? Und zieht man, eh daß man mit fortgesetzter monarchischer Propaganda solch wirklich liberale Entwicklung förderte, lieber noch die heutige Industrie-Republik (— die Republik französisch-plutokratischen Typs —) vor?

Als der Krieg ausbrach, war man in Deutschland sehr empört über das gebrochene Offiziersehrenwort des russischen Kriegsministers. In diesen Tagen aber war im gerechtesten Blatt Eng-

lands, im „Manchester Guardian“, unter der Überschrift: „Das Ehrenwort eines deutschen Offiziers!“ eine kleine Geschichte zu lesen, die hierzulande nicht einmal erwähnt, geschweige mißbilligt wurde. Ein englischer Hauptmann, begleitet von einem Reichswehroffizier, revidierte in Spandau und entdeckte eine Anzahl wichtiger Dokumente. Sie waren aus dem Reichswehrministerium dorthin verbracht worden und enthielten vollkommen neue Angaben über Deutschlands Waffen- und Munitionsvorräte. Der Engländer wollte sofort mit der Prüfung beginnen; der Reichswehroffizier aber redete ihm gut zu: es sei so kalt in dem Raum, man könne das viel bequemer zu Hause machen, und er garantierte ihm mit seinem Ehrenwort dafür, daß die Papiere bis zur Abholung unberührt an Ort und Stelle bleiben würden. Der Engländer gab nach; am Nachmittag aber wurden die Listen auf drei Karren verladen, verschwanden, und sind seither nicht mehr aufzufinden. Am gleichen Tage wurde übrigens in Stettin ein Waffenlager entdeckt, und zwar im Hause eines Reichswehroffiziers, der vom Reichswehrministerium der Kontrollkommission als Verbindungsmann und Helfer zur Verfügung gestellt worden war. Auch hiervon, wie von manchen ähnlichen Fällen, ist in Deutschland nichts bekannt geworden. Wäre es bekannt, man würde sich weniger über das Mißtrauen wundern, das unseren Behörden noch immer entgegengebracht wird und über die Zähigkeit, mit der die Alliierten an ihren Kommissionen festhalten. Des Landes Würde, Ihr Herren Leutnants, ist auch in Eure Hand gegeben. Bewahret sie!

Aus den Tiroler Hütten des Deutschösterreichischen Alpenvereins, Hütten, die über 2000 Meter hoch liegen, ist der Bergfrieder geflogen und der Mördergeist eingezogen. Dem Bergsteiger, der zum Gipfel emporwandert, grüßt von den Türen der Hütten das Hakenkreuz entgegen, und wenn er, um eine Stärkung einzunehmen oder ein Weilchen Rast zu halten, ins Innere der Hütte dringt, dann kann er an den Wänden ein großes Plakat lesen, worin der Deutschösterreichische Alpenverein, falls der Besucher kein Christ ist, ihm die Gastfreundschaft verweigert. Der Wahrheit entsprechend, sei hinzugefügt, daß auch jenen Christen, die Mitglieder der liberalen Sektion „Donauland“ sind, die Tür gewiesen wird . . . Dies schreibe ich Ihnen, ein zugelassener Gipfelwanderer, 3000 Meter hoch, voll Scham über eine Gesinnung, die in die reine Bergluft die kläglichste Entartung kleinemenschlichen Neides hinaufgetragen hat. Es sind die österreichischen Alldeutschen, die sich dieser Sünde wider die Natur schuldig gemacht haben.

(Schluß.)

Daß wir erst recht die Auflösung der auf Wehrzwang beruhenden Riesenheere der Nachbarvölker für notwendig halten, versteht sich von selbst; (sie „sichern“ den Frieden nicht, sondern immer von neuem bedrohen sie ihn); aber wir überlassen die Propaganda dieser Forderung den Friedenskämpfern der Nachbarvölker. Der Pazifist jeder Nation kehre vor der Tür seiner eigenen Nation. Das gilt für die Schuldfrage, das gilt für die Abrüstung. Predigt er seiner Nation, sie dürfe die praktischen Folgerungen aus dem Nie-wieder-Krieg!-Willen erst dann ziehen, wenn die anderen Nationen ihr darin vorgegangen seien, so fällt die Abrüstung der Welt auf den Nimmerleinstag! Wer die Auflösung der Reichswehr an sogenannte Voraussetzungen knüpfen will, zu denen vor allem die Weltabrüstung gehörte, der übersieht, daß die Auflösung der Reichswehr gerade dazu beitragen würde, diese Voraussetzungen zu schaffen; daß die Weltabrüstung erleichtert würde, wenn Deutschland der Welt einen handgreiflichen Beweis für seine Entschlossenheit gäbe, auf Revision des Vertrags von Versailles mit militärischen Mitteln, komme was wolle, zu verzichten und ehrlich, ernstlich, ja leidenschaftlich für sein Teil mitzuarbeiten an der **B e e n d u n g d e s K r i e g e r i s c h e n Z e i t a l t e r s a u f E r d e n**.

Daß dieses, weil auf der menschlichen Natur und dem Wesen der Welt beruhend, mit Notwendigkeit ewig währe, ist das after-metaphysische Gequiek von Schweinen, die kein persönliches Interesse daran haben, daß der Krieg ausstirbt, oder die ein persönliches Interesse daran haben, daß er nicht ausstirbt. (Dies persönliche Interesse kann ein finanzielles, es kann aber auch ein temperamentiell — sogar ein sexuelles sein.)

Vor allem mache sich jeder freiheitsliebende Deutsche klar: Bleibt die Reichswehr bestehen, so bleibt die Gefahr bestehen, daß gesetzgebende Menschenschlächter abermals die allgemeine Wehrpflicht über uns verhängen. Diese Gefahr ist nicht zu unterschätzen. Keineswegs nur die Monarchisten arbeiten in der Richtung; nein, gerade die Deutschen Demokraten, diese kleine aber mächtige Partei der Mitte, fordern in ihrem Parteiprogramm (1920), daß die allgemeine Wehrpflicht baldigst wiedereingeführt werde. Sie fordern das, obwohl sie wissen, daß es einer der wichtigsten Bestimmungen des Vertrags von Versailles

zuwiderläuft. Da nationalistische Hohlrednerei und Demagogie im allgemeinen doch wohl nicht Sache der Demokraten ist, so müssen sie offenbar ernstlich damit rechnen, daß in absehbarer Zeit die Entente Deutschland den Übergang vom Berufssoldatenheer zum Milizsystem mit allgemeiner Wehrpflicht gestattet. Im österreichischen Kriegsministerium werden gegenwärtig Vorarbeiten für einen solchen Übergang gemacht, und es hat den Anschein, als ob gegenüber Österreich die Entente zur Zustimmung geneigt wäre. Bezeichnenderweise wurde vor wenigen Monaten im Hauptausschuß des Deutschen Reichstags, bei der Beratung des Etats des Reichswehrministeriums, der Wunsch ausgesprochen, auch Deutschland möge mit der Entente in diesem Sinne verhandeln! Und am 29. März brach der schon erwähnte Reichstagsabgeordnete Dr. Haas vor dem Plenum in die historischen Worte aus:

„Ich halte es für völlig unmöglich, daß die Weltgeschichte etwa so läuft, daß wir auf Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte hinaus das einzige Volk in der Welt sein sollen, das nicht mehr das Recht hat, auf dem Gebiete der Wehrkraft dieselben Maßnahmen zu ergreifen wie andere Völker.... Wir wünschen die Völkerverständigung und die Rüstungsbeschränkung; wenn diese aber nicht kommt, dann wollen wir für das deutsche Volk dasselbe Recht wie für andere Völker.“

Alle zivilisierten Menschen, alle Humanisten und alle kühlen Köpfe der Erde sprechen heute von Burgfrieden und Abrüstung; der Demokrat Dr. Haas kann die Wiederaufrüstung Deutschlands gar nicht abwarten. Er hält es für „unmöglich, daß die Weltgeschichte etwa so läuft...“; die Weltgeschichte ist in Wahrheit so gelaufen, daß wir jahrzehntelang das einzige Volk in der Welt gewesen sind, das sich weigerte, auf dem Gebiete der Abrüstung und des Schiedsgerichtswesens den Maßnahmen zuzustimmen, zu denen die anderen Völker bereit waren, und daß wir den Barbarismus unserer Regierer dann bitter haben büßen müssen. (Wir werden noch vielleicht ein Jahrhundert lang in der Buße drinstecken.) Wenn schließlich die Weltgeschichte den störrischsten Feind der Abrüstung gezwungen hat, seinerseits mit der Weltabrüstung zu beginnen, so wohnt dieser Paradoxie eine tiefe Gerechtigkeit inne; wie überhaupt die Lehre von einer Sittlichen Weltordnung seit dem militärischen Niederbruch Deutschlands um ein Argument bereichert ist... wollte sagen:

bereichert sein würde, wenn es gerecht wäre, daß die Achiver auszubaden haben, was der Wahnsinn der Könige anstellt; daß ein Volk solidarisch haftet für die idiotische Gewissenlosigkeit einer kleinen Machthaberschicht, die es nur als Mittel nahm, nur als Werkzeug handhabte; ein ganzes Volk, einschließlich derer, die damals noch unmündig, ja die noch ungeboren waren. Das Völkerrecht differenziert nicht und kann nicht differenzieren zwischen einem Volke und seiner Regierung; die moralische Betrachtung kommt um diese Unterscheidung nicht herum. Ich bestehe darauf, daß am 1. August 1914 Wilhelm II. nicht gegen Russen und Franzosen, sondern gegen das deutsche Volk mobilgemacht hat. Der Staat, vertreten durch seinen Ober-Exekutor, stürzte sich auf sein Volk, stürzte sich auf die Menschen, zu deren Schutz und Nutzen er da ist, — um sie aus ihrem Leben und Wirken zu reißen, um sie zu quälen, um sie zu entwürdigen, um sie zu verstümmeln, um ihnen das Licht der Augen zu rauben, um sie zum Mord zu zwingen und sie zu morden. Millionenfacher Menschenchinder, Menschenchänder und Mörder Wilhelm! Millionenfacher Menschenchinder, Menschenchänder und Mörder Staat! — Und dieses „Recht“, sich von seinem Staate schinden, schänden und morden zu lassen, möchte der Demokrat Dr. Haas den Deutschen zurückerobern. Er will „für das deutsche Volk dasselbe Recht wie für andere Völker“.

Das deutsche Volk ist — nicht infolge eigenen Entschlusses! — den Wehrzwang los; jeder Deutsche hat heute endlich das Recht, über sein Leben frei zu verfügen. Wir Pazifisten wollen für die anderen Völker dasselbe Recht wie für das deutsche Volk! Briten und Amerikaner erfreuen sich bereits dieses Rechtes; solange der Rest der Menschheit es noch entbehren muß, wären wir Hundsfötter, wollten wir dahin wirken, daß die Deutschen seiner wieder verlustig gehen. Im Gegenteil: einer Reaktion auf diesem vitalsten aller Gebiete der Politik muß mit äußerster Energie vorgebeugt werden. Daß die linke bürgerliche Flügelpartei sich hier als reaktionärer Hauptmotor etabliert hat, verpflichtet den Freiheits- und Friedensfreund zu umso schärferem und angespannterem Kampf. Der Wehrzwang darf in unserem Lande niemals wiederkehren. Tragisch genug die Umstände, die uns von ihm erlösten; aber nun sind wir ihn los, und dabei, Herr Haas, bleibt es. Der Wirksamkeit des Staates müssen Grenzen gezogen werden. Die Kriegsknechtschaft, knecht-

tender noch als die Lohnknechtschaft (mit der sie übrigens im Zusammenhang steht), ist die fürchterlichste aller Formen der Sklaverei. Ein Staat entbehrt der Daseinsberechtigung, der die elementarste seiner Aufgaben nicht erfüllt: das nackte Leben seiner Mitglieder zu schützen. Ein Staat, der Kriege führt mittels Gezwungener, ein Staat, der seinen Angehörigen das Leben geflissentlich raubt, ist die Perversion seiner Idee. Man braucht nicht Anarchist zu sein, um zu erkennen und auszusprechen, daß der Mensch eine wesentlichere Beziehung als zu seinem Staate . . . zur Schöpfung, zum Kosmos, zum rätselhaften All hat und daß in diese Beziehung die eisenkalte Tatze des Staates nicht eingreifen darf. Niemand hat das Recht, über das Leben eines Menschen zu verfügen, außer dem, der es lebt. Der Staat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Staates willen. Jeder darf sein eigenes Leben einer Idee zum Opfer bringen — auf die Gefahr hin, sich zum Schlemihl, und mit der Chance, sich zum Heroen zu machen; niemand darf fremdes Leben antasten. Das oberste Recht aller Rechte ist das Recht auf Leben. Kein noch so gewichtiges Interesse des Staates gibt es, das die Beschaffenheit hätte, das Recht jedes Menschen auf Leben außer Kraft zu setzen. Kein Recht der Gemeinschaft, zu dessen Eroberung oder Verteidigung Kriege geführt werden, hebt das Recht des Einzelnen auf Leben auf. Das Recht auf Leben ist der Pol, um den das Himmelsgewölbe des öffentlichen Rechtes kreist — freilich leider noch nicht des öffentlichen Rechtes, das gilt, aber jenes geistgemäßen öffentlichen Rechts, das aus dem Reiche der Idee auf die Ebene der Wirklichkeit zu projizieren unsere Aufgabe ist.

Man wendet gegen diese Gedankengänge das Recht auf nationale Notwehr ein. Die Nation sei wichtiger als der Einzelne. Eine leere Phrase! Denn das, was der Einzelne im Kriege drangibt, ist sein Leben; worum die Nation kämpft, das sind Territorien und wirtschaftliche Interessen. Das Notwehrrecht tritt in Kraft, wo Angriffe auf Leib oder Leben erfolgen; kriegerische Angriffe eines Staates gegen den andern sind aber, ihrem Ziele nach, längst nicht mehr Angriffe auf Leib oder Leben, längst nicht mehr Ausrottungskriege; sie zielen auf Aneignung von Gebiet, Bodenschätzen, Fabriken, Eisenbahnen und Erringung sonstiger ökonomischer Vorteile ab. Schon Voltaire hat gesagt: „In den Kriegen geht es stets nur um das Stehlen.“ Der Angriff auf eine Nation gilt ihrem

Besitz; mag dieser noch so wertvoll sein — das Leben eines einzigen Menschen, der leben will und leben könnte, ist wertvoller. Es gibt kein Staatsinteresse, dessen Verletzung objektiv ein gleich großes Übel wäre, wie die Verletzung des subjektiven Interesses irgendeines seiner Mitglieder am Lebendbleiben. Darum ist der Wehrzwang das ungeheuerlichste Verbrechen des Staates gegen die Menschheit.

Immanuel Kant, auf den sich der echte Preuße so gern beruft, hat vor 127 Jahren, im ersten Abschnitt seines Entwurfs „Zum ewigen Frieden“, ausgesprochen, „daß zum Töten oder getötet zu werden in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines andern (des Staats) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt“. Welche Flammenworte hätte Kant erst gefunden, wenn er die „Wehr“-Pflicht, wenn er den Zwang „zum Töten oder getötet zu werden“ erlebt hätte!

Die Reichswehr in ihrer heutigen Form ist, gerade auch mit den Augen des Nationalisten gesehen, ein untaugliches Mittel der nationalen Verteidigung und demnach ein überflüssiger, sinnloser Dekorationsgegenstand; da aber diejenigen, die sie erhalten, in ihr nur den Grundstock einer künftigen riesenhaften Zwangsarmee erhalten, so ist sie, selbst in ihrer heutigen, anscheinend harmlosen Form, schlimmer als überflüssig, schlimmer als unsinnig—: sie ist eine Gefahr. Sie ist das Damoklesschwert über dem Haupt Millionen Lebendiger.

Dazu kommt, daß die Schwarzweißbroten sie als Instrument ihrer innerpolitischen Pläne in ihren Kalkül stellen. Ganz zutreffend; denn selbst ein grundsätzlich reichswehrfreundlicher Politiker wie Hellmut von Gerlach (den ich im übrigen sehr schätze) hat noch vor einigen Monaten gestehen müssen, „daß das Offizierkorps der Reichswehr, dank der trostlosen Schwäche oder Verblendung unserer Reichswehrminister, fast geschlossen monarchistisch ist“. Wenn, einige Wochen später, demgegenüber der Reichswehrminister Geßler erklärt hat: „Jeder Angehörige der Reichswehr ist auf die Reichsverfassung vereidigt worden. Ich muß meinen, wenn ein Mann einen Eid leistet, dann habe ich nach der Verfassung kein Recht an diesem Eid zu zweifeln“, so ehrt den Minister sein Vertrauen, und für den

General Seeckt und eine Reihe anderer (Ludendorff feindlicher) Offiziere trifft es gewiß auch zu; aber wir hätten keinen Kapp-Putsch erleben müssen, um nicht unsererseits überzeugt zu sein, daß bei einer abermaligen Rebellion der Schwarzweißbroten gegen die Republik die Reichswehr in ihrer großen Mehrheit abermals auf die Seite der Rebellen treten würde. Und zwar ohne das Gefühl der Eidbrüchigkeit. Denn ein deutschnationaler Beamter oder Offizier hält den Eid, den er der Republik geleistet hat, ehrlich für eine Formalität, die ihn moralisch nicht bindet, da seiner Auffassung nach die Republik selber auf Rechtsbruch und Eidbruch beruht.

Das Offizierkorps der Reichswehr ist fast durchweg monarchistisch und revanchistisch gesonnen; das pfeifen die Spatzen von den Dächern — und ihr Pfeifen kann nicht übertönt werden von dem Geschnatter jener demokratischen Gänse, die uns weismachen wollen, die Reichswehr sei „republikanisierbar“. Diese Illusion enthält geradezu eine Beleidigung aufrechter, überzeugungstreuer Männer. Daß sie das sind, die monarchistischen Offiziere — wer wollte es in Abrede stellen! Sie traten nicht, wie die bis zum 9. November 1918 (mittags) kaisertreuen Demokraten, „auf den Boden der Tatsachen“.

Wäre aber die Reichswehr in Jahrzehnten selbst „republikanisierbar“, durch einen langsamen psychologischen Prozeß der Anpassung an das Gegebene —: daß sie zum Pazifismus zu bringen wäre, wagt selbst ein Demokrat nicht zu behaupten. Eine Armee will im Zweifel immer den Krieg. Ende Februar hat eine sozialistische Fünfländerkonferenz in Frankfurt am Main sich mit den Beschlüssen der internationalen Kongresse der Metallarbeiter-, der Bergarbeiter-, der Transportarbeiterverbände und der Gewerkschaftsinternationale einverstanden erklärt, laut denen jeder neue Krieg mit dem Generalstreik zu beantworten ist. *)

*) Inzwischen sind alle diese Beschlüsse von dem Kongreß des Internationalen Gewerkschaftsbundes in Rom feierlichst bestätigt worden. In der Resolution, die dieser von Deutschland, England, Frankreich, Italien, Spanien, Belgien, Bulgarien, Dänemark, Holland, Jugoslawien, Lettland, Luxemburg, Norwegen, Österreich, Polen, Schweden, der Schweiz, der Tschechoslowakei und Ungarn beschickte Kongreß am 20. April 1922 einstimmig angenommen hat, heißt es: „Der Internationale Kongreß erklärt, daß die organisierten Arbeiter die Pflicht haben, allen in Zukunft drohenden Kriegen mit allen der Arbeiterbewegung zur Verfügung stehenden Mitteln entgegenzuwirken und den tatsächlichen Ausbruch eines Krieges durch die Proklamierung und Durchführung eines internationalen Generalstreiks zu verhindern.“

— Möge dieser Fall nie eintreten; aber wenn Deutschland abermals am Vorabend eines Krieges steht und die Arbeiterschaft — anders als 1914, wo sie düpiert, wo sie durch Lüge gebannt war — geschlossen den Streik verkündet und durchführt, . . . wie wird sich da wohl die Reichswehr benehmen? Die Frage aufwerfen heißt sie beantworten.

Die Reichswehr ist entweder ein untaugliches Mittel, eine sinnlose Dekoration, überflüssig — oder sie ist eine dauernde Provokation jener menschlicheren, verständigeren und freiheitlicheren Hälfte unseres Volks, die den Frieden und immer wieder den Frieden und um jeden Preis den Frieden will. (Friede heißt nicht Faulbett, Capua, Kraftlosigkeit, Kampfllosigkeit. Schweden lebt seit über einem Jahrhundert im Frieden; ist es degeneriert? Es marschiert an Gesundheit, Kraft, Schönheit in der Vorhut der Völker.)

Die Reichswehr ist überflüssig — oder ein Werkzeug der deutschen Revanchepartei gegen die deutsche Friedenspartei.

Und dieses entweder überflüssige Spielzeug oder gemeingefährliche Instrument kostet uns Beträge, deren Ziffer selbst in einer Zeit imponiert, die mit Millionen um sich wirft, als seien es Groschen. Im Jahre 1920 hat das Reich für die Reichswehr (samt Marine) 5 Milliarden Mark ausgegeben, im Jahre 1921 — nach vollendeter Reduktion auf 100 000 Mann — noch 3½ Milliarden; und im Voranschlag für 1922 figuriert sie mit 4,7 Milliarden. Da der Gesamtetat, ausschließlich der Reparationen und sonstiger Ausgaben in Ausführung des Friedensvertrags, 77,7 Milliarden anfordert, so ergibt sich, daß, abgesehen von dem Tribut an die Entente, jede siebzehnte Mark in Deutschland für eine sinnlose oder volksschädliche Einrichtung ausgegeben wird. Was 4,7 Milliarden Mark selbst heute bedeuten, erkennt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Gesamtsumme, die Preußen im Jahre 1921 für Universitäten, technische Hochschulen, sonstige wissenschaftliche Anstalten, für höhere Lehranstalten, für Volksschulwesen und für Kunst ausgegeben hat, 2,1 Milliarden betrug, und die Summe, die im ganzen Reich für diese Zwecke ausgegeben worden ist, rund dreiundeinehalbe Milliarde. Zur Hebung der Not und der geistigen Not (und der Not der Geistigen) in Deutschland könnten die 4,7 und mehr Milliarden, die die Reichswehr jährlich verschlingt, ganz beträchtlich beitragen. Eine unpro-

duktivere Ausgabe als die für die Reichswehr läßt sich schwer vorstellen.

Hunderttausend gesunde, kräftige junge Männer werden dem Produktionsprozeß entzogen. Und dies in einer Geschichtsperiode, die dem deutschen Volke, wenn es aus dem Elend wieder emporkommen will, keine Pflicht mit solcher Macht auferlegt, wie die einer äußersten Anspannung seiner Produktivkräfte.

Daß diese hunderttausend Menschen von einer Wirtschaft, an der mindestens zwanzig Millionen beteiligt sind, nicht in wenigen Monaten mühelos aufgenommen werden könnten, ist ein Einwand, über den jeder Wirtschaftler lacht.

Noch törichter ist der Einwand, man bedürfe der Reichswehr zur „Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit“. Als diese vor 15 Monaten in Mitteldeutschland gestört war, hütete sich der preußische Innenminister, die Reichswehr einzusetzen; er wußte: Einsetzung der Reichswehr bedeutet Steigerung des örtlichen Putsches zum Bürgerkrieg. Severing bediente sich ausschließlich der Schutzpolizei — und der Putsch blieb lokalisiert und erstickte. Sollte aber die öffentliche Ordnung und Sicherheit zur Abwechslung wieder einmal von schwarzweißer Seite gestört werden, so kann nur ein Tropf annehmen, daß die Monarchisten der Reichswehr auf die putschenden Monarchisten schießen würden. Weniger grotesk wäre . . . die gegenteilige Annahme!

Hält man übrigens ernsthaft die Schutzpolizei (150 000 Mann) für zu schwach, um die Ordnung im Lande aufrechtzuerhalten, so wird kein vernünftiger Pazifist etwas dagegen haben, wenn sie um einige tausend Mann verstärkt wird. Die Polizeien der deutschen Länder stehen großenteils treu zum republikanischen Gedanken; dort, wo das noch nicht unbedingt zutrifft, wird ihre Durchrepublikanisierung bei gutem Willen der Regierungen keine Schwierigkeiten bereiten.

Hier böte sich Gelegenheit, einen kleinen Teil der aufzulösenden Reichswehr unterzubringen.

Daß ebenfalls für den Rest, solange er in Landwirtschaft, Industrie, Handwerk, Handel, Verkehr und Verwaltung nicht untergebracht wäre, das Reich zu sorgen hätte, ist selbstverständlich; natürlich hätte es auch für die Offiziere zu sorgen — deren persönliche Ehrenhaftigkeit niemand anzweifelt. Der Vorstoß des

konsequenten Pazifismus gegen die Reichswehr richtet sich gegen die Institution, nicht gegen ihre Träger. Wir hegen gegen Menschen keinen Haß; wir hassen nur eins: den Mord und das Regime des Mordes.

Die Reichswehr ist überflüssig — oder sie dient diesem Regime, stärkt die Chancen seiner Wiederaufkunft. Aus diesem Grunde muß sie fallen.

Mag solche Forderung in den politischen Tagesstreit nicht hineinpassen, mag sie „unaktuell“ sein —: unter dem Gesichtspunkt von Jahrzehnten, unter dem Gesichtspunkt des Glücks und der Freiheit der kommenden Generationen ist sie die wahre Realpolitik.

(In der nächsten Nummer folgt die Erwiderung des Autors der „Tragödie Deutschlands“.)

E. ZAMJATIN

DAS GOTTESHAUS

Ein Märchen.

Iwan beschloß, Gott eine Kirche zu bauen. Dem Himmel sollte bei ihrem Anblick heiß, den Teufeln übel werden, ihr Ruhm aber die weite Welt erfüllen.

Bekanntlich aber heißt eine Kirche bauen nicht etwa eine Stube zimmern. Man braucht viel Geld dazu. Darum ging Iwan das Geld für das Gotteshaus beschaffen.

Es war bereits gegen Abend. Iwan setzte sich in eine Grube unter der Brücke. Eine Stunde verrann, eine zweite — da schlugen Hufe auf, eine Trojka schaukelte über die Brücke. Ein Kaufmann fuhr des Wegs. Gleich einer Natter zischte Iwan auf. Scheu schlugen die Pferde an die Balken, der Kutscher flog zur Erde, der Kaufmann im Tarantas zitterte vor Angst wie Herbstlaub.

Iwan erschlug den Kutscher und trat zum Kaufmann:

„Geld her!“

Der Kaufmann wand und bekreuzigte sich: „Wozu denn?“

„Für die Kirche, Dummkopf. Eine Kirche will ich bauen. Gib!“

Der Kaufmann verneigte sich und schwor, er werde sie selbst bauen. Ja, natürlich. Selbst? Nun?

Iwan schichtete unter einem Strauch einen Reisighaufen auf, steckte ihn in Brand, bekreuzigte sich und begann dem Kaufmann die Fersen mit einem glühenden Pfahl zu schmoren. Der Kaufmann hielt es nicht aus und wies das Geld vor. Im rechten Stiefel Hunderttausend und im linken ebensoviel.

Da sah der Archieräus Iwan an, durch und durch drang sein Blick, bis auf den Grund, sprach kein Wort und ging hinaus.

Und er verschüttete den Reisighaufen mit Erde. Der Kaufmann aber seufzte auf, zog die Beine an den Leib — und verschied. Was soll man tun? Es geschah Gott zuliebe.

Iwan begrub die Beiden, verrichtete für ihre Seelenruhe ein kurzes Gebet und eilte dann zur Stadt, um Steinmetze, Tischler, Bildschnitzer und Goldarbeiter zu dinge. Und an derselben Stelle, wo Kaufmann und Kutscher verscharrt waren, errichtete Iwan eine Kirche, größer als die Iwans des Großen. Kreuze bis in die Wolken, blaue Kuppeln mit Sternen, satt klingende Glocken: eine Kirche über alle anderen.

In die Welt rief Iwan: Fertig ist mein Gotteshaus, alle bitte ich Euch zu Gast. Unübersehbar war des versammelten Volkes Menge. Der Archieräus selbst fuhr in einem vergoldeten Wagen herbei, vierzig Popen mit ihm und vierzig mal vierzig Diakone. Der Gottesdienst hatte eben erst begonnen — ein Blick, und der Archieräus winkt Iwan mit dem Finger:

„Woher,“ sagt er, „stammt der üble Geruch hier? Geh und sage den Alten, sie seien nicht zuhause auf der Ofenbank, sondern in einem Gotteshaus.“

Iwan ging und überbrachte seine Worte den Alten. Die Alten verließen die Kirche. Nein. Wiederum der Gestank! Der Archieräus winkte den Popen. Alle vierzig Popen begannen Weihrauch zu streuen. Was war das nur? Es half nicht. Der Archieräus winkte den Diakonen. Mit vierzig mal vierzig Weihrauchfässern begannen die Diakone zu räuchern. Der üble Geruch wurde immer stärker, man konnte kaum atmen, es war klar, nicht von den Alten, sondern von einem Menschenkadaver strömte der Geruch. Es war fast unmöglich, aufrecht zu stehen. Und aus der Kirche drängte das Volk — die Diakone leise, rücklings aber die Popen. Nur der Archieräus blieb beim Altar inmitten der Kirche, vor ihm Iwan, nicht lebend, nicht tot.

Da sah der Archieräus Iwan an, durch und durch drang sein Blick, bis auf den Grund, sprach kein Wort und ging hinaus.

Und Iwan blieb allein — einsam in seiner Kirche. Alle waren fort, sie konnten den Totengeruch nicht vertragen.

(Aus dem Russischen übertragen von Paul Frankenstein.)

I.

Man kann Shaw keineswegs Wilde an die Seite stellen, wie das heute allgemein getan wird. Wilde stellt dabei den Methodiker Shaw in den Schatten des Todes. Denn Wilde ist einer der mächtigsten, umfangreichsten Instinkte des vorigen Jahrhunderts. Shaw, der Nachahmbare, bedeutet mehr für eine allgemeine Kultur, Wilde mehr für die unverlierbare Hoheit des Persönlichen.

Aber so einfach, wie die Leute Shaw halten, ist er doch bei Weitem nicht. Er verdiente ein feineres Lachen und ein feineres Verstummen, als er sich in den Theatern von heute erzwingen kann.

II.

Was gibt Shaw dem Schauspieler? Die größte Bewegungsfreiheit vor allem. Er ist auch äußerst tolerant gegen die Schauspieler. Noch ein mittelmäßiger Schauspieler kann in seinen Stücken gut wirken. Shaw sagt durch seine dramatische Technik dem Schauspieler: In meinen Stücken können Sie absolut machen, was Sie wollen. Shaw's Verve lebt nämlich nicht durch den Schauspieler, sie überträgt sich aber frisch auf ihn. An Shaw's Stücken ist die Rechnung, die psychologische, die soziale, die sexuelle und besonders die unerwartet asexuelle das Wichtigste. Shaw ist ein knock-about, ein öffentlicher Fehlrechner komischster Art. Er hat darin eminent szenische Geste, szenischen Geist. Seine Astraktion vom gewöhnlichen und ungewöhnlichen Leben ist ein Netz, in dem sich jede Körpergewohnheit des Schauspielers zapfelnd und grölend verfängt.

Andere Dichter verlangen vom Schauspieler, er solle bei der Stange bleiben, aber sie existieren für den Schauspieler, für sein Denken, nicht. Shaw sagt: entfernen Sie sich ruhig, ich ziehe Sie sowieso zurück. Shaw hat das, was keine deutsche Dramatik je hatte: er ist bequem für Philosophen, Publikum, Schauspieler zugleich. Ein deutscher Dichter, der Charme hat, kreuzigt dabei den Schauspieler. Die Fazetten der deutschen Dramen funkeln vom Blute der deutschen Schauspielkunst.

III.

Die deutschen dramatischen Autoren könnten von Shaw lernen, daß, wenn man dem Leben Kredit gibt, es diesen Kredit

reichlich zurückgibt. Man nötige weder den Schauspieler, noch nötige man das Leben. Außer, man ist auf solche Art tragisch bedingt. Die Deutschen aber neigen dazu, Uninteressiertheit zu wichtig zu nehmen. Shaw zeigt ganz positiv, dabei mit äußerster Spannung des Geistigen, wie man so dahinlebt. Er wäre der Rechte, die leerlaufende Arroganz der allgemeinen Uninteressiertheit, die in Deutschland unter ästhetischen Menschen Brauch ist, zu erweisen.

Allerdings hat das englische Leben ein anderes Format als das deutsche. Die Dinge, die ihrer Natur nach zusammengehören, sind ungefähr zusammen, während das deutsche Chaos sich nur durch Pedanterie und einen spartanischen Ordnungsgeist gefesselt hält. Die dramatische Technik eines Bernard Shaw beruht zum größten Teil auf einer ganz bestimmten Art, das Leben anzusehen, die wir der Natur der Dramenschreiber und der des Publikums im Folgenden angleichen wollen.

IV.

Was hat also dem unlangweiligen Publikum an Shaw zu gefallen?

Erstens, daß er nicht für das Publikum, sondern gegen es schreibt. Ich muß einmal betonen, daß die lachende Gunst, die das Berliner Publikum Shaw schenkt, auf diese Art von ihm unverdient ist. Shaw schreibt ganz aus dem Geist der Pubertät, und jedes Publikum ist greisenhaft, zitterig und wie Greise verletzbar. Shaw rennt nach Pubertätsmanier zum Teil sehr offene, zum Teil höchst verschlossene Türen mit lebendigem, unverwundbarem und gefeitem Kopf ein. Shaw in seiner humanen, bequemen, humorvollen Art macht nun, als ob die offenen Türen gerade die hermetisch verschlossensten wären; und das Publikum hat das Vergnügen, Probleme lesen zu dürfen, die keine sind und wirkliche Probleme unbeachtet zu lassen.

Daß es sich so sehr klug vorkommen kann, dankt es dem Iren durch Lachen. Man sollte als Gegengewicht junge Herrschaften im Alter von 15, 16 Jahren in Shaws Stücke führen. Sie würden, ebenfalls falscherweise, die Dinge, die in den Stücken vorkommen, für höchst tragisch nehmen. Und dieser Zwiespalt, der auch die verschiedenaltrigen Zuschauer in Partner zu teilen fähig ist, der ist es, den ich unsere Dramenschreiber zu bedenken bitte.

Kann den etwa ein deutsches Stück hervorrufen??

Nach Rabbi Tagoreles.

MEIN HERZ HAT zarte Ohren, Mutti, und wenn du meinen Schädel
 befühlst
 wirst du geöffnete Dardanellen finden.
 Im Busch röhrt die Gazelle, das wackere Haustier, und wartet,
 daß ich
 ihr Zucker streue.
 Auch die Klapperschlangen kommen, die treuen Gefährten meiner
 Nächte,
 und muckeln an meiner Seele, als sei sie zerlassenes Pflanzenfett.
 Mir ist so weich, so weich, o, so weich.
 Den ganzen Tag könnte ich
 dichten, es fließt mir ununterbrochen aus der Feder.
 Ein schrilles Lächeln huscht über meine welken Lippen.
 Ich will dir ein Nähkissen flechten, Mutti, aus meinen safran-
 farbenen
 Barthaaren, das hängest du dann auf das Plüschsofa in unserer
 kalten
 Pracht, denn also heißet man am Ganges die Gute Stube.
 Und wenn du meine Seele befühlst, Mutti, wirst du finden, daß sie
 nachgiebig ist wie Palmin.

MEIN MAGEN IST friedlos und leidet an Sodbrennen. Ich bin
 durstig
 nach doppelkohlensaurem Rabindranatron.
 In den Lüften rauschen die Kokosnüsse der Vergänglichkeit.
 Peter Hille hat das allens schon viel schöner gesagt.
 Und so rinnen meine Tage dahin.
 Ich kreise stillzufrieden um den eigenen Nabel, bis derselbe
 glänzt.
 Nimm meine Seele, Mutti, und verwende sie in der Küche.
 Nicht etwa als Gewürz.
 Aber wenn du sie über der Gasflamme schmelzen lässest und
 Eier darin brätst
 oder ein Beefsteak mit Zwiebeln,
 wirst du finden, daß sie schon ein wenig ranzig riecht.
 Mutti!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Juliwoche

Am 1. Juli hat Präsident Harding eine wichtige Entscheidung über die deutschen Patente in Amerika gefällt. Er hat befohlen, gerichtlich gegen die „Chemical Foundation“ vorzugehen, an die der Treuhänder feindlichen Eigentums, Mr. Garvan, alle beschlagnahmten Patente, fast fünftausend, seinerzeit verkauft hat. Herr Harding sagte in der Begründung dieser Ordre, er sei zu dem Schlusse gelangt, daß die Kaufsumme eine „rein nominelle“ gewesen sei und daß der frühere Verwalter feindlichen Eigentums „seine Pflichten nicht gewissenhaft erfüllt habe“. Mit dieser Weisung und Begründung ist endlich eine der größten Schiebungen des ganzen Weltkrieges ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt! Mr. Garvan, darum handelt es sich, hat das Staatsamt des „Alien Property Custodian“ in schamlosester Weise zu eigenem Vorteil ausgenützt. Als er nämlich mit diesen Patenten zu tun bekam (die pfleglich zu behandeln und bestmöglich zu verkaufen seine Aufgabe war), sah er sich plötzlich vor ungeahnten Bereicherungsmöglichkeiten. Hals über Kopf gründete er die Privatgesellschaft „Chemical Foundation“; und an sie — also an sich selbst! — verkaufte er die 5000 Patente zu dem Schleuderpreis von einer Viertel Million Dollar. Gottlob hat die Gesellschaft aber allein in den letzten vier Jahren, mehr als das Doppelte an dem Geschäft verdient. Was nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß sich unter den beschlagnahmten Patenten unter anderem auch das Salvarsan, das Aspirin und ähnliche schöne Dinge befanden. Für Deutschland ist die Sache insofern von Wichtigkeit, als die deutschen Patentinhaber, wenn schon nicht auf die Patente selbst, so doch auf die Erlöse ihres Verkaufs Anspruch haben. Der Prozeß der amerikanischen Regierung gegen ihren ungetreuen Beamten wird also auch für deutsche Firmen geführt; und es steht schon heute fest, daß er das geschehene Unrecht mindestens mildern wird.

Ob die Finanzkontrolle der Garantiekommission jemals effektiv werden kann, ist zweifelhaft. In den Forderungen des Komitees liest man durchweg nur von „Einsichtnahme“, nicht aber von „Einspruchsrecht“; das eine ohne das andere konstituiert aber noch nicht das, was wir unter Kontrolle im eigentlichen Sinne verstehen. Oder ist etwa wirklich beabsichtigt, das ineffektive Kontrollrecht in ein effektives abzuwandeln? Das wäre eine unerhörte Dummheit der Alliierten! Denn die ganze Reparationspolitik der Alliierten beruht bis heute ja auf der Behauptung, daß Deutschland nicht alles tut, was es tun könnte; daß es absichtlich oder mindestens fahrlässig seine Finanzen mehr verwarhlosen läßt

als notwendig wäre. In dem Augenblick nun, in dem die Alliierten die effektive Kontrolle an sich rissen, würde es auf einmal für sie heißen: hic Rhodos, hic salta. Von diesem Augenblick an müßten sie es besser machen, müßten sie den Stein der Weisen finden; und wenn sie es nicht könnten (und sie werden es nicht können!), würde kein Zweifel mehr darüber möglich sein, daß nicht Deutschlands Gleichgültigkeit oder böser Wille, sondern daß die Lage selbst zum Verfall seiner Finanzen geführt hat. Diese Lage aber heißt Friedensvertrag und Reparationen. Den Einfluß des Friedensvertrages und der Reparationen können die Alliierten, indem sie Deutschlands Regierung beschuldigen, heute noch verschleiern. Das wird unmöglich, wenn sie selbst die Funktionen des Finanzministers übernehmen. Mit einem Wort: die effektive Finanzkontrolle würde noch schneller zur endgültigen Blamage und zur Rückwärtsrevision des Vertrages und seiner Nebenkapiel führen als der bisherige Zustand. Da sich die Alliierten das alles selbst sagen müssen, ist nicht anzunehmen, daß sie ernstlich beabsichtigen, die schöne Verantwortungslosigkeit von bisher der peinlichen Verantwortlichkeit, die in einer effektiven Kontrolle läge, zu opfern. Was aber die ineffektive Kontrolle anbelangt: die ist eigentlich nicht neu aufgetaucht; denn Einsicht in die deutsche Finanzgebarung, — diese an sich ziemlich platonische Sache., — ist den Alliierten schon im Friedensvertrag, mindestens aber mit Annahme des März-Moratoriums, zugestanden worden; sie verwirklichen also nur ein bisher ruhendes Recht.

Ein Rundschreiben des Reichsministers an die Landesregierungen verdient, vor Vergessenheit bewahrt zu werden. Der Minister spricht darin von der immer noch wachsenden Zahl der *Luxusgaststätten*, und bittet die Landesregierungen um Anweisung an die Wohnungsämter, in Zukunft keinen Raum mehr für solche Institute freizugeben; es sei denn, daß er für Geschäfts- oder Wohnzwecke unverwendbar ist. Das kommt etwas spät, aber immer noch nicht spät genug, uns Scham abzugewingen. Der Mehrzahl unter uns scheint ja das Gefühl für die Blamage abzugehen, die darin liegt, daß Deutschland einerseits seine Kulturgüter verwahrlosen läßt, andererseits etwa dreimal so viel Bars, Dielen, Varietés und Nepprestaurants unterhält als vor dem Kriege; daß es einerseits mit seiner Insolvenz hausieren geht, andererseits mehr Geld als je zuvor für Schnaps, Schneppen und Schnedderedeng übrig hat. Aber kaum irgend etwas anders, — man merkt es in dreivierteln aller Berichte von Ausländern, — schadet uns moralisch und politisch mehr. Wenn der Brief des Herrn Brauns uns wenigstens davor bewahren würde, daß der Schaden immer noch größer wird, hätte er schon etwas geleistet. Aber wird ein Brief gegen jene Stimmungswelt ankönnen, die sich kürzlich in der befriedigten Überschrift eines Berliner Blattes: „Der Dollar wieder erholt!“ drastisch wieder spiegelte?

England ist das Land der volkswirtschaftlichen Durchdringung. Die Mittelklasse, dem Ästheten vielleicht als Spießbürger verächtlich, ist volkswirtschaftlich und wirtschaftspolitisch nicht nur über das Allgemeine orientiert, sondern schreckt auch nicht davor zurück, sich täglich in die Vielheit wirtschaftlicher Einzelprobleme zu vertiefen, die ihr die Tagespresse bietet. Man hört den Bürger am Sonnabend oder Sonntag in Hyde Park oder sonstigen öffentlichen Plätzen in Gruppen über so spezielle Dinge wie etwa neue Schutzzölle oder Einwanderungsgesetze oder die Frage der ländlichen Betriebsgrößen debattieren, und das Urteil des „man in the street“, der natürlich auch den Arbeiter umfaßt, ist in seinen Sympathien oder Antipathien von höchster Tragweite für die Durchbringung oder das Fallenlassen wichtiger Wirtschaftsfragen.

England ist ein nationalökonomisches Land. In diesem Sinne. Nicht im Sinne der nationalökonomischen Wissenschaft, die seit den Zeiten von Ricardo, Jevons oder Brassey recht zurückgeblieben ist, in Ashley und Marshall einige epigonenhafte Nach-Klassiker besitzt, aber sicherlich sowohl von der deutschen, wie vor allem von der amerikanischen (Grenznutzen-Schule) und den Österreichern überholt worden ist, — was man, ohne einen so tüchtigen Gelehrten wie Keynes zu übersehen, ruhig feststellen kann. Viele der besten neueren Bücher über die englische oder britische Wirtschaft stammen von Ausländern, wie von Aschrott, Hasbach, Bonn, Schulze-Gavernitz usw., vor allem in der Tat von Deutschen.

Aber hierin unterscheidet sich das nationalökonomische England von seinen germanischen Beschreibern: es besitzt praktische Nationalökonomie. Durchdringung. Es besitzt einen „Economist“, welchen die ganze „Welt“, nicht nur die englische, liest; seine Zeitungen sind täglich voll von fett überschriebenen Spezialberichten über alle nur in Frage kommenden wirtschaftspolitischen Einheiten; das Volk ist angefüllt mit vielen wirtschaftsgeographischen und wirtschaftstechnischen Kenntnissen, vor allem auch weltwirtschaftlicher Art; die großen Zeitungen, wie z. B. der Manchester Guardian, haben höchst beachtenswerte Wochen- oder Monatsausgaben wirtschaftlicher Art; selbst die Damen in den Salons debattieren über „Tariff Reform“ oder „Dumping“ oder „Eight Hours day“ oder wie gerade der „Topic“ heißt, der im Mittelpunkt der Interessen steht.

Ach, schon der „Topic“! Dieses Wort fehlt bei uns gänzlich. Wer will es anders als spezifisch englisch deuten. Es ist das „Tagesgespräch“, „das“ Moment, das Essentielle. Die Presse hämmert ein. Sie begnügt sich nicht, wie in Deutschland, bei wichtigen Anlässen aus der Feder des Herrn Staatssekretärs oder des

„bekannten“ Herrn Geheimrat X, oder des ehemaligen Herrn Staatssekretärs Y. einen geistvollen Aufsatz zu bringen, — damit der Pflicht genügt sei —, nein, sie bringt wochenlang tägliche kleine Notizen, Ziffern, vor allem die „Briefe an den Herausgeber“ über den wirtschaftlichen „Topic“, mit Zahlenangaben, Beweisen, Thesen, Vorschlägen, Polemiken. Ja, sie hämmert ein. Schließlich weiß jedes Kind, wieviel Schiffe gebaut werden, um wieviel die Kohlenproduktion zurück ist, wie groß die Passivität der Handelsbilanz ist, warum die Textilfabriken still liegen usw. —: Durchdringung.

Verzichten wir hier auf die Auseinandersetzung, warum das in England so ist und in Deutschland trotz gewaltiger Industrie- und Handelsentwicklung schon im Frieden nicht so war und heute noch immer nicht ist. Einige Hinweise in Schlagworten mögen genügen: lange Tradition, langer Parlamentarismus, fast ausschließliche Einstellung auf das Wirtschaftliche, ethische Bewertung des Wirtschaftlichen und Höherbewertung desselben gegenüber anderen „Lebensfreuden“ wie etwa Kunst oder Wissenschaft, Puritanismus. Ein Thema für eine soziologische Habilitationsschrift. Hier interessiert uns das Praktische ohne Kausalergründung. England hat die nationalökonomische Durchdringung, wir haben die nationalökonomische Unzulänglichkeit. Daran darf nicht gezweifelt werden. Als die Revolution in Deutschland geschah, ist viel von der kommenden Aufklärung der Massen die Rede gewesen. Viele hatten sicherlich auch in wirtschaftspolitischer Beziehung eine neue Zeit im Auge. Nichts ist geschehen. Oder will man die Abendkurse der Volkshochschulen, in denen wiederum der dem „Volke“ unbekannt, aber durch seinen Titel autorisierte Herr Professor oder Herr Geheimrat oder Herr Minister a. D. über die „Wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Reiches seit 1871“ oder über „Probleme des Wiederaufbaus“ eine mehrstündige Vorlesung hält, um dann wieder in das Halbdunkel seines akademisch-bürokratischen Lerngemaches zu verschwinden, will man die Einfügung von wirtschaftlichem Unterricht für die Schüler als einen Anfang, als einen Weg bezeichnen? Arme Durchdringung! Armes Volk! Da hatten deine Sozialisten dich in ihrer Weise besser gebildet, als sie dir Karl Marx, den schwersten aller Nationalökonomien, die Mehrwertlehre, Rodbertus und Lassalle zu gedanklichem Gemeingut machten. Aber jetzt brauchten wir mehr von den produktiven Dingen dieses Gebietes als von den Verteilungstheorien, wie geistvoll sie auch seien.

Bleiben wir beim Praktischen. Gesetzt, ein einfacher Mann wolle seinem Freunde, seinem halberwachsenen Sohne das Problem der Getreideumlage erklären. Was soll er ihm sagen? Er müßte anfangen mit unserem Weizenbedarf, den Millionen Tonnen, die wir brauchen, den Millionen, die wir im Inlande erzeugen, den Millionen, die wir einführen müssen. Wer von den Gebildeten weiß das und gar einer, der mindergebildet ist? Wenn man einmal Gelegenheit hat, mit Bekannten der Geschäftswelt über unsere Brot-

wirtschaft zu sprechen, einen Bleistift zur Hand nimmt und mit der Frage beginnt, welchen Preis man der Tonne Weizen zu Grunde legen solle, so sieht man bestürzte Gesichter. Der Preis einer Tonne Weizen, der ungefähre Preis — keine Ahnung. Und diese Frage ist doch unsere Lebensfrage. Aber man weiß nur, daß diese „Umlage“-Frage vielleicht das Kabinett sprengen wird, daß Agrarier gegen Sozialisten stehen usw. Wir erfahren, daß Herr Minister Dr. Severing laut Pressenotiz vom 17. Juni in Stettin gesagt hat: „Ich habe von hiesigen industriellen und städtischen Betrieben erfahren, daß sie englische Kohle verfeuern, weil sie billiger ist.“ „Merkwürdig,“ denkt der biedere deutsche Leser: „jetzt verfeuern sie in Stettin schon englische Kohle! Wo so ein Minister nicht alles erfährt!“ Aber der Manchester Guardian Commercial vom 15. Juni berichtete seinen Lesern, daß in diesem Jahre schon schätzungsweise 1,4 Millionen Tonnen englische Kohle bei uns eingeführt wurden*); und nicht nur an der Küste, (— wo es nicht so verwunderlich ist, vor allem, wenn die Herren Minister sich nicht zur Verwirtschlichung unserer Eisenbahnen entschließen können! —), sondern überall im Lande. Warum wurde das nicht schon früher in die Welt posaunt, mit allen dazu verfügbaren Ziffern und Angaben; warum wurde nicht schon längst die Ursache dieser recht unnötigen Einfuhren — unnötig, wenn wir mehr arbeiteten und andere Lohnpolitik trieben — den Arbeitermassen zu Gemüte geführt? Ein dritter Fall. Man spricht von den Steuer-„Opfern des Besitzes“. Man hat so viele verschiedene Steuern aller Art auf den Besitz gehäuft, daß Berechnungen einfach unmöglich geworden sind, was uns dem Auslande gegenüber schon erheblich geschadet hat. Was besitzt heute eigentlich noch ein früherer dreifacher Millionär, der das Unglück hatte, seinen Lebensberuf der unlukrativen Karriere der Wissenschaft oder des Beamtentums zu widmen, anstatt Kaufmann zu werden? Was besitzt er nach (richtig gezahltem) Reichsnotopfer, Kapitalertragssteuer, auf falscher valutatischer Basis aufgebaute Einkommensteuer, Vermögenssteuer, Kriegsabgabe usw. an zinsbringendem Kapital, was bezieht er an Zinsen? Warum wird das nicht so klipp und klar ausgerechnet und in der Steuerrdiskussion verwandt und der Presse zur Verfügung gestellt, wie man etwa in England in einer Sekunde weiß, was jemand bezahlt, der ein bestimmtes Einkommen besitzt? Wäre es nicht Zeit, einmal zu konstatieren, was die einzelnen Begüterten — nach Einkommensstufen und Kapitalbesitz, Beruf und Familienstand geordnet — heute annähernd an Steuern entrichten, anstatt in der Öffentlichkeit durch undurchsichtige Schlagwörter den Gegensatz zwischen Armen und Reichen noch zu unterstreichen? Aber was wäre in dieser Beziehung nicht von Nöten!

Das Volk sieht, mit jedem neuen Tage neu entsetzt, daß die Preise steigen. Niemand hat ihm bisher erklärt, was hieran leider

*) Und später noch mehr. Im Juni allein 1,2 Millionen Tonnen! D. Red.

unvermeidliche Folge unserer valutarischen Lage und was als „Wucher“ anzusehen ist, warum hier die Preise das 20-40fache, dort schon über das 80fache des Friedenspreises betragen, warum der Zucker verschwindet, warum selbst das Sauerkraut, das doch sicher nicht von dem teuren Dollar, den hohen Kohlen- oder Arbeitspreisen seit dem Frühjahr betroffen wurde, „mit“gestiegen ist. Warum schafft man nicht öffentliche Empörung gegen das Ungerechte? Warum berechnet man nicht Normal-Preis-Skalen, — amtlicherseits —, an Hand deren ein jeder, der einen Laden betritt, feststellen wird, ob er begaunert wird oder nicht? Hat man immer noch die Angst vor der öffentlichen Meinung wie vor 1918, anstatt sie als Rückenstärkung zu benutzen? Dann wieder ertönt die Klage über die „unerhörten“ Forderungen der Arbeiter! Wo bleiben die statistischen Unterlagen über die Arbeiterhaushalte, an denen man einigermaßen nachprüfen kann, ob denn diese Forderungen wirklich so unerhört sind? Niemand — weder ein Minister noch ein unbeteiligter Arbeiter selbst — kann sich heute ein Bild davon machen, was eine bestimmte Arbeiterschicht „zum Leben braucht.“ Und ein bißchen Energie und Arbeit mit Hilfe der statistischen Ämter, der sozialen Vereine, Gewerkschaften und Betriebsräte würde bald allgemeine Grundlagen schaffen und den Weg zu automatischer Lohnerrhöhung mit steigenden Preisen — und für später die Grundlagen des Lohnabbaus — schaffen. Aber wir merken erst, wenn Gas, Wasser und Fahrgelegenheit versagt, daß etwas nicht in Ordnung ist; und was es eigentlich war, erfahren wir nie, wenigstens nicht in den ausschlaggebenden wirtschaftlichen Einzelheiten. Was vor dem Kriege bedauerlich war, wird heute tragisch. Man erwartete allgemeine, öffentliche Aussprachen über wirtschaftliche Fragen im Lande, Reisen der Minister mit Versammlungen, in denen sie ihre Programme statistisch, wirtschaftspolitisch und volkswirtschaftlich erläutern würden, Stellungnahme zu den brennenden Fragen, wirtschaftliche Popularisierung mit andern Worten. Und was geschieht? Nichts dergleichen. Es bleibt bei den üblichen „Erwägungen im Schoße der Regierung“, „Hoffnung auf Gesundung“, „Vertrauen in die deutsche Kraft, die alles überwinden wird“, „Vertrauliche Mitteilungen, über die nichts verlautet“, „Gegensätze, die ausgeglichen werden müssen“, „Gefährdungen des Kabinetts, die wieder beseitigt werden“. Die Überschriften genügen zumeist. Von Durchdringung keine Spur. Und doch steckt so viel wirtschaftlich zu Klärendes hinter jeder, fast jeder politischen Frage dieser Gegenwart! Wohin wird uns solche Unzulänglichkeit noch führen?

G L O S S E N

EINWÄNDE GEGEN CHAPLIN.

Er ist unschätzbar; und man hat doch bei jedem Lobeswort, das man ausspricht, das unbestimmte Gefühl, daß man ihn irgendwie überschätzt. Man lacht, aber man lacht sich nicht frei. Man hat nachher im Kopf so ein dummes Gefühl, als habe man verschiedene Spirituosen, die nicht zusammenpassen, durcheinandergetrunknen. Woher kommt das?

Er sitzt hinter improvisierter Barrikade. Winkt mit dem weißen Taschentuch: Übergabe. Der große schwarze Feind, sein Partner, nähert sich vertrauensvoll. Da schleudert er ihm ein Gefäß mit Gips ins Gesicht, daß jener zurücktaumelt. Man lacht.

Oder: Er geht an einem Teich vorüber. Sein Feind ist am Ertrinken. Er nähert sich ihm. Er wird ihn retten.

Nein. Er gibt ihm einen freundlichen Fußtritt, geht lächelnd weiter. Man ist entzückt über seine Niedertracht: es ist die Niedertracht dieses Lebens, pessimistisch auf die Spitze getrieben.

Aber er kann's auch andersherum. Er schuffet und wird nachher wegen seiner Faulheit beschimpft. Mit hilflosen, unglücklichen Kinderaugen sitzt er da, ein Symbol des guten, schüchternen, gedrückten Menschen, der sich sein Recht nicht schaffen kann. Man lächelt wieder — jenes Lächeln, bei dem man eigentlich eher Lust zu weinen hätte. Ein anderes Lächeln, als vorhin.

Sein Herumstolpern ist schnell nacheinander das Tolpatschigste und das Boshaft-gelenkigste von der Welt; oft in demselben Bild. Er appelliert fast gleichzeitig an unser Mitleid und an unsere Schaden-

freude, an unsere Menschlichkeit und an unsere Unmenschlichkeit.

Man kann vielerlei Gefühle durcheinandermischen, um eine summarische Gesamtwirkung zu erreichen — aber gerade diese beiden nicht, merkwürdigerweise. Sie wirken gegeneinander; sie verwüsten irgend etwas in unserem Innern — auch wenn wir im Augenblick himmelweit davon entfernt sind, unserem Gewissen ethische Rechenschaft zu geben.

Eine Art primitiver moralischer Logik lehnt sich unterbewußt gegen dieses Chaos auf, oder vielmehr, sie offenbart es uns erst als Chaos. Man sagt sich: das sind wundervolle Rosinen — aber in einem verpatzten, ungenießbaren Kuchen. Der Koch hat die Gewürze falsch dosiert, oder weiß der Teufel, was . . . kurz, der Magen ist nachher doch nicht ganz in Ordnung.

Rosinen, Rosinen — da haben wir's. Ich möchte, etwas kühn verkürzt, sagen: Rosinen à tout prix. Die Rosine ist seine Genialität. Genial bis zur Unbegreiflichkeit ist, was ihm in manchen Situationen einfällt. Wenn er sich vor seinen Feinden rettet, indem er eine Badekabine zu einer plastischen Bühne verzaubert, in der er selbst die Plastiken stellt, in Badehosen. Oder wenn er plötzlich einen Zigeunerwagen zum Konzertpodium verwandelt und einen Walzenbruder, sich selbst, zum internationalen Pa-

— die Vorzüge ihrer
Fabrikate populär
zu
machen.

Dr. SCHLESINGER
BERLIN W 62
COURBIÈRESTR. 2

derewsky, mit dem bescheiden-ver-
sicherten Lächeln des Triumphge-
wohnten. Das ist genial.

Seltsame Bildwahrheit: er kann
nicht gehen. Er kann nicht einen
Fuß vor den andern setzen. Er
kommt nicht vorwärts. Sein stärk-
ster Bildeinfall: die rasende Flucht
und Verfolgung, bei der weder der
Flüchtende noch der Verfolger von
der Stelle kommt, etwa auf einer
Rolltreppe oder in einer Drehtür.
Er stolpert genial. Er springt genial.
Aber gehen — — das kann er nicht.

Was bedeutet das? Er hat geniale
Situationen. Einzelne, blitzhaft in-
tuitive, hinreißende Blicke in die
Menschennatur. Aber gar keine syn-
thetische Menschenabschätzung. Er
kommt nicht von der einen Situation
zur anderen hinüber. Die Füße ver-
sagen, wenn sie gehen sollen. Es
fehlt ihm etwas: nicht nur die
äußere Logik (auf die wir pfeifen),
sondern eine tiefere Logik des Ge-
mütes, die kausale Kette des Ge-
fühles, der Marschtakt, den das
Menschenherz schlägt. Er ist, auch
hier, ein Stolperer. Das ist zuviel
des Guten.

Zuviel des Guten . . . er ist ein
Wirkungsfanatiker. Fanatismus ist
niemals am Ziel, sondern immer
schon ein wenig über das Ziel hin-
aus. Das wirkt nicht weniger unbe-
haglich, als das Steckenbleiben auf
halber Strecke. Nur eben: unbe-
haglich auf eine andere Art. Humor
ist eine heikle Sache: da gilt nur
das Ziel.

Willy Haas.

SCHWEINEREI.

Lieber Ernst Rowohlt, blonder
Hüne, ich weiß jetzt endgültig: Sie
sind ein Schwein!

Zum ersten kam ich darauf durch
Herrn Kieser in Heidelberg. Sie
wissen, daß es Schweine gibt, die
zum Pilzesuchen abgerichtet sind.
Andererseits gibt es auch Pilze, die
zum Schweinesuchen abgerichtet
sind. Beide machen es mit der
Schnauze. Der Pilz Kieser in Hel-
delberg also hat Sie aus Ihrem
Dreck herausgeschnäuzt!

Wie liegt der Fall? Sie
haben Zsigmond Móricz's
„Gold im Kote“ im Buchhänd-
ler-Börsenblatt angekündigt und
haben dabei auch Kritiken des „Ber-
liner Börsen-Courier“ und der Pra-
ger „Bohemia“ exzerpiert, — Kriti-
ken, in denen das Wort „Erotik“
vorkam. Angesichts dieses Wortes
war der Buchhändler Kieser meiner
Ansicht nach moralisch durchaus be-
rechtigt, Ihnen den Bestellzettel,
möglichst öffentlich, mit der Auf-
schrift „Schweinerie“ zurückzu-
schicken und auf Ihre Rückfrage
noch einen gepfefferten Brief hinter-
herzujagen.

Keine Ihrer Verteidigungen ist
stichhaltig. Sie sagen, daß Thomas
Mann den Móricz für einen großen
Dichter hält. Aber Thomas Mann ist
kein Pilz, und in unserer arbeits-
teiligen Welt hat jeder sein Feld, —
der Mann die Dichtung und der
Kieser die Schweinerie. Sie sagen,
daß der Kieser das Buch überhaupt
nicht gelesen hatte. Aber Sie
müßten wissen, daß es auch
intuitive Geister gibt, — Wünschel-

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung,
Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden.
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf
Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt.
Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

rutengänger für Gold und Wünschelrutengänger für Kot. Höchstens in einem haben Sie recht: wenn Sie sich gegen den Vorwurf wehren, einen Ausländer verlegt zu haben; Móricz ist Ungar, also einer der unseren; der Kieser hat ihn wohl für einen Russen gehalten. Deshalb ist er vielleicht auch zu 300 M. verurteilt worden. Aber 300 M. sind 70 Friedenspfennige. Das ist kein Entgelt für ein ausgewachsenes Schwein. Man hat es dem Kieser fast geschenkt.

Aber das ist nur der erste Fall, der zweite ist noch wesentlich schlimmer. Sie verlegen ein Buch: „Der Kampf um den Reigen“, — 448 Seiten gegen unseren Brunner. Das ist zu viel, Sie sind gerichtet! Es war ein Dolchstoß von dem Advokaten Heine, die Verhandlungen wörtlich mitstenographieren zu lassen; aber es ist noch gemeiner von Ihnen, ihm zu gestatten, daß er das Stenogramm bei Ihnen veröffentlicht. Es ist Aufreizung wider die Staatsgewalt! (Denn das ist unser Brunner Gottlob noch heute!) Sie haben dem Heine schamlos all die Manöver nachdrucken lassen, durch die dem Professor positive Unwahrheiten nachgewiesen wurden. Sie haben insbesondere die infame Szene mit dem Sachverständigen Witkowski, Universitätsprofessor in Leipzig, nachdrucken lassen! Brunner hatte seine Stellung wunderschön und zu Herzen gehend mit Kantischer Ethik belegt; da erhebt sich der Witkowski, tut gelehrt, stellt Kreuzfragen und endet in gespielter Erregung: „Es ist unmög-

lich, vom Standpunkt der Kantschen Ethik irgend eine praktische Frage zu behandeln Alle hervorragenden Kantianer, alle seine Schüler, alle, die speziell über Kants Ethik gearbeitet haben, haben immer die Anwendbarkeit der Kantschen Ethik geleugnet. Und wer sagt, unsere heutige Moral, unsere Sittlichkeit beruhe auf Kants Ethik der verwechselt zwei ganz verschiedene Dinge, der schwindelt, der redet in der Hoffnung, daß andere Leute das nicht nachprüfen können!“ Prof. Brunner schlägt den Gegner zwar durch Vornehmheit, indem er fein bemerkt: „Geschwindelt habe ich nicht!“ Und vorher schon, versöhnlich: „Wenn das so weitergeht, dann ziehe ich die Kantsche Ethik zurück.“ Aber in dieser plump wahrheitsgetreuen Wiedergabe kann dem Durchschnittsmenschen die Vornehmheit eben nicht zu Bewußtsein kommen; er empfängt einfach den Eindruck einer gigantischen Blamage.

Und damit, Rowohl!, haben Sie die Staatsgewalt kompromittiert; und — was noch höher steht! — den in Brunner verkörperten nationalen Pilz, — den Pilz, der auf Schweine-suche abgerichtet ist. Sie haben sich auf die Seite der Schweine gestellt! Sie sind selbst ein Schwein! Es ist jetzt bewiesen! *Frank Furter*

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH EIN MÜNCHENER BUCHHÄNDLER

Vor einigen Tagen hatte ich in München ein Buch zu kaufen. Ich

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9—12, 2—7, Sonntags 10—12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

trat in die Buchhandlung Jaffé (gegenüber dem Café Luitpold) ein, einen schönen Laden, in dem es wertvolle und gute Bücher zu sehen gab. Zuletzt wollte ich auch das letzte Heft des „Tage-Buches“ kaufen. Das bedienende Fräulein bedauerte: „Das haben wir abgeschafft.“ Ich ließ mir, neugierig gemacht, den Besitzer kommen; es war nur der Sohn anwesend; der erschien, ein junger Mann mit gut assimiliertem Gesicht. Als ich ihn fragte, warum er alle deutschen Zeitschriften führe, nur gerade das „Tage-Buch“ nicht, erwiderte der junge Jaffé: „Ja, das haben wir abgeschafft, das hat es zu weit getrieben.“ Ich bat um eine Erklärung: „Ja, das „Tage-Buch“ ist gar zu links. Der Buchhändler soll sich ja nicht als Zensor aufspielen, aber da hat im „Tage-Buch“ ein Artikel über das Leichenbegängnis des

Königs gestanden, das war uns zu viel. Dann hat von Franz Blei noch Einiges dringestanden, das hat uns auch nicht gepaßt. Wir haben ja einige Abonnenten, denen liefern wir das Werk; es schreiben ja auch sehr gute Verfasser hinein, aber aufliegen lassen wir es nicht.“ — „Das ist ja Boykott“, sagte ich. — „So was Ähnliches“, erwiderte der junge Mann, „aber der Artikel über das Leichenbegängnis des Königs, der war auch zu gemein. Sie müssen wissen, beim Leichenbegängnis war alles, auch die Arbeiter. Na, das war zuviel.“ Ich gebe Ihnen diesen Bericht wahrheitsgetreu. Was hätte der junge Jaffé erst gesagt, wenn er den treffenden, auch in München populär gewordenen Aufsatz von Thomas Wehrlin: „München, Deutschlands dümmste Stadt“, gelesen hätte? Vielleicht hätte er sich gehütet, einen neuen Beweis für Wehr-



PANZER
AKTIENGESellschaft

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRÄNKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRÄNKE
EINMAUER-
SCHRÄNKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

lins überzeugende Feststellung zu liefern! Ich ging ziemlich gedankenvoll nach Hause. Was will man mit einer Jugend anfangen, deren stärkstes Erlebnis das Leichenbegängnis des Kini war? Wenn inmitten der schönsten, gediegensten und gehaltvollsten Bücher die reine Einfalt als Kommiss waltet, und sich so sicher in ihrem kgl. bayerischen Schulbuben-Patriotismus fühlt, daß sie die einfachsten Regeln der Toleranz des Buchhändlers bricht! Bemerken Sie dabei den Namen des untoleranten Buchhändlers; Sie werden ihn aus manchem jüdischen Milieu in Berlin W. kennen. Der hier genannte Jaffé war vor dem Kriege Engländer geworden, wie er jetzt Urbayer geworden ist. Er hat ohne Nutzen ein Jahr in Ruhleben gefangen gesessen und gebärdet sich jetzt wie der wildgewordene Josef Filser.

BIEDERMEIER-HISTÖRCHEN.

DER LIEBESBEWEIS

Zacharias Werner wollte 1808 von Berlin abreisen. Am Abend zuvor stürzt er aufgeregt ins Zimmer des Holzschneiders Gubitz und ruft

selig: „Sie liebt mich noch! Sie liebt mich noch!“

Niemand weiß, was los ist, erst nach vielem Fragen erfährt man, daß er von seiner geschiedenen Frau (der dritten!) spricht. Er erzählt, daß er sich für verpflichtet gehalten habe, ihr einen Abschiedsbesuch zu machen. Und er erzählt entzückt, woran er erkannt habe, daß ihre Liebe nicht erloschen sei.

„Ach, sie begleitete mich bis an die Treppe. Und da sagte sie: Werner, mit Rücksicht auf unser früheres Verhältnis will ich dir noch einen Rat geben: Wasch dich, kämm dich, du siehst aus wie ein Schwein!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 29)

- Tagebuch der Zeit
Kurt Hiller: Brauchen wir eine Reichswehr?
Hans Reimann: Nach Johannes R. Becher
Frederick W. Wilson: Northcliffe und seine Leute
Alfred Polgar: Berlin, Sommer 1922
Tagebuch der Wirtschaft
Dr. Friedr. Karminski: Die Wiener Messe
Glossen

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichnis für das 1. Halbjahr 1922 bei.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

SLAWA

STABOU. WECHSELMANN

Zwei Bücher für Bad und Reise:

Louis Couperus

Aphrodite in Aegypten

Buchausstattung von G. A. Mathéy

5.—8. Auflage

Geheftet M. 40.— Gebunden M. 75.—

Halbleder M. 160.—

Hermann Hesse schrieb darüber: „Gleich seinen Vorgängern ist es ein buntes schönes Bilderbuch, überreich an zarten und üppigen Bildern, für müßige Tage eine holde, oft entzückende Lektüre. Die Vorgänge bleiben Nebensache; die Bühne selbst ist das fesselnde. So wird einem das schöne Buch beim Lesen zum Teppich, dessen Blumen nimmer Blumen, dessen Figuren nimmer Figuren sind, dessen reiche Schönheit nur noch den scheinbar bescheidenen, aber unendlich anregenden und beglückenden Sinn der Arabeske hat.



Das schwebende Schachbrett

3.—4. Auflage

Geheftet M. 40.— Gebunden M. 75.—

Braunschweiger Kurier: „Der Niederländer Couperus wirft mit dem „Schwebenden Schachbrett“ ein buchstäblich zauberisches Buch aus dem elften Jahrhundert in die nüchterne Welt. Ein Erstaunen springt auf, bleibt und wächst, je mehr das Temperament und der Humor des Dichters in ein Wunderland der Farbe und des Duftes führen. Schillernde, zarte Gewebe überdecken den tragischen Ernst, der da und dort in Sonne und Nebel sein Haupt erhebt . . . Wenn man das Buch durchlebt hat, ist es, als sei eine Leere ausgefüllt.“

Prager Tagblatt: „Das ist ein ganz entzückender Roman, den jeder lesen sollte, der an feinstem Humor Vergnügen hat . . . Else Otten hat ihn in angenehmes Deutsch übertragen, das die Musik zwischen den Zeilen mit der nötigen Feinheit zum Ausdruck bringt.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag. — Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

BILLIGE VORZUGSAUSGABEN IN EINMALIGER NUMERIERTER AUSGABE

W. VON HOLLANDER
NARZISSOS

Eine Legende vom Mann
Mit 3 Steinzeichnungen von O. Linnekogel
Auf Bütten in Pappband M. 120,—

A. H. RAUSCH
DIE TRÄUME VON SIENA

Auf Bütten in Pappband M. 100,—

E. WENTSCHER
DER RITTER UND SEIN HUND

Eine Legende
Auf Bütten in Pappband, einmalig 500 Exemplare M. 50,—

EOS UND HESPEROS. Zwei Novellen

NACHT DER GEBURT. Von Sophie Hoechstetter
PERSEPHONE. Von Hans von Hülsen
Auf Bütten in Pappband, einmalig 500 Exemplare M. 50,—

FRED VON ZOLLIKOFER
DIE FRÜHEN TAGE

Gedichte
In Halbpergament, signiert M. 80,—
In Ganzleinen M. 30,—

GOTTFRIED KELLER
DAS TANZLEGENDCHEN

Mit vielen Schwarzweißzeichnungen
von Armin Commichau
In Pappband M. 50,—

Hans Heinrich Tillgner Verlag
Berlin W 35, Lützowstraße 15



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am
20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von
DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

Gutenberg-Buchhandlung

Berlin W 50, Tauentzienstraße 5

Buch- und
Kunstaussstellungen



Juli - August

Ausstellung
Russischer Künstler

Robert Genin, Nicolaus Iszelenof,
Wassily Kandinsky, Maria Lagorio,
Olga Meerson-Pringsheim

Gemälde / Graphik
Aquarelle



Elegante
Strickjacken

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

Der

**„Kleine
Grade“**



der neue
Serientyp,
der Zweizylinder

macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweitakts und der Luftkühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.-G., Bork
Post Bruck i. Mark.

Für unsere Zeitschriften und Zeitungen suchen wir in Groß-Berlin und allen anderen Großstädten

Inseraten=Acquisiteure

gegen hohe Provision.

Karo-Reklame G. m. b. H.
Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b III

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Augustwoche

Der Propagandachef Deutschlands, M. Raymond Poincaré, ist weiter bemüht, dem Reiche Freunde zu werben. Seine Ultimata wegen der Ausgleichszahlungen sind die stärkstmöglichen — allerdings auch teuer bezahlten! — Dokumente prodeutscher Agitation, tausendfach durchschlagender als irgendetwas, was hierzulande ausgeheckt werden könnte. Liest man diese eklen Winkeladvokatenschriftsätze (die sogar von Frankreichs nächstem Bundesfreund, von Belgien, hoffnungslos kompromittiert worden sind), so erinnert man sich an eine Bemerkung Anatole France's über die Herkunft des moralischen Weltkredits Frankreichs. Frankreichs Ruf, sagt France, beruht auf der Formel „Liberté, Egalité, Fraternité!“; aber diese drei Worte sind nur die Hälfte des ursprünglichen Satzes; seine Fortsetzung lautet: „...et mort à nos ennemis!“ Unser Freund Poincaré sorgt eifrig dafür, daß auch diese zweite Satzhälfte im Weltgedächtnis wieder aufgefrischt wird.

Der bayrische Konflikt ist zum großen Teil eine Folge des bayrischen Presseverfalls. Es gibt in München fünf bürgerliche Tageszeitungen: Die „Münchener Neuesten Nachrichten“, die „München-Augsburger Zeitung“, die „Münchener Zeitung“, den „Bayrischen Courier“, die „Staatszeitung“ und wenn man den allerdümmsten Wisch, der sich „Heimatland“ nennt, zu den Zeitungen rechnet, dann tragen sogar sechs Münchener Blätter zur Gehirnverkleisterung der Bayern bei. (In diesem „Heimatland“ war vor einigen Tagen Albert Ballin als Mädchenhändler nach Südamerika geschildert worden!) Gegen diese Sechs kämpft die sozialdemokratische „Münchener Post“, eine Zeitung ohne Nachrichten, brav, aber langweilig, von Erhart Auer anständig, aber temperamentlos geleitet, ohne einen Funken journalistischen Witzes. Unsere Reichslenker sinnen darüber nach, wie Bayern von einem unverantwortlich dummen Separatismus kuriert werden könne. Sehr einfach: durch eine einzige, intelligente, große Zeitung, die in München erscheine! Jetzt rächt sich in Bayern die ungestörte Hugenbergisierung der Presse. Von Hugenbergs Wink hängt es ab, ob das Münchener Bürgertum zur Besinnung kommen darf oder nicht. Die deutsche Republik braucht republikanische Zeitungen. Und zwar solche im größten Stil. Wenn Mosses Erben wollten, könnte Bayern dem Reich wohlgesinnt bleiben. Aber das sind Kaufleute, solide Kaufleute, liberale Kaufleute, man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie in das Geschäft der Reichsrettung Millionen investieren. Doch

die Lenker der Republik müßten über Mittel und Wege sinnen, wie Bayern zu einer reichstreuen, nicht bloß bayrisch-demagogischen Tagespresse kommen kann. Die Schaffung dieses notwendigen, deutsch-republikanischen Blattes wäre für die Entwicklung in Bayern bedeutungsvoller als alle Schutzgesetze, die in Bayern nicht ausgeführt werden.

Alle namhaften Theoretiker des Völkerrechts und immer stärkere Gruppen in allen Ländern vertreten heute die Ansicht, daß das bisherige Geheimzeremoniell der Diplomatie durch öffentliche Verhandlung zu ersetzen sei. Da ist es noch auffallender, daß man in den politisch maßgebenden Kreisen gerade des neuen Deutschlands, das seine demokratische Gesinnung doch so gern, — allerdings häufig mehr laut als wirksam, — zu dokumentieren pflegt, vor der Anwendung dieses demokratischsten Grundsatzes in der Praxis so ängstlich zurückschreckt. Ein großer Teil der Verstimmung zwischen Berlin und München wäre nicht möglich gewesen, wenn das Mißtrauen, das unter dem alten Regime die Paläste der fremden Botschafter argwöhnisch belauerte, nicht auch die bescheidenere Amtswohnung des Reichsgesandten in München umschlichen hätte. Auch abgesehen von der Frage, warum sich das Reich bei den Ländern überhaupt diplomatisch vertreten läßt, muß man wünschen, daß endlich ein frischer Luftzug jene zahlreichen Geheimakten von den Schreibtischen wichtigtuender Geheimräte herunterwehte, deren Abfassung bisher keinen geringen Teil der Amtsarbeit ausmachte. Der Geist dieser Geheimberichte ist der Geist eines eng partikularistisch gesinnten Deutschland, eines Deutschlands der gegenseitigen Ranküne und Rivalität. Wozu Geheimberichte? Aus Berlin, München, Dresden, Darmstadt? Der Stolz des Großdeutschen, des Bayern, Sachsen, Hessen muß sich dagegen empören! Nur ein Deutsches Reich, das diesen schädlichen Unfug durch demokratische Methoden ersetzt, wird den engstirnigen Partikularismus überwinden. Das Wirken eines Grafen Zech ist anerkannt einwandfrei gewesen. Persönlich hat er sich in der Affaire Leoprechting und auch sonst ehrenhaft und korrekt verhalten. Trotzdem war er fehl am Ort. Nicht er persönlich, nein, jeder andere an seiner Stelle auch. Das Reich braucht keinen Gesandten in München, München braucht keinen Gesandten beim Reich!

Es wäre übrigens falsch, von Partikularismus nur im Zusammenhang mit Bayern zu reden. Auch Württemberg, Sachsen und Baden sind nicht davon frei. Diese drei Staaten haben soeben gegen die Verfügung des Reichsverkehrsministeriums, daß die bisherigen „Eisenbahn-Generaldirektionen“ künftighin „Reichsbahndirektionen“ genannt werden sollen, Protest erhoben. Unter Beifall erklärte der württembergische Finanzminister im Landtag, diese Umbenennung verstoße gegen den Vertrag über die

Verreichlichung der Staatseisenbahnen. Obwohl also die Reichsbahnen tatsächlich Reichsbahnen sind, sträubt man sich doch dagegen, daß ihre Direktionen „Reichsbahndirektionen“ genannt werden. Württemberg, Baden und Sachsen haben eine Entscheidung des Staatsgerichtshofes über diese Frage angerufen und haben damit bewiesen, daß die sonstigen, ebenfalls nicht ganz unbedeutlichen Sorgen deutscher Politik, unter anderem die am 5. August vielleicht bevorstehenden französischen Sanktionen, ihnen Gottseidank immer noch freien Kopf zu Spielereien lassen.

Zuschrift eines Kriminalexperten: Es ist bisher weder von der Polizei bekanntgegeben, noch von der Presse veröffentlicht worden, daß beide Mörder Rathenaus von den Schutzleuten erschossen worden sind. Die Blätter rechts haben guten Grund zur Schweigsamkeit; schon als die amtliche Nachricht von einem Doppelselbstmord sprach, paßte es ihnen, darauf hinzuweisen, daß die „Attentäter“ durch diese mutvolle Vernichtung des eigenen Lebens ihre — na, Schuld gutgemacht hätten. Die Regierungspresse, andererseits, fiel der Polizei teils hinein, teils in den Rücken. Wer wird der intellektuellen Amme der Reporter Schwierigkeiten machen? Dabei kann aber die Berliner Polizei gar nichts für diesen Doppeltotschlag. Bei allzu aufgeregten Fahndungsjagden nach allzu gefürchteten Mördern ist — angefangen von den historischen, nicht schillerischen Mördern des Jbykos — fast immer noch der Tod des Verfolgten das einzige positive Ergebnis gewesen. Jeder Kriminalist, der die erste Nachricht vom „Doppelselbstmord“ las, wußte also Bescheid: Kern und Fischer hatten der sicherlich hundertfach und auf alle mögliche Weise ergangenen Aufforderung, die Feste Saaleck „Hands off“ zu verlassen, keine Folge geleistet. Das hieß, daß sie die Burg mit Eierhandgranaten und Maschinenpistolen bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wollten. Und wer die Wendeltreppe etwa im Sturm zu erklimmen gewagt hätte, hätte mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen können, durchschossenen Kopfes unten anzukommen. Auf Polizeihunde aus Berlin zu warten, kann man Hallenser Schutzleuten nicht zumuten, denen eine Million winkt. So erschossen sie ihre ganze Munition durch Fenster und Stiegenhaus. Zwei Leute, Meuchelmörder aus sicherem Auto, wurden dabei getroffen. Warum es verheimlichen? Warum der Selbstmord?

Sozialismus — wo bist du? Die Frage darf an die deutschen Sozialisten aller Grade gerichtet werden; für alle Genossen von Scheidemann bis Levi und Koenen ist der deutsche Sozialismus eine rein deklamatorische Angelegenheit. Ein Thema für Festredner. Hiergegen halte man folgende Tatsache: Mitte Juli wurde in Wien die erste Gruppe der Baugilde begründet. Otto Neurath, der aus München hinausgeworfene Gemeinwirtschaftler, erzählte, was die Gilde will: Sie vereinigt die Baugesellschaft der Wiener Bau-

arbeiter, den Verband der Siedler, die Delegierten der Stadt und des Staates. Elf Siedelungen mit mehr als 2500 Häusern sind bereits geplant, die Bauarbeiter werden bauen, die organisierten Mieter und Siedler werden die Häuser verwalten. Der Staat hat für den Siedlerfonds eine Milliarde Kronen bewilligt, ein Baubüro ist errichtet, eine Warentreuhandstelle desgleichen. 1300 Arbeiter — Bauarbeiter, Zimmerer, Dachdecker, Stukkateure, Anstreicher und Pflasterer — sind beschäftigt. Die Gemeinde unterstützt durch Aufträge die Baugesellschaft der Bauarbeitergewerkschaft, die auch an die Erzeugung von Rohstoffen, soweit Bauholz nötig ist, herangeht. (In dem Programm der Gilde fehlen vorläufig die Ziegeleiarbeiter.) Mieterorganisationen, endlich nicht nur mit Rechtsstreitigkeiten beschäftigt, reichen den Bauarbeitervereinigungen die Hände. Hinter der Siedler- und Gildenbewegung steht die Macht einer geeinten Arbeiterschaft . . . Es ist das erste Mal, daß der aus England kommende Gildensozialismus auf dem Kontinent schaffend auftritt. Es ist die erste Regung eines produktiven Sozialismus unter deutschen Arbeitern, — das Wiener Unternehmen beschämt den rhetorischen Sozialismus im Reich, möge es blühen und sich ausbreiten. Im Anfang war die Tat, nicht das Gerede.

AN UNSERE LESER!

Der jetzige Abonnementspreis des „Tage-Buch“ ist am 1. Juli in Kraft getreten. Er mußte also, den postalischen Bestimmungen zufolge, schon Mitte Mai festgesetzt werden.

Seit Mai aber ist die schärfste Steigerung aller Preise eingetreten, die bisher in so kurzem Zeitraum über das Wirtschaftsleben hereinbrach.

Diese Situation hat die Tageszeitungen im ganzen Reich dazu bewogen, ihre Leser um eine Nachzahlung auch für das laufende Vierteljahr zu bitten. Die „Vereinigten Zeitungsverbände Groß-Berlin“, der „Verein Berliner Zeitungsverleger“ und die „Vereinigung Großstädtischer Zeitungsverleger“ haben einen entsprechenden Aufruf erlassen.

Das „Tage-Buch“, das bis vor kurzem noch die Hoffnung hegte, mit dem Preis von 50 M. pro Quartal bis zum September durchkommen zu können, sieht sich heute gezwungen, diesem Vorgehen zu folgen. Wir bitten unsere Abonnenten, uns eine

Nachzahlung von 30 M.

für August und September mittels einliegender Zahlkarte überweisen zu wollen.

Für neu hinzutretende Abonnenten beträgt der Abonnementspreis von nun an 100 M. pro Quartal. Noch immer steht sich der Abonnent um 25 % besser als der Käufer des einzelnen Heftes.

Verlag des „T.-B.“

(Eine Erwiderung auf Kurt Hillers: Brauchen wir eine Reichswehr?)

Jeder an sich vernünftige Gedanke kann durch logisch richtige Schlußfolgerungen, aus denen wieder Folgerungen gezogen werden, zuletzt zu einem Absurdum werden; ja, er muß es werden, denn sonst wäre er absolute Wahrheit. Wir finden aber in jedem gedanklichen System das bedingte Menschliche, den Irrtum, schon im grundlegenden Postulat. Was wir für wahr halten, weil es uns selbstverständlich dünkt, ist nicht absolut wahr. Es mag der Wahrheit nahe kommen, aber es wird stets nur relativ wahr sein, das heißt: wahr in bezug auf unseren menschlichen Verstand. Der beste Beweis für diese Relativität aller menschlichen „Wahrheiten“ liegt eben darin, daß sie, mit den Mitteln fehlerhafter Logik behandelt, letzten Endes doch zum Nonsens führen.

Diese betäubende, aber nicht abzuändernde Tatsache bewirkt, daß die glänzendsten Gedankengebäude spekulativer Natur im Zusammenstoß mit dem Leben zerschellen müssen. Auch der radikale Vertreter des Pazifismus macht den bekannten Fehler aller Dogmatiker, daß er sich auf die Reihe seiner logischen Schlußfolgerungen verläßt und dabei den Keim des Irrtums vergißt, der schon in seiner Prämisse lauert.

Wir sehen im Buddhismus, welche Formen der der Wahrheit wohl ganz nahe kommende Gedanke der Schonung fremden Lebens im Verlauf seiner Folgerungen annimmt. Diese Formen sind grotesk genug. Und ist damit etwa die Forderung des „Töte nicht!“ restlos erfüllt? Gewiß nicht. Ein Mensch, der die erfüllen wollte, müßte freiwillig ersticken, denn mit jedem Atemzug tötet er Lebewesen.

Wenn er nun aber den Atem anhält, tötet er sich selbst. Ist das dann Gehorsam dem Gebote? Ist er nicht selbst Leben? Leben in einer höheren Form als das, was er bei jedem Schritt zermalmt, mit jedem Atemzug vernichtet, mit jedem Schlucke Wasser auslöscht?

Schon hier also ist das unserem Empfinden nach durchaus richtige Gebot „Töte nicht“ oder „Liebe alles Lebende“ nicht blind dogmatisch aufzufassen; es muß sich, um im Leben praktisch durchführbar zu werden, mit einem Werturteil vermischen. Keineswegs darf aber das Werturteil nun wieder seinerseits dogmatisch aufgefaßt werden. Sonst sagt Herr A. mit Recht: „Ich habe Herrn B. getötet, weil mein Leben mehr wert ist als das seine.“ Dazu hat er ethisch kein Recht. So weit geht die Berechtigung des Werturteils nicht.

In diesen unendlich schwierigen Fragen kann man nicht, ich möchte sagen, auf dem formalistisch-logischen Boden stehen, sondern man muß psychologisch verfahren, eine Tätigkeit, die allen Dogmatikern von alters her durchaus unsympathisch war.

Der radikale Pazifismus ist dogmatisch und mangelt des psychologischen Einschlags in seinen Methoden. Der Pazifismus aber, der die Relativität aller menschlichen „Wahrheiten“ erkennt, darf nicht nach dem Muster Kurt Hillers verfahren, über dessen geistvolle Dialektik und Höhe der Sittlichkeit nicht der geringste Zweifel ausgesprochen werden soll. Hiller scheint mir einen psychologischen Fehler zu machen. Er hält die Menschen heute schon für gut. Gewiß, es gibt gute Menschen in beträchtlicher Zahl, aber noch sind sie weder maßgebend für die äußerlichen Geschehnisse der Welt, noch sind sie an Zahl so stark, daß sie für den Begriff „die Menschen“ gesetzt werden können. Und solange das nicht der Fall ist, werden die guten Menschen nicht schutzlos den bösen überliefert werden können. Wenn einmal die Menschheit so weit ethisch gehoben sein wird, daß sie sich nicht mehr, wie jetzt, bestenfalls als einen mechanischen, sondern als einen biologischen Organismus betrachtet, daß sie erkennt, wie ausschlaggebend für das Glück und die Entwicklung des Einzelnen das Gebot der Menschenliebe ist, dann werden die Menschen reif sein für neue, gesellschaftliche, soziale und wirtschaftliche Formen. Ich persönlich glaube unbedingt an diese Entwicklung. Ich glaube auch, daß der Pazifismus die edle Aufgabe hat, den Weg zu dieser Entwicklung zu bereiten und sich allem entgegenzustemmen, was diese Entwicklung hemmt. Nur darf er nicht den Fehler machen, Formen heute schon zu verlangen, daran die Menschlichkeit in ferner Zukunft sich erfreuen wird und sich nur deshalb wird erfreuen können, weil sie in den solche Formen verlangenden und bedingenden Geist hineingewachsen ist.

Sehen wir nicht am Werdegang unserer eigenen Revolution, wohin es führt, wenn Formen ohne den dazu nötigen Geist geschaffen werden? Man mag die Reichswehr bis auf den letzten Mann abschaffen. Was hat man damit erreicht? Ist damit der Geist der Rache, des Krieges, der Vergeltung in den Geist der Liebe verwandelt? Im Gegenteil, die Gewaltanbeter in Deutschland werden erst recht eine neue militärische Zukunft vorbereiten und die Habgierigen in West und Ost werden die letzten Bedenken überwinden, die ihnen selbst eine so kleine Reichswehr auferlegte und werden sich nehmen, was ihnen beliebt.

Hier sei mir erlaubt, ein Gleichnis zu reden. Wenn ich mein kleines Haus in einem Walde habe, in dem Räuber hausen, so werde ich rühriger sein und mich sicherer fühlen, wenn ich eine mit Maschinengewehren, Handgranaten und sonstigen Waffen versehene Wache in meinem Hause habe. Nun gibt es aber radikale Pazifisten, die sagen: Es gibt gar keine Räuber und wenn schon, dann wandle du mit sittsam niedergeschlagenen Augen durch den Wald, oder schlafe ruhig in deiner Hütte. Die Räuber werden gerührt über deine Unschuld ein Vaterunser beten. Andere Radikale aber sagen: „Man erlaubt dir ja gar keine ordentliche Wache (Friedensheer der allgemeinen Wehrpflicht), du darfst ja nur einen Revolver mitnehmen, der hilft dir ja gar nichts. Da gehe doch lieber ohne jede

Waffe in dein Haus. Überdies ist es der Zweck des Revolvers, Menschen zu töten, also entledige dich seiner.“

Wer psychologisch urteilen kann, wird dem sofort erwidern: „Allerdings bin ich mit einem Revolver den zahlreichen Räubern nicht gewachsen. Aber vielleicht schreckt er sie doch ab. Jedenfalls ist es besser als wenn ich gar nichts habe.“

Der Mann, der sich gegen Räuber schützt und in der Notwehr die Waffe benützt, verletzt kein ethisches Gesetz. Denn der Räuber stellt sich selbst außerhalb aller ethischen Gesetze. So schamlos es ist, ein Tier leichtfertig zu töten, so unbedingt berechtigt ist es, einen tollen Hund zu erschießen.

Wo aber fängt der Mensch an, ein toller Hund zu sein? Die Antwort hierauf läßt sich nicht systematisch-logisch entwickeln.

Was nun für den Einzelnen hinsichtlich rechtlich und ethisch erlaubter Notwehr gilt, das kann Völkern nicht verboten werden. So sehr der Einzelne durch seinen Staat und dessen Ordnungsorgane heute davor bewahrt ist, Akte der Notwehr vorzunehmen, so sehr ist es Pflicht der Völker, sich diese über nationale Autorität in irgend einer Form (auf die hier nicht näher einzugehen ist) zu schaffen. Ist das einmal geschehen, gibt es eine den Verkehr der Völker überwachende und mit alle andere Macht übertreffenden Kräften ausgerüstete Weltorganisation, dann braucht das Einzelvolk seine Soldaten nicht mehr, ebenso wenig wie der Kaufmann, der heute von Leipzig nach Nürnberg seine Waren transportieren läßt, noch die bewaffneten Begleitmannschaften braucht, die einst gegen die Raubritter usw. einfach eine gar nicht wegzusputzierende Notwendigkeit waren.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier festgestellt, daß ich die Frage, ob die gegenwärtige deutsche Reichswehr beizubehalten oder nicht besser in eine republikanische Reichswehr umzuwandeln sei, was sie heute noch keineswegs ist, gar nicht berühren will. Dieser Gedanke mag einem späteren Artikel vorbehalten bleiben. Heute handelt es sich nur um den Begriff einer Reichswehr als eines Instrumentes der Notwehr, sei es nach außen oder zum Schutze der Verfassung nach innen. Auch die Frage, ob die heutige deutsche Reichswehr willens ist, die Verfassung auch gegen rechts, das heißt gegen die Verfassungsfeinde, die im eigenen Offizierskorps noch Platz und Stimme haben, zu schützen, eine Frage, die den Reichstag eingehender beschäftigen sollte, kann hier unerörtert bleiben.

Kurt Hillers Ausführungen sind in überwiegender Mehrzahl trefflich. Um so erstaunlicher sind Sätze, wie „daß heute schon keine Nation mehr es wagen würde, sich frivol gegen ihn (den planetarischen Rechtsgedanken) zu versündigen“. Hat Hiller nicht an Frankreich, nicht an die Kemalisten gedacht? An Polen scheint er im nächsten Satz zu denken, hält hier auch die frivole Versündigung für möglich, ja plötzlich sogar die Beteiligung anderer Nationen an dieser frivolen Versündigung für wahrscheinlich. Aber

diesen Widerspruch mit sich selbst macht Hiller nur zum Zweck, um darzulegen, daß bei einer solchen Versündigung die Reichswehr ja doch nicht ausreichen würde. Hier fehlt die sonst so scharf in Anspruch genommene Logik. Der Blick für das politisch Gegebene fehlt Hiller auch gelegentlich. So beispielsweise, wenn er glaubt, daß die Beseitigung der deutschen Reichswehr die Weltabrüstung auslösen würde. Weiß Hiller nicht, daß Frankreich gegen England rüstet? Daß Japan rüstet, um in China freie Hand gegen Amerika zu haben? Was hat mit diesen weltpolitischen Fragen die 100 000 Mann starke deutsche Reichswehr zu tun?

Hiller will, daß eine Nation, wenn ein anderer ihren Besitz angreift, diesen ruhig hergibt! Denn das Leben eines einzigen Menschen sei mehr wert als der ganze Besitz! Hiller denkt da unpolitisch und gewiß bona fide, daß der Besitz eines Volkes durch seine Börsenjobber und Stinnesse verkörpert sei. Die könnte man allerdings entbehren. Zum Besitz des Volkes gehört aber auch Heimat, Sprache und Kultur. Und diese drei Dinge sollen und dürfen mit dem Blut verteidigt werden, wie das Leben, das von Mördern bedroht ist.

Hier scheiden sich Weltauffassungen. Wenn Hiller die bedingte Richtigkeit des Satzes „Niemand hat das Recht, über das Leben eines Menschen zu verfügen, außer dem, der es lebt“, in eine absolute wandelt, so muß er gerade aus diesem Radikalismus heraus das freiwillige Zusammenstehen zum Kampfe für die Heimat, für Sprache, Kultur und Freiheit als berechtigt erkennen. Ein Pazifismus, der das verbieten wollte, würde unberechtigt über das Leben sehr vieler Menschen verfügen. Denn heute werden Menschen nicht nur durch Erschlagen und Erschießen getötet. Es gibt Methoden, wo ein zum Sklaven gewordenes Volk auch wirtschaftlich, auch geistig, auch seelisch getötet werden kann. Auch gegen diese Tötungsmethoden ist Notwehr berechtigt.

Pazifismus heißt nicht, sich den Raubgelüsten anderer gegenüber zum willenlosen Sklaven machen. Wollten alle guten Menschen einem solchen Pazifismus huldigen, so würden sie in kürzester Zeit von den Massen der Gewalttätigen ausgerottet sein. Das wäre der Idee des Pazifismus ein schlechter Dienst.

Lassen wir den Gedanken kleiner Söldnerheere, wie ihn die Reichswehr darstellt, zunächst als einen Übergang zu noch Besserem, worunter ich keineswegs das Heer allgemeiner Wehrpflicht verstehe, bestehen. Sorgen wir dafür, daß der militärische, reaktionäre Geist aus dieser Reichswehr und aus unserem Bürgertum verschwinde. Das ist das Maßgebende! Und dann arbeiten wir daran, daß der Gedanke der Völkervereinigung in einer festen und jede Raublust der Einzelmitglieder hindernden Form in allen Nationen zum Wunsch maßgebender Majoritäten werde. Diesem Wunsch wird die Tat folgen können.

Täuschen wir uns aber nicht: Es müssen noch manche Machtträume ausgeträumt werden, bis es so weit kommt.

Marktplatz von Garmisch! Wer beginnt hier nicht zu singen? Rötliche, breitgeiebelte Häuser, tiefblaue, lustig-spitze Häuser, hellgelbe, behaglich-breite Häuser. Nicht korrekt nebeneinander gereiht, sondern eigensinnig hingepflanzt. Dazwischen Ausblicke auf weißbeschnittene Gipfel oder auf eisengraue Felsen. Ein Marktplatz voll Luft und Aussicht nach allen Seiten des blauen Himmels. An den Häusern Holzbalkons, junge Frauen, mit der Hand über den auslugenden Augen; die Hand, die von der Stirn sinkt, hat etwas ohnmächtig Dankendes. Die Welt ist schön.

Irgendwo sitzt hier Richard Strauss. Er müßte noch die Musik zum Marktplatz von Garmisch finden.

*

Man sollte nicht ja sagen. Als beinahe durchdrungener Republikaner sollte man sich der bayrischen Welt versperren. Warum freut man sich, wenn die Kellnerin zur Suppe „Guatn Appetit“ sagt? Freut Monolog auf der sanft ansteigenden Bergstraße von Partenkirchen nach dem Walchensee: Warum eigentlich sind die politisch rückständigen Bevölkerungen so viel erquickender als die aufgeklärten? Warum wird man in Bayern froh und in Sachsen schwermütig? Warum erquickt ein richtiger Mecklenburger, und warum bringt ein gelernter USPD.-Mensch aus Leipzig zur Verzweiflung? Warum standen die reaktionärsten Russen, die Urrussen, die keine Propaganda trieben, unserem heimlichsten Herzen nahe, indes man den Eifer der anderen höchst theoretisch anerkannte? Warum liebt man die Schweden, konservativ, verfressen, zum Alkohol geneigt, Leute, die stundenlang angeln können? Warum, unerforschliche Vorsehung, liebt man Figur, Wesen, Art der Gegner? Warum sind die eigenen Genossen so schwer verdaulich? Vielleicht bliebe das Schauspiel das gleiche, wenn man drüben stände? Es sind ja auch immer die famossten Mecklenburger, Bayern, Russen, Schweden, die von dem anderen Ufer zu uns herüberschauen. Jedenfalls schloß der Abendgang über die Bergstraße zum Walchensee mit einem Gefühl, als müßte man die Bayern segnen, weil sie nicht sind und auch nicht sein wollen wie die Fabrikware von Chemnitz und Dortmund.

*

Im Gasthaus zur „Post“ in Garmisch hängt eine alte Pendeluhr. Ihr Zifferblatt ist koloriert. Da ist ein Christus draufgemalt, der trägt in der Hand ein schäumendes Glas Bier. Blasphemie? Niemand empfindets. Täglich erfreuen sich daran Betrachter. Nachdenkend sagt man sich: Was für ein fest gewilltes Volk! Auch der Herrgott muß sich den Volkssitten fügen, Christus muß mitsaufen! Ein schwächlicher Stamm nimmt die ihm vorgepredigten Tugenden an, ein kräftiger stattet seinen Gott mit den eigenen Lastern aus. Ich trinke ihm jeden Abend fröhlich zu, dem guten, alten Heiland mit dem Löwenbräu.

*

Heut regnet's. Ich sitz' im Extrastübel der „Drei Mohren“, trink' einen Enzianschnaps und les' die dümmste Zeitung der dümmsten Stadt, die „Münchener Neuesten Nachrichten“. Im Sommer liest man die Zeitung richtig. Von hinten. Der Regen prasselt an die Fenster. Das Extrastüberl ist voll Pfeifenrauch, und ich lese die „Frauenzeitung“ der „M. N. N.“. Da wird, seit Wochen, eine Debatte geführt. Worüber, glaubst du, Mitbürger? Über den Wert der Männer! Frau Maria Luise Schäfer schreibt: „Die Männer von heute behandeln die Frauen herabwürdigend, sprechen von ihnen nichtachtend, zynisch und frech, behandeln sie gar als Freiwild.“ Ja, ja, liebe Frau Maria Luise Schäfer, jetzt könnte ich zu dem Glaskasten gehen, in welchem gebundene Jahrgänge der seligen „Münchener Allgemeinen Zeitung“ aus den Jahren 1842 und 1876 stehen. Irgendwo muß da dasselbe „offene Wort an die Männerwelt“ enthalten sein. Kathi, einen Enzian! Doch der guten Frau Schäfer wurde hastig erwidert. Frau Clara von Brückner entgegnet in Nr. 305 der „M. N. N.“: „Wenn eine Frau als Freiwild behandelt wird, dann ist sie selbst schuld daran, dann hat sie dem Mann eben durch einen Fehler, auch wieder durch ein gewisses Etwas gezeigt, daß sie als Freiwild behandelt sein will.“ Ununterbrochen hagelt der Regen ans Fenster. Im Extrastüberl sitzen nur alte, mordhäßliche Engländerinnen, die, auch wenn sie ihr gewisses Etwas zeigten, doch nicht als Freiwild behandelt würden. Man kann nicht fortwährend Enzian trinken, so lese ich auch die Erwiderung von Paul Braumann an Frau Maria Luise Schäfer; der schreibt: „Sie kennen die Psyche des Mannes nicht! Die Frauen haben ganz andere Waffen: Die Waffe des tiefen warmen Frauengemütes, in Verbindung mit Herzensanmut und wahrer Frauenwürde. Aber sind die modernen Frauen wirklich alle so liebens- und begehrens-wert? Dem Zauber echter Weiblichkeit beugt sich willig und freudig jeder Mann.“ Kathi, bringen S' mir doch noch einen Enzian . . . Ja, so sind die Münchener Zeitungen. Gottseidank, da werden noch Turniere ausgefochten! Da herrscht noch Aussprache hochstrebender Geister. Und auf das gewisse Etwas der Weiber wird gepfeifen!

*

Am anderen Tage regnet's noch immer. Ich sitze schon wieder beim Enzian im Extrastübel der „Drei Mohren“. Ich lese den Roman im „Fränkischen Kurier“. Es ist die 89. Fortsetzung. An solchen Erholungstagen lese ich gerne 89. Fortsetzungen. Diese begann, wahr und wahrhaftig, folgendermaßen:

Romanzeitung.

89)

Brockenfeuer.

Ein Poetenroman von Oswald Bergener.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.) Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Der nun wieder von dem Briefe aufschaute und mit dem glänzenden Blick der dunklen Augen an den fernen, weißen Wolken-

türmen hing, der trug in seinem Fernblick den Schimmer der stillen Gewohnheit, in allerlei Tiefen und Wunder des Lebens zu sehen — zugleich die Art des Bergwanderers, Jägers oder Offiziers, der das, was sich dort Geheimnisvolles in der Weite regt, mit äußerster Schärfe und geruhiger Spannung beobachtet.

Der kurzgeschnittene Schnurrbart war durch die ersten weißen Eindringlinge freundlich angegraut, das Haupthaar auf dem Scheitel dünn, im übrigen von kaum merklichem Silberglanz auf dem dunklen Braun. Aber in der Kraft des Kinns und in dem Hakenschwung der Nase saß ein kühnes Tatbewußtsein; in den braunen, feingeschnittenen Augen wohnte die Freude am Sonnenlicht, schimmerte als ein Glanz von weiten Höhen die Jugend.

Elga Schützel!

Ein Lächeln lag um den Schnurrbart.

Ein Paar braune, liebliche, fröhliche Backfischaugen huschten durch seine Phantasie — ein hellbrauner Zopf hing über eine schlanke Mädchengestalt bis auf die Hüften — eine Schulbüchertasche am Arm — ein keckes, anmutiges Bild im Bergmorgensonnenschein einer steilen Straße — —

Ach nein, das süße Grauen der Dämmerung unter ehrwürdigen Bäumen auf grünem Marktplatz, ein wohliges Bumeln und unermüdeliches Beegnen im Abendschatten, ein froher Schreck im Gruß der Ellenbogen, — und — —

Die Zeitung, in der diese 89. Fortsetzung stand, ist die angesehenste, intelligenteste Zeitung von Nürnberg! Ein demokratisches Organ von sanfter Ludendörflichkeit . . . Zuweilen wundert man sich über die Mordsdummheit der Bayern. Aber sie ist nicht reines Naturprodukt, sie wird systematisch gehegt, gefördert und gefüttert. Zu diesem Zwecke erscheinen in allen bayrischen Städten Tageszeitungen.

*

Ein Brief teilt mir mit, daß die bayrische Festungsverwaltung von Niederschönenfeld dem Gefangenen Ernst Toller die Lektüre aller Kritiken seiner „Maschinenstürmer“ verboten hat. Bis heute weiß Toller nicht, ob und wie sein Drama durchgefallen ist. Sage noch jemand ein Wort gegen die bayrische Dummheit! Gesetzt, die Gefängnisbeamten wären intelligent genug gewesen, einzusehen, daß ein Dramatiker, wenn er schon das Glück der Aufführung genießt, nun auch die Qual der Rezensionen erleiden muß. Dann ginge Toller heute etwas belämmert in seiner Zelle auf und ab, sein agitatorisch-poetischer Schaffensdrang wäre gelähmt. Vor diesen bitteren Stunden bewahrt nun die Lerchenfeldsche Methode den eingeschlossenen Dichter. Wie eine liebende Gattin sorgt die Gefängnisverwaltung von Niederschönenfeld für Toller. Er soll nichts Ungünstiges lesen, soll in seinem Schaffensdrang nicht gehemmt werden. Im Freien hätte Toller, vermutlich, das Dichten längst aufgegeben. Die kgl. bayrische Festungsverwaltung hegt seine Muse. Die verzückteste Gattin könnte Toller vor dem rauhen Hauch der Kritik nicht so fürsorglich absperren wie diese Tölpel von Niederschönenfeld. Sage noch einer etwas gegen die bayrische Dummheit!

„Der Schwanz der Chimäre ist länger als sie selbst. . . .“
(Baudouin, absonderliche Tiergattungen, 1629.)

I. Die Chimäre.

Parwinckel ist eine Stadt, in der es nur Lehmanns gibt, nummerierte Lehmanns. Kein anderes Lebewesen.

Lehmann Nro. 7385 ging am 14. Januar 1968 um 10 Uhr abends aus dem Wirtshaus nach Hause. Der Asphalt war feucht, es hatte vorher geregnet. Eine einsame Gaslaterne beleuchtet die Szenerie.

Um die Ecke, vom Quai des nahen Kanales her, bog eine dunkle Gestalt. Jetzt war sie im Lichtkreis der Gaslaterne. Sie war so groß, wie ein ausgewachsenes Kalb, hatte ein glattes, dichtbehaartes Fell wie eine Beutelratte, den Kopf eines Hamnreils, gutmütige Schafsaugen und kroch mühsam und schwerfällig auf vier ganz kurzen Beinchen mit langen Krallen. Es war die Chimäre.

Lehmann 7385 schrie entsetzt auf, schloß die Augen, knallte mit geschlossenen Augen seine Repetierpistole sechsmal ab. Die Chimäre, schwer verwundet, kroch mühsam zum Kanal zurück, plumpste ins Wasser. Lehmann wurde zwei Stunden später ohnmächtig auf dem Pflaster aufgelesen. Er war wahnsinnig geworden. Ein Schlagfluß, infolge des Schreckens, hatte den größten Teil seines Gehirnes lahmgelegt.

Die schwerverwundete Chimäre schwamm mit der Strömung den Kanal hinab, dem Flusse zu.

Das ist die Geschichte der Chimäre. Jetzt kommt der Schwanz, der bekanntlich länger ist als sie selbst. . . .

II. Die Stimme der exakten Wissenschaft.

(„Parwinckler Generalanzeiger“, 15. Januar 1968.) „Ein merkwürdiger Fall von Amoklaufen ist hier beobachtet worden. Herr Lehmann No. 7385 schoß gestern abend ohne ersichtlichen Grund in einer menschenleeren, unbewohnten Straße etc. etc. . . . Soviel man aus seinen lallenden, bruchstückweisen Äußerungen entnehmen kann, scheint der Arme von Halluzinationen gequält zu sein. Die Ärzte stellten unheilbare Geistesumnachtung fest. Der Bedauernswerte wurde in die städtische Irrenanstalt gebracht. Bis auf einige zerschossene Fensterscheiben ist kein Schaden entstanden. . . .“

Infolgedessen gelangte die schwerverwundete Chimäre völlig ungehindert vom Kanal in den Strom und schwamm stromabwärts dem Meere zu.

III. Ein Dichter und ein Denker.

(Ort der Handlung: im Kaffeehaus.) Dichter: „Haben Sie die Zeitungsnotiz gelesen? Mir kam ein verrückter Einfall: wie, wenn es diese Chimäre, die Lehmann 7385 gesehen haben will, wirklich gäbe? Verrückt, ich weiß. Aber sympathisch! Sie wäre der Beweis, daß es Wunder gibt. Ein Symbol des Irrationalen. Eine Metapher für die Intuition. Eine Legitimation des übersinnlichen dichterischen Schaffens. Das Débacle des Rationalismus und der Wissenschaft. Ich glaube an ihre Existenz. Aus Gründen der Selbsterhaltung, des Prinzips. Auch wenn es sie nicht gibt.“

Denker: Ich glaube nicht an ihre Existenz. Auch wenn es sie gibt. Die Regel, das Gesetz ist wirklicher als die Wirklichkeit. Das Gesetz ist das Wunder — — niemals die Ausnahme, die Durchbrechung des Gesetzes! Auch das Irrationale ist nur im Gesetz existierend, niemals in der Ausnahme, in der Negierung des Gesetzes! Kennen Sie Spinozas Gottesbeweis? „Das Wunder“ wäre der Fehler Gottes, des Unfehlbaren, denn Gott ist das Gesetz, das er gegeben. Deshalb gibt es „das Wunder“ nicht. . . .

Dichter: Sie verzeihen. Aber da steckt ein Fehler. Sie stellen das Rationale um eine moralische Rangstufe höher, als das Irrationale — denn Sie beziehen das Irrationale doch in das Rationale ein. Gesetzt nun, es gäbe die Chimäre wirklich (— woran ich ja im Ernst nicht glaube —), so müßten Sie etwas Rationales, Wirkliches, Körperlich-Existierendes dialektisch ausradieren, um Ihre Welt weiter zu behaupten. Diese Fiktion aber wäre selbst etwas Irrationales, eine Chimäre. . . .

Denker: Und Sie brauchen etwas Rationales, Körperlich-Existierendes, um Ihren Irrationalismus, Ihre Chimäre zu beweisen. Auch ein Widerspruch! . . .“ (und so weiter, zwei Stunden)

Denker: „Wir wollen feststellen, worin wir uns einig sind, und damit die Debatte schließen: einig sind wir uns, daß die wirkliche Existenz der Chimäre gleichgültig ist. Denn Sie nehmen ihre Existenz an, auch wenn es sie nicht gibt, und ich leugne sie, auch wenn es sie gäbe. Kommen Sie, jetzt trinken wir in der Bar noch einen Kornbranntwein auf die Chimäre und dann gehen wir nach Hause!“

Dichter: „Gemacht! Prosit!“

Währenddessen war die schwer verwundete Chimäre aus dem Strom ins Meer gelangt. Dort verendete sie an ihren Wunden. . . .

IV. Erleuchtete Minute der sterbenden Chimäre.

„Ich sterbe, weil es mich nur einmal auf der Welt gibt. Gäbe es mich tausendmal, so wäre Lehmann nicht erschrocken und hätte nicht geschossen!“

Aber auch Lehmann starb an diesem Tage im Irrenhaus an dem gehabten Schrecken infolge Ausbreitung der Gehirnlähmung. . . .

V. Erleuchtete Minute des sterbenden Lehmann 7385.

„Ich sterbe, weil es auf der Welt nur Lehmanns gibt. Weil alle Lebewesen einander gleich sind. Wären alle Lebewesen voneinander verschieden, so wäre ich nicht erschrocken — — denn dieses Wunder wäre kein Wunder mehr gewesen. . . .“

Auch Lehmann hatte Recht: denn in der Stadt gab es keine anderen Lebewesen, außer den Lehmanns. Und eine Reise hatte er niemals gemacht. . . .

VI. Konklusion.

Nehmen wir einmal an: Parwinckel bedeutet die Welt. Und die Chimäre: das bist du, ich, jedermann. Jedermann ist von Geburt etwas Einziges, Nichtwiederkehrendes, ein unaussprechliches Einmaliges — — eine Chimäre. Du würdest die Welt mit einem Schlag in lauter Widersprüche verwandeln.

Die exakte Wissenschaft freilich würde dich erst gar nicht in Betracht ziehen. Aber auch dem Dichter und dem Denker, die von deiner Existenz als Chimäre doch selbst existieren, ist diese Existenz in Wirklichkeit unnötig. Darüber sind „sie sich einig. . . .“

Der erste Lehmann in der Welt der Lehmanns schießt sechsmal, trifft dich tödlich. Du gerätst in den Kanal, schwerverwundet. Mußt mit der Strömung. Dann in den Fluß. Dann ins Meer. Immer mit der Strömung. Dort krepierst du elend, in deiner Eigenschaft als Chimäre.

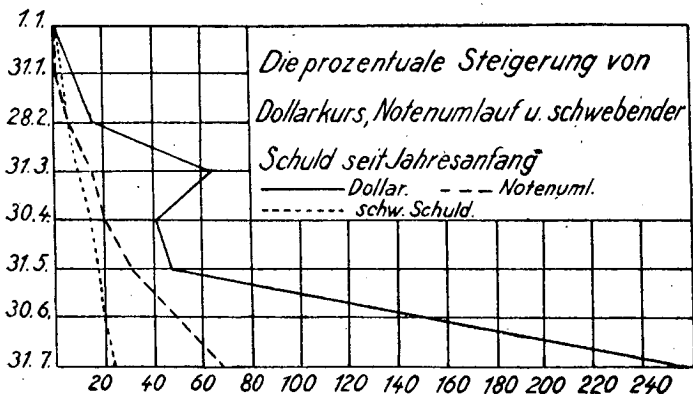
Und Lehmann, wenn er dich sähe, wie du wirklich bist: Er würde wahnsinnig. Er stürbe daran. Denn du hast das Haupt der Gorgo. Wobei du wohl beachten muß, daß du nicht nur eine Chimäre bist, sondern zugleich auch ein Lehmann — beides in einem. . . .

Jetzt frage ich mich nur: wozu gibt es also die Chimäre — in dir, in mir, in uns allen. . . .?!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Augustwoche

Der schauerliche Marksturz dieser letzten Tage trifft mit dem Verlangen der Alliierten nach einer Finanzkontrolle zeitlich zusammen. Diese Kontrolle hätte nur dann Sinn, wenn Deutschland wirklich selbst an der Zerrüttung seiner Finanzen schuld wäre. Aber ist es wirklich wahr, was noch immer von den vereinigten Eseln der ganzen Welt behauptet wird: — daß die Mark deshalb sinkt, weil Deutschland zuviel Noten ausgibt oder weil es seinen Etat nicht balanziert? Noch einmal sei der einfachste Beweis dagegen geführt, der geführt werden kann: es sei verglichen, in welchem Prozentsatz sich Dollarkurs, Notenumlauf und schwebende Schuld in einem bestimmten Zeitraum steigerten. Als Ausgangspunkt sei der 1. Januar dieses Jahres gewählt, als Endpunkt der 1. August. Da ergibt sich graphisch folgendes Bild:



In sieben Monaten ist die Mark also um 255 Prozent entwertet worden, während der Notenumlauf nur um 57 Prozent, die schwebende Schuld sogar nur um 25 Prozent anschwell. Wer wird behaupten wollen, daß das große Übel vom 5 oder 10 mal kleineren verursacht sei? Wer gerecht sein will, müßte eher das Gegenteil anerkennen: daß es erstaunlich ist, wie relativ niedrig man bei dieser Geldentwertung die schwebende Schuld und den Notenumlauf trotz allem zu halten vermochte!

Der unerhörte neue Preisruck, der uns im Gefolge des jüngsten Markkollapses schon betroffen hat oder noch bevorsteht, läßt die Frage brennend werden, inwiefern es dem Kaufmann überhaupt noch möglich ist, feste Verträge abzuschließen oder sich an

feste Preise zu binden. Es ist vollkommenes Pharisäertum, das eine wie das andere noch für möglich zu erklären; und zum hundertsten Male ist auszusprechen, daß eine Gesetzgebung, die das verlangt, Heuchelei ist und Lüge züchtet. Selbst wenn ich für eine heute übernommene Lieferung alles Material bereit habe, ist es doch unmöglich, mich zu zwingen, sie in einem halben Jahr noch mit dem Preis zu berechnen, der heute angemessen war; falls sich die Kaufkraft der Mark in diesem halben Jahr weiter vermindert, so muß ich offenbar, wenn ich nicht ökonomischen Selbstmord begehen soll, nicht den Beschaffungs-, sondern den Wiederbeschaffungspreis der Ware zugrundelegen dürfen. Das gilt für den Produzenten wie für den Händler, und unsere Wucherverordnungen, die es bestreiten, sind ein Hohn. Aber außer in das gesetzliche Recht muß die gleitende Preisskala auch in die kaufmännische Gewohnheit eingewurzelt werden. Es entspricht Treu und Glauben, von niemandem bewußt Dinge zu verlangen, die zu seinem Bankerott führen müssen. Solch Verlangen liegt aber vor, wenn ich einen Kaufmann in heutiger Zeit zwingen will, Lieferungsbedingungen einzugehen, die aller Voraussicht nach binnen kurzer Frist schon zu Verlustgeschäften führen müssen. Das führt andererseits auch zu übertriebenen Angststeigerungen der Preise. Die Preisforderung beim einzelnen Geschäft wäre wahrscheinlich durchweg geringer, wenn Sicherheit für den Lieferanten bestünde, daß sein Preis jede künftige Geldentwertung automatisch mitmacht, wenn er also nicht schon im voraus alle möglichen, düsteren Eventualitäten vorwegeskomptieren müßte und oftmals auch übereskomptiert! Bürgert die gleitende Skala ein, in Löhnen, Gehältern und Warenpreisen, -- sonst erleben wir bald Irreparables!

Der Deutsche Stahlbund hat am 1. August neue Preise für die Erzeugnisse der Walzwerkindustrie dekretiert, die alles bisher Dagewesene rabiat überbieten. Der offizielle Preis für die Tonne Stabeisen, das wohl als Standardwert der Liste gelten kann, betrug im Frieden 98 M., er ist jetzt auf 19 470 M. festgesetzt worden, also auf's 199fache des Vorkriegspreises! Sogar der Dollar war an diesem Tage nur 160mal teurer als im Frieden, und die Schwerindustrie wird ja wohl nicht behaupten wollen, daß ihre Erzeugungskosten parallel dem Dollarkurse gestiegen seien, -- z. B. hat ein so ausschlaggebender Kostenfaktor wie die Löhne durchschnittlich nicht einmal die Hälfte dieses Standes erreicht. Es wäre interessant, eine Rechtfertigung dafür zu hören, daß nun der Gesamtpreis des Produktes auf eine Höhe getrieben worden ist, die von keinem einzigen Kostenelement voll erreicht sein kann, von mehreren wichtigen aber offensichtlich noch nicht einmal zur Hälfte. Diese Rechtfertigung ist nicht versucht worden und muß auch misslingen. Es liegt einfach eine diktatorische Machtausnutzung vor,

ein Wucher, wenn man das oft mißbrauchte Wort einmal anwenden will, — umso skrupelloser, als es sich um Stahl und Eisen handelt, auf denen tatsächlich unsere ganze Wirtschaft basiert. Dann wirft man sich in die Brust, wenn die Bahnen mit Defizit arbeiten! Dann zetert man über hohe Löhne und hohe Steuern! Es ist ein geduldiges Volk, dies deutsche, das sich mit keinem Wimperzucken dagegen auflehnt; und es ist eine ungeheuer geduldige Regierung. Wie wäre es, wenn sie es aufgäbe, mit praktisch und theoretisch gleich unhaltbaren Wucherverordnungen den kleinen Strumpfwarenhändler und Sofafabrikanten zu drangsalieren, und statt an der Spitze der Pyramide endlich einmal an ihrer Basis „durchzugreifen“ begänne?

Zuschrift eines süddeutschen Privatbankiers: Das Tage-Buch hat erfreulicherweise hie und da auch die sonst sakrosankte Politik der Großbanken etwas unter die Lupe genommen. Es wird also auch nicht davor zurückschrecken, eine sehr üble Erfahrung mit der Deutschen Bank der öffentlichen Kritik zu unterbreiten. Im Verfolg jener Transaktion, die Sie den „Petroleum-Coup“ der Deutschen Bank nannten, hat dies Institut die alten Petroleum-Aktien bekanntlich in junge Deutschbankaktien umgetauscht. Diese jungen Deutschbankaktien sind bislang noch nicht an der Börse eingeführt; was die Dividende anbelangt, stehen sie den eingeführten Serien aber vollkommen gleich. Will nun der ehemalige Petroleumaktionär seinen sehr erheblichen Besitz von jungen Deutschbankaktien (— auf eine Petroleum gab es vier Deutsche Bank —) verwerten, so muß er erfahren, daß das absolut unmöglich ist. Selbst wenn er sich bereitfindet, diese jungen Aktien, weil sie an der Börse nicht lieferbar sind, 30—40 Prozent unter dem Kurs der alten abzugeben, hat er kein Glück; denn die Deutsche Bank fühlt sich offenbar nicht verpflichtet, ihre jungen Aktien aufzunehmen. Kein anderes Haus, das einigermaßen auf seinen Emissionskredit hält, könnte es sich leisten, eine so konsequent ablehnende Haltung einzunehmen! Dabei handelt es sich hier um einen besonderen Fall. Die Aktionäre der Deutschen Petroleum A.-G. sind nicht freiwillig, sondern zwangsläufig Aktionäre der Deutschen Bank geworden, während diese ihrerseits die ganze Transaktion zugegebenermaßen nur zu dem Zwecke inszenierte, sich selbst in den Besitz der sehr erheblichen flüssigen Mittel der Deutschen Petroleum A.-G. zu setzen. Wäre es da nicht recht und billig, wenn sie wenigstens einen Bruchteil dieser Kapitalien zur Regulierung des Marktes verwendete und ihn nicht vollkommen sich selbst überließe? Und stünden einem Institut wie der Deutschen Bank, selbst wenn es nicht diese flüssigen Mittel erhalten hätte, nicht Kanäle genug zur Verfügung, in die sie diese jungen Aktien leiten könnte? Oder gilt auch hier der alte Satz, daß man für den Aktionär nur solange Interesse hat, als er noch nicht Aktionär geworden ist?

Schon wenige Wochen nach seinem Entstehen und noch ehe er feste Grenzen hatte, begann der tschechoslowakische Staat mit seinen Bemühungen, den Wert seiner Währung wieder zu festigen und zu erhöhen. Besonders dem Finanzminister Raschin ist es zu danken, daß sich die tschechoslowakischen Länder rasch vom übrigen Österreich-Ungarn lösten und eine eigene Valutapolitik betrieben. Diese bestand nicht nur darin, daß durch die Abstempelungsaktion eine eigene tschechoslowakische Währung geschaffen wurde, vielmehr wurde gleichzeitig auch ein großzügiger Deflationsversuch unternommen; und zwar durch Einbehaltung eines Teiles der präsentierten Banknoten und durch teilweise Sperrung von laufenden Konten, — ein Versuch, die mobile Kaufkraft zu verkleinern und so auf die Wertsteigerung der Krone einzuwirken. Im ganzen wurden 10 084 Millionen Forderungsrechte gegen die österreichisch-ungarische Bank übernommen, wovon aber an 3000 Millionen in Form einer 1%igen Zwangsanleihe zurückgehalten wurden, sodaß etwa 7000 Mill. Kr. im Umlauf blieben. Gleichzeitig wurden durch Gesetz vom 10. April 1919 die Grundsätze der Banknotenemission für die Zukunft festgelegt, nach denen die Emission nur zulässig ist, wenn Deckung in Gold, Silber, Devisen, Warenwechselln oder lombardierte Wertpapieren vorhanden ist. Auch wurde, (im Gegensatz zu den Nachbarstaaten, die ihre Staatsausgaben weitgehend durch Banknotendruck bilanzierten) alsbald die größte Energie entwickelt, daß das Budget nicht allzu passiv sei und daß das Defizit durch Anleihen gedeckt werde; andererseits aber auch, daß die Handelsbilanz nicht passiv sei. Die energische Persönlichkeit des damaligen Finanzministers setzte es durch, daß die Interessen der allgemeinen Finanz- und Valutapolitik vor den mannigfachen gegensätzlichen Interessen des Handels und der Industrie bevorzugt wurden.

Man erwartete, daß nach dem Deflationsversuch und infolge einer solchen Finanz- und Valutapolitik der Kronenkurs sofort steigen und die Inlandspreise sinken würden. Aber diese Erwartung erfüllte sich zunächst nicht. Nach einer kurzen Aufwärtsbewegung begann, im Zusammenhang mit der Markentwertung, ein neues Sinken auch der Krone, die gegenüber der Mark bis zum März 1920 ständig unterwertig blieb. Die Versuche zu einer Stabilisierung und Wertsteigerung der Valuta waren damals offenbar noch vorzeitig und konnten in einer Zeit vollkommener Gebundenheit des Innen- und Außenhandels noch nicht von Erfolg gekrönt sein.

Hauptsächlich war das in den allgemeinen Verhältnissen begründet. Mitteleuropa wurde im Westen als ein einheitliches Ganzes verstanden, mit gemeinsam unsicherer wirtschaftlicher Zukunft. Diese

Anschauung wirkte auch auf den Valutamarkt. Die tschechoslowakische Krone machte die Bewegung der Mark mit, auf deren Kurs doch ganz spezielle politische Begebenheiten, namentlich die Unsicherheit der Reparationsverpflichtungen, lasteten.

Aber eine gesunde und natürliche Grundlage, gestützt von einer zielbewußten Politik, bewirkte eine Wendung und gab der tschechoslowakischen Valuta in gewissem Maße ihre Selbständigkeit.

Die Handelsbilanz für 1920 wurde mit 4185 Mill. Kr. aktiv. Auch die Zahlungsbilanz entwickelte sich nicht ungünstig. Ausländisches Kapital suchte in ansehnlichem Maße Placierung, während die Auslandsschulden, private wie staatliche, verhältnismäßig gering waren und noch sind. Ebenso entwickelten sich die staatlichen Finanzen nicht ungünstig. Die Geldinflation wurde bis auf die Ausgabe einer geringfügigen Menge von Banknoten, die durch lombardierte Wertpapiere gedeckt sind, abgestellt. Im Jahre 1921 betrug das staatliche Defizit trotz Mobilisierungskosten bloß 229 Mill. Kr. Das Defizit wurde gedeckt durch Inlandsanleihen, später auch durch den englischen Kredit in Höhe von 10 Mill. Pfund, der teilweise zur Schuldentilgung verwendet wird, teilweise als Investitionskredit Verwendung finden soll.

Diese im ganzen günstigen Bedingungen konnten nicht ohne Wirkung auf die Entwicklung der Valuta bleiben. Aber die volle Wirkung wurde noch dadurch gehemmt, daß die Markbewertung immer noch bestimmend auf die Krone einwirkte. Noch bis Ende Oktober 1921 fiel die Krone mit der Mark, wenn auch in weit geringerem Umfang. Von dieser Zeit an aber ist die Krone vollkommen selbständig geworden. Am 2. Januar 1922 notierte sie in Zürich 7,25, am 24. März 9,15, am 6. Juni 10,12, am 27. Juli 11,95.

Die Folgen dieser Werterhöhung zeigten sich bald. Die Preise fallen sehr langsam, namentlich im Kleinhandel wirkt die Valuta-Steigerung nur sehr allmählich. Auch die Löhne konnten vorläufig bloß in ganz geringem Maße herabgesetzt werden. Die Exportindustrie hat ihre Ausfuhrprämie, die aus der Disparität der Inlands- und Auslandspreise herrührte, verloren und eine teilweise Krisis durchgemacht. Die Zahl der Arbeitslosen ist auf über 300 000 gestiegen. Die Einfuhrkontrolle machte es unmöglich, das inländische Preisniveau zu senken, und auf die Herabsetzung der Löhne und Preise der inländischen Fabrikate zu wirken. Die Steuern, die schon früher auf die Industrie hemmend einwirkten, wurden noch drückender empfunden. Indessen wäre es falsch, diese Krise lediglich auf den hohen Kurs der Valuta zurückzuführen. Sie ist vielmehr auch durch die allgemeine Weltwirtschaftslage hervorgerufen und hat außerdem noch eigene Ursachen. Die Nachbarstaaten, welche die Hauptabnehmer der Tschechoslowakei sind, können im Hinblick auf ihre eigene niedrige Valuta nur wenig einkaufen; zu diesen Staaten kommt heute noch Deutschland, das früher un-

gefähr 25 % der tschechoslowakischen Produktion abnahm. Außerdem muß man auch noch ein Sinken der Kauflust infolge der Krise, teilweise auch infolge der Prohibitionszölle und anderer Vorkehrungen dieser Staaten in Betracht ziehen. Ein sehr wichtiges Moment ist ferner, daß die deutsche Industrie, der Hauptkonkurrent Tschechoslowakiens, infolge der ständig fortschreitenden Marktentwertung noch immer eine große Exportprämie gewähren kann.

Dieser Zustand schien sich letzthin etwas geändert zu haben, als auch in Deutschland, ebenso wie in Österreich, die Produktionskosten schon dicht an die Weltmarktpreise herangeraten waren, sodaß die tschechoslowakische Industrie in manchen Zweigen wieder mit der deutschen konkurrenzfähig geworden schien; dies umso mehr, als die deutsche Industrie, mit Aufträgen überhäuft, nicht zur bestimmten Zeit liefern konnte und die tschechoslowakische Industrie neben ihr die billigste war.

Diese Verhältnisse haben sich Ende Juni und Anfang Juli aber wieder wesentlich geändert. Einerseits eine fast 20prozentige weitere Entwertung der Mark, andererseits weitere Steigerung der Krone. Der neue Aufstieg der Krone begann am 6. Juli in Zürich mit einem Kurs von 10,30, am 7. Juli war der Stand 10,80, am 8. Juli 10,8 und erreichte am 12. Juli 13 Centimes. Seither oscilliert die Krone zwischen 11,50—12,20.

Als Gründe dieser Bewegung werden hauptsächlich angegeben: Die Veröffentlichung der hochaktiven Handelsbilanz für das Jahr 1921 (zirka 4 Milliarden Kronen), die gebesserten Ernteaussichten und der Marktsturz, welcher namentlich die amerikanische Spekulation veranlaßte, sich von der Mark, dem bisherigen Standardobjekt internationaler Spekulation, mehr als bisher der Krone zuzuwenden. Es sei aber hervorgehoben, daß die Krone sich als Spekulationsobjekt wesentlich von der Mark unterscheidet, denn die Krone ist im Auslande für Spekulationszwecke in nicht genügenden Mengen vorhanden. Die Spekulation kann deshalb nicht lange die Ware halten und muß zur Realisierung schreiten. Nach der ersten Woche der stürmischen Hausse sind denn auch Rückschläge gekommen, der Markt hat sich allmählich beruhigt und es scheint, daß sich wieder für eine gewisse Zeit ein neues intervalutarisches Pari gebildet hat, wenn auch als sicher anzunehmen ist, daß diese Bewegung des Kronenkurses noch nicht die letzte ist.

Die Wirkungen der neuen Steigerung wurden von der Industrie beklagt, weil diese Hausse zur selben Zeit, da die Mark weiter sinkt, eine Krisis der Industrie heraufzubeschwören droht, — just in dem Augenblick, da sie wieder mehr zu arbeiten anfang. Es soll aber betont werden, daß diese ganze Krisis der tschechoslowakischen Industrie stark übertrieben wird. Soviel man aus den bisher veröffentlichten Daten des Außenhandels für das Jahr 1922 beurteilen kann, wird die Handelsbilanz für das Jahr 1922 dem vorigen

Jahre nicht nachstehen. Die erschwerten Absatzbedingungen zwingen die Industrie, durch bessere Organisation und durch erhöhte Leistung die Erzeugung zu verbilligen; und darin lag trotz allem ein gewisser Ausgleich. Auch die in dem letzten Monat eingetretene Stockung ist nur als vorübergehend zu betrachten. Schon in diesen Tagen nähern sich, trotz der gewaltigen Valutaänderungen, die Preise in Deutschland und in der Tschechoslowakei wieder stark einander an.

Mancherorts wird nun behauptet, die Bewegung der Krone sei künstlich gemacht. Aber von Mache oder künstlichen Prozeduren kann gar keine Rede sein. Die Wertverbesserung der Krone ist vielmehr nur ein Ausdruck für die fortschreitende Stabilisierung der tschechoslowakischen Wirtschaftsverhältnisse. Im Gegenteil: wenn von künstlicher Beeinflussung geredet wird, wäre eher zu sagen, daß man gegen zu scharfe Wertsteigerungen vorgegangen ist. Steigerungen eines Valutawertes erfolgen ziemlich automatisch, entsprechend der inneren wirtschaftlichen Konsolidierung; es wächst dann das Vertrauen des Auslandes und es entsteht entweder eine effektiv- oder eine geborgt-aktive Zahlungsbilanz, die den Kurs der Valuta in die Höhe treibt. In dieses Stadium scheint die tschechoslowakische Krone bereits gekommen zu sein. Aber eine häufig ruckweise steigende Valuta beunruhigt und stört die Wirtschaft ähnlich, wie eine sinkende; daher kann es auch nicht der Zweck einer wirtschaftlichen Valutapolitik sein, unablässig nur an der Steigerung des valutarischen Kurses zu arbeiten; denn auch dies müßte letzten Endes zu einem Siechtum führen. Das tschechoslowakische Bankamt hat denn auch in der Tat während der letzten Hausse bremsend eingegriffen, indem es für 300 Mill. Kr. fremde Devisen aus dem Markt genommen und so das weitere Sinken der fremden Devisen verhindert hat.

Trotzdem ist der jetzige Kurs der tschechoslowakischen Krone natürlich noch nicht als definitiv zu betrachten. Die Krone hat in sich eine steigende Tendenz, die noch stärker durchdringen wird, wenn man erst die Außenhandelskontrolle einmal aufhebt. Die Wirtschaft verlangt aber nicht eine steigende, sondern eine stabile Valuta. Deshalb wird es Aufgabe der Notenbank sein, mit deren Gründung man demnächst die Valutareform beenden wird, auch weiterhin besonders für die Stabilität des Kurses zu sorgen, bis es möglich sein wird, eine feste intervalutarische Parität zu bestimmen und innezuhalten. Dies letzte Ziel jeder Valutapolitik ist für die Tschechoslowakei aber sehr erschwert durch die valutarischen Zustände ihrer Nachbarstaaten.

G L O S S E N

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH DER SCHLEPPSÄBEL

Kurt Hillers Reichswehraufsatz erinnert mich an eine Beobachtung, von der ich annehme, daß sie die Leser des „T.-B.“ interessieren wird. Es handelt sich um den Schleppsäbel der Reichswehroffiziere.

Der Schleppsäbel der Reichswehr-offiziere ist für mich geradezu symbolisch geworden. Ich war schon im Frieden Offizier. Schon im Frieden fand ich, daß der Schleppsäbel ein unmögliches Instrument ist. Er behindert in der Felddienstübung jede Bewegung, und sein klirrendes Nachschleifen beim Spaziergang hatte für mein Gefühl etwas nutzlos Provokantes an sich.

Im Kriege bestätigte sich meine Ansicht mindestens insoweit, als sich die Unverwendbarkeit der Waffe unzweifelhaft erwies. Der Schleppsäbel verschwand zuerst bei der kämpfenden, dann auch bei der Garnisontruppe. Denn der Grabenkrieg, der kriechende Krieg, der Stacheldrahtkrieg duldet die Möbelstück einfach nicht; und sogar im Kampfe von Mann und zu Mann, wenn es wirklich einmal dazu kam, war er vollkommen untauglich. Der Offizier im Felde band sich ein Mannschaftsseitengewehr um, ja, als der Krieg länger dauerte, sogar noch niedlichere Dolche und Messer. Und war vorher der untergeschallte, große Degen Inbegriff alles militärischen Chicks gewesen, so wurde es jetzt die übergeschallte kleine Stichwaffe. Mit ihr angetan,

stolzierten Obersten, Leutnants und Feldwebel durch die Straßen der Etappen- und Heimatsstädte; und es erwuchs eine ganze Industrie, die immer elegantere Formen auf den Markt brachte. Jedenfalls hat das Offizierkorps durch seine Praxis in der Kriegszeit dokumentiert, daß es die lange Schleppwaffe als überlebt und unzeitgemäß erkannt hatte; und die Annahme des normalen Menschen war, daß in der Friedenszeit eine Uniformierungsordre herauskommen würde, die dieser Erfahrung Rechnung trüge.

Das wäre auch so geworden, wenn die Armee kaiserlich geblieben wäre. Aber sie ward äußerlich republikanisch und innerlich Frondeur gegen die neue Zeit. Und daraus ergab sich folgende Merkwürdigkeit: die kaiserliche Armee hätte sich wenigstens in solchen Details fortentwickeln können, die Reichswehr aber war vom ersten Tage an blindwütig darauf versessen, in nichts — aber auch in gar nichts, wenn es ging, in keinem Hosenknopf — die geheiligte Tradition der Kaiserzeit zu dementieren. Was vor dem Kriege war, sollte und mußte richtig bleiben; schon der Krieg und seine Erfahrung waren verdemokratisiert und versaujudet. Vor dem Kriege aber war der Schleppsäbel gewesen. Also auch jetzt wieder: Her mit ihm!

Und so stolzierten Oberst, Leutnant und Feldwebel wieder mit dem Degen durch die Gassen, lassen ihn lärmend nach sich schleifen und markieren Kriegerischkeit mit einem

Besuchet und beschicket die
V. Prager Mustermesse
vom 3.—10. September 1922

Fahrtgittimationen, Abzeichen à Kc. 25.—, Mk. 50.—, d. -ö. K. 250.—
Alle Auskünfte bei allen Auslandsvertretungen
und vom Meßamte Prag I, Altstädter Rathaus

Instrument, das sich im Kriege als unverwendbar erwies. Und so kämpfen sie wieder den Kampf mit einem Requisit, das ihnen bei jedem rascheren Schritt an die Schenkel schlägt; das sich, wenn sie laufen oder auf die Straßenbahn steigen, in ihre Beine verwickelt; das lächerlicher ist, als wenn eine Dame etwa noch mit langer Fegschleppe durch die Taentzienstraße wandern wollte.

„Alles ad majorem gloriam der Monarchie, alles aus Reaktion, alles aus: „Wat, Ihr wollt uns . . . ? Nu grade!“ F. R., Direktor und Hauptmann d. Res. a. D.

DIE BAYERISCHEN PREUSSEN

Welche Juden sind die charakterlosesten? Diejenigen, die sich Tag und Nacht anstrengen, streng christlich auszusehen! Ihr Gegenstück sind die Preußen, die jetzt am Ammersee und in der Ludwigstraße in Lederhosen herumgehen und die bayerische Welt um Verzeihung bitten, daß sie leider, leider in Preußen geboren wurden. Ein solcher preußischer Mann, der für seine Existenz um Entschuldigung bittet, hat im „Mießbacher Anzeiger“ vom 1. August folgende Heiratsannonce veröffentlicht:

Junger Mann, 25 J., wenn auch aus Preußen, so doch anständig. Kerl, möchte liebess frisches Mädels zwecks Heirat kennen lernen. Br. mögl. m. Bild unter 1000 an die Geschäftsstelle.

Das liebe Mädels, das diesem Bittum-Entschuldigung-Preußen aufsitzt,

wird hoffentlich auch in Bayern nicht aufzufinden sein.

FILM

DER FILM-FACHMANN

Er ist sehr selten. Dieser Seltenheit Ursache ist die Jugend der Industrie. Es gibt kaum einen in ihr Tätigen, der nicht aus diesem oder jenem anderen Berufe gekommen wäre; kaum einen, der, von der metaphorischen Pike auf dienend, Erfahrungen von Grund auf zu sammeln Gelegenheit gehabt hätte. Der Filmfachmann ist auch deshalb selten, weil zu diesem Typus nicht nur industrielle und technische Kenntnis gehört, sondern auch ein spezifischer „Blick“; das heißt, eine spezifisch interessierte Fähigkeit der Intuition; ein Fingerspitzengefühl für dieses, grade dieses, ausgesprochen dieses Objekt. Da aber die Filmproduktion vier Seiten hat: eine künstlerisch-schriftstellerische, eine theatralische, eine technische und — last not least — eine geschäftliche Seite; da jede dieser Seiten immerhin kompliziert und noch in der Entwicklung ist; größere Konzentration also erfordert, als irgendein Zweig einer nahezu entwickelten und langsam nur sich vollendeten Industrie, — aus all diesen Gründen kann jener Typus, den ich Filmfachmann nennen will, in Wahrheit Fachmann wohl nur in einer Seite des diffizilen Objektes sein, indes er sich in des Objektes übrigen Seiten mit

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei: Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumätismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden, Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

-approximativer Kenntnis notwendig behelfen muß.

Wollte man — um es deutlich zu machen — das Wesen dieses Fachmanns an dem eines anderen demonstrieren, so dürfte man ihn nicht mit dem Erfahrenen irgendeiner Industrie vergleichen (weil dieser meistens nur der Kenntnis, nicht des Blickes bedarf); — ebensowenig dem schaffenden Künstler (dem als solchen umgekehrt der Blick genügt, Kenntnis — außerhalb der zumeist beschränkten rein technischen — entbehrlich erscheint); — näher als diese beiden kommt dem Typus des Filmfachmanns der des Kunstsammlers, dessen technische, geschäftliche, fachhistorische Kenntnisse des spezifisch intuitiven Blicks bedürfen, um werterzeugend zu sein. Diese Parallele ist richtig auch darin, daß der Kunstsammler, ein Mensch von universalem künstlerischen Wissen und Interesse, in den Gebieten seines speziellen Sammelinteresses über besonderes Wissen, den Blick besonderen Interesses verfügt.

Der geschäftliche Leiter einer Filmproduktion muß also anderes Spezialwissen und andere Fähigkeiten besitzen, als der Schriftsteller, dieser andere als der Regisseur und der Photograph. Von dem Architekten und dem Darsteller nicht zu reden. Allen gemeinsam aber sei die Kenntnis des gän-

zen Komplexes in großen Linien, approximativ. Von diesen vier Fachleuten — Direktor, Schriftsteller, Regisseur, Photograph — ist keiner entbehrlich, keiner ersetzbar; keiner auch sollte allein zu schaffen, allein zu bestimmen versuchen; keiner dürfte — und vielleicht liegt hier das organisatorische Hemmnis der Filmindustrie — die drei anderen zu Werkzeugen seiner Potenz machen zu wollen. So stark auch diese Potenz sein mag.

Den theoretischen — und meines Wissens bisher nicht dagewesenen — Fall ausgenommen, daß ein Kopf universale Fähigkeiten und Kenntnisse in sich vereinigte, wäre demnach der Begriff des souverän leitenden Filmfachmanns in der Praxis zu ersetzen durch den des bestimmenden und ausführenden Fach-Kollegiums, das bestünde aus: erstens, dem künstlerisch und technisch besonders informierten Geschäftsmann, — dem Direktor; zweitens, dem technisch besonders informierten und interessierten Künstler, — dem Schriftsteller; drittens, dem technisch besonders informierten und interessierten Theatermann, — dem Regisseur; viertens, dem künstlerisch besonders informierten und interessierten Techniker, — dem Photographen. Unter der Voraussetzung spezieller Begabung eines jeden dieser vier Fachleute für den Film, unter der

Banflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Verfälschung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

Voraussetzung ferner der Gleichberechtigung aller Mitglieder des Kollegiums (dem zur Beratung der Architekt, der Darsteller auch vielleicht, von Fall zu Fall zuzuziehen wäre), schiene mir eine solche Vier-Männer-Herrschaft die bestmögliche Garantie für künstlerisch und geschäftlich gute Produktion. Denn künstlerisch und geschäftlich, diese beiden Begriffe bilden nicht jene Kontradiktion, die man unter Filmleuten zumeist zu sehen glaubt. Im Gegenteil: Honoré de Balzac hat in seinem Leben mehr Geld verdient, als Rudolf Herzog, obgleich in erster Linie künstlerischer Wille es ist, was Jenen getrieben hat, und Geschäft, was Dieser betreibt.

Franz Schulz

VIOLA DANA

Einige von Euch wollen, daß man dem ausländischen Film auch ferner die Einfuhr sperre. Ich habe das bisher für eine Valutenfrage gehalten. Aber seit einigen Tagen weiß ich endgültig, daß es eine Existenzfrage ist. Ich sage jetzt: wenn Ihr nicht wenigstens dem amerikanischen Film freien Zutritt nach Deutschland gebt — auch seiner neueren Produktion, nicht nur den alten Schmökern, — dann werdet Ihr in einigen Jahren überspielt, petrifiziert, verghettot, erledigt sein!

Denn es ist die Zeit gekommen, wo Ihr Euer Selbstgefühl in die Ecke stellen und Euch bereit machen müßt, wieder neu zu lernen. Nicht nur die paar Häuptlinge in den Vorführungsräumen! Vor allem auch die

Schauspieler, — die arrivierten und der Nachwuchs. Der Nachwuchs, der sich heute nur an deutschen Mustern schult!

Ist die deutsche Schauspielkunst noch überlegen? Wir glaubten es, als wir jene schlechteste Produktion aus 1910—15 sahen, die Ihr uns bisher als „amerikanischen Film“ vorführt. Aber zwei, drei Leistungen — wahrscheinlich auch noch keine Spitzenleistungen! — sind inzwischen durchgerutscht, die alle Zuversicht über den Haufen rannten.

„Verbotene Früchte“ war der erste Stoß —, eine unerhört saubere Sache, niedlich, geschmackvoll. Voll Einfalt und Detail. Voll Komik und Kultur. Ein deutsches Lustspiel aus letzter Zeit daneben —: und der Unterschied zwischen guter Laune und Krampf frißt sich in alle Poren.

Der zweite Stoß ist Viola Dana. Eins, zwei, drei Filme mit diesem Gottesgeschöpfchen, God's own girl, waren bisher zu sehen, — am schönsten „Das Mädchen ohne Herz“, in dem sie zwei Rollen gibt. Wer hier nicht fühlt, daß wir in Gefahr sind, Provinz zu werden, der fühlt überhaupt nichts, der kann schlafen gehen.

Es steht schlimm um einen Film, in dem es keine jungen Mädchen gibt. Die Schweden haben welche. Viola Dana ist eine. In Deutschland gibt es keine jungen Mädchen! Keine, deren Körper schlank ist wie eine Staude, die toll sein können, ohne daß man Anstrengung spürt, die lachen können, ohne daß man an die Gage denkt. Ich weiß nicht, wie alt Viola Dana ist. Aber ihre Körperlichkeit

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9—12, 2—7, Sonntags 10—12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

jedenfalls ist nicht von Daunen-
kissen, Klubsesseln, Seidenchassis
infiziert; sie ist Reitpferd, Golf,
Baseball und Tennis. 15 Jahre ist
sie alt, nicht älter. Es ist lächer-
lich, sie für geschult zu halten. Es
ist lächerlich, sie für eine Diva zu
halten. Sie vergißt, wenn sie spielt,
daß sie Diva ist. Und läßt auch an-
dere daran vergessen.

Ihr Spiel ist wie ein duftiges
Aquarell von Turner, während un-
sere Primadonnen dick mit Öl pin-
seln. Diese unterstreichen, jene
tupft nur. Sie erschrickt: ein-Kopf-
ruck von 3 Millimetern, ein halbes,
ein viertel Öffnen der Lippen, husch-
artig ein Starrwerden der Pupillen,
— fertig, vorbei, schon wieder Fas-
sung! Sie lächelt: nicht mehr als
ein Zucken des Mundes. Sie ist ver-
wirrt, zwei Sekunden Lippenkauen.
Diese Sparsamkeit, dies Abdämpfen,

dies Verschweigen müßt Ihr erst
noch kennen lernen! „Kunst ist
Weglassen“, sagte einer Eurer Ma-
ler. „Kunst ist Unterdrücken“, sagte
einer Eurer Musiker. Ihr, deutsche
Schauspieler, die Ihr aus dem Film
Kunst machen wollt, lernt von der
kleinen Viola Dana Weglassen, Un-
terdrücken, Abdämpfen, Ziselieren.

Wenn Ihr es nicht lernt (und
wenn Ihr es nicht lernen könnt, weil
man es Euch nicht sehen läßt), wenn
Ihr fortfahrt, zu „illustrieren“, wenn
man Euch fortfahren läßt, zu ver-
deutlichen, — dann seid Ihr in drei
Jahren für die Welt erledigt. Warum
kauft man Euch noch? Weil Euer
Film so billig ist! Die Valuta wird
aber nicht ewig sinken. Steigt sie
und Ihr seid nicht mitgestiegen, so
bleibt Ihr schließlich am Wegrande
liegen.

Frank Furter.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN N. 20
BADSTR. 59
GELDSCHRANKE
TRLSORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER-
SCHRANKE



HR

Häuser!

Erwerb und Veräußerung von
Grundbesitz bedarf der Bearbei-
tung einer Fachfirma, welche auf
dem Grundstücksmarkt ebenso
erfahren ist, wie über die ein-
schlägigen Wohnungs- und
Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

KÜNSTLER-ANEKDOTEN

LUSTSPIELERFOLG

Die Brüder Golz hatten für das Burgtheater ein Lustspiel geschrieben. Nach dem zweiten Akt der Premiere frugen sie den Direktor: War's ein Erfolg? Wie oft werden Sie's geben? Der Direktor antwortete: „Das wird der Kassenrapport entscheiden. Heute, Samstag, ist ein ausverschenktes Haus da, morgen, Sonntag, ist Sonntag, das ist kein Prüfstein. Die Montags-einnahme entscheidet!“

Am Montag waren die Brüder Golz um 5 Uhr vor dem Theater. Bis fünf Minuten vor sieben kamen drei Besucher. Zwei Minuten vor sieben verließen vier Leute das Theater. Da sagte der eine Golz zum andern: „Wenn jetzt noch ein Mensch hineingeht, dann ist in dem Theater niemand drin.“

DER EINZIGE

Liebermann's Atelier. Eine Dame aus Berlin WW. bewundert.

„Meister, wie sind Sie groß und einzig! Für mich gibt es tatsächlich überhaupt nur zwei Maler: Velasquez und Sie, lieber Herr Professor!“

Liebermann sieht sie mißbilligend von der Seite her an. „Wat denn? Wat denn?“ fragt er trocken. „Ich und Velasquez? Warum denn Velasquez?“

VERLEGER-ANEKNOTE

AUSSCHWEIFENDER STIL.

Der Herr Verleger ist sehr gebildet und literarisch. Aber die junge Literatur kann er den Tod nicht leiden.

„Früher,“ pflegt er zu sagen, „drückten wir uns gut und poschet zum Beispiel so aus: er hat gesprochen, — er ist gegangen, — er ist gewesen . . .! Aber die Modernen, die Expressionisten, die Revolutionäre, was machen die daraus? Er sprach!! Er ging!!! Er war!!!! Was für Gewalttätigkeit! Was für Künstlichkeit! Kann mer nicht gut deutsch so sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist?“

INHALT DES LETZTEN HEFTES:

(Heft 30)

Tagebuch der Zeit

Kurt Hiller: Brauchen wir eine Reichswehr?

E. Zamjatin: Das Gotteshaus

Karl Lohs: Shaw'sches Theater

Hans Reimann: Palmindranath

Tagebuch der Wirtschaft

Prof. Herm. Levy: Nationalökonomische Unzulänglichkeit

Glössen

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.



ZSIGMOND MÓRICZ GOLD IM KOTE

Ein ungarischer Bauernroman

Geheftet M. 50,— / Gebunden M. 100,—

4.—6. Auflage



Berliner Tageblatt (vom 25. Juni 1922): Mit dem Ungarn Zsigmond Móricz ist eine sehr starke Erzählerkraft über die Grenzen seines Landes in die europäische Literatur eingetreten. Er hat nicht, wie viele seiner Landsleute, die französische Maché studiert und übernommen; man bemerkt höchstens Spuren von der ernsten, sich versenkenden Kunst Emile Zolas, und auch diese wird ganz persönlicher, von dem Eigenwesen des Ungarn getragener Besitz... Das alles glüht wie Feuerbrand. Das Buch hat geradezu sengende Kapitel, neben den anderen, die mit verharrender Eindringlichkeit dem inneren Leben dieser Gestalten nachspüren. Móricz zeigt die seltene Kunst, das Tierische und das Seelische, das den Menschen beherrscht, zu einer hohen, dichterischen Einheit zu verschmelzen.

Münchener Post: Ein Buch, ein Held, tief in nationalem Boden wurzelnd und doch so allgemein menschlich, wie immer ein Werk, eine Figur von Shakespeare oder Dostojewski. Ein Buch, das weiteste Beachtung verdient.

Deutsche Allgemeine Zeitung: Man wird dies sehr starke, mit wahrhaft Shakespeareschem Tiefblick für Menschliches und einer Dostojewskischen Empfänglichkeit für heiße Leidenschaften gestaltete Bild ungarischen Dorflebens voll grandioser, allerdings auch unerbittlich konsequenter und grausamer Wahrheit und von kühnem Aufbau dankbar für neue Ausblicke, und eine sehr bedeutende Gestaltungskraft aufnehmen.



Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082-2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am
20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von
DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön in Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

Die Oeffnung der deutschen Geheimarchive

Die Große Politik der Europäischen Kabinette

1871—1914

**Sammlung der Diplomatischen Akten
des Auswärtigen Amtes**

Im Auftrage des Auswärtigen Amtes
herausgegeben von

**Johannes Lepsius
Albrecht Mendelssohn-Bartholdy
Friedrich Thimme**

Erste Reihe in sechs Bänden:

Die Bismarck-Zeit

Ladenpreis gebunden 900 Mark

Einzelne Bände werden nicht abgegeben

Als erste unter den am Weltkriege beteiligten Regierungen bricht die Deutsche Reichsregierung, die schon mit der Veröffentlichung der „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch“ voranging, rückhaltlos mit dem System des Geheimnisses, in das die Diplomatie aller Völker bisher gehüllt war. Während die gegnerischen Staaten sich darauf beschränkt haben, lediglich „Farbbücher“ herauszugeben, veröffentlicht die Deutsche Reichsregierung eine systematische Sammlung aller diplomatischen Akten des Deutschen Auswärtigen Amtes aus der Zeit von 1871—1914, soweit sie irgend ein Licht auf die Vorbereitung des Weltkrieges werfen können. Die Deutsche Regierung vollzieht damit einen Akt ungeheurer Entspannung für die ganze Welt und innerlicher Befreiung für Deutschland. Die Erforschung der Politik Deutschlands kann ungehindert erfolgen. Auf die gesamte Weltpolitik des genannten Zeitraumes fällt hellstes Licht. Auch die übrigen Großmächte werden sich der Forderung nach einer gleichen Oeffnung ihrer Geheimarchive nicht mehr entziehen können, wenn sie sich nicht der Vermutung aussetzen wollen, ihre Politik scheue das Tageslicht. Von nun ab wird es möglich sein, Weltgeschichte im weitesten Umfange auf Grund der Originalakten zu schreiben, und der endgültigen Klärung der Frage nach der Schuld am Kriege steht kein Hindernis mehr im Wege.

**Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und
Geschichte m. b. H. / Berlin W 8 / Unter den Linden 17-18**

Neue DVG - Bücher

Elsa Brändström

Unter Kriegsgefangenen in Rußland und Sibirien 1914-1920

Ladenpreis 40 Mark

Prof. Dr. Veit Valentin

Bismarcks Außenpolitik von 1871—1890

Eine Uebersicht über die ersten sechs Bände der
diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes

Ladenpreis 30 Mark

H. G. Wells

Nacht über Rußland

Skizzen aus dem bolschewistischen Rußland

Ladenpreis 30 Mark

Dr. Elias Hurwicz

Die Orientpolitik der Dritten Internationale

Ladenpreis 20 Mark

Prof. Dr. Hermann Kantorowicz

Verteidigung des Völkerbundes

Ladenpreis 25 Mark

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und
Geschichte m. b. H. / Berlin W8 / Unter den Linden 17-18

Feine
Weisswarenmodelle

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße.
TELEPHON, ZENTRUM 4086

Sie gewinnen

jeden Reklamefeldzug, wenn Sie sich unserer
Erfahrungen bedienen.

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b^{III}

Fernsprecher: Lützow 49 31 — Fernsprecher: Nollendorf 3396

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Augustwoche

Eine hübsche kleine Illustration zu Frankreichs moralischer Weltstellung fand sich vor kurzem im „Daily Herald“. Die Geschichte erfordert keinen Kommentar. Ein amerikanischer Theatermann reiste nach England, um Stücke zur Aufführung zu erwerben. Ein Schmarren aus dem Jahre 1909 gefiel ihm ausgezeichnet, erschien ihm nur insofern etwas veraltet, als mehrfach vom deutschen Militarismus, der deutschen Angriffslust und der deutschen Arroganz darin die Rede war. Unter Assistenz des englischen Verkäufers half er sich schließlich aber ganz einfach dadurch, daß er das Wort „deutsch“ immer durch „französisch“ ersetzte. In dieser Fassung wird New York, Chicago und Milwaukee das Werk einige tausend Mal zu hören bekommen.

Der Streit mit Bayern geht nominell um die bayerische „Sonderverordnung zum Schutze der Verfassung“. Kein einziger Jurist von irgendwelcher Bedeutung hat bestritten, daß diese Verordnung staatsrechtlich unhaltbar ist. Ausdrücklich bestätigten die Verfassungswidrigkeit, — um nur einige Namen zu nennen —, der Bonner Staatsrechtler Professor Zorn, Deutschnationaler vom rechten Flügel, der Berliner Staatsrechtler Kahl, volksparteilicher Abgeordneter stark konservativer Prägung, der Münchener Staatsrechtler Rothenbücher, ebenfalls nicht gerade ein Linksler. Glücklicherweise hat sich jetzt aber doch noch eine Autorität gefunden, die anderer Ansicht — — was denn: ist? na, sagen wir mal: zu sein behauptet! Nämlich das Bayerische Oberste Landesgericht. Dieser Areopag hat eine Beschwerde des verbotenen Nürnberger USP.-Blattes (die Verordnung wird natürlich nicht gegen rechts, sondern stramm gegen links angewandt!) mit der definitiven Entscheidung beantwortet, die Verordnung sei rechtsgültig und dürfe nicht als verfassungswidrig bezeichnet werden. Il y a des juges à Munich! Man könnte aufgeregt werden, — wenn man, resigniert, nicht halt doch eine gewisse Art Anerkennung den Bayern spenden müßte. Nämlich: diese Regierung hat ihre Leutchen wirklich an der Kandare. Seit altersher stand es in jedem geordneten Staatswesen ja so, daß der sogenannte „unabhängige Richter“ in allen Fragen, die das Staatsrecht oder die Träger der Staatsmacht angingen, einfach Kommis der Regierung

war. Selbst wenn es historisch verbürgter wäre, daß der berühmte Potsdamer Müller seinen König und Herrn mit „Il y a des juges à Berlin!“ apostrophierte (was immerhin bewiese, daß märkische Bauern damals in epigrammatischem Fanzösisch erfreulich bewandert waren!) bleibt immer noch die Frage offen, ob sich sein Vertrauen in die Richter, wäre es wirklich zur Verhandlung gekommen, nicht als übertrieben erwiesen hätte! Die Geschichte kennt wenig Fälle, in denen Richter gegen den offensichtlichen Willen ihrer Regierung entschieden! Vorausgesetzt, daß die Regierung sich Autorität zu verschaffen gewußt hatte! In einem geordneten Staatswesen, — sei es Monarchie oder Republik, autokratisch, aristokratisch, plutokratisch, demokratisch oder sowjetistisch, — sind die Richter, was Staatsfragen anbelangt, Rekruten; sie wissen genau, daß sie ins Loch fliegen, wenn sie sich auch nur einen Schritt über die ausgerichtete Front hinausgetrauen. Daß die Bayern das wieder erreicht haben, beweist immerhin gewisse Qualitäten. Jener andere, den Bayern benachbarte Volksstamm, — die Deutschen, — sind noch nicht so weit!

Gegen die Verfassungsfier am 11. August ist ein einziges, starkes Argument eingewandt worden: daß die Jugend an diesem Tage ohnehin in Ferien ist, und daß eine Feier wenig Wert hat, die nicht auch der Jugend als Ereignis zu Bewußtsein kommt. Das ist, wie gesagt, ein starker Einwand. Aber merkwürdig, wie selbst das stärkste Argument im Munde rabiatier Partisanen trottelhaft wird. Der Professor Dr. Hennig aus Düsseldorf muß das klare, praktische Bedenken in der „Täglichen Rundschau“ vom 5. August, wie folgt rhapsodisch überkleistern: „Ohne echte Festfreude der Schuljugend geht es doch nun mal nicht und soll es auch nicht gehen! Man denke daran, wie es unsere Schuljugend, bei aller ihrer einstigen Hindenburg-Begeisterung, unserem großen Generalfeldmarschall beinahe übel vermerkt hat, daß er Warschau mitten in den großen Ferien eroberte (5. August 1915)!“ Eine diesbezügliche Äußerung der Schuljugend lag bisher zwar noch nicht vor; aber wenn die Verstimmung wirklich stimmt, erklärt sich manches. Ohne echte Festfreude der Schuljugend geht es nicht, wenigstens nicht auf die Dauer. Man merkt jetzt plötzlich, warum Beseler im November 18 so plötzlich abreisen mußte.

Nach dem Rathenaumord verwahrte sich die Rechte emphatisch gegen den Vorwurf, sie habe eifrig daran gearbeitet, die Autorität der gegenwärtigen Regierung zu schmälern. Ist Hindenburg Sozialist, Demokrat oder Deutschnationaler? Wenn zugegeben wird, daß er deutschnational ist, sei folgende Geschichte erzählt: Regimentsfest in Potsdam; Hindenburg, ehemaliger Regimentschef, ist anwesend; am Abend ist Offiziersrout, alle Herren, in langer Front aufgereiht, werden dem Feldmarschall

vorgestellt; den hundertsten, einen ehemaligen Oberleutnant, fragt Exzellenz leutselig: „Und was treiben Sie jetzt, lieber . . .?“ Jener, mit der Hand an der Mütze: „Melde gehorsamst, Exzellenz, ich bin jetzt Kurier beim Auswärtigen Amt.“ Darauf der Feldmarschall einen Schritt zurück, Stirnrunzeln, Lippenschürzen: „Auswärtiges Amt? Pfui Deibel!“ Und wandte sich ab und schnitt den Unglücklichen von nun an konsequent. (Daß die andern Kameraden mitschnitten, versteht sich am Rande.) So geschehen, zur Stärkung des Regierungsansehens, kurze Zeit vor Fischer, Kern und Tchow.

Emil Ludwig ist auf Wilhelms II. Klage verurteilt worden, die Aufführung seines Bismarcks-Dramas zu inhibieren. Denn Wilhelm II. ist angeblich ungerecht darin behandelt, obwohl die Darstellung genau dem dritten Bismarckband folgt, dessen Veröffentlichung Amerongen mit allen Prozessen auf die Dauer nicht hat verhindern können. Dem „Tage-Buch“ fällt es nicht ein, sich auf den juristischen Teil dieses Streites einzulassen (der auf dem Verhandlungsavis fast revolutionär mit „Wilhelm contra Ludwig“ bezeichnet war). Es könnte eine Bemerkung daran knüpfen, daß der antisemitisch letzthin sehr aktive Exkaiser nun schon wieder einen Juden, den Rechtsanwalt R. O. Frankfurter, zum Verteidiger gewählt hat. (Während Grünspach, vordem Jagows Advokat, jetzt für den Demokraten Ludwig plädierte.) Aber auch der Kaiser soll aus dem Spiele bleiben. Viel interessanter als er war in dem Prozeß etwas anderes: die These, auf die der kaiserliche Anwalt den Einspruch gründete. Er erklärte nämlich, ungefähr: „Jeder Mensch hat ein Recht auf seinen Beruf, jedermann steht ein Schutz darauf zu, in der Ausübung seines Berufes nicht behindert zu werden. Des Exkaisers Beruf ist das Kaisertum. Er hofft, diesen Beruf noch einmal auszuüben. Niemand darf ihn in diesem seinen Fortkommen stören, keinesfalls durch Darstellungen, die geeignet erscheinen, in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, er sei dafür ungeeignet!“ Herr Anwalt, Sie sind ein Führer des linken Demokratenflügels. Sie betonten ausdrücklich, daß Ihrer persönlichen Ansicht nach der Kaiser nicht wiederkommen dürfe, und in Ihrem Privatleben verteidigen Sie lebhaft den Umsturz, der den Kaiser zur Abdankung zwang. Herr Anwalt, kann es wirklich diese juristische „Objektivierung“, diese formalistische Abstraktion vom Ich und der eigenen Meinung geben? Glauben Sie nicht, daß das etwas zu viel für den gesunden Menschenverstand und recht wenig propagandistisch für das Ansehen des ganzen Standes ist? Und glauben Sie nicht, daß auch ein Anwalt, — trotz allen Objektivierungsvormögens, — einen oder den anderen Prozeß doch besser ablehnen würde? Sie verstehen: es handelt sich hier nicht um eine aktuelle Frage der Politik, sondern um eine prinzipielle der Advokatur!

Wiederum beschäftigt sich der Rat der Vier mit Reparationen, Sanktionen, Retorsionen und Garantien. Wie lange noch und bis zu welchem Grade der Zerstörung soll es bei der Politik der Drangsal, bei der Politik der Nothelfe von heute auf morgen sein Bewenden haben? Niemals ist diese Politik mit größerem persönlichen Wagemut und selten mit größerer sachlicher Klarheit gekennzeichnet worden, als von dem verfolgten und verfehmten Caillaux in seinem neuen Buche „Où va tu, France? Où va l'Europe?“ In drei, vier Wochen soll eine deutsche Übersetzung des Buches im Europa-Verlag (Berlin W. 8, Jägerstr. 11) erscheinen. Wir haben uns das Reparationskapitel im voraus erbeten und bringen hier Teilabschnitte aus dem Manuskript.

Das Deutsche Reich hat nach den getroffenen Abmachungen jährlich, bis zur Abzahlung, einen festen Betrag von 2 Milliarden Goldmark und einen variablen Betrag von 26 % seiner Exporteinnahmen zu zahlen. Was wird es tun?

Nichts leichter als das, proklamierten vor einigen Monaten die nationalistischen und nationalisierenden Schriftsteller: Deutschland ist reich. Man braucht nur zu befehlen. Es wird sich fügen, goldbeladene Züge werden nach Frankreich rollen.

Wenn man bemerkte, daß es weder in Deutschland noch in Europa mehr Gold gebe, außer in den Staatsbanken, daß überdies die Goldproduktion der Welt niemals mehr als 30 bis 50 Milliarden Münzen zu prägen erlaubte, gerieten die Advokaten der Reaktion etwas in Verlegenheit. Sie erholten sich aber rasch. Aus den Sammelpunkten des Reichtums, die man jenseits des Rheines traf, folgerten sie: „Es genügt im wesentlichen, zu fordern, daß ein Teil des Gewinns der deutschen Kapitalisten den Alliierten zukomme. Es genügt, das Reich zur Anforderung hoher Steuern zu zwingen, deren Ertrag uns zur Deckung unserer Ansprüche zufällt.“

Wirklich? Das genügt? Die Ereignisse, die seitdem an uns vorbeigegangen sind, haben gezeigt, und diejenigen, die noch kommen werden, die man voraussagen kann, werden zeigen, daß die Dinge ein wenig komplizierter sind, als unsere Nationalisten sie dargestellt haben.

Es ist zweifellos sehr einfach, wenigstens in der Theorie, Deutschland zur Türkei zu machen, das heißt, es mit einem juristischen Beirat zu versehen, es zur Einschränkung seiner Ausgaben, zur Erhöhung seiner Einkünfte zu zwingen. Es ist einfach, unter dieser oder jener Form zu fordern, daß ein Teil der jenseits des Rheins realisierten Budgeteinnahmen den Gläubigern des Deutschen Reiches übertragen werde. Und dann? Was wird man ihnen geben? Was wird man uns geben? Milliarden Papiermark! Was werden wir damit machen? Wie alle angenommenen Geldarten stellt die Papiermark nur Möglichkeiten für den Erwerb von Waren

und Arbeit desjenigen Gebietes dar, wo diese Anweisungen zirkulieren. Die Alliierten könnten für die Papiermark also nichts anderes erhalten, als deutsche Waren, deutsche Arbeit.

Ware? Es ist zu unterscheiden, ob man den Wert dieser Waren in Gold meint oder man darauf eingeht, sie in natura zu nehmen.

Wenn man gute, klingende und volle Münze will, gibt es nur eine Methode: die Deutschen müssen exportieren und die durch die Lieferung ihrer Waren erhaltenen Wechsel auf New York oder Amsterdam zugunsten ihrer Gläubiger überschreiben lassen — ob vor oder nach Realisation, das ist gleich.

Das scheint wieder ganz einfach.

Indessen sind Schwierigkeiten in Fülle vorhanden: vor allem die, daß Deutschland, um seine Verpflichtungen einzuhalten, seinen Export in erschreckendem Maße vergrößern müßte. Wird es das können? Wird das Ausland eine solche Wareninvasion nicht durch Zollgesetze und Einfuhrverbote hindern? Wenn diese Möglichkeit eintritt, wird das besiegte Volk unfähig sein, seine Schuld zu bezahlen. Es wird jedenfalls für seine ersten Zahlungen Sorge tragen, indem es seine Vorräte liquidiert, mit seinen Markpapieren spekuliert, kurz: aus jedem Holz einen Pfeil schneidet. Aber das wird nur eine Zeit gehen. Es wird sehr bald seinen Konkurs erklären müssen. Zweite Möglichkeit: Deutschland wird mit den künstlichen Hindernissen, die das Ausland der Einfuhr seiner Waren entgegenstellen wird, fertig werden. Die ersten, mit Erschöpfung seiner Reserven geleisteten Zahlungen werden einen Kurssturz herbeiführen, der, als Exportprämie dienend, ihm gestatten wird, über die Zollschranken zu lachen, während es zu gleicher Zeit die Einfuhrverbote umgeht, indem es seine Waren entnationalisiert, d. h. sie in kleinen Ländern wie Dänemark, der Schweiz usw. deponiert. Wenn aber die Dinge so gehen, wird Deutschland sehr bald eine außerordentliche ökonomische Macht wiedererlangen. Die Alliierten würden also zu ihrer größten Enttäuschung damit erreichen, ein vom Standpunkt des „Geschäfts“ stärkeres Deutschland aufzurichten als es jemals war. Die ganze Lehre des Krieges aber sagt, daß ein Land dann militärisch stark ist, wenn es industriell stark ist.

Die andere Lösung aber, — die Aufnahme deutscher Waren in natura, die Ausnutzung deutscher Arbeit zum Wiederaufbau der zerstörten Provinzen — wollte man lange Zeit nicht. Die Politiker hatten sie abgelehnt, weniger darum, weil sie in Finanzfragen unwissend waren, als darum, weil sie unter dem Einfluß der Profiteure standen. Diesen letzteren schien der Norden Frankreichs ein wunderbares Expansionsgebiet für ihre Industrien zu sein, eine Art neuartiger Kolonie, wo sie keine Konkurrenz zulassen wollten.

Die Macht der Ereignisse zwingt heute Politiker und Industrielle, — erschrocken über die Folgen der von Deutschland im

Jahr 1921 geleisteten Goldzahlungen, — die Opposition aufzugeben, die sie gegen die Methode der Reparationszahlungen in natura mit großem Aufwand von schlechten Argumenten gemacht hatten, oder hatten machen lassen.

Die französische Regierung orientiert sich durch den in Wiesbaden unterzeichneten Vertrag jetzt doch noch in dieser Richtung. Die getroffenen Vereinbarungen schalten aber die deutsche Arbeit aus. Wir kennen alles, was man zu diesem Punkte sagen kann; wir sehen sehr wohl die angeführten Gesinnungsgründe. Und doch ist die deutsche Arbeitsleistung, mit Maß und Vorsicht eingeführt, selbstverständlich der am wenigsten schädliche Exportartikel. Man darf sie umso weniger à priori zurückweisen, als sehr viel Klugheit dazu gehört, die deutschen Ausfuhrerzeugnisse umzusetzen. Denn es wäre eine besondere Dummheit, wollte man den Strom des deutschen Exports von den andern Ländern ableiten, um ihn in das unsere zu führen.

Das sind also wieder Hindernisse: Hindernisse, die es unmöglich erscheinen lassen, auf dem Wege der Reparationen in natura die Höhe der uns von der Kommission zugesprochenen Entschädigungen zu erreichen. Ich bin sicher, noch nicht einmal die Wahrheit zu sagen, wenn ich meine, das wir uns sehr glücklich schätzen werden, wenn wir, ohne uns selbst zu schaden, dreißig bis vierzig Milliarden in deutschen Erzeugnissen annehmen können.

Ohne Zweifel kann man hoffen, daß Deutschland — ohne die Weltwirtschaft stark anzugreifen — in der Lage sein wird, mit Hilfe wachsender Ausfuhr Goldzahlungen zu leisten. Aber es hieße sich blind machen, wenn man nicht merken würde, daß die Leistungen dieser Art sehr begrenzt sein werden und müssen, — lange Jahre hindurch wenigstens.

Wir indessen müssen unverzüglich wieder aufbauen. Wie sollen wir das machen? Was tun?

„Gehen wir nach Deutschland!“ sagen die Hauptakteure der „Part du Combatant“!. „Besetzen wir das Land! Vernichten wir es politisch! Bemächtigen wir uns der deutschen Kohle, der deutschen Fabriken! Verteilen wir die deutschen Häuser und Ländereien an die Kriegspensionäre! Mit einem Wort, konfiszieren wir, um die materiellen Schäden zu reparieren, die großen Industrien, bemächtigen wir uns der deutschen Werte!“

Ausgezeichnet!

(Dieser Aufruf veranlasse meine Leser nicht zu glauben, daß ich billigte, was mir wie eine Rückkehr zu den antiken Rechtsbegriffen scheint, zu Rechtsbegriffen, die den Sieger ermächtigten, das besiegte Volk in die Sklaverei zu führen, es seines Besitzes zu berauben. Ich führe eine ökonomische Diskussion und überdies mit Gegnern, die die Ideen der Gerechtigkeit und der Humanität tief verachten. Ich gehe für den Augenblick auf ihren Standpunkt ein.)

Nun sind wir also Herren des Deutschen Reiches. Wir haben alles, was uns paßte, konfisziert. Herrlich! Ich stelle aber eine Frage, eine einzige: Wo wird die Zollgrenze liegen?

Wird man eine Zollunion zwischen Frankreich und Deutschland herstellen? Wenn ja, kann das System sich ökonomisch halten. Aber Vorsicht! Das führt nicht nur zu Negation der nationalistisch-ökonomischen Lehre, nicht nur zu einem riesigen Aufstand aller Plutokraten, sondern es wäre ein Grund zur Opposition auch für diejenigen, die, wie ich, die ökonomische Zerstückelung verabscheuen; für jene, die Anhänger gemäßigter Zolltarife und der Erweiterung der Märkte, Fürsprecher der Annäherung an den gänzlichen freien Handel sind, die aber nicht eine Stufe überspringen wollen; die nicht dafür sind, in einem neuen Zollverein, getrennt vom übrigen Europa, zwei Länder verbunden zu sehen, die gestern noch Feinde waren, deren eines weniger als vierzig Millionen Einwohner zählt, während das andere . . . „Sie schlagen eine offene Tür ein“, schreit man. „Es ist nicht die Rede davon, unsere Industrien zu ruinieren, indem man sie jedes Schutzes gegen die deutsche Konkurrenz beraubt. Die Zollgrenze wird nicht verlegt werden.“

Die Antwort ist einfach:

„Dann werdet Ihr gar nichts erreichen, Ihr werdet in Deutschland Veteranenkolonien gründen. Rom gründete solche Kolonien in eroberten Ländern, denen es sein Münzsystem, sein Handelsrecht, seine Gesetze, seine Prokonsuln gegeben hatte. Aber ich weiß nichts davon, daß es dem wahnsinnigsten aller Cäsaren jemals eingefallen wäre, solche Kolonien außerhalb der Reichsgrenzen zu errichten. Selbst Caligula und Vitellius würden erkannt haben, daß es Narrheit gewesen wäre, römische Bürger in die barbarische Welt zu streuen.

Ihr werdet die großen deutschen Industrien beherrschen? Ihr werdet die Anleihepapiere der deutschen Städte in Eure Kassen schließen? Und dann? Wie werdet Ihr die Euch zukommenden Einkünfte und Erträge realisieren?

Ich werde weiter beweisen, was ich bereits gezeigt habe.

Ich sage, daß in einem Lande, das keine Goldzirkulation mehr hat, dessen Kurse zerstört sind, die Gewinne der Unternehmungen sowie die Zinsen der Staatspapiere ausschließlich in Form von Waren geerntet werden können. Werdet Ihr mit diesen Waren den französischen Markt überschwemmen? Nein, nicht wahr? denn Ihr wollt zwischen den beiden Ländern eine dichte Scheidewand erhalten. Glaubt Ihr andererseits, daß die anderen Länder sich mit deutschen Waren überfluten lassen werden? Und wenn es Euch gelingen würde, Euren früheren Feinden diese großen Märkte zu öffnen, was hätte Ihr damit getan, Ihr Unglücklichen! Nichts anderes, als ein großes Deutschland wiederhergestellt, das

ökonomisch stark wie noch nie, den fremden Druck sehr bald abschütteln würde.“

Man wird sich wahrscheinlich auf eine begrenzte Lösung zurückziehen: Frankreich könnte seiner Forderung Genüge tun, indem es lange Zeit hindurch eine große deutsche Provinz, die reich und gedeihlich ist, zu eigenem Profit besetzen und den ganzen Ertrag der Steuern und den Gewinn der Industrie sich aneignen würde. Das ist eine Taktik, die einer Annexion seltsam ähnelt, die realistischen Politikern à la Bismarck entspricht, die das Hauptgewicht auf die materiellen Interessen legen. Sie kann heute nicht mehr beibehalten werden, denn sie müßte, wenn sie ein nennenswertes Resultat ergeben soll, die Zolleinheit miteinbegreifen; dies würde aber von der Oligarchie der Geschäftsleute nicht eine Sekunde lang gestattet werden.

Muß ich mich wiederholen? Muß ich zeigen, daß die Besetzung des Rheinlandes oder Westfalens nur unter der Bedingung nutzbringend wäre, daß diese Provinzen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, der Finanzen, des Geldwesens mit Frankreich verbunden und vom Reich getrennt würden durch eine Zollgrenze, die von den Vogesen zum Rhein oder über den Rhein geht?

Immer das gleiche Dilemma!

Oder die unter Vormundschaft gestellten Provinzen bleiben volkswirtschaftlich weiter mit dem Deutschen Reiche verbunden; auch dann wird man, was man auch tun oder sagen möge, nur Waren erhalten, die ausgeführt werden müssen, um einen Goldertrag zu bringen; das ist ein wenig kompliziert und wird jedenfalls nur zu unserem Nachteil geschehen.

Oder man wird Frankreich ökonomisch vergrößern und das wird zweifellos einen sicheren, ansehnlichen, vielleicht riesigen materiellen Vorteil bringen, der in der Erweiterung des ökonomischen Gebietes; Ausdehnung des Handels und der Verwaltung begründet ist; aber gegen diese Lösung würde, gleichzeitig mit der gebietenden Plutokratie, das ganze in ihrem Zuge gehende industrielle Großbürgertum rebellieren.

Der Nationalismus, der die Deformation der Nationsidee ist, ist — wie man sieht — durch einen innern Widerspruch verdorben. Er umschließt gleichzeitig den Imperialismus und den Merkantilismus. Diese beiden können nicht nebeneinander bestehen. Der Imperialismus realisiert sich nur durch die Zerstörung der ökonomischen Wesenheiten; der Merkantilismus will sie nicht nur erhalten, sondern stärken.

Es ist durchaus wahr, daß eine politische Lehre nur soweit gilt, als sie mit einer ökonomischen Konzeption zusammengeht. Die Reihe der hier durchlaufenen Erörterungen wird nicht nutzlos gewesen sein, wenn sie den Leser dazu führen, in einem Wust von Hirngespinnsten, die in große Worte gekleidet sind, endlich klar zu sehen.

Diese Beobachtungen stellt dem Tage-Buch ein Kommunist zur Verfügung. Wir bringen sie um der Beobachtungen, nicht um des Kommunismus willen.

I.

Alles hatte man vermutet — nur nicht: Läden, Restaurants, Cafés, Premierentiger, Prostituierte, Straßenhändler, Straßensänger, Valutenschieber, kleine Halunken, freche Krämerseelen, kleinliche Bürokraten, schwarze Börsianer. Auf Geschäftsstraßen ein hastiges Getriebe, in den Theatern (Stanislawsky's Theater hat kein Defizit!) voll besetzte Zuschauerräume, in Läden immer Käufer und auch immer Waren — woher kommen sie? hat man so viel verbergen können? Und überall Soldaten dieser gut disziplinierten „Roten Armee“. Die Stadt macht in ihren lebhaften Geschäftsteilen, in ihrem äußern Aussehen einen etwas parvenuhaften Eindruck, und da man auch gar keine Plakate mehr sieht, könnte man schon nirgends Anzeichen merken, daß man in einem kommunistischen Staate lebt. Was einem vielleicht auffällt, ist der nicht zu starke Unterschied in der Kleidung; alle Modefatzkereien fallen nun Gott sei Dank selbst bei den Nutznießern des neuen Kurses weg. Man sieht da in den Läden vielfach bescheiden auftretende Halsabschneider, nie wird man das Gefühl spießiger Heimlichkeiten los, in den sogenannten „Antiquitätenläden“ lungern üble Fratzen, Devissenspekulanten, zuweilen auch schon wieder leicht Angetrunkene — man möchte ihnen einen Tritt geben. In einem Warenhaus kann man — für Deutsche zu schrecklichen Preisen — schon „alles wieder kaufen“, besonders fällt einem die Menge von Kinderspielsachen, Parfums, Seifen, Puder auf; und wie überall sind auch hier die Administratoren von einer deutschen Unnahbarkeit. Man wurmt sich über dies Getriebe, und die einzige, wirkliche oppositionelle Stimmung, die man im Gespräch mit vielen und gerade mit nicht offiziellen Leuten beobachtet, richtet sich gegen diese Erscheinungen des neuen Kurses; aber man darf nicht von einer neuen „Kleinbourgeoisie“ sprechen, diese Leute sind ja nur Verdienner, bilden keine Klasse, haben nirgends Gelegenheit ihre Gewinne unterzubringen, leben von der Hand in den Mund, sind ganz vom Machtanspruch der Regierung abhängig, werden von den Arbeitern höchst argwöhnisch verfolgt und würden in Stücke zerrissen, wenn sie auch nur den Gedanken hegten, die Hand zu erheben. Obendrein ist diese Schicht von Gewinnlern nicht groß, bei der ungeheuern Entwertung des Geldes und der Unbeständigkeit seines Kurses sind diese Gewinne auch nicht einmal beträchtlich und schmelzen automatisch zusammen. Die Einzigen also, die wirklich unter einem Druck leben, die sich unsicher fühlen, sind diese Leute, die man verächtlich in einer Atempause gewähren läßt. Vielleicht achtet man nicht genug auf die Folgen dieses geschäftigen Treibens für den inneren menschlichen Wert.

II.

Die Menschen sind offen; ich habe mich viel in Läden, auf Straßen herumgetrieben, suchte Leute aus der Bevölkerung zu sprechen, fragte, sprach mit ihnen — und ich war erstaunt über ihre Rückhaltlosigkeit, sie sind Alle von einer erstaunlichen Offenheit, nirgends hatte man den Eindruck eines geknechteten, ohnmächtigen Werkzeuges, man spricht laut und furchtlos, die Spitzelei hat ein Ende, vielleicht hat sie überhaupt nie in dem berüchtigten Umfange bestanden. Es gibt viele Leute, die schwere materielle Nöte zu leiden haben, aber es gibt keine Lakaien. Ich sprach auch Intellektuelle, die an demokratischen Formen hängen, wenschon sie ihren Unwert nicht verleugnen; fragt man: warum empört ihr euch nicht? so verweisen sie auf ihre Isolierung, auf die ungebrochene, einheitliche Kraft der Arbeiter, die viel weiter nach links drängen als die Regierung, und am Ende sagen sie: wir können nicht. Sie wollen auch nicht, sie wollen arbeiten und Ruhe haben. Es gibt keine ernsthaften Gegner der Bolschewiki mehr, das übrige Europa hat Raum genug für sie.

Alle sprechen von den Kämpfen der Sowjets gegen eine Welt in einem stillen, unpathetischen, niemals nationalistischen, fast selbstverständlichen doch großartig wirkenden Sinne. Man ist erschüttert. Sie haben ja nicht nur Abenteuer bestanden, sie haben für eine Idee gelitten; sie wurden verhöhnt und blockiert, geschlagen und gemartert, kein Verbrechen hat man ihnen nicht nachgesagt, kein Schimpfname wurde so verächtlich gebraucht wie der ihrige, kein Mensch in der Welt sprang ihnen zur Seite, und die Welt hatte nicht ein Wort der Bewunderung, geschweige des Dankes für so unerhörte Opfer, die für ein Menschheitsideal durch alle Finsternisse dieser dämmrigen, blutigen Erde gebracht wurden. Sie wurden geschlagen — und man verhöhnte sie. Sie siegten — und man beschimpfte sie. Sie gaben nach — und man verachtete sie. Sie selber blieben immer dieselben, sie sind es noch heute, irrt euch nur nicht, sie verströmten ihr Herzblut und sie lächelten, sie ramnten den Pfahl in die Erde und kritisierten sich. Wo gab es Ähnliches? Wer wird diese Leute besiegen können?!

Und sie haben gearbeitet wie die Tiere.

III.

Manches wirkt komisch, vielleicht auch symbolisch: man läßt etwa ein Eckhaus ruhig weiter verfallen, räumt den Schutt nicht weg, bricht die Ruine nicht ab, sondern zieht ein Gitter um das Haus — mag es zerfallen.

Man sieht Straßen und Trottoirs in einem sehr üblen Zustande, aber täglich werden sie gefegt und sind sauberer als die Straßen

Berlins. Man pflastert, bessert Häuser aus, trägt auch Ruinen ab, stellt Brücken wieder her, läßt alle elektrischen Bahnen tief in die Nacht hineinfahren, hält Badeanstalten offen, kümmert sich sogar um Anlagen — man mag sich beruhigen.

Die Stadt ist nicht verträumt. Auf einem Turme im Kreml weht immer die flammend rote Fahne. Wenn um Mitternacht das schwere geschlossene Lastauto mit den angeklagten S.-R. als Insassen durch die Straßen donnerte — von vier Autos umflitzt, von einer Eskadron im Galopp verfolgt, wußte man: in dieser Stadt wird nicht geträumt. Manchmal denkt man: Lille im dritten Kriegsjahr. Aber vielleicht ist es nur eine schwache, nichtssagende Assoziation infolge reiner Äußerlichkeiten.

Wie viele Bettler auf den Straßen! Wie armselig ihr Aussehen! (Aber die Bessern würden auch bei uns armselig aussehen!) Man sieht Krüppel aus allen schrecklichen Kämpfen dieses heimgesuchten, großen Landes. Wer kümmert sich um sie? Man sieht Straßenhändler, Straßenhausierer — aber man sieht endlich auch Kinder und sie sind so gut genährt. Man kann kaum sagen, daß die Menschen fröhlich sind; soll man von jemandem, der aus der Hölle kommt, etwas anderes erwarten? Aber es begegnen einem auffallend viele Frauen in anderen Umständen, und abends drängen, stoßen sich wimmelnde Schwärme auf Boulevards, auf den Treppen der Denkmäler trippelt es wie von Fliegen, auf den Straßen ragt die Fülle hin und her, alle nicht gut, nicht schlecht angezogen — man trägt, was man noch oder eben schon wieder hat, schöne Weibsbilder darunter — in sinnlicher Fülle und irdischem Glückgefühl, aus einem alten Pavillon hört man die Melodie des . . . „Ballgeflüsters“.

IV.

Wo ist das Alte? Wohl im Blut. An der Iberischen Pforte steht die kleine Kapelle mit dem rührenden Heiligenbild. Dorthin rennen die Frauen — werfen sich auf den Boden, schlagen das Kreuz, geben sich gleichsam einen Schwung von innen her, schmeißen sich hin, kriechen zum Bild der heiligen Frau, flattern an ihm hoch, küssen immer bestimmte Stellen, küssen immer auf denselben Fleck, werfen sich wieder hin, ganz ergeben, ganz erfüllt, verschwinden, machen anderen Platz. Ein unaufhörlicher Schwarm von wispernden, küssenden, kriechenden, halbbesessenen Weibern. An der Türe links steht ein Pfaffe, kassiert — ich sah Haufen von 100 000 Rubelscheinen. Anderswo hungern die Menschen und fressen sich auf.

In der Nähe dieser Kapelle steht das Stadthaus, die Duma — vielleicht möchten dort „gute Europäer“ ihre Kreuze schlagen.

V.

Stanislawsky geht es gut, er spielt selbst noch; ich sprach ihn: er lächelt leicht, aber mit einem Anflug von Schwermut, er hat viel hinter sich und findet sich kaum zurecht, er ist mit dem alten Europa aufs engste verbunden, hängt an seinem Werke mit einer Inbrunst, wie nur ein Schöpfer, rühmt seine Leute: „sie sind lauter Helden,“ er macht kein Aufsehens, sagt es feststellend, sich selber drückt er an die Wand, dabei ist er ein Wunder: ich sah einen General von ihm — herzlich dumm, borniert, verkalkt, wie ein Denkmal aus Europas Steinzeit, ganz Fossil, dann war er ein Kavaliere aus der Zeit Wilhelms I., Alexander II., als hätte „ein Porträt an der Wand“ seinen Platz verlassen — es läßt sich nicht anders sagen, niemand besitzt vielleicht heute noch diesen ganzen Glanz des verschollenen alten Adels, man muß an Sauer denken und ist überwältigt.

Das Merkwürdigste ist Stanislawsky's Repertoire: ich sah Ostrowsky, Hamsun, Turgenjeff. Am meisten spielt er schon Ostrowsky. Dabei besteht nicht der leiseste äußere Zusammenhang zwischen diesem Heute und jenem Vorgestern, aber man muß sich wundern über die Teilnahme der Zuhörer für diese untergegangene Welt. Blicke man länger dort, würde es einem vielleicht klarer.

Im Kammertheater geben sie jetzt die Bearbeitung einer Novelle unseres E. T. A. Hoffmann, es ist die tollste, bizarrste Farce, die man sich denken kann, die alte Bühnenform ist völlig zersprengt, ist ein Gewirr von seltsamsten Formen, vereinigt vier, fünf Schauplätze in einem, stellt alles auf den bloßen Ausdruck, das befreite, vehemente Wort, die glühende Farbe, die widerspruchsvollste Erscheinung des Äußern. Alles vollzieht sich in einem unerhörten, rasenden Tempo. Die Wandlungsfähigkeit der jungen Leute ist außergewöhnlich, ich sah „Salomé“ — ganz als Wortdichtung genommen, ganz in Farbe, Stimmung gehüllt. Großartig in der Geste, prunkvoll im Strom der Worte, tragisch im Grundgefühl und — fast ganz unerotisch. Salomé ist eine sehr distinguierte, aristokratische Dame mit der Geberde einer großen Tragödin, plötzlich wurde mir klar, daß diese Leute auch die „Phaedra“ Racine's spielen. Jede Erotik verschwand, nach dem Tanz geht obendrein noch rasch das Licht aus, bis Salomé sich den Mantel übergeworfen hat, und während sie weiter deklamiert, achtet sie ständig darauf, daß sich der Mantel nicht verschiebt. Die Orska könnte und möchte hier nicht bestehen.

VI.

Man könnte noch von vielen Dingen, vor allem von Menschen sprechen, man darf nicht enden, ohne von der erschütternden

Mauer des Kreml gesprochen zu haben, von dieser fast ewigen, ungeheuerlichen, erhabenen Backsteinfront, mit den Gräbern der Revolutionäre davor, auf denen die Blumen in einer wilden, üppigen Fülle und einer dunkel strahlenden Pracht wachsen und leben wie nirgends sonst, ja, diese sagenhafte Mauer mit ihren Gräbern werde ich nun sehen und im Gedächtnis halten, bis ich die Welt verlassen muß.

PAUL MORGAN

REKLAME-ARTIKEL

Das Vorwort.

Ich bin kein Filmstar. Ich besitze keine verwirrenden Fräcke wie Kastners Bruno, auch nicht 95 % Augenaufschlag wie Conny Veidt. Mir fehlt das Arsenal von Bärten und Nasen, die Dr. Rudolf Klein-Rogge-Mabuse zur Verfügung hat und ich habe auch nicht des Cäsaren Jannings Heldensterne, ..zigtausend Mark Tageshonorar zu verlangen.

Aber: Ich filme auch! Einen Arzt, der kommt und den Puls fühlt; eventuell noch den Kopf schüttelt und dann achselzuckend geht, bevor Lotte Neumann in erschütternder Großaufnahme ihre Verzweiflung zeigt, weil das Kind des Grafen sterben muß. Auch Postbeamte mache ich sehr gut, die erstaunt aus dem Schalter schauen, weil Max Landa das Telegramm so furchtbar rasch aufgibt. Eine Spezialität von mir ist ferner der telephonierende Polizeikommissar, der von dem Morde verständigt wird und darauf die sich gürtenden Polizisten herbeiwinkt. Und als der an der Türe listig lauschende Hotelkellner bin ich direkt feinkomisch.

Man sieht, ich gehöre auch zu den Filmdarstellern . . . aber in meiner Stellung ist das Honorar natürlich bloß als Zuschuß zu meinem übrigen Dalles anzusehen. Allerdings, etwas kommt bei mir noch hinzu: Wenn mich eine Firma engagiert, setzt sie als selbstverständlich voraus, daß ich mich für die Verdienstgelegenheit revanchiere und in einem Fachblatt einen kleinen Gratis-Reklame-Artikel erscheinen lasse. Scherzhaft-neckische Episoden-Koullissen-tratsch-Plaudereien über Diven und deren Lieblingsbeschäftigung in der Garderobe — — — kurz, es soll von der Firma und ihren Aufnahmen geredet werden. Und dann läßt sich auch über die Höhe des Filmhonorars reden! Ich gebe es zu: es ist so eine Art Revolverjournalistik in Taschenformat. Mit Knallkapseln Hier ist wieder ein solcher Artikel. Die „Illustrierte Filmwoche“ hat ihn abgelehnt. „Film und Brett!“ gleichfalls. Vielleicht habe ich beim „Tage-Buch“ mehr Glück. Hierbitteschön . . . !

Der Artikel.

Die Münchener „Emelka“ verfilmt zur Zeit . . . na, was denn?? . . . daß darauf noch keiner früher gekommen ist! . . . die verfilmt — — den Nathan!! . . . jawohl, den weisen Nathan. Es gehört Mut dazu. Wie meinen Sie? Von wegen Lessing? Keine Spur! Der Mann soll froh sein, daß man ihn endlich einmal den „breiteren Volksschichten“ . . . u. s. w. . . . Wenn ich Mut sage, so meine ich den Mut, der dazu gehört, in München, ausgerechnet in München einen jüdischen Film zu drehen! Noch dazu, wo doch der Jud die Hauptperson und der anständige Mensch ist! Und der gescheiteste von allen! So gescheit, daß sich von ihm sogar ein gekröntes Haupt überzeugen läßt. Wenn auch der Saladin kein katholischer Herrscher ist. Aber Monarch bleibt Monarch. Und der Jud ist der Klügere. Wie gesagt, es gehört Mut dazu. In München.

Die „Emelka“ läßt sich's was kosten. Drei Monate sind für die Aufnahmen vorgesehen. Auf den Freigeländen steht schon Jerusalem. Wunderbar nachgemacht, mit Moscheen und Halbmonden, die in der Sonne blinken. Und einer Synagoge, die sich gewaschen hat. Echte Palmen stehen herum, Araber und Neger mit Zuzugsgenehmigung und Aufenthaltsbewilligung sind da — was heuer sehr leicht durchzusetzen war, weil doch die erwarteten Fremden so ziemlich ausgeblieben sind.

Der Regisseur Manfred Noa ist ein sehr tüchtiger Kerl. Ein wirklicher Künstler, der sogar die „Hamburgische Dramaturgie“ genau kennt und den „Laokoon“. Er versucht jeden Kitsch zu vermeiden. Eine schwierige Sache, denn so eine Nathan-Verfilmung verlangt vielerlei Dinge, von denen sich Gotthold Ephraims Schulweisheit nichts hat träumen lassen. Dieser Klassiker hat sich's ja eigentlich recht leicht gemacht. Sieht man etwa in seinem Stück den Tempelherrn an der Spitze von 1000 Kreuzrittern (150 Mark pro Tag) durch die Wüste ziehen? Und Schlachten liefern gegen die Sarazenen? He??? Hat sich Lessing die Mühe genommen, Herrn Nathans Unglück mit Frau und Kind zu zeigen? Den brennenden Tempel, in dem die unglücklichen Opfer der bestialischen Ritter schmoren? Nichts hat er gezeigt . . . immer nur davon erzählen lassen! Und dann — — die Hauptsache!! Es ist ja ganz hübsch, den Nathan einen langen Monolog reden zu lassen . . . aber der wahre Wert der Geschichte von den drei Ringen kann ja doch erst vom Film erfaßt werden. Jetzt erst wird dem Publikum die Quintessenz des Stückes klar gemacht werden, denn jetzt erst wird man einen Mann persönlich kennen lernen, der vor grauen Jahren im Osten lebte!! Den Ring, den er besaß, kriegen wir in deutlichen Großaufnahmen zu sehen, damit sich jeder überzeugen kann, daß der Stein wirklich einen unschätzbaren Wert repräsentiert. Wir

wollen hoffen, daß uns auch die „liebe Hand“ vorgeführt wird, die seinerzeit den Ring geschenkt hat. — —

Aber ich darf nicht zu viel verraten. Ich will es nicht mit schnöder Indiskretion lohnen, daß ich mitfilmen darf. Ich darf dabei sein und die Reitkunststücke des Tempelherrn Carl de Vogt bewundern, (Übrigens: „De Vogt“ . . . ein Kreuzfahrer hätte schon so heißen können!) aus nächster Nähe sehe ich Werner Kraußens Nathan entstehen. Eben ist eine große Szene vorüber. Noch wagt niemand ein lautes Wort, so sehr hat jeden die stumme Sprache des großen Mimikers erschüttert. Die Komparsen des Deutschen Ritterordens — der Echtheit halber von Studenten völkischen Charakters dargestellt — stehen stumm und in sich gekehrt da, das „Hepp-Hepp“ erstirbt auf ihren Lippen und philosemitisches Wetterleuchten durchzuckt ihre Züge Und Werner Krauß steht abseits. Will nicht abgelenkt werden. Nicht aus der Stimmung kommen. Setzt sich auf einen Marmorblock und beginnt in einem Buche zu lesen. Ich betrachte aus respektvoller Entfernung das Bild, das sich mir darbietet. Die breite Gestalt hebt sich gegen den Horizont als prachtvolle Silhouette ab; der weiße, ehrwürdige Bart weht leise im Winde; würdig wendet der Greis die Blätter des Buches. Keine Bewegung sonst. Ich kann mich nicht satt sehen. Unwillkürlich sinke ich in die Knie. Geflüsterte Hymne an Werner Krauß: . . . „Du Großer . Du bist kein gewöhnlicher Kintöppler, der zwischen einem Kantinenschnaps und einer Pockerpartie dramatische Kisten aufmacht! Du konzentrierst dich, lebst in deiner Aufgabe, Erhab'ner, versenkst dich in der Spielpause in das Wort des Dichters, dessen Geschöpf du verkörperst! Oder liest du etwa im Talmud . . . auf das du ganz . . ganz Nathan werdest . . .?“

Man will noch rasch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne benutzen. „Aufnahme!“ schallt es. Krauß eilt plötzlich davon und ich schleiche zu dem Platze, wo der Meister soeben gesessen. Und siehe — — sein wallendes Gewand hat in der Eile den cachierten Marmorblock umgeworfen; das Buch, das er darauf liegen gelassen, war auch zur Erde gefallen. Ich hebe es scheu auf. Und lese den Titel: . . . „Im Spukschloß. Eine Erzählung von Eufemia von Ballestrem Eufemia von Ballestrem Euf“

Das Leben ist reich an Enttäuschungen, seufze ich aufblickend und bemerke gerade, wie der Patriarch von Jerusalem ein kleines Sarazenenmädchen in den Popo kneift

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Augustwoche

Nach langer Stockung, die umso befremdlicher wirkte, als gleichzeitig der Dollarkurs unablässig aufwärtsklomm, hat jetzt auch wieder mal eine Hausse am Effektenmarkt eingesetzt. Das macht: die Börse hat sich plötzlich — wahrscheinlich auch unter dem Einfluß starker Auslandskäufe — wieder der Goldwerttheorie erinnert; nachdem sie vorher, abwechslungshalber, monatelang der Ertragswerttheorie die Ehre gegeben hatte. Zwischen Goldwert- und Ertragstheorie schwankt die Einstellung des Börsianers tatsächlich hin und her; und je nach der augenblicklichen Modestimmung kommt es zu fieberhaften Hausen oder ebenso fieberhaften Baissen, mindestens aber zu Stockungen und Lethargie. Erinnern wir uns, was diese wie jene Theorie eigentlich besagt. Die Goldwerttheorie, auf die Spitze getrieben, erklärt: Jede Aktie ist ein Eigentumstitel an Grundstücken, Gebäuden, Maschinen, Inventar, — kurz: an Sachwerten; da aber alle Sachwerte aufs 100—200fache ihres nominalen Friedenswertes gestiegen sind, muß auch eine (unverwässerte) Aktie mit entsprechendem Kurs bewertet werden; also z. B. eine Aktie, die im Frieden auf 200 stand, mit 20 000—40 000. Die Ertragstheorie, auf die Spitze getrieben, erklärt: Ein Sachwert ohne Rente nützt mich gar nichts; wenn eine Aktie im Frieden 8 Prozent Dividende (in Gold) abwarf, heute aber 40 Prozent (in Papier), so hat sich ihr tatsächlicher Ertrag nicht vermehrt, sondern vermindert; und stand sie im Frieden auf 200 (Gold), so kann sie heute (in Papier), höchstens 5 mal so viel, also 1000, wert sein. Wo liegt die Wahrheit, hier oder dort? Die Wahrheit ist banal, wie alle Wahrheiten —: die richtige Bewertung liegt offenbar in der Mitte. Auf kurze Frist gesehen und vom Standpunkt der Rente ist natürlich die Ertragstheorie vollkommen richtig. Auf lange Frist und vom Standpunkt des Besitzes aber ist den latenten Werten, die das Papier verkörpert, ein effektiver Wert nicht abzusprechen, — vorausgesetzt nur, daß die Goldwerte der einzelnen Unternehmung durch eine entsprechende Regenerationspolitik wirklich erhalten bleiben. In jedem Fall also ist sowohl die pessimistische Unterbewertung auf Grund der Ertragstheorie als auch die enthusiastische Überwertung auf Grund der Sachwerttheorie falsch. Gäbe es Köpfe an der Börse, wissenschaftlich-praktische Köpfe, so wäre längst für jedes maßgebende Papier eine Art Kombinationsindex aus Dividendensatz und Valutastand aufgestellt, ein Richtkurs, um den die Tageskurse *ceteris paribus* im allgemeinen nur oszillieren könnten und der sich jeder Mark-Bewegung in berechtigten Grenzen sozusagen automatisch anpaßte. Aber da die Börse das ist, was der Mediziner einen „manischen Periodiker“ nennt, wird dies haltlose Hin- und Herschwanken zwischen Sachwert-hausse und Ertragswertbaisse wohl auch weiterhin andauern.

Was in der vorigen Nummer über die ungerechtfertigte Steigerung der Stahl- und Eisenpreise gesagt war, ist mit noch größerer Schärfe für die Textil- und Lederindustrie zu wiederholen. Die Stahl- und Eisenpreise belaufen sich jetzt durchschnittlich aufs 190-200fache des Friedenssatzes. Aber Textilien sind tatsächlich noch höher geklettert. Die ausgezeichneten Preis-Indizes der „Frankfurter Zeitung“ zeigen, daß die Großhandelspreise im allgemeinen — berechnet aus 98 Waren aller Gruppen — anfangs August 139,3 mal so hoch standen als im Frieden; die Preise der Einzelgruppe Textilien, Leder usw. aber 219 mal so hoch! (Damit vergleiche man die Gruppe „Industrielle Endprodukte“, die sich immer noch mit dem 85fachen der Friedenspreise begnügt.) Kann bestritten werden, daß sowohl die 200fache Preissteigerung der schwerindustriellen Produktion als gewiß auch die 220fache der Textilerzeugnisse der tatsächlichen Lage absolut nicht entspricht? Der Fall liegt so klar als nur immer gewünscht werden kann. Selbst angenommen, diese Industrien müßten wirklich ihr gesamtes Rohmaterial aus dem Ausland beziehen und müßten es wirklich mit dem 200fachen Friedenspreise bezahlen (was beides nicht wahr ist!), so bleibt doch immer noch das gewaltige Kostenelement der Löhne und Gehälter übrig, das auch heute noch das 50fache des Vorkriegsstandes kaum überschritten hat. Niemand versuche, hinwegzudisputieren, daß hier entweder wahnwitzige Gewinne erzielt oder produktions-organisatorisch wahnwitzig geschleudert wird. Leider ist wahrscheinlich das letztere der Fall!

Wenn übrigens vom Großhandelsindex die Rede ist, ergibt sich die Notwendigkeit, auch über Reichsstatistik wieder einmal ein Wörtlein zu sagen. Nämlich nicht nur die „Frankfurter Zeitung“ gibt Indizes heraus, sondern auch das Statistische Reichsamts. Und zwar sind die letzten Veröffentlichungen beider Quellen zwei Tage hinter einander erfolgt. Am 5. August kam der Index der „Frankfurter Zeitung“ heraus und wies für den Großhandel eine 139fache Preissteigerung nach; am 7. August kam der Reichsindex und zeigte, — nanu, was denn? eine 99fache, ebenfalls für den Großhandel! Die Differenz hat natürlich ihre Ursache. Sie ergibt sich daraus, daß die private Zahl sich auf den Anfang des Monats August bezieht, die offizielle dagegen auf den Durchschnitt der Monats Juli. Wozu aber überhaupt diese künstlichen Durchschnittszahlen? Sie zeigen nicht den realen Stand irgendeines bestimmten Tages an, klären nicht blitzartig über die momentane Lage auf, sondern geben eine irrealer Phantasiezahl, die (unter heutigen Verhältnisse) im Augenblick ihrer Veröffentlichung längst historisch geworden ist. Index heißt Anzeiger, Aufzeiger, Uhrzeiger. Wenn ich auf die Uhr sehe, will ich die gegenwärtige Stunde wissen, nicht einen Durchschnitt vom gestrigen Tage. Indizes sind notwendig, ihre Verwertung in der praktischen Wirt-

schaft geht noch lange nicht weit genug. Aber eben diese Schwerfälligkeit und Rückständigkeit der amtlichen Ziffern verhindert, daß das Indexwesen sich einbürgert und in gleitenden Verträgen, Preisen und Löhnen segensreiche Anwendung findet. Warum kann das Reichsamt nicht ebenso prompt arbeiten, wie die vielen privaten Index-Statistiker?

Zuschriften und Unterhaltungen beweisen fortwährend, wie groß, namentlich im Norden und Osten Deutschlands, das Interesse an den faktischen Wirtschaftsaussichten Rußlands ist. Es sei daher aus den Haager Wirtschaftsverhandlungen, (über die in der deutschen Presse sogar für unsere Verhältnisse sensationell unzulänglich berichtet war), der Inhalt des vielleicht wesentlichsten Dokumentes wiedergegeben —: der Liste von industriellen und landwirtschaftlichen Konzessionen, die Litwinoff am 7. Juli den alliierten Kapitalisten zur Ausnützung anbot. Sie umfaßte:

15 bereits früher exploitierte und 15 neu zu erschließende Petroleumfelder; 10 Erzbergwerke, zum Teil mit Hüttenanlagen ausgestattet; 11 Kupferbergwerke, teilweise mit Nebenanlagen; 3 polymetallische Werke; 1 Steinkohlenbergwerk; 5 Goldbergwerke; 3 Platinbergwerke; 39 Waldregionen nebst dazugehörigen Papierfabriken; 44 Zuckerfabriken; Zementfabriken mit einer Vorkriegsproduktion von 11,7 Millionen Tonnen; Phosphat- und Düngfabriken mit einer Vorkriegsproduktion von 19,2 Millionen Pud; 5 chemische Fabriken; 7 elektrochemische Fabriken; Landwirtschaftliche Konzessionen von praktisch unbegrenzter Größe.

Die Sowjetregierung hat diese Objekte, als Pauschalersatz für nationalisierte Werte, im Haag den Westmächten angeboten. Die Westmächte haben abgelehnt. Die Objekte stehen jetzt wieder dem privaten Interesse frei, — und nicht nur, sollte man meinen, dem Interesse von Engländern und Amerikanern!

ERNST SCHULZ

DIE DYNASTIE MORGAN

Wenige Deutsche, die von den Verhandlungen des „Morgan-Komitees“ lasen, oder die jetzt wieder hören, daß man hoffe, dies Komitee aufs neue zusammenzutrommeln, werden imstande gewesen sein, die Bedeutung des Namens Morgan wirklich zu ermessen. Zwar ist John Pierpont Morgan Sohn anscheinend nicht das einzigartige geschäftliche Genie, als das sein Vater, John Pierpont Morgan senior, angesprochen werden muß; zwar sind noch keine Handlungen von ihm bekannt, die es gestatteten, ihn für einen ebenso großen Konstruktor im Bereiche der Geld- und Produktivwirtschaft zu halten, wie es sein vor nunmehr neun Jahren verstorbener Erzeuger war. Aber er hat die ganze Macht und Kapitalsgewalt des Vaters geerbt; und diese Macht hat in unseren Tagen nicht ihresgleichen!

Der alte Morgan, der vor dem Kriege in Rom starb, galt als der Gentleman unter den amerikanischen Mammonarchen. Er war

der Einzige, der nicht ganz von unten angefangen hatte, dem vom seinem wohlhabenden Vater eine ausgezeichnete Erziehung zuteil geworden war, und der sich, so paradox es klingen mag, auch noch durch ein anderes, wichtiges Merkmal von seinen Milliardärskollegen unterschied: daß er bis in die Mannesjahre hinein absolut keinen Sinn fürs Geschäft, für business besessen hatte.

John Pierpont Morgan der Ältere wurde im Jahre 1837 als Sohn des Londoner Bankier Julius Spencer Morgan geboren. Als er zwölf Jahre alt war, siedelte er mit den Eltern nach Boston über, wo er später auch die Hochschule besuchte. Aus Gesundheitsrücksichten mußte er dann auf Reisen gehen, deren wichtigste Etappen die Azoren, die Schweiz und Deutschland waren. Hier in Deutschland bezog er die Universität Göttingen, widmete sich dem Studium der Mathematik, für die er seit frühester Jugend eine ausgesprochene Vorliebe hegte, begann gleichzeitig aber auch, sich mit Literatur zu befassen und, zum Entsetzen seines Vaters, der den Fortbestand des Geschäftes dadurch bedroht sah, mit Künstlerkreisen Fühlung zu nehmen. Schließlich muß er wieder nach Amerika zurückkehren. Er tritt ins väterliche Geschäft ein, zeigt aber wenig Interesse dafür; und die Tage sind erfüllt von Streitigkeiten mit dem Vater. Es kommt zu einem Konflikt, er verläßt das väterliche Haus, man verschafft ihm eine Stelle als Vorstandsmitglied einer großen Versicherungsgesellschaft. Doch auch hier ist alle Nachsicht des Präsidenten vergebens. John Pierpont wird formlos verabschiedet, und dem verzweifelten Vater wird schriftlich erklärt, daß aus seinem Jungen nie etwas werden könnte.

Es folgen einige Jahre neuerlichen, bedeutungslosen Hinvegetierens im väterlichen Geschäft, dann neue Reisen, wiederum nach Europa. In Paris erlebt er seinen ersten und letzten Liebesroman. Ein blendend schönes, aber schwindsüchtiges Mädchen zieht den stillen, verschlossenen Mann in ihren Bann. Damit beginnt das traurigste Kapitel seines Lebens. Wider Willen, nur seinem unermüdlichen Drängen nachgebend, wird sie seine Frau; aber schon nach einer kurzen Spanne leidumflossenen Glückes macht ein Blutsturz ihrem Leben ein Ende. Verbittert und mit dem Schicksal hadernd kehrt John Pierpont nach New York zurück. Aber es erweist sich plötzlich, daß sein menschliches Unglück die erste Stufe zu seinen berausenden geschäftlichen Erfolgen war. Denn, um sich zu betäuben und gleichgültig gegen alle anderen Zerstreuungen, stürzt er sich jetzt plötzlich mit rasendem Eifer auf die Arbeit. Zwar verheiratet er sich wieder (mit der Tochter eines New Yorker Richters); auch werden ihm in dieser Ehe zwei Kinder geboren, eben der heutige Chef des Hauses und eine Tochter; aber das eigentliche Sinnen und Trachten des völlig verwandelten, wortkargen und zurückgezogenen Dreißigjährigen gilt von nun an der Entwicklung seiner kleinen Firma, die er bereits in kurzer Frist zu ziemlich erheblicher Blüte bringt.

Seine eigentliche Karriere als Finanzgenie allerersten Ranges

beginnt freilich erst 1869 mit der Sanierung der Albany- und Susquehannabahn. Es war damals eine Zeit wildesten Gründungstaumels im amerikanischen Eisenbahnwesen angebrochen. Die großen Gewinne der ersten Überlandbahnen stachelte die Profitgier der Unternehmer aufs Höchste, Konkurrenzlinien über Konkurrenzlinien wurden gebaut, an der Börse nahm die Spekulation in Eisenbahnaktien turbulente Formen an. Natürlich aber brach unter den vielen Konkurrenzlinien bald ein heftiger Ratenkampf aus, der überdies mit der ganzen Skrupellosigkeit jener amerikanischen Jugendzeit geführt wurde. Es kam soweit, daß sich von zehn bestehenden Linien nur zwei bis drei als lebensfähig und rentabel erwiesen, und daß die übrigen irgendwie saniert werden mußten. Der erste Manager auf diesem Gebiete war Jay Gould, der durch allerhand Manipulationen, die zum Teil das Strafgesetz streiften, unter anderen auch die Erie-Bahn unter seine Kontrolle brachte. (Nebenbei gesagt, Gould gilt als einer der Väter des Bestechungswesens in Amerika. Wie kaum ein Zweiter verstand er es, ein Trinkgeld von richtiger Höhe zur richtigen Zeit in die richtige Hand zu drücken.) Gould hegte nun den Wunsch, auch die Albany- und Susquehanna-Bahn, deren Schienennetz das der Erie-Bahn zum Teil ergänzte, in seinen Besitz zu bringen. Da die Bahnverwaltung aber widerstrebte, begann Gould ein charakteristisches Manöver: er kaufte sämtliche Forderungen gegen diese Gesellschaft auf, und versuchte die Bahn dann zum Konkurs zu zwingen. Der geängstete Verwaltungsrat seinerseits aber erbat von Morgan finanzielle Hilfe und Unterstützung; und dies war für Morgan die erste Möglichkeit zu einem ganz großen Schlag.

Nach dreitägiger Überlegung und Prüfung sagte er zu. Es brach nun natürlich ein Kampf zwischen Morgan und Gould, beziehungsweise dessen Ausführungsorgan Jim Fisk aus, der sich teilweise in fast grotesken Wildwest-Formen abspielte. Zum Beispiel berief Morgan, als ersten Schritt, eine außerordentliche Generalversammlung der Bahn ein; Gould aber faßte den Beschluß, die Versammlung, noch bevor sie zu Ergebnissen gelangen konnte, gewaltsam zu sprengen. Es wurde eine Horde von „boys“ organisiert, die unter Führung Fisk's das Versammlungslokal stürmte, — doch hatte Morgan sich vorgesehen, hatte Polizei bereitstellen lassen, die nun rasch herbeigerufen wurde und das Lokal von den Eindringlingen räumte. Nachdem dieser Schlag mißlungen war, organisierte Gould eine noch gewalttätigere Kampftruppe. Aus dem Abschaum der Gassen bildete er regelrechte Überfallkommandos, die den Bahmbetrieb der Albany und Susquehanna nach Möglichkeit zu stören hatten. Die Tätigkeit dieser Helden bestand vornehmlich in der Lockerung von Schienenstößen, dem Falschstellen von Weichen, dem Überfall auf sogenannte Blockstationen und ihrer Zerstörung, sogar, in der Beschießung vorbeifahrender Züge. Trotz der Ungeheuerlichkeit dieser Akte dauerte es eine ganze Weile, ehe sich die Regierung entschloß, dem wiederholten Drängen Morgans nachzugeben und einzugreifen. Den Banditen wurde dann

aber ihr sauberes Handwerk sehr rasch gelegt, und Morgan berief eine neue Generalversammlung ein, in der er, gegen die Stimmen Gould's und Genossen, den Antrag durchbrachte, die Albany- und Susquehanna unter sehr günstigen Bedingungen an die von ihm kontrollierte Hudson-Canal-Company zu verpachten. Wie günstig diese Transaktion von der Börse ausgenommen wurde, erhellt daraus, daß die Aktien der Bahn, die vorher als fast wertlos gegolten hatten, in wenigen Tagen einen Kursgewinn von mehr als 100 Proz. erzielten. Morgan, der die Verwaltungsmitglieder verpflichtet hatte, nichts von dem geplanten Sanierungsunternehmen verlauten zu lassen und der sich unter dem Schutze dieses Geheimnisses zu billigstem Kurs mit großen Aktienposten der Bahn eingedeckt hatte, erzielte für seine persönliche Tasche dadurch ungeheure Kursgewinne. Das ganze Geschäft aber machte den Namen Morgan dem großen Publikum eigentlich erst bekannt und begründete von nun an seinen Ruf als „Gesundmacher“.

Indessen florierte die Bahn infolge der allgemeinen Situation zunächst durchaus nicht nach Wunsch. Morgan, — der sein Haus inzwischen mit dem bekannten Bankhaus Drexel u. Co. zu der Firma Drexel, Morgan u. Co. umgewandelt hatte (erst später, nach Austritt des alten Hudson, empfing die Firma ihren heutigen Namen J. P. Morgan u. Co.), — Morgan beobachtete lange, entschloß sich dann aber zu einem außerordentlich weitgreifenden Unternehmen. Man muß in Betracht ziehen, daß von den in den letzten 20 Jahren gegründeten Bahnen nach und nach nicht weniger als 423 mit einem Gesamtkapital von $2\frac{1}{2}$ Milliarden Dollar für fallit erklärt werden mußten. Morgan überlegte sich nun lange, welche der Linien eigentlich lebensfähig seien und begann wiederum systematisch, die Aktien dieser Linien zu billigsten Kurse an der Börse zu erwerben. Als er die Mehrheit in Händen hatte, trat er offen mit ihnen in Fühlung, wandte ihnen seine finanzielle Hilfe zu, sanierte sie. Dadurch brachte er auch diese Linien unter seine Kontrolle, erzielte außerdem aber wiederum unerhörte Kursgewinne; denn natürlich begannen diese Papiere, während der Rest der Bahnen unrettbar verfiel, ungeheuer im Kurse zu steigen. Morgans Name war nun schon in aller Munde.

Verständlich, daß sich nach so außerordentlichen Erfolgen auf dem Gebiete der Privatwirtschaft nun auch der Wunsch und Ehrgeiz in Morgan regte, als politischer Bankier zu glänzen! Dazu bot sich während der Goldkrise des Jahres 95 Gelegenheit. Große Goldabflüsse (80 Millionen Dollar allein vom 1. Dezember 94 bis 13. Februar 95!) versetzten die staatliche Schatzkammer, deren Bestand bereits auf 40 Millionen Dollar zusammengeschmolzen war, in eine äußerst prekäre Situation. Präsident Cleveland war ratlos. Morgan, der (im Gegensatz zur großen Öffentlichkeit, der die Lage absichtlich verheimlicht wurde), genau über den Stand der Dinge informiert war, hatte wiederholt seine Hilfe angeboten. Er sah die

einzigste Hilfe in einer Auslandsanleihe, da eine Inlandsanleihe, bei der schweren Wirtschaftskrise, ein vollständiges Fiasko bedeuten mußte. Zur Vermittlung dieser Auslandsanleihe erklärte er sich wiederholt bereit, Cleveland aber, der kein Finanzier war und dem Privatmann nicht die Ehre geben wollte, den Staatskredit gerettet zu haben, glaubte auf seine Intervention verzichten zu müssen. Er setzte seine Hoffnung auf den Kongreß und das Volk und brach die Verhandlungen mit Morgan schroff ab. Den stillen Mann in Wallstreet konnte dies jedoch nicht einen Augenblick beirren. Er wußte, daß man ihn brauchen und rufen werde. Die Schatzkammer setzte sich mit Fieberhast in Verteidigungszustand, zog aus Frisco, Chicago, St. Louis und New Orleans ihre letzten Goldbestände zusammen. Doch half alles nichts, die Goldabflüsse dauerten fort. Scheck auf Scheck wurde präsentiert und bezahlt, bis der Bestand auf 10 Millionen Dollar zusammengeschnitten war, und die Zahlungseinstellung binnen wenigen Tagen unvermeidlich schien. Da entschloß sich Morgan, die Daumenschraube anzuziehen. Er nahm den nächsten Zug nach Washington und ließ Cleveland, der ihm eine Besprechung abgeschlagen hatte, bestellen, daß er nur zu dieser Unterredung nach Washington gekommen sei und dableiben werde, bis er sein Ziel erreicht habe. Er wußte, daß er es erreichen werde! Denn 9 Millionen waren noch in der Schatzkammer, er aber hatte gestern einen Scheck von über 12 Millionen gezogen, der morgen durch einen seiner Getreuen präsentiert werden würde! Dann war das Spiel aus, und Morgan, der Sieger, konnte die Bedingungen diktieren! Aber es sollte gar nicht erst so weit kommen! Nach schlafloser Nacht wurde Morgan in der Frühe doch zu Cleveland berufen. Stunde über Stunde verging zuerst in ergebnislosem Parlamentieren; da spielte Morgan, gereizt und seiner Stärke bewußt, plötzlich schonungslos den letzten Trumpf aus: er erklärte dem Präsidenten, daß heute ein Scheck über 12 Millionen eingefordert werden würde . . .! Lähmendes Schweigen. Das war der Bankrott! Hilfe suchend und gebrochen sah Cleveland sein Gegenüber an. Dieser aber entwickelte dem Präsidenten nun seinen Plan: er selbst wolle dem Schatzamt zu erträglichen Bedingungen 65 Millionen Dollar in Gold vorstrecken, wogegen eine Auslandsanleihe aufzunehmen sei, deren Finanzierung Morgan übertragen werden würde. Es war die letzte Möglichkeit, den Staatskredit zu retten, und Präsident Cleveland mußte seine Unterschrift unter Morgans Bedingungen setzen. 65 Goldmillionen strömten aus den Kassen Morgans in die Tresors des Schatzamtes, alle Verpflichtungen konnten wieder reguliert werden. Ebenso war dann auch Morgan's Jungfernanleihe, wenn das Wort gestattet ist, ein voller Erfolg. Es war das erste, aber nicht das letzte Mal, daß Morgan bestimmend in die Geschicke seines Landes eingriff, — es war das erste, aber nicht das letzte Mal, daß er staatliche Anleihen beim Privatkapital unterbrachte. (Schluß folgt.)

G L O S S E N

VERSICHERUNGS-OFFIZIERE

Zusammenhalten, sich eins zu fühlen: das ist etwas, das den Juden nachgesagt wird. Bis ins dritte Glied sorgen die Strengen unbedingt für einander. Aber auch deutsche Offiziere treten für einander ein. Der Zufall ließ mich solch Zusammenhaltungsgefühl aus der Nähe beobachten.

Äußerer Rahmen: eine Versicherungsgesellschaft, die in Berlin ihren Hauptsitz, in großen deutschen Städten Filialen hat. Das Kapital ist von einem Konsortium entlassener Offiziere mit der Bestimmung zusammengelegt worden, daß nur ehemalige Offiziere die wesentlichen Posten des Unternehmens besetzen dürfen. Und so ist denn auch alles früherer Offizier. Vom Chef der Zentrale bis zum Buchhalter in der kleinsten Filiale. Nur die Stenotypistinnen machen eine Ausnahme.

Sind die Offiziere hier noch das, als was wir sie in Erinnerung haben: die Kreaturen des George Groß? Sind sie das, was sich assoziativ in uns mit dem Begriff Offizier zu verbinden pflegt: Monarchistische Hinterhalter?

Gott weiß es: die hier sind weder das eine noch das andere. Natürlich, sie stehen weit rechts. Ja, zuweilen fällt gegen irgendwen der Satz: „Auch nur so'n Spartakiste!“ Aber das klingt nicht giftig, nicht aggressiv. Wehmütig klingt es, resigniert. Ja: die beiden Agenten hauen jeden Morgen noch die Hacken

vor dem Chef zusammen. Und ihr „Guten Morgen, Herr Oberstleutnant!“ klingt noch eben so ergeben und kantig wie auf dem Kasernenhof. Aber im übrigen hat man sich abgefunden. Es geht eben nicht anders. Die beiden Leutnant-Agenten müssen Kundschaft besuchen gehen. Müssen dem Fabrikbesitzer, dem Grossisten, die vielleicht nur gewöhnliche Landsturmeute waren, die Vorteile ihrer Gesellschaft preisen. Es geht eben nicht anders.

Vor ein paar Tagen ist sogar ein ehemaliger General eingestellt worden. 72 Jahre alt ist er. Er kommt mit seiner Pension nicht aus. Hier verdient er noch 1200 M. im Monat. Aus Barmherzigkeit haben sie ihm einen Bummelposten gegeben. Jeden Morgen vollzieht sich nun dies: der Chef reißt die Knochen gerade, Grüßt wie ehemals: Guten Morgen, Herr General! Der General ist drei Sekunden lang General. Dann nickt er gnädig. Nun wird der Oberstleutnant wieder Chef. Er ruft einen der Leutnants. Sagt: Herr Leutnant, weisen Sie den Herrn General an, was er tun soll. Der General schiebt ins Nebenzimmer ab. Dort hat er die Kartothek in Ordnung zu halten, hat die Korrespondenz mit der Kundschaft zu exzerpieren und die Kerngedanken der Briefe in Stichworten auf eine Karte zu schreiben, hat Statistik zu führen, hat Multiplikationen vorzunehmen. Zuweilen holt er sich Rat bei einem der Schreibmaschinenmädel. Er ist

B A D N A U H E I M

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

doch noch neu und weiß noch nicht in allem Bescheid. So geht der Tag hin. Der Oberstleutnant thront im Chefzimmer. Die Leutnants poussieren die Kundschaft. Der General führt die Kartothek. 1870 schon hat er mitgemacht. 1914 hat er eine Brigade, von 1916 an eine Division geführt. Eine Division geführt.... zu deutsch: ist allmächtig und allherrschend über 20 000 Menschen gewesen. Schwebte in Wolkenhöhe. War den Landsern in Dreck und Schlamm eine mythische Gestalt...

Heute ordnet der Divisionär die Kartothek. Wie er einmal in den Sommertag hinausschaut, fährt unten einer mit der schönsten Choristin des Stadttheaters, in die Lehne geflezt, im Auto vorüber. Du, General, der ist einmal der mistigste Gemeine deiner mistigsten Kompagnie gewesen...

Die Schreibmaschinistin erzählt mir, daß sie alle sehr freundlich und liebenswürdig seien, der Oberstleutnant, der General, die Leutnants. Und streng reell gehe alles zu. Schlechte Firmen werden überhaupt nicht versichert. Und als einmal die kleine Buchhalterin der Steuer mehr habe abknapsen wollen, als nötig sei und sich auf alle möglichen Paragraphen dabei berufen habe, sei der Oberstleutnant ärgerlich geworden und hätte gemeint, daß der arme Staat so schon genug betrogen werde.... Und die Überstunden würden reichlich bezahlt... Und einmal hätte der Oberstleutnant sogar Pralines mitgebracht....

Oberstleutnant, Leutnant, General, — jetzt: Chef, Agent, Buchhalter —: hier sind sie über Bücher gebeugt, über Statistiken, Kartotheken. Ihr Herz ist zerrissen von nagender Trauer. Damals: Himmelherrgottsakrament!... Kompagnie!... Die Augen links!... Jawoll, Herr Leutnant!... Zu Befehl, Herr General!... Seine Majestät, der Kaiser!... Jetzt dies! Dies: Kartothek, 1200 M., Kundenfang!

Lieber Freund, und wenn du gleich mir meinstest, der deutsche Militarismus sei eine Pest gewesen, und gleich mir jeden Offizier bis zum manchmal erbrachten Beweise des Gegenteils für einen monarchistischen Trottel hältst: bei den Vieren kommst du mit so schnellen Sätzen nicht auf.

Du müßttest das einmal sehen, wie der Chef vorm Buchhalter stramm steht, wie der Buchhalter peinlich in seiner Arbeit ist, daß ihm, dem alten General, ja nichts nachgesagt werden kann. Du müßttest einmal hören, wie sie das sagen: Auch so'n Spartakiste! Wie entsetzlich apolitisch und — ja, man muß schon sagen: vergeistigt. Dann also: Romantik? Kinderei? Zopftum? Auf eine Formel läßt sich das nicht so bringen. Nur dies ist zu sagen: Etwas lebt und raunt darin, das deshalb groß ist, weil es selbst in der Wert- und Geistverlassenheit dieser Zeit sich nicht auf den Generalnenner Geld bringen läßt.

Wenn man das einmal in Kultur umsetzen könnte!

Hans Bauer.

B anflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Belämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei Halsentzündung und Verschleimung

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

DER RITTER IHRER EHRE

Im „Reichenberger Tageblatt und Anzeiger“ läßt sich ein bekannter Einwohner der deutsch-böhmischen Stadt per Inserat folgendermaßen vernehmen:

Da der Verdacht

von meiner Frau völlig ungegründet ist, so warne ich Jedermann vor Weiterverbreitung, da ich sonst ohne jede Rücksicht jedes Weitere gerichtlich verklagen werde. Es kann sich von ihrer Unschuld jede Person selbst überzeugen.

Robert Strobel.

Wieviel Reichenberger werden sich von ihrer Unschuld selbst überzeugt haben?

TAG ODER NACHT?

In der Nachtausgabe des „Tag“ vom 3. August war folgende Meldung zu lesen:

„**Heutige Jugend.** Aus Leipzig wird gedrahtet: Auf den Schienen der Eisenbahnstrecke Berlin—Leipzig—Hof wurden die gräßlich verstümmelten Leichen des 19jährigen Fabrikarbeiters Richard Seifert und der gleichaltrigen Ella Oehlschlägel aus Cunersdorf bei Plauen aufgefunden. Bei Seifert fanden sich zwei Eintrittskarten zu einem Tanzsaal und 24 M. Da beide eng umschlungen aufgefunden wurden, ist anzunehmen, daß sie den Tod gemeinsam gesucht haben.“

Da weiß man wirklich nicht, was man mehr bewundern soll: den Schlußfolgerungsintellekt des Journalisten, der sofort herausfand, daß

zwei Menschen, die eng umschlungen aufgefunden wurden, „gemeinsam“ den Tod gesucht haben; oder die Genauigkeit einer Berichterstattung, die noch den Brieftascheninhalt eines verzweifelten jungen Menschen telegraphisch der lokalanzeigerlesenden Bevölkerung Deutschlands zu melden weiß; oder die zynische, frech-politische Überschrift, die noch aus der Liebestragödie Propaganda gegen „diese Republik“ macht.

Gottseidank stößt man einige Seiten weiter aber auf folgendes Inserat:

Die Nacht-Ausgabe „Tag“

mit vollständigen Ergebnissen der deutschen und französischen Rennen ist täglich außer Sonntags von 8,30 abends ab erhältlich im Straßenhandel, bei den Bahnhofsbuchhändlern und in den Likörstuben von:

Kahlbaum,

Kantorowicz,

Mampe

u. Huth.

Es wirkt tröstlich, sich nun die für französische Rennen schwärmende Leserschaft des nationalen Blattes hinzuzudenken, wie sie, mit der verehrlichen Redaktion voll und ganz übereinstimmend, in Dielen und Likörstuben der Menschheit ganzen Jammer in Alkohol ertränkend, die erotischen Bequemlichkeiten einer gestrigen, den erotischen Unbequemlichkeiten einer „heutigen Jugend“ mit männlicher Entschiedenheit vorzieht.

Erich Stückrath.

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9—12, 2—7, Sonntags 10—12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

DER DICHTER im JUSTE-MILIEU

Daumier: Der Dichter (Mauritius-Verlag, Berlin 1922). „In ein paar Strichen von Daumier steckt seine Zeit“, sagt Meier-Gräfe. In Wirklichkeit stecken alle Zeiten drin, wenigstens soweit sie als Dummheiten sichtbar werden. In dem vergnügten Bändchen, das der Mauritius-Verlag neu auflegt, nimmt sich der Meister den Dichter vor, — der offenbar in den Tagen des Juste-Milieu eine ebenso komische Figur war wie heute. Die ganze Menagerie wird uns vorgeführt: der Olympier, der Menschheits-Dichter, der akademische Dichter, der Arbeiterdichter, der Salondichter. Das alles hat es damals, wie zu allen

Zeiten, nämlich schon gegeben. In dem witzigen Begleittext zu den Illustrationen heißt es: „Es ist möglich, daß die Dichtkunst verschwindet — dafür haben wir jetzt mehr Dichter.“ Damals dichteten die jungen Leute wie Lamartine, heute dichten sie wie... (um nicht im Romanischen Café erschlagen zu werden, nenne ich keine Namen). Das Schrecklichste der Schrecken, aber war auch damals schon die Dichterin, die dem Gatten die Sorgen des Haushalts und die Aufzucht der Brut überläßt. Wie der erlauchten Literaturhyäne unglücklicher Gemahl sein Kindlein pappelt, muß man sich bei Daumier anschauen. Sehet und wiehert! Und wenn sich etwa einer getroffen fühlt, schadet es auch nichts. m.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN N. 20
BADSTR. 59
GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKEN
EINMAUER
SCHRANKEN



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

RATHENAU-BRIEFE

Frau Geheimrat Rathenau richtet an alle Besitzer von Briefen ihres verstorbenen Sohnes Dr. W. Rathenau die Bitte, Abschriften davon oder die Originale — diese natürlich gegen baldige Rückgabe — an Herrn Paul Kahn, Berlin-Charlottenburg, Fasanenstraße 19, zu senden, dem sie die Durchsicht des nachgelassenen Briefwechsels zum Zweck einer geplanten Veröffentlichung übertragen hat.

SACHSEN-ANEKDOTEN DER GEENIG

Anno 17 hält Friedrich August in Leipzig Rekrutenvereidigung ab. Dabei geht er, wie das so üblich ist, auch die Offiziersfront ab und ist leutselig. Einen Kompagnieführer fragt er:

„Was sind Sie denn von Beruf?“

„Reichsanwalt beim Reichsgericht, Majestät!“

„So, so, so! Hier in Leibzsch?“

URAUFFÜHRUNG

Der Theaterzettel kündigt „Uraufführung“ an. Frau Emma kann sich entsinnen, das Wort schon früher mal gehört zu haben, weiß aber doch nicht recht, was es bedeutet.

Sie fragt ihren Mann, der guckt auf den Zettel:

„Uraufführung, Uraufführung? Da hadd sich vorhär ähm noch geener rangewaachd!“

Gerhard Schäke.

ZUSCHLAG PRO AUGUST—SEPTEMBER

Um Zweifel zu beheben, machen wir darauf aufmerksam, daß der in der letzten Nummer erbetene Abonnementszuschlag von M. 30,— für August und September auch von Postabonnenten gefl. direkt an uns (Verlag Ernst Rowohlt, Postscheckkonto Berlin 53840) zu entrichten ist.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 31):

Tagebuch der Zeit

An unsere Leser

Vom Autor der „Tragödie Deutschlands“: Zur Frage der Reichswehr

Stefan Großmann: Bayrisches Tagebuch

Willy Haas: Die Chimäre

Tagebuch der Wirtschaft

Dr. Anton Basch: Die tschechoslowakische Valutapolitik

Glossen.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8 **UNTER DEN LINDEN 3**
10/32 PS **10/50 PS**

STAWA

STABOU WECHSELMANN

ZSIGMOND MÓRICZ GOLD IM KOTE

Ein ungarischer Bauernroman

Gehftet M. 50,— / Gebunden M. 100,—

4.—6. Auflage



Berliner Tageblatt (vom 25. Juni 1922): Mit dem Ungarn Zsigmond Móricz ist eine sehr starke Erzählerkraft über die Grenzen seines Landes in die europäische Literatur eingetreten. Er hat nicht, wie viele seiner Landsleute, die französische Mache studiert und übernommen; man bemerkt höchstens Spuren von der ernsten, sich versenkenden Kunst Emile Zolas, und auch diese wird ganz persönlicher, von dem Eigenwesen des Ungarn getragener Besitz... Das alles glüht wie Feuerbrand. Das Buch hat geradezu sengende Kapitel, neben den anderen, die mit verharrender Eindringlichkeit dem inneren Leben dieser Gestalten nachspüren. Móricz zeigt die seltene Kunst, das Tierische und das Seelische, das den Menschen beherrscht, zu einer hohen, dichterischen Einheit zu verschmelzen.

Münchener Post: Ein Buch, ein Held, tief in nationalem Boden wurzelnd und doch so allgemein menschlich, wie immer ein Werk, eine Figur von Shakespeare oder Dostojewski. Ein Buch, das weiteste Beachtung verdient.

Deutsche Allgemeine Zeitung: Man wird dies sehr starke, mit wahrhaft Shakespeareschem Tiefblick für Menschliches und einer Dostojewskischen Empfänglichkeit für heiße Leidenschaften gestaltete Bild ungarischen Dorflebens voll grandioser, allerdings auch unerbittlich konsequenter und grausamer Wahrheit und von kühnem Aufbau dankbar für neue Ausblicke, und eine sehr bedeutende Gestaltungskraft aufnehmen.

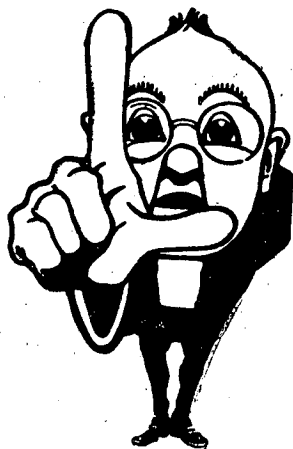


Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Blaues Haus - Blaues Haus



Achten

sie auf unsere folgenden Inserate.

Wir bringen die

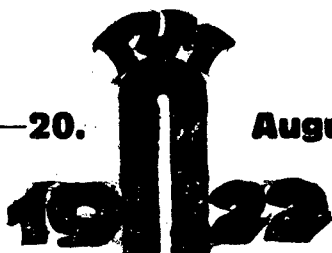
originellsten Glasbläsereien

Kurfürstendamm 244

III. Internationale Reichenberger Messe

12.—20.

August



Größter Textilmarkt - Exportmusterschau
böhmischer Glaswaren, Keramik, Gablonzer
Bijouterie - Maschinenmarkt - Papiermesse
Technische und chemische Produktion - Metall-,
Leder-, Holz- und Spielwaren - Heimische
Spezialerzeugnisse - Allgemeine Warenschau

Paßerleichterung - Fahrpreisermäßigung



Auskünfte erteilen die Vertreter:

Bremen: Hoppe, Weiß & Co., Sögestraße 46

Dresden: Bernhardt Karl Ewerbeck, Beuststraße 13

Hamburg: Otto Ed. Mizera, Steindamm 82/II

Leipzig: Paul Colditz, Sedanstraße 24

München: Professor Arthur Weiß, Habsburger Str. 3

Stettin: Johann Hatje, Kronprinzenstraße 12

und alle tschechoslowak. Konsulate



Messeamt Reichenberg in Böhmen, Tschechoslowakei



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am 20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkzeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

*Elegante
Kleider*

Siegbert Levy

*Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz*

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.

KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243

NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE • TEL. STEINPLATZ 133 08

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

Mäntel ♦ Kleider ♦ Kostüme ♦ Blusen

Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte

ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße

TELEPHON: ZENTRUM 4086

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Augustwoche

Im Kampfe die Würde zu wahren ist für Staaten nicht minder wichtig als für Individuen. Die Ausweisung der fünfhundert Deutschen (nebst mindestens tausend Familienangehörigen) aus Elsaß-Lothringen ist die infamste Maßregel, zu der eine Großmacht sich erniedrigen kann. Um Deutschland zu treffen, zerstört Frankreich die Existenz einiger hundert Menschen, die garnicht dem Machtbereich des Staates unterliegen, der getroffen werden soll. Wen weist Frankreich aus? Generäle, Anarchisten, Politiker? Nein, halbproletarische Existenzen, Handwerker, Kellner, kurzum, die Einflußlosen, die Wehrlosen. Einige Künstler und Ärzte sind auch bei den Vertriebenen, — hat sich die französische Republik auch zum Büttel kleiner privatgeschäftlicher Interessen gemacht: der stolze Staat, Europas stärkste Kontinentalmacht, erschlägt durch seinen Mächtspruch unliebsame Konkurrenzen. Irgendein Krämer, irgendein Profitjäger hat den Staatswagen angeschirrt, und die wildgewordenen Rosse zerstampfen unpolitisches Kleinbürgerglück. Die Geschichte wird verzeichnen: 1918 schlug Frankreich im Bund mit den Angelsachsen die deutschen Soldaten, 1922 schlug es ganz allein die deutschen Kellner. Der zweite Sieg war noch vollständiger als der erste. Und was soll man zu jener „Retorsion“ sagen, die es armseligen deutschen Evakuierten verbietet, ihre Möbel aus der alten Heimat in die neue herüberzuschaffen? Ward je schon hohe Politik aus der Hausratsperspektive betrieben? Als der große Franzose Flaubert die Worte schrieb: „Alles hat seine Grenzen, nur die menschliche Dummheit hat keine,“ vergaß er offenbar die kleinliche Gemeinheit.

Die Reichsregierung hat versucht, den Verfassungsstreit mit Bayern durch Entgegenkommen zu schlichten. In dem Augenblick, in dem diese Zeilen geschrieben werden, ist es noch nicht klar, ob sogar dieser Kanossagang zum Friedensschluß führen wird. Aber selbst wenn Lerchenfeld, der Mittelmann, über die Mittelpartei siegen sollte und die Streittaxt für den Augenblick wirklich begraben würde: Grund zu irgendwelcher Befriedigung läge dennoch nicht vor. Denn tatsächlich hat die Reichsregierung in allen wesentlichen Punkten kapituliert, — sie hat mehr kapitu-

liert, als sie staatsrechtlich überhaupt durfte. Das Schutzgesetz ist formellstes Verfassungsrecht, — wie kann die Regierung, die doch nur Exekutive, nicht Legislative ist, integrierende Bestandteile dieses Gesetzes aus eigener Machtvollkommenheit abwandeln? Und handelt es sich bei den Bestimmungen, wer für den Kriminaldienst, wer für die Strafverfolgung zuständig sein soll, Reich oder Land, etwa nicht um integrierende Bestandteile? Ist nicht gerade dies bei Konzeption und Abstimmung des Gesetzes als weitaus Wichtigstes empfunden worden? Wenn der Reichstag dem bayerisch-deutschen Protokoll vom 11. August zugestimmt hätte, wäre es nur ein einfacher Rückzug, eine politische Niederlage gewesen. Er hat ihm nicht zugestimmt, er ist nicht einmal gefragt worden; während Lerchenfeld ausdrücklich nur mit Vorbehalt späterer Zustimmung seiner Ministerkollegen unterschrieb, — also musterhaft konstitutionell —, unterschrieb die Reichsregierung — sehr viel weniger musterhaft, — bedingungslos. Neigung zum Frieden und Bewunderung für Parlamentärs geschicklichkeit darf aber nicht so weit führen, einer Regierung carte blanche für flagranteste Kompetenzüberschreitungen zu erteilen. Solche Kompetenzüberschreitung liegt hier deutlich vor. Wie kann die Reichsregierung Versicherungen über den „bundesstaatlichen Charakter des Reiches“ abgeben, da die Weimarer Verfassung doch offenbar und anerkanntermaßen keinen Bundesstaat sondern einen Einheitsstaat konstituiert? Das alte Reich entstand aus einem Bund der Staaten, die gewisse Rechte an eine Überregierung abtraten; Quelle der Reichsmacht blieben immer die Staaten. Quelle der neuen Reichsmacht aber ist „das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen“, das gewisse Rechte an die Landesregierungen abtrat. Früher: primär die Staaten, sekundär das Reich. Jetzt: primär das Reich, sekundär die Länder. Wo ist der Staatsrechtler, der das ableugnen kann, und wie kommt die Reichsregierung dazu, den klaren staatsrechtlichen Tatbestand aus eigener Machtvollkommenheit in sein Gegenteil umzubiegen? Hier ist die Grenze dessen erreicht, was man um Friedens willen sich gefallen lassen kann. Man kann eine Verfassung ändern, wenn es nötig ist; aber man kann sie nicht aus Opportunitätsgründen verdunkeln, — am wenigsten die Regierung, die zu ihrer Wahrung berufen ist.

Frau Klara Zetkin hat in Moskau als Staatsanwaltsgehilfe am Todesurteil wider die Sozialrevolutionäre mitgewirkt. Sie hat in ihrer Anklagerede nicht ausdrücklich nach dem Blute der Angeschuldigten geschrien, aber sie hat mit teuflischer Diplomatie im Namen des Weltproletariats ein unerbittliches Urteil gefordert. An ihr gemessen, hat sich der französische Kommunist Sadoul sanft und besonnen aufgeführt, zumindest hat er sich als Nichtrusse auch nicht verpflichtet gefühlt, eine theoretische Apologie der staatsrussischen Grausamkeit zu liefern. Frau Zetkin steht

in ehrwürdigem Alter. Die Siebzigerin, die halb erblindet dem Blutgericht beigewohnt, hat den politischen Scharfblick längst verloren. Aber immerhin, sie ist einmal weiblichen Geschlechtes gewesen, und wenn sie nicht als Sozialistin, nicht als Deutsche Hemmungen gefühlt hat, so hätte sie einfach als Frau sich zu der Rolle des ehrwürdigen Scharfrichtergehilfen nicht hergeben dürfen. Davon garnicht zu reden, daß Beihilfe zum Morde nach dem deutschen Strafgesetzbuch auch dann zu verfolgen wäre, wenn die Tat im Ausland erfolgt ist, ja selbst dann, wenn der Mord im Lande der Tat nicht verfolgt wird. Eine Deutsché, die, sagen wir, in einem Kannibalenlande an dem Brauche der Menschenfresserei sich beteiligt, müßte sich in Deutschland rechtfertigen. Soll Frau Zetkin, nachdem sie ihre Henkerarbeit in Moskau getan, nun im deutschen Reichstag als Gesetzgeberin weiterwirken? Es sträubt sich ein gesunder, moralischer Instinkt gegen diese Doppelrolle, man kann nicht gleichzeitig russischer Staatsanwalt und deutscher Gesetzgeber sein. Kein Zweifel: Die Moskauer brauchen den Schatten der Frau Zetkin, sie haben ihre Mordtheorien nötig. Uns Deutschen ist die Klara Zetkin von heute durchaus entbehrlich. Sie setze den Punkt aufs I und übersiedle aus dem deutschen Volks- in den russischen Staatsdienst.

In jedem Jahr dieselbe Tragödie in hunderttausend deutschen Kinderherzen: Die Schulferien sind zu schnell verfliegen. Knirschend, voll Widerwillen gegen die Schule, marschieren die sonnebedürftigen Knaben und Mädchen in die stinkenden Klassenzimmer. Mit einem Schlage sind die Küsten, die Berge, die Dörfer, die Landgüter von allen Kindern verlassen und die ganze vierwöchige Herrlichkeit ist verrauscht, ohne daß die Körper sich ordentlich erholt, die Seelen sich genügend befreit hätten. In keinem anderen Lande sind die Sommerferien der Kinder so karg bemessen. In Österreich nicht, in den nordischen Ländern nicht, in Frankreich und England nicht. Zwei Monate ist überall das Mindestmaß der Sommerferien. Nur in Deutschland — außer in Bayern — wird die Erholungszeit der Kinder mit knappen vier Wochen rationiert, nur hier wird die Ferienzeit zerstückelt und verzettelt. Man verzichte, wie anderswo auch, auf die nutzlose Störung der sogenannten „Kartoffelferien“ im Oktober, gönne aber den halben Juli und den halben September den Kindern in sonniger Freiheit. Ein Reichsschulgesetz, mit einem einzigen Paragraphen: „Die Ferien dauern vom 15. Juli bis 15. September“, würde von Lehrern Eltern und Kinder mit millionenstimmigem Jubelruf aufgenommen werden. Muß denn das Leben des Deutschen von Amtswegen freudlos gestaltet werden? Herr Reichsminister Köster, Sie haben drei blonde, strahlende Jungen. Lassen Sie sich von ihren Buben die Feder führen und verfügen Sie!

In diese Tage neuer politischer Sabotageakte der Regierung Poincaré trifft das Buch „Mars ou la guerre“ des Franzosen Alain wie ein Verzweiflungsschrei des besseren Frankreich.

„Elsaß-Lothringen ist wieder französisch geworden; niemand wird es uns nochmals entreißen.“ Als dies am Tag nach dem Siege gesagt wurde, erschrak ich instinktiv, gerade als ob ein Meisterboxer gesagt hätte: „Von jetzt an wird mich keiner mehr unterkriegen.“

All dies ist lächerlich. Wer sich auf die Macht beruft, könnte höchstens sagen: „Man wird es uns nicht kampflos entreißen; jedenfalls werde ich das nicht erleben, denn ich werde fallen.“ Der das sagte, müßte aber seine Wunden vorweisen können. Erbärmlich wirkt solcher Schwur im Munde eines Menschen, der nie im Felde war und der nie ins Feld gehen wird. Und die Volkswisheit hat solche Deklamationen eines verrückten Stolzes, der die Götter herauszufordern scheint, immer als schlechtes Vorzeichen gewertet. Wir wollen die Dinge genau betrachten. Wenn es ein Mittel gibt, um Deutschland vom rechten Weg abzulenken, um es seine Revolution vergessen zu machen, um dies fleißige und geduldige Volk zu den Waffen zu rufen, es zu wilder List und dauernder Verschwörung gegen eine vollendete Tatsache zu reizen, so geschieht dies durch derartige Herausforderungen. Sie klingen, als ob man dem Feind sagen-wollte: „Ihr seid geschlagen, und werdet euch niemals davon erholen. Wir dagegen haben das Geheimnis des Sieges gefunden und werden von jetzt an immer siegen!“ Solche Behauptung erregt Entsetzen durch ihre Absurdität; sofort steigen alte Erinnerungen auf, Mittel und Methoden bieten sich von selbst dar; und aus der Intelligenz wird der Wunsch geboren, doch einmal einen Versuch zu machen, um den Propheten Lügen zu strafen. Und wer sieht nicht, daß diese wahnwitzigen Deklamationen von vornherein alle Schicksalsschläge rechtfertigen? Wenn die Masse der Franzosen gewillt ist, dies Spiel nicht zu spielen, so ist es an der Zeit, es zu bekennen.

*

Daß unsere Soldaten, unsere Krankenwärter sich sofort auf die Trümmer der deutschen Fabrik und des deutschen Dorfes Oppau begaben, um die Wunden zu heilen und menschliches Leben zu retten, wurde allgemein gebilligt. Man erinnerte sich daran, daß in Courrières eine deutsche Abteilung mit vorzüglichen Werkzeugen zu Hilfe kam und bei der Rettung unserer verschütteten Bergleute Wunder tat. Dieselben Eigenschaften, Mut und Disziplin, die im Krieg zum Brennen, Zerstören und Töten verwandt werden, werden im Frieden dazu gebraucht, das gemeinsame Gut und die Menschlichkeit, das Wertvollste aller Güter, zu retten. Selbst im bewaffneten Frieden und vor einem geplanten Krieg; ebenso nach dem

Dröhnen der Waffen, wenn die Gräber sich kaum geschlossen haben. Hier versagen Gemeinplätze. Wenn Haß zwischen den Nationen tatsächlich bestünde, wenn der Gott der Heerscharen und der Rache von allen angebetet würde, dann gäbe es vielleicht einige wenige Träumer, die das Unglück des Feindes wie menschliches Unglück empfänden, die Mehrzahl aber sähe ein ihr günstiges Zeichen oder eine Strafe des Himmels darin. Aber solch theologische Spielereien erregen Entsetzen.

In Wirklichkeit liebt niemand den Krieg. Aber der Mensch liebt die Bewegtheit des Krieges, weil die menschliche Macht sich darin sichtbarlich entfaltet; weil der Mensch alsdann Herr des Donners ist und die Wirkungen des Blitzes, den er schleudert, erblickt. Wenn in Winternächten ein Artillerist zu bestimmter Stunde die Batterien ertönen läßt, so ist er ein Gott; und der Kanonier, der losschießt, macht die Erde beben. Wenn man sieht, wie sich die Mauern einer Kirche wie Seiten eines Buches öffnen, oder wie der letzte Stein eines Turmes in Trümmer zusammenstürzt, so sind diese Wirkungen des Willens an sich schön. Das Glück des Aufbaus ist weniger lebhaft; es verteilt sich auf zu lange Zeit. Aber es stammt aus gleicher Quelle. Auch das Glück, zu retten, zu helfen, gegen Feuer und Wasser zu kämpfen, stammt aus dieser Quelle.

Deshalb sind die Ehren, die man dem gefallenen Feind erweist, nicht äußerlicher Natur, sondern stammen aus tiefstem Herzen. Wer den Mut schätzt, macht keinen Unterschied zwischen Freund und Feind; selbst im Kampfgewühl bewundert er das menschliche Vorbild. Daher gibt es keinen Krieger, der nicht den Haß verachtete und nicht die Menschen liebte. Der Krieg würde sich selbst töten, wenn er die verschonte, denen er diese Weisheit lehrte. Aber die Toten schweigen, und mit wilden Deklamationen beleidigt und verachtet man weiter die gedemütigte Feigheit.

*

Es gibt Leute bei uns, die nicht erröteten, als sie über ein tapferes, hingebungsvolles, mystisches Volk, das uns durch seine unerhörte Zähigkeit in große Gefahr gebracht hat, folgende Worte niederschrieben: „Laßt sie die Gewalt fühlen. Sie kennen ja nichts anderes. Sie werden dann sanft wie Schafe sein.“ Wird unsere Politik von vierjährigen Kindern gemacht? Selbst wenn ganz Deutschland von unseren Truppen unterworfen wäre, würde das eine militärische Erhebung nicht hindern. Was sage ich? Es würde sie begünstigen . . . Woran wäre man mit einem versklavten Deutschland, das immer noch stark wäre durch seine Industrie, seine Verwaltung, die frische Erinnerung seiner Siege? Hofft man, ihm jede Waffe zu entwenden, da doch bewiesen ist, daß eine neue Bewaffnung immer die beste ist? Aber dies verstehen sogar die Blindesten. Man wiederholt und wiederholt daher, daß die Kontrolle gar nichts nützen wird, daß Armeen aus der Erde gestampft

werden. Man fügt hinzu, daß man nicht zweimal das gleiche Bündnis wieder findet und daß wir auf niemand rechnen dürfen als auf uns selbst. Ist der Schluß daraus aber, wie es doch selbstverständlich scheint, daß man zu einem gerechten Gleichgewicht kommen müsse? Keineswegs! Der Schluß aus diesen weisen Reden besteht darin, daß man zuschlagen, drohen, rüsten muß.

Wir stampfen mit dem Fuß, wir drohen, wir besetzen. Um unser Recht zu wahren ruinieren wir uns! Jede Gebietsergreifung, jeder Zwang kostet uns bestenfalls ebensoviel, wie sie uns einbringen. Zorn erwacht, die Empörung vervielfacht sich. Wir erheben Steuern, verwalten das Reich wie ein erobertes Land. Wo aber sind unsere Bündnisse? Wo ist das Geld? Wie wird der Kredit gehoben? Wie erholt sich der Handel? Der Fuß, der ungeduldig den Boden stampft, — wird er Bauern, Arbeiter, Soldaten daraus hervorzaubern? Es gibt und gibt eben keinen entscheidenden Sieg! Unser Sieg hat alles gegeben, was ein Sieg geben kann; wir sehen nun aber, wieviel das ist.

Begreifen wir, daß Macht nichts beendet und nichts regelt! Die Probe auf die Macht besteht darin, daß man immer wieder von vorn anfangen muß. Keine Schlacht ist entscheidend für die folgende Schlacht, das hat man tausendmal erlebt. Aber man müßte auch verstehen, daß ein durch Gewalt erzwungenes Versprechen rechtlich ungültig ist. Diese Grundsätze hatten wir vor dem Krieg zu den unserigen gemacht. Sie sind ausgewandert. Wie oft noch werden sie den Rhein überschreiten?

(Deutsche Übertragung von Dr. Margarete Rothbarth.)

WILHELM MICHEL

DIE GEISTIGE MITTE

Eine Ansprache.

Wie gestalten sich die Zeiten? Wie ändern sie sich? Wie formt sich das Lebensgefühl einer Epoche und wie formt es sich um? Immer steht um den Menschen die Welt wie am ersten Tag. Bäume, Tiere, Hügel und Flüsse haben ihre Urahnen, genau wie wir, im Paradies. Sonnen und Planeten gehen ihren gleichen Gang. Nichts hat sich auch geändert in den Grundlinien unserer geistigen Situation inmitten dieser sehr beständigen Welt. Was ist es, das uns aus dieser ewig gleichen Konstellation heute Verzagen und Verzweifeln, morgen grenzenlose Zuversicht herauslesen läßt? Welches sind die lunarischen Einflüsse, vermöge deren heute Gott reich und strömend ins Menschenland hereinschwillt, um morgen alle seine Küsten schmerzlich zu entblößen?

Ich weiß, daß es Erklärungen dafür gibt. Aber ich behaupte, daß keine dieser Erklärungen an das Eigentliche dieser Vorgänge

herangreift. Ich behaupte, daß sie alle in der Sphäre des bloßen Beschreibens bleiben. Sie stellen Phänomene fest. Sie stellen ein Sein fest.

Dem Menschen; der in dieses Sein wirkend eingreifen will, ergibt sich die Folgerung: Dem Sein der Welt, dem Sein der Zeiten ist der Mensch nur mit seinem Sein wesensgleich und ebenbürtig. Nur das Sein des Menschen vermag auf das Sein der Welt zu wirken. Und dies wird sich um so wahrer erweisen, je verwirrter die Geisteslage der Gemeinschaft ist, je mehr sie daher unser Wort und Werk mit Verschmutzung und Verfälschung bedroht. Das zwingt uns meiner Überzeugung nach heute mehr als je zu der Einsicht hin, daß Antriebe wichtiger sind als Ziele, Müssen und Wissen wichtiger als das Wollen, das Genetische wichtiger als das Finale, und alles, was unserem Kern nahesteht, wichtiger und wirksamer, notwendiger und zuverlässiger als die vorgeschickten Absichten und Zwecke. Es ist wichtiger, das Neue zu sein, als Rezepte und Mittel auszurufen. Denn alle Mittel und Rezepte arbeiten mit der entstofflichten, entkörpernten, gespensterhaften Menschheit von heute, mit ihren substanzlosen Geistesinhalten, mit ihren entfleischten Ideen, ihren entkernten Ichen und zersetzten Charakteren, ihren unwissenden Leidenschaften und ihrem ganzen ungeheuerlichen Lebensdilettantismus. Es fehlt an Sein, an Müssen, an Schicksal, an Einbettung und Einfügung in die Welt. Und deshalb scheint mir die vordringlichste Aufgabe aller Wissenden: Mehrere des Wesens zu sein, Verdichtung zu vollziehen, Beruhigung um den Kern her.

Ich weiß, daß ich mich damit jener Geistesrichtung zugesellen scheine, die man den Quietismus der Ethiker nennt. Ich weiß auch, daß diese Bezeichnung den Unterton hat: beschaulicher Tagediebstahl, sublimer Müßiggang. Aber glauben Sie mir: wenn es geistreiche Taugenichtse geben sollte, die aus der Verpflichtung zum Sein quietistische Folgerungen ziehen, so dürfen sie uns nicht zugerechnet werden.

Wir meinen allerdings ein Tun durch Nicht-Tun. Aber dieses Nicht-Tun hat ebenso wenig mit kraft- und entschlußloser Schwäche zu tun, wie das Nicht-Wissen des Sokrates mit blöder Ignoranz, oder das Nicht-Wollen der großen Pessimisten mit knechtischer Willenslähmung. Wir meinen jenes Tun, das nicht aus den Oberflächenregungen des Gemüts heraus kommt, sondern aus welt-haltigem Müssen; ein Tun, das so eng an uns selbst hängt wie das Licht an der Sonne. Wir meinen das Tun der Elemente und der Gestirne. Denn auch die Sonne will nichts und bezweckt nichts, sondern sie ist, nämlich Licht und Glut; damit wirkt sie, nicht als ein abgeblendeter Scheinwerfer, sondern als ein Ball Leben und Kraft, überzwecklich und überzielig und deshalb gerecht und sinnvoll nach allen Seiten.

Es ist zu wenig Wirkung da, überlegen wir, und daher dann die Meinung: Es geschieht zu wenig, es muß mehr geschehen. Aber vielleicht geschieht zu viel. Vielleicht ist zu wenig Wirkung da auf der entscheidenden Ebene, weil auf der falschen Ebene zu viel Muskeln und Werkzeuge sich regen. Sehen Sie um sich: überall wird mit langen Stangen im Hexenkessel der Zeit herumgewühlt bis auf den Grund. Nichts kann sich setzen. Nichts kann sich scheiden und entscheiden. Tätigkeit lenkt ab von der Tat. Es ist ungeheuer viel Geist und Tätigkeit am Werk, wir haben in kulturellen Fragen eine Weitsichtigkeit bekommen, die jede kleine, bescheidene Einzelheit unter uferlose Perspektiven rückt. Und alle diese Perspektiven sind zugleich Wertskalen, und sie durchschneiden sich wechselseitig mit gellem Mißklang.

Ich meine, daß schon die Weite dieses Sehfeldes, die Weite und Vielartigkeit der kulturellen Fragestellungen etwas Kränkliches ist, das uns vollends elend macht. Ich meine, daß wir zu allererst den Mut finden müssen, in der üppigen Problemwildnis des Augenblickes das Einfache und Naheliegende zu tun mit schlichten, festen Handgriffen. Ich meine, daß die Führenden und Wissenden an dieser Aufgabe am besten mitarbeiten, wenn sie mit Kraft in die souveräne Ruhelage gehen, wenn sie eingestemmt den Fußes die geistige Mitte halten. Mitte, das ist nicht jenes Juste Milieu, als dessen Beförderer jüngst Goethe von Carl Sternheim so ungemein scherzhaft entlarvt wurde, sondern die Mitte, die zugleich die Höhe ist über jeder zweckhaften oder reaktiven Vereinseitigung. Wir müssen still und unablässig nach der Mitte gravitieren, und unser ganzes Sein soll ein unaufhörlicher Heimruf zum großen Zentrum sein. Wir müssen den Menschen die Probleme vereinfachen, statt sie zu komplizieren. Wir werden die Fragen um so einfacher sehen können, je mehr wir sie vom geistigen Mittelpunkt aus betrachten. Die Menschheit will von uns einfache, lesbare Fragestellungen und schlichte Ermutigungen, sonst nichts.

Damit komme ich zu einem ändern Punkt. Wir klagen wechselseitig, daß kein Glaube uns bindet. Ich meine aber doch, daß wir einen gemeinsamen Glauben haben. Wir glauben alle, oder fast alle, an eine erdrückende Übergewalt der geistigen Not. Wir glauben an die zwanghafte Verfangenschaft jedes Einzelnen in der allgemeinen geistigen Ratlosigkeit. Wir haben unsere geistige Welt mit Kulissen verstellt, auf die in dunklen und grellen Farben viel Verzweigung und Verzicht aufgemalt sind. Wir haben uns unsere geistige Welt unwegsam für kräftige Entschlüsse und unwirtlich für einfache Menschenregungen gemacht. Eine depressive Verdunkelung unserer Gemüter wirft Nacht und Rätsel an alle Wände, die um uns stehen, und aller Relativismus, unter dem wir angeblich leiden, hat uns noch nicht in den Stand gesetzt, die objektive Gültigkeit dieser Schreckenskulissen anzuzweifeln.

Besinnen wir uns doch, daß alle Verzweiflung damit beginnt, daß sie Farben des Schreckens ausstößt und das Zuständliche damit bekleidet. Besinnen wir uns, daß alle Wirkung und Zuversicht damit beginnt, daß das Zuständliche wegsam, zugänglich, angreifbar und geschmeidig gemacht wird durch eine günstige, geistige Sinngebung.

Dies angewendet, muß ich für meine Person bekennen, daß es mir völlig gleichgültig ist, ob ich mich in einem Weltkörper „Zeit“ befinde, der mit beschleunigter Fahrt dem Untergang des Abendlandes zurast oder der schwarzen Revolution oder einer andern fürchterlichen Barbarei. Meine Menschenaufgabe bleibt die gleiche. Meine Menschenpflicht wird dadurch nicht im mindesten verschoben. In jeden Abgrund will ich stehend und zuversichtlich versinken, oder besser gesagt: von jeder Nacht, die wir durchfahren, will ich glauben, daß sie ein Karfunkelberg ist, der zu hellen, sonnigen Gebreiten führt.

Wir erzählen uns vom Menschen des alten Assur, vom Menschen der Gotik oder vom Menschen des Goethe'schen Zeitalters, daß glücklichere und nähere Sterne über ihnen standen, daß für sie lebendige Wirklichkeit war, was wir aus Abgründen ersehen an Gottverbundenheit und wirksamen Lebenswissen. Und wir erzählen uns vom Menschen der Gegenwart, daß er vor einer zerschmetterten, zerfaserten Welt steht wie jene ägyptische Göttin vor dem zerstückelten Osiris, doch ohne jede Macht, die kläglich zerrissenen Glieder zum atmenden Körper wieder zusammenzufügen.

Ich will dieser Betrachtungsweise nicht alle und jede Wahrheit abstreiten. Ich glaube aber, sie vergift in ihrer gemüthhaften Auswirkung viel zu sehr, daß die geistigen Wohltaten jener Kraftzeiten niemals passiv hingenommene Geschenke waren, deren Segen sich wahllos über alle ergoß. Sehen Sie hinein in die unmittelbaren Zeugnisse jener gepriesenen Epochen, treten Sie nahe an ihre Menschen heran, so finden Sie, erschreckt vielleicht und vielleicht beglückt, dasselbe Mühen, dieselben Zweifel, dieselben Rätsel wie heute. Sinn der Welt und Wert des Lebens war immer T a t des Menschen. Immer und überall löste sich ihm Welt und Leben auf in wildes Chaos, sobald in seiner Seele das große, ordnende, amphionische Lied nicht mehr erklang. Immer mußte er sich behaupten gegen das flauere Nichts und die herabziehende Schwere. Immer war es Kraft, was ihn oben hielt. Immer mußte er den Akt der Aufraffung und des Anklammerns begehen, damit die starke, gütige Hand ihn sicher über die Abgründe der Verzweiflung und die Höllen der Vernichtung hinübertragen konnte. Aus Goethes Zeit klingt Jacobis Stimme, ein Schrei aus tiefster Not: „Alles Endliche gebiert den Tod und vertilgt sogar zuletzt das Bild der Gottheit“. Das war damals wahr, wie es heute wahr ist, und galt damals wie heute nicht nur auf religiösem Gebiet, sondern für jede geistige Wertfrage überhaupt. Ich ziehe daraus die Neigung, zu glauben,

daß wir heute nicht stiefmütterlicher bedacht sind den großen Entscheidungen gegenüber als es die Menschheit je und je gewesen ist. „Was Menschen errungen haben mit Kampf und Ruhe, das muß auch nicht unerringbar scheinen . . . Was ist alle Moral, Geschichte, Philosophie ohne die Grundüberzeugung: wir können, was gekonnt ward — und wenn das gerade nicht, wenigstens etwas ebenso Gutes, wo nicht Besseres.“ Mit diesen Worten gab Lavater den Klagen und Bedenken seines Freundes Jacobi rechten Bescheid. Welt, Kraft, Geist und Gott sind heute wie je. Wir müssen es wagen, weise zu sein inmitten des gehäuften Unwissens. Keine Blindheit der andern darf uns blenden. Wir müssen es wagen, zu sehen, auch gegen die schärfsten Argumente und die erdrückendste Übereinstimmung der Nicht-Sehenden. Damit aber streifen urfern geglaubte Möglichkeiten nahe an uns heran, und mit der Möglichkeit kommt die Verpflichtung, die Zuversicht und die Aufraffung.

Unser Volk durchwandert eine dunkle Wegstrecke seiner geschichtlichen Bahn. Sie hat nicht erst mit Krieg und Revolution begonnen, beileibe nicht. Krieg, Revolution und dieser jammervolle Friede sind nur gerigfügige, wenn auch schmerzlich fühlbare Einknickungen dieses Weges, der ein Weg der Reinigung und Befreiung ist. Wir wollen durch zum neuen Europa. Aber wir müssen vor allem durch zum neuen Deutschland. Nicht im Sinne einer geknickten Bußfertigkeit; denn im geistigen Leben eines Volkes haben solche Begriffe aus dem privaten Gewissenleben nur eine sehr bedingte Berechtigung. Wohl aber im Sinne der klaren Erkenntnis, daß gewisse Tendenzen im Deutschtum heute geschichtlich widerlegt sind, restlos und für alle Zeit, und daß sich dafür von selbst ungeheure andere Kraftreserven auftun, die in den Schatzhäusern der Nation noch ungenutzt schlafen. Diese Dinge sind durch den Krieg nicht wahrer, wohl aber etwas klarer und sichtbarer geworden als bisher.

Die Bemühungen, jene Kraftreserven zu erschließen, werden von mir gewertet als Erließungen aus der geistigen Weltgewalt, die das echte Deutschtum darstellt und an die ich glaube als an eine große schöpferische Kraft. Das deutsche Volk hat jene bittere Strafrede, die einer seiner größten Söhne, Hölderlin, ihm hielt, vollauf verdient. Sie ist bis heute noch nicht entkräftet. Aber der Strafredner selbst, die vornehmste, heldenhafteste Jünglingsgestalt des ganzen Jahrhunderts, seine opferfrohe Frömmigkeit und Begeisterung, sein großes, für alles Edle und Göttliche glühende Herz — dies ward doch von eben demselben Volk hervorgebracht als eine Offenbarung seiner geheimsten Gewalten, die nie widerlegt wurden und aus denen wir die innere Erkühnung und die äußere Verfestigung unserer Zukunft bestreiten wollen.

Im Jahre 1915 haben es sich die österreichischen Behörden nicht nehmen lassen, die Tochter des Professors Masaryk, der damals im Ausland gegen das Habsburgerreich zu agitieren begonnen hatte, zu verhaften und dem Wiener Oberlandesgericht einzuliefern. Dort verbrachte Dr. Alice Masaryk acht Monate in Untersuchungshaft. Ihre Zellengenossin war eine andere „Hochverräterin“, die jugendliche Relá Kotiková. Dr. Alice Masaryk gab ihrer Landsmännin im Gefängnis „Stunden“ in Literatur-, Musik-, Kunstgeschichte. Als sie später aus der Haft entlassen wurde, richtete sie an ihre Freundin eine Reihe von Briefen, die mit Rücksicht auf die Zensur deutsch geschrieben waren. Einige dieser schönen, menschlichen Dokumente der jetzigen Präsidentin des Tschechoslowakischen Roten Kreuzes seien hier wiedergegeben. Der erste Brief ist noch im Gefängnis geschrieben, nachdem Relá Kotiková in eine andere Zelle gebracht worden war.

1. Juli 1916.

Rela, liebes Kind — nur ein Korridor zwischen uns und doch sind Sie weit. Ich möchte Ihnen schwarz auf weiß etwas geben, Sie können es getröstet nach Hause tragen.

1. Sie werden mit Menschen zusammenkommen, die abstoßend sind: Elend, Verbrechen, Mangel an Glauben, Liebe, Hoffnung. Sie sehen düster aus, diese Leute, unrein. — Nun, Kind, wenn Sie vor einem solchen Menschen stehen, denken Sie immer, daß dieser Mensch einmal ein Kind war, daß er vertrauensvoll lächelte und hoffte, glücklich zu werden. Er hat den Weg dazu nicht gefunden. Achten Sie in ihm das Kind, „das Alter findet uns als Kinder“. Sie werden Güte und Liebe hervorrufen. — Nie verachten, sondern verstehen!

2. Erinnern Sie sich an Perikles? Er war in der Agora tätig — erledigte seine Staatspflichten unter dem blauen Himmel, in den Säulengängen. Einer seiner Feinde erblickte ihn, stellte sich hinter ihn und schimpfte, schimpfte. Perikles hörte nicht zu, sondern arbeitete ruhig. Als er alles erledigt hatte, ging er ruhig nach Hause. Sein Feind begleitete ihn und schimpfte den ganzen Weg, die Worte wurden stärker und stärker. Perikles erreichte sein Haus und wandte sich zu seinem Sklaven mit den Worten: „Führ' den Mann nach Hause, es ist dunkel geworden; leuchte ihm mit einer Laterne.“ So. Gut? Nicht? Das ist mein mütterliches Wort. — Ihnen werden die Menschen überall gut sein. Es soll in Neudorf ganz schön sein. — Also, liebe Relá, scheiden Sie diese Zeit nicht aus Ihrem Leben, sondern betrachten Sie sie als ein Stück des Ganzen. Gut sind die Worte: Wer nicht vorwärts geht, geht zurück, stehen kann man nicht. — So, Relá! Dank für Ihre Güte und Pflege.

Ihre Dr. M.

Zelle 207 grüßt herzlich. Sofie einen Kuß. Frau Generalin einen Extra-Gruß.

Sonntag, 8. Juli 1916.

Rela, heute der erste Sonntagsbrief. Es ist wörtlich wahr, daß ich stets an Dich denke. Ich weiß nicht, ob es Dich schmerzlich berührt, wenn ich von der Schönheit, die mich umgibt, spreche? Ich beurteile Dich nach mir selbst, es freute mich immer, wenn mir meine Freunde von Schönerm schrieben. — Ich sehe, daß mich viele persönliche Freundinnen und Bekannte gern haben, und da ich in der Zeit der Rosen zurückgekommen bin, so bekomme ich von jedem, der mich besucht, einen schönen Strauß Rosen. Und jeden Tag kommen so viele Besuche. Ich gehe nirgends hin und will von der Welt abgetrennt leben. — Mein Zimmer ist sehr einfach, aber unglaublich schön. Es hat Stil. In der Mitte auf dem blauen Perserteppich steht ein alter Barocktisch; auf den habe ich ein Blechbecken gegeben und das ist voll Rosen, so daß es wie ein Beet aussieht. — Am meisten würde dich (wie ich dich kenne) meine Bibliothek interessieren, die Bücher — und dann oben ist eine Bronzestatuette, ein Faun, und eine Statue aus Tanagra — von dort stammen schöne kolorierte kleine griechische Statuen. Dann habe ich hier einen echten Akanthus etwa aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr.; es ist eine ornamentale Kleinigkeit gewesen, aber Du würdest staunen, wie tief das Relief gearbeitet ist; besonders würde Dich eine Marmorhand interessieren, die wohl schon in der Zeit des Verfalls gearbeitet worden ist, aber immerhin sehr große Technik aufweist. Ich bekam sie von einem Archäologen. Die Bilder sind unglaublich schön. Von den Griechen habe ich den Diskobolos und die Pferde des Helios vom Tympanon des Parthenon. — Es wird eine neue Oper gegeben. „Jenufa“ — sie soll sehr gut sein. Und zwar originell komponiert. In Prosa, und die Musik hat den Rhythmus des slowakischen Dialekts. Ich werde Dir mal mehr über die Entwicklung der Oper schreiben; heute bin ich noch zu schwindlig. Ich übertreibe nicht, meine kleine Freundin, die Welt erscheint mir wie der Himmel. Aber der tiefe Ernst des Kerkers, der mich wohl durch mein ganzes Leben begleiten wird, bleibt. Ich bete: „Gott, gib, daß alle meine Gedanken und Taten mit Dir anfangen und mit Dir enden.“

Heute war ich mit meiner Mutter und einer Freundin im Pomologischen Institut in Troja. Wir fuhren über die Moldau. Der Fluß, die Wellen! Die Wolken; Wiesen und Bäume! Ich mußte mich fassen, um nicht zu weinen, oft zitterte ich am ganzen Körper. Morgen kommt ein vorzüglicher Pianist mit seiner Frau zu mir, sie war heute hier, ich habe sie gebeten, daß er mir morgen Smetana Opus 1 vorspielt (Opus heißt Werk; in der Musik werden sie nach der Zeit des Ursprungs gezählt — also 1 heißt sein erstes Werk), es heißt der „Krieger“. Es ist das Schönste, was ein junger Krieger, der in die Welt hineinzieht, empfindet. Und dann Schumanns (eines Romantikers) „Aufschwung“. Wärest Du hier!

Es ist schön spät. Elf Uhr — ich bin aller Worte unfähig — aber Du mußt fühlen, daß Du in der Welt nicht allein stehst.

Deine Alice.

16. Juli 1916.

Rela! Wieder Sonntag. Ich war in der Kirche. Der Text war: „Verwahrt meine Worte in eurem Herzen, auf daß ihr nicht sündigt wider mich.“ (Psalm.) Und die Predigt war gut. Nicht nur einen Vorrat an Eßwaren brauchen wir heute, sondern auch geistiges Brot ist uns unbedingt notwendig. Dann fuhr ich zu Herbert. Zum erstenmal. Das Gras beugte sich unter der Berührung des Windes, eine Drossel sang über meinem Kopfe. Ich kniete nieder, stützte mich auf das sanfte Gras des Grabes und ich weinte und weinte, wie ich in der Zelle nicht weinen konnte. Eine tiefe Ruhe herrschte ringsum. Gott schien allmächtig, treu und gütig.

Ich habe Dir schon ein paar Bildchen geschickt. Diese zwei mit meiner Mutter sind nicht sehr gut. Das eine zeigt die Fassade des kleinen Schlosses in Troja. Es ist barock. Barock ist eigentlich ein portugiesisches Wort, bedeutet „merkwürdig“, ursprünglich aber eine „k r u m m e“ Perle, weil im Barockstil keine geraden Linien sind; auch die Statuen sind sehr bewegt, ich werde Dir gelegentlich Ansichtskarten schicken. Du kannst aber auch in dem Büchlein „Stilkunde“ nachschauen.

Bis jetzt habe ich wenig Zeit zum Lesen. Meine Nerven sind auch recht kaput. Morgen fange ich an, Gemüse zu trocknen und einkochen. — Ich las jetzt einige Essays (Essay = „Versuch“, populär verfaßte Aufsätze), die ich Dir, nachdem Du entlassen sein wirst, so Gott will, geben werde. — Neulich fand ich wieder eine Zeile in Goethe, die mir gefiel: „Die echte Wahrheitsliebe lehrt uns das Gute und Schöne überall erkennen.“ Gewiß wird es Dich überall begleiten, denn Du wirst von Wahrheitsliebe geführt. Und wenn Du auch vielleicht geirrt hast, so erkennt auch wieder jeder Deine Güte, ich weiß, wie Dich alle im Landesgericht gerne hatten, und es freute mich, den Ausdruck von Güte und Milde zu sehen, wenn der Herr Regierungsrat und Herr Rieo mit Dir sprachen.

Du wolltest ein Bild von meiner Mutter haben, hier schicke ich ein kleines Amateurbildchen. Leider muß meine Mutter fast die ganze Zeit im Bett zubringen, sie steht nur auf, um einen kleinen Spaziergang zu machen.

Dein Bild habe ich auf dem Schreibtisch und Du hilfst mir bei der Arbeit; ich freue mich schon sehr, Dir wirkliche Stunden zu geben. Sobald ich ins Lesen und Studieren komme, werde ich Dir auch inhaltsreiche Sonntagsbriefe schicken. Ich bin noch betäubt.
Herzliche Grüße!

Alice.

Daß deutsche Dichter jetzt plündern und stehlen, ist bewiesene Tatsache, die dem Mann aus dem Juste milieu nicht mit der Wimper zucken, keinen Reporter hoffen läßt, mit der Nachricht von eines Schriftstellers Straftat einen Hund vom Ofen zu locken.

Solche Selbstverständlichkeiten gehören wie Devisenhamsterei, politische Morde 1922 zum eisernen Bestand der Zeit und sind, wie jeder bürgerliche Wissenschaftler leicht beweist, nicht nur erklärlich, sondern „aus Umständen“ notwendig.

Wesentlich ist, wir leben in einer Welt solcher bloßen Umstände und nicht wie frühere und vielleicht wieder spätere Epochen mit allerhand höheren Absichten. Basta!

Darum ist auch nicht richtig, zu wissen, wie Männer, die durch ihre poetische Sendung höheren Anspruch auf Geltung vor anderen erstreben, geringere Ansprüche als der Durchschnitt an ihre persönliche Würde haben. Es genügt dem Zeitgenossen, die Umstände festzustellen oder, wie es sich „psychologisch motiviert“, daß deutsche Dichter, die ehemals mit Vorliebe und unentwegt das Moralische verherrlichten, zu schlichten Dieben ohne Hemmungen wurden.

Das will ich als einer, der das Gebiet, auf dem es sich ereignet, kennt, dem Leser kurz erklären. Nicht zu zeigen versuchen, wie so etwas eigentlich ein Skandal und anders zu wünschen, sondern plausibel, glatte Sache und kein Grund, sich aufzuregen, ist. Die letzte Tatsache ist: Der Dichter produziert das einzige Produkt, für das es selbst in der heutigen Zeit des wahllosen Massenverbrauchs keinen Absatz gibt, die unbestochene Idee von den Dingen nämlich; die als Ware die fatale Eigenschaft hat, je besser sie ist, um so stärker ein Ingredienz zu enthalten, das der heutige Weltbürger wie die Pest haßt: Charakter.

Bloßen Umständen, wie sie der herrschenden Bürgerklasse erwünscht und ersprießlich sind, setzt der Dichter aus innerer Schau das Wesentliche der Dinge entgegen, das von wissenschaftlichen „Tatsachen“ und „Erfahrungen“ unabhängig, aus räumlichen und zeitlichen Umständen nicht erschöpft ist, sondern neben der Dinge zufällige Erscheinungsweise ihre ursprüngliche und dauernde Notwendigkeit zeigt.

Will also der Dichter wie jeder andere Produzent großzügigen lohnenden Absatz für sein Produkt, muß er zur Voraussetzung der materiellen Existenz seinen Erzeugnissen diesen unliebenswürdigen Anstrich mindestens insoweit nehmen, daß er in ihnen die letzte Wahrheit angemessen verbrämt, und, was in seinen Dramen, Ro-

manen, Balladen passiert, so aufschminkt, daß dem Erholung suchenden Leser und Zuschauer des geschilderten Helden Vorbild und empfohlene Nachahmung tüchtiges Vergnügen gewährleistet.

So wie es von Goethe bis Gerhart Hauptmann mit Lessings, Büchners und Heines Ausnahme der deutsche Dichter immer gehalten und sich ein auskömmliches, oft bis ins hohe Alter üppiges Auskommen zu suchen gewußt hat.

Erst dadurch, daß neuere Dichter wie Wedekind seit Beginn dieses Jahrhunderts — von mir nicht zu reden — solche Rücksicht auf den überall prallen Genuß suchenden Kunden nicht mehr nahmen, hat sich in Deutschland die dichterische Produktion die Märkte verdorben und ist wie bittere Arznei nur noch an den abzusetzen, der aus seinen realen Umständen am Rand der Verzweiflung ist.

Als zweiter Umstand für des zeitgenössischen Dichters harte Not aber kommt hinzu, daß der Zwischenhandel, der bei aller anderen Ware heute stürmischen Absatz hat, und sich darum mit mittlerem Profit begnügen kann, bei dem Verschleiß von Literatur dem widerborstigsten Publikum gegenüber sich zu riesiger Kraftanstrengung genötigt sieht, die ihn in seiner Eigenschaft als Verleger und Sortimentsbuchhändler zwingt, je einen Anteil von vierzig Prozent vom Ladenpreis des Buchs zu fordern.

Die Kalkulation für ein Erzeugnis der Literatur sieht also in jedem Einzelfall heute so aus:

- 20 % vom Ladenpreis kostet die Herstellung des Buches.
- 40 % vom Ladenpreis kosten die Spesen des Buchhändlers.
- 40 % vom Ladenpreis kosten die Spesen des Verlegers.

Das sind zusammen 100 %. So daß klipp und klar erhellt: es ist keines Einzelnen, Standes, keiner Partei und niemandes, einzig der „Umstände“ Schuld, daß dem Dichter für seine Arbeit auch nicht die Spur baren Lohnes bleibt und es nicht nur aus Umständen erklärlich, sondern zwingend ist, fährt er, zu stehlen, einzubrechen, zu unterschlagen fort.

Von Glück kann er sagen, bleibt ihm der Raubmord erspart.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Augustwoche

Die vulgäre Wirtschaftspublizistik ist nicht, was sie sein sollte: Avantgarde, sondern Nachhut, Troß, Klageweib der Ereignisse. Der Ökonomist eines vielgelesenen Berliner Blattes hat jetzt endlich entdeckt, wieso die Stahl-, Holz-, Textil- und Glaspreise schon höher gestiegen sind als der Dollarpreis. Er findet, „daß im Anschluß an die Markpanik Kalkulationsmethoden innerhalb der deutschen Industrie eingerissen sind, die nicht nur jede Rücksicht auf den Konsum vermissen lassen, sondern in einer Art Preistaumel schon weitere Preissteigerungen der Devisenkurse vorwegnehmen, die noch gar nicht eingetreten sind, aber vielleicht eintreten werden.“ Am 29. April, als der Dollar noch auf 200 stand, erschien hier eine „Warnung an Deutschland“. Als sechsten Punkt in einer Analyse österreichischer Verhältnisse vermerkte sie: „Je mehr das Landesgeld verfällt, um so enormere ziffernmäßige Änderungen seines Inlandswertes ruft schon jede geringfügigste Änderung seiner Auslandsbewertung hervor. Bei Erreichung eines gewissen psychologischen Punktes tritt dann das ein, was mir ein hervorragender österreichischer Volkswirt und Staatsmann als „Überschlagen der Preiswelle“ bezeichnete. Das heißt: die namenlose Unsicherheit, ob für den heutigen Warenerlös dieselbe Ware morgen auch nur wieder eingedeckt werden kann, führt zu Angstüberspannungen, zu Spekulationen à la baisse im Warenpreis, die verständlich und psychologisch unvermeidbar sind, die aber, wenn alles Vorangegangene noch nicht genügt haben sollte, den letzten Stoß ausüben, der die Preise endgültig über ihren Weltmarktstand hinaustreibt. Sind wir in Deutschland vor gleichem gefeit? Es scheint ratsam, die Entwicklung mit höchstem Ernst zu betrachten.“ Anschließend ward präventives Regierungseingreifen gefordert. Zu jener Zeit war besagtem Ökonomisten jedes Verlangen nach Regierungsintervention noch Bolschewismus. Heute? Heute weiß auch er keinen anderen Rat mehr. Nur, daß der Rat jetzt nicht mehr präventiv ist, sondern zu spät kommt!

Gute Nacht, Österreich! Immer hat es auf die Kredithilfe gehofft, lange weigerte es sich, einzusehen, aus der Kredithilfe werde nie etwas werden. Als nichts mehr zu erwarten war, begann es zur neuen Notenbank zu beten; aber kaum war klar, auch aus der könne nichts werden, da wandte es sich auch schon wieder der Kredithilfe zu. Denn es muß ja schließlich leben, dies Land, — es muß sein Brotgetreide und auch sonst noch manches bezahlen. So wagte es in London noch einmal einen Bittgang! Sie haben es gehört und irgendwas vom Völkerbund gemurmelt. Aber niemand glaube, daß der Völkerbund eine Antwort gewesen

sei; ihre eigentliche Antwort gaben die drei Minister dadurch, daß sie bewegt aufzählten, wieviel Pfunde, Francs und Lire ihr Land schon vorgeschossen habe, und daß sie jetzt nicht mehr könnten und könnten, weil Österreich leider Gottes ja nicht mehr kreditwürdig sei. Wieviel sie ihm vorher aber genommen haben und was ihm die Kreditfähigkeit eigentlich zerstörte, darüber sprachen sie taktvoll nicht!

Am 13. August hat eine Revierkonferenz des rheinisch-westfälischen Bergarbeiterverbandes beschlossen, sich mit der Wiedereinführung von Überschichten einverstanden zu erklären; es besteht also Aussicht, daß die drückende Kohlennöt demnächst gelindert und die Reparationspflicht einigermaßen ausgeglichen werde. Warum weigerten sich die Bergleute so lange, die Überarbeit, die sie doch schon einmal übernommen hatten, auch in dieser neuen Knappheitsperiode zu akzeptieren? Mehrfach ist hier dargelegt worden, daß es hauptsächlich deshalb geschah, weil sie Tendenzen bei den Unternehmern bemerkten, die freiwillige Mehrarbeit unter der Hand in ein Ordinarium zu verwandeln; und ferner, weil sie über die provokant sabotagehafte Behandlung des Betriebsrätegesetzes durch die Zechenherren erbittert waren. Monatelang glaubten die Unternehmer, in beiden Fragen nicht nachgeben zu dürfen, monatelang glaubten diese ausgezeichneten Organisatoren und miserablen Politiker, ihren Willen diesmal durchzwingen zu können. Sie haben sich geirrt, wie sie es politisch fast immer tun; und alles Geschrei und alle Beschuldigungen ihrer Hauspresse half nichts. Das Arbeitszeitgesetz hat den traditionellen Anspruch der Bergarbeiter auf kürzeren Arbeitstag als in anderen Berufszweigen üblich endgültig kodifiziert. Die „Richtlinien zum Betriebsrätegesetz für das Gebiet des rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaus“ haben auch diese leidige Frage aus der Welt geschafft. Alsbald zeigte sich, daß die Bergleute durchaus nicht die gleichgültigen Verbrecher sind, als die man sie monatelang hinzustellen beliebte. Aber warum so lange erst das Zaudern und Zerren, hätte man das alles nicht schon früher haben können?

Carl Sternheim spricht an anderer Stelle dieses Blattes über die Wirtschaftslage der deutschen Dichter. Er sagt viel Richtiges, aber seine Aufstellung über die Bücherpreise stimmt nicht. Indessen ist es ganz gut, daß das Publikum einmal erfahre, was und wem es eigentlich mit den Bücherpreisen zahlt. Ausgegangen sei von einem Beschluß der Münchener Buchhändler, bei Rechnungen bis zu 1000 M. den sogenannten Sortimentierzuschlag auf 30% zu erhöhen. Wird dieses (vorerst allerdings noch singuläre) Vorgehen derer, die Deutschlands dümmste Stadt mit Geist versorgen sollen, auch anderwärts befolgt, so verteilt sich der Preis für ein Buch

(oder für Bücher) im Verkaufswerte von 1300 Mark durchschnittlich wie folgt:

Der Autor erhält 130 M., also 10 %.

Der Verleger erhält 470 M., also 36,5 %.

Der Buchhändler erhält 700 M., also 53,5 %.

Für seine 10 % liefert der Autor den Geist, das Werk, viele angestrenzte Arbeitsmonate. Für seine 36,5 % liefert der Verleger Druck, Papier, Einband, Vertrieb und zahlt auch alle sonstigen Spesen und Risiken. Der Buchhändler aber beansprucht für die einfache Tatsache, daß er verkauft, 53,5 %, — mehr als die beiden anderen zusammen. Wenn irgendwo das Mißverhältnis zwischen Leistung und Lohn grotesk war, dann hier!

Die Dummheiten der Politiker haben dazu geführt, das in sogenannten „breiten Schichten“ eine wachsende Verhimmelung der Wirtschaftler eingetreten ist. Je weniger einer von Finanzen, Produktionswesen und Handel versteht, — und sei es selbst der Leitartikler eines Weltblattes, — umso bereitwilliger beugt er sich heute der Autorität der Wirtschaftstheoretiker und -praktiker (namentlich aber dieser letzteren!); umso überzeugter wiederholt er den Satz (den er doch gar nicht ermessen kann), daß alles besser um die Welt stünde, wenn die Geschäftsleute mehr zu sagen hätten; umso eifertiger stempelt er die Äußerungen jedes Bankiers oder Großindustriellen zu Weltweisheiten. Es steht dem Wirtschaftler an, zu erklären, daß diese Überschätzung genau so dumm ist wie jede andere. Vielleicht sogar noch um einen Grad dümmer, — weil nämlich während der letzten Jahre in Wahrheit nichts so völlig versagt hat und blamiert worden ist wie die zünftige Wirtschaft. Der Wirtschaftler Helfferich hat während des Krieges die tollsten Fehler begangen, — noch heute leiden wir unter ihnen — und alles, was Rang und Namen hatte, fand seine Prozeduren weise und tiefsinnig. Der Versailler Vertrag ist keineswegs nur von Politikern gemacht worden, die Wirtschaftler hatten ihr gerüttelt Teil daran, — sogar ein Chef des Bankhauses Morgan, Thomas H. Lamont. Und wenn heute der Morgan-Ausschuß, der ein so kluges Reparationsvotum abgegeben hat, wirklich aufgefordert würde, zu sagen, welche Reparationssumme er denn für angemessen hält: auch er würde noch eine Ziffer nennen, die dem Leitartikler des Weltblattes die Augen übergehen ließe! Die Wahrheit ist, daß niemand ein Reservat auf Weisheit und Phantasie besitzt, und daß die Wirtschaft ein weder anormal kurzsichtiger noch anormal erleuchteter Teil des Welt- und Volksganzen ist. Wer sie zum Fetisch und ihre Verkünder zu Hohenpriestern machen will, ist als „Ökonomist“ in Anführungszeichen ebenso lächerlich, wie der Nur-Militarist, -Feuilletonist, -Historist oder welche Art „—ist“ auch sonst immer!

(Schluß.)

Als drittes großes Geschäft finanzierte und übernahm Morgan des Industriemagnaten Carnegie riesiges Unternehmen. Der alte Carnegie, souveräner Beherrscher eines Gigantenreiches von Hochöfen, Stahl- und Walzwerken, Erz- und Kohlengruben war regierungsmüde geworden und suchte den Mann, der ihn auszuzahlen vermochte. Schon seit Jahren ließ er sich in Amerika kaum noch blicken. Zurückgezogen lebte er auf seinem einsamen Schloß im schottischen Hochland und schrieb Bücher über soziale Probleme. Es schreibt sich gut über soziale Probleme, — wenn sie akut werden, sind sie oft weniger glatt zu lösen. Auch Carnegie lernte Arbeiterschwierigkeiten kennen; und eines Tages benahm er sich gar nicht sozial. Seine Arbeiter nämlich, von seinen reformerischen Publikationen ermutigt, hatten versucht, die Anerkennung ihrer Organisation und Lohnforderungen mittels Streik und Aussperrung aller Arbeitswilligen durchzusetzen. Da aber verhallte der Appell an Carnegies soziales Gewissen. Von seiner sicheren schottischen Burg aus beauftragte er seine Direktoren, mit Waffengewalt gegen den Aufstand vorzugehen; und wirklich: die Bewegung wurde blutig erstickt. Das war sogar den Milliardärskollegen Carnegie's, die ihn ohnehin nicht gerade liebten, zu viel. Presse und Parlament wurden in Bewegung gesetzt, Carnegie als gemeiner Heuchler gebrandmarkt; und als gar noch ein Konflikt des Stahlkönigs mit der Pennsylvania-Bahn eintrat (er versuchte, plötzlich, sie durch Errichtung einer Konkurrenzlinie zu ruinieren), ward der öffentliche Widerstand so stark, daß es zu einer Börsenderoute kam.

Da sah Morgan wieder seine Stunde gekommen! Er beschloß, dem verbitterten, aus Rachsucht tolle Pläne wälzenden Carnegie die Zügel aus der kraftlosen Hand zu winden und ihn heimzuschicken zu seinen Büchern. Eine ungeheure Summe, 1400 Millionen Dollar, waren zur Übernahme des Carnegie'schen Riesenreiches notwendig. Allgemein wurde bezweifelt, daß es Morgan gelingen werde, diesen Betrag aufzubringen. Doch der stille Rechner in Wallstreet hatte sich nicht getäuscht. Das Volk, die ganze Kapitalistenwelt Amerikas hatte im Laufe der Jahre unbegrenztes Vertrauen zu seinem Hause gefaßt und versagte ihm auch diesmal nicht die Gefolgschaft. Schon wenige Monate nach Veröffentlichung des Prospektes und Zeichnungsbeginn war der ganze, riesige Betrag vergeben. Damit war der Stahltrust, die United States Steel Corporation, ins Leben getreten.

Ein kleines Geschäft war dann, 1899, die Plazierung von 80 Millionen deutschen Reichsschatzscheinen in Amerika. 1901 aber folgte als neue, große Unternehmung, die Gründung des Schiffahrtstrustes, der International Mercantile Marine Company. Dieser Gründung lag die kühne Idee zu Grunde, sämtliche transatlantischen Reedereien, ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, zu einem Trust zu ver-

einen. Die englischen, deutschen, amerikanischen, belgischen, holländischen und skandinavischen Dampferlinien —: alle sollten sie in Zukunft einer einheitlichen Leitung unterstehen.

Die Schwierigkeiten, die sich diesem Projekt bereits bei den Vorverhandlungen entgegentürmten, waren ungeheuer. Sie werden verständlich, wenn man erwägt, wie grundverschieden die Entwicklung, der technische und kommerzielle Aufbau der Seeschifffahrt in den einzelnen Ländern ist. Auch widerstrebten die mit der Schifffahrt eng zusammenhängenden nationalen Interessen der Vereinigung. Morgan hoffte, dies alles überwinden zu können. Hier freilich sollte sich erweisen, daß auch der klügste Rechner zuweilen falsch rechnet.

Die Sache begann damit, daß der Senat angesichts des fortwährenden Abstiegs der amerikanischen Handelsflotte (1862 waren noch 50 % des amerikanischen Außenhandels auf amerikanischen Schiffen befördert worden, 1890 waren es nur noch 10 %!) — daß der Senat Gesetzesvorlagen ausarbeiten ließ, die auf eine kräftige Subventionierung der Handelsschifffahrt hinausliefen. Diese günstige Konstellation wollte sich Morgan mit seiner J. M. M. C. zu nutze machen. Er kaufte die in Liverpool ansässige Leyland-Linie mit 54 Dampfern auf, gliederte sich gleichzeitig die Atlantic Transport Company mit 11 Schiffen an und erlangte damit die Kontrolle auch über die National Line. Ferner wurden mit der American- und der Red Star Line in New York, die zusammen 23 Dampfer besaßen, aussichtsreiche Übernahmeverhandlungen angeknüpft.

Bis zu diesem Stadium waren die Verhandlungen gediehen, ohne daß die deutschen Gesellschaften, insbesondere Hapag und Lloyd noch Stellung dazu genommen hätten. Sie hielten vitale Interessen noch nicht für gefährdet. Das änderte sich aber, als Morgan dazu überging, auch die großen transamerikanischen Eisenbahnunternehmungen in den Trust einzubeziehen. Das geschah, um jedem Warenverfrachter im Landesinnern gleichzeitig mit Übernahme des Eisenbahntransportes einen Revers vorlegen zu können, durch den er sich verpflichtete, auch den Weitertransport auf See nur amerikanischen Schiffen zu übertragen. Diese Maßnahme konnte für den deutschen Amerika-Dienst katastrophale Folgen haben. Ballin, dem genialen Leiter der Hapag, gebührt das Verdienst, durch kluges, geschicktes Lavieren die gefährdete Position der deutschen Handelsflotte nicht nur gehalten, sondern sogar verbessert zu haben. Das Ende vom Lied war, daß Morgan seinen transatlantischen Schifffahrtstrust nicht durchsetzen konnte und sich begnügen mußte, eine (mit Kriegbeginn dann gesprengte) Interessengemeinschaft, einen sogenannten „Pool“ unter den verschiedenen Linien herbeizuführen. Bei all diesen Poolverhandlungen spielte übrigens Ballin eine große und nicht nur für die deutschen Gesellschaften ausschlaggebende Rolle, und Morgan lernte die ungeheure Arbeitskraft, Sachkenntnis und Verhandlungs-

tüchtigkeit dieses Mannes so sehr schätzen, daß er ihm wiederholt die Leitung seiner J. M. M. C. antrug. Ballin glaubte jedoch aus Treue gegen die Hapag und vielleicht auch aus persönlicher Rücksicht auf den Kaiser auf das Angebot verzichten zu müssen.

Noch einmal hatte Morgan 1907, zu Roosevelt's Zeiten, Gelegenheit, als „pater Patriae“ zu glänzen. Die Wirtschaftskrise dieses Jahres zog vernichtend über Amerika und Europa. Ihre Ursache — oder besser: ihre vermeintliche Ursache — war verhältnismäßig geringfügig: Eine Anzahl kleiner Banken in Amerika war infolge unglücklicher Spekulation fallit geworden. Der Geldmarkt erhielt dadurch aber nicht nur einen kleinen, vorübergehenden Stoß, sondern das Vertrauen des Publikums zu den Banken ward überhaupt erschüttert. Die Depositen nahmen rasend ab, an der Börse feierten die Baissiers Triumphe. Neue Aktien-Emissionen waren kaum mehr möglich, die Banken schränkten den Industriekredit aufs Äußerste ein, so daß der Industrie die Betriebsmittel knapp zu werden begannen und die Konkursanmeldungen sich von Tag zu Tag häuften. Zu den bedrängten Unternehmungen gehörte auch eine der bedeutendsten amerikanischen Montangesellschaften, — die Tennessee Coal and Iron Company, die allen Aufsaugungsbestrebungen der Morgan'schen United States Steel Corporation bisher kräftig Widerstand geleistet hatte. Sie mußte sich unter dem Drucke der Not nun doch zu einem äußerst niedrigen Preise an Morgan verkaufen. Aber mit dem Verkauf allein war Morgan noch nicht gedient. Da war noch der Staat, der mit seinem Antitrustfeldzug die neue Union: United States Steel Corporation = Tennessee Coal and Iron Company bedrängen konnte. Da ging Morgan wiederum, wie schon einmal, ins Weiße Haus, und erklärte dort, daß er der Wirtschaft (und der natürlich ebenfalls bedrängten Staatsfinanz) mit all seiner Macht helfen wolle, wenn man ihm als Äquivalent nur die Zusicherung gebe, daß die Antitrustgesetze auf seinen neuen Doppelorganismus keine Anwendung finden würden. Dies Ansinnen erscheint uns Europäern abenteuerlich. In Amerika aber war es weniger erregend. Und das Staatsdepartement wußte sich in der Tat keinen anderen Ausweg als es anzunehmen. Nachdem es geschehen war, hielt Morgan aber auch sein Wort. Im ganzen Land kauften seine Agenten die Baumwollwechsel Ordre London, — jenen Gegeßerlös der Farmer für nach England verschiffte Baumwolle. In London präsentierte er sie zur Zahlung und ließ das eingetauschte Gold nach Amerika überführen. Mit dem zurückflutenden Goldstrom aber stellten sich auch Ruhe und Unternehmungsgestir wieder ein.

Morgan's letzte Lebensjahre standen unter dem Zeichen der Campagne, die Roosevelt gegen den reichen „Börsenräuber“ veranstaltet hatte. Der 76jährige mußte sich vor Gericht verantworten, mußte die Akten über Ausmaß, Einfluß und staatspolitische Wirkungen seines Reichtums vorlegen. Es war eine Justizkomödie, aber sie erbitterte den alten Milliardär derart, daß er sich völlig

von der Leitung der Geschäfte zurückzog, die nun sein Sohn John Pierpont junior übernahm. Den Greis führte Sehnsucht noch einmal nach dem geliebten Italien. Dort, in Rom, ist er 1913 auch gestorben, — der größte Bankier aller Länder und Zeiten.

Seit jener Stunde ist John Pierpont jun. alleiniger Besitzer des väterlichen Reichtums. Dem spät erst, im 45. Jahre, zur Herrschaft gelangten wird eine gewisse Pedanterie und Spießigkeit nachgesagt. Tatsache ist jedenfalls, daß er die splendid isolation seiner Person in nicht mehr zu überbietender Weise durchführte. Den größten Teil des Jahres verbringt dieser mächtigste Finanzfürst der Welt in namenloser Zurückgezogenheit auf seinem Landsitz in England. Nichts haßt er mehr als wenn man über ihn spricht; und im Gegensatz zu seinem Vater, den wirkliches Interesse auch nach dem Kranz des Mäcenat greifen ließ, ist er offen genug, einzugestehen, daß er von Kunst nicht das mindeste verstehe. Eine seiner ersten (und vielleicht ehrlichsten) Taten nach dem Tode des Vaters war daher auch der Verkauf der unerhört wertvollen Kunstschatze, die der alte Milliardär aus aller Welt zusammengetragen hatte. Dabei beirrte ihn wenig das Geschrei der Presse. Seine Arbeit galt ausschließlich der Erhaltung und Mehrung des väterlichen Finanz-Erbes. Neue Kombinationen hat er nicht geschaffen. Doch ist die Zentripetal- und Assoziationskraft seines Riesenkapitals so ungeheuer, daß sozusagen automatisch ständig neue Unternehmen in seinen Machtbereich einbezogen werden.

Denn der Morgan-Konzern ist heute der größte, stärkste und einflußreichste der Welt. Er übertrifft, besonders was Kapitalkraft anlangt, die beiden anderen großen amerikanischen Konzerne, Standard Oil und Harriman, ganz bedeutend. Fast sinnverwirrend sind die Zahlen, die Liefmann in „Kartelle und Trusts“ zu berichten weiß. Danach unterstehen der direkten Kontrolle des Bankhauses Morgan Unternehmungen mit einem Gesamtkapital von über 22 Milliarden Dollar, das ist ein Fünftel des Nationalvermögens der Union. Doch bestehen noch zu weiteren 134 Gesellschaften enge Beziehungen, — Gesellschaften, die ein Kapital von weiteren 40 Milliarden Dollar kontrollieren. Von diesen Kapitalien sind 15,6 Milliarden in Industrieunternehmungen aller Art, 17,3 Milliarden in Eisenbahnen, 4 Milliarden in Bank- und Finanzgesellschaften, 1½ Milliarden in Montanunternehmungen und der Rest von zirka 1,3 Milliarden in verschiedenen anderen Erwerbsgesellschaften investiert. Die Gesamtsumme der von Morgan direkt oder indirekt kontrollierten Kapitalien beläuft sich somit, — den Dollar zum Kurse von 1000 umgerechnet, — auf den unvorstellbar phantastischen Betrag von 62 000 Milliarden Papiermark!

Ist noch zu bezweifeln, daß wir in Morgan den reichsten, mächtigsten, einflußreichsten Mensch unserer Zeit vor uns sehen? Und daß ihm mehr als ausreichende Mittel zur Verfügung stehen, um dem wirtschaftlich zerrütteten Mittel- und Osteuropa die ersten Voraussetzungen für den Wiederaufbau zu schaffen?

G L O S S E N

DIE WASSERLEITUNG

Ein Mann erbaute sich mit vieler Mühe in sieben Jahren eine Bewässerungsleitung für sein Feld, damit auch in dürrer Zeiten auf ihm wachse. Die Leute aber verlachten ihn.

Das achte Jahr war ein dürres Jahr, und auf keinem Felde wuchs auch nur ein guter Halm. Auf dem Feld des Mannes aber standen dicht die hohen Ähren.

Da rissen die Leute die Ähren aus, noch bevor sie reif geworden waren, und zerstörten die Wasserleitung bis auf den Grund. —

*

Da erbaute sich der Mann zum zweitenmale in sieben Jahren eine Bewässerungsleitung. Die Leute aber schalten wieder auf ihn.

Das achte Jahr war ein dürres Jahr, und auf keinem anderen Feld wuchs auch nur ein guter Halm. Auf dem Felde des Mannes aber standen hoch die tragenden Ähren.

Da sprach der Mann:

„Brüder, ich will euch allen geben vom Ertrag meines Ackers, damit ihr nicht hungert. So kommt und nehmt!“

Dann verteilte er alles unter sie, was er hatte; und als er nichts mehr hatte, da erschlugen sie ihn. —

*

Im nächsten Jahre aber erbauten sich alle Leute Bewässerungsleitungen, damit ihre Felder auch in dürrer Jahren Ähren tragen.

Und als sieben Jahre um waren, kam ein sehr trockenes Jahr; auf allen Feldern aber stand reiches, volles Korn.

Da errichteten die Leute dem Mann, der zuerst eine Wasserleitung erbaut hatte, ein schönes Denkmal und hielten wunderbare Reden. —

Eduard Foertsch.

MIR WIRD DAUERND GELD GESTOHLEN!

Vor etwa acht Monaten hatte ich das seltene Glück, tausend Mark zu erübrigen. Ich besah mich von unten bis oben, hinten und vorn — es war noch alles ziemlich in Schuß. Nur die Stiefel! Aber es war Winter, — in dem Ort, der damals die Ehre hatte, mich zu beherbergen, sahen alte und neue Stiefel stets gleich lehmig aus. Außerdem kosteten sie zweihundert Mark; ich hätte nur noch achthundert Mark übrig behalten und mich lockte die runde Zahl tausend. So trug ich die tausend Mark wieder auf die Sparkasse.

Heuer nun merkte ich, daß es mit den alten Stiebeln doch nicht mehr so weiter gehe. Ich holte also von der Sparkasse zweihundert Mark und ging zum Schuster. Der lachte bloß: „Beschaffen Sie sich bitte einen Braunen und beehren Sie mich wieder!“ Ich sah bei dieser Antwort sicher nicht intelligent aus, ging aber dennoch zur Sparkasse, holte den Braunen, auf den ich so stolz gewesen war, und bekam ein Paar Schuhe für tausend Mark.

Nun bin ich einmal zur Schule gegangen, hatte sogar in Mathematik eine Eins und bilde mir darum ein, daß ich ein wenig rechnen kann. Ich begann also, vor mich hinzurechnen: Vor acht Monaten hätte ich von meinem Braunen achthundert Mark zurückerhalten. Jetzt bekam ich nichts zurück. Ich bin also um

*Warum noch immer
auf ausgetretenen
Wegen?*

Dr. SCILESINGER
BERLIN W 62
COURBIÈRESTR. 2

achthundert Mark geschädigt worden!

Wer hat mir die achthundert Mark gestohlen?

Der Schuster? Nein! Der hat jetzt verhältnismäßig dasselbe verdient, was er vor acht Monaten verdient haben würde. Die Sparkasse? Nein! Sie hat mir doch für die eingezahlten tausend Mark die gleiche Summe zurückgegeben. Zum Teufel nochmal, wer denn? Wenn mir achthundert Mark gestohlen werden, muß doch ein anderer sie genommen haben? Wer?

Ich ging zu meinem Freund Nepomuk und legte ihm diese Frage vor. Er sagte nur: „Du bist ein Schaf!“ Und dann erklärte er mir: „Sparen tun heute nur Idioten; schlaue Leute machen Schulden! Vor acht Monaten kosteten Schuhe zweihundert Mark; ich kaufte fünf Paar — unter meinem Bett stehen sie in Reih' und Glied. Das Geld dazu lieh mir mein Nachbar, dem ich dafür ein paar gute Witze erzählte. Als wir vor einigen Tagen unser Gehalt bekamen, habe ich das Geld zurückgezahlt; nach den letzten vier Gehaltserhöhungen ist das nicht mehr so schwierig. Wenn ich jetzt erst gekauft hätte, würde der Schuster auch mir nur ein Paar Schuhe für die tausend Mark gegeben haben. So habe ich durch meine Schlaueit vier Paar Schuhe oder achthundert Mark verdient.“

Ich sagte nichts mehr. Ich ging nach Hause. Ich setzte mich mit gekreuzten Beinen auf den Fußboden. Ich dachte nach.

Wer hat meinem Freund Nepomuk die achthundert Mark geschenkt?

Der Schuster? Der wird sich schwer beherrschen können. Der Nachbar? Der hat doch für die geliehenen tausend Mark die gleiche Summe zurückerhalten. Zum Teufel nochmal, wer denn? Wenn jemandem achthundert Mark geschenkt werden, muß doch einer da sein, der sie ihm gibt? Wer?

Ich saß drei Tage und drei Nächte auf dem Fußboden ohne Speise und Trank und dachte — dachte — dachte —

Schließlich stieg der Verdacht in mir auf, daß mit der Sparkasse, der ich das Geld zur Aufbewahrung übergeben hatte, und mit dem Nachbar, der Nepomuk das Geld geliehen hatte, doch nicht alles im Reinen sei. Zum völligen Durchdenken dieser kniffligen Frage fehlte mir leider die nötige Veranlagung. Jedenfalls aber erkannte ich zwei absolute Wahrheiten:

Wenn man spart, wird einem Geld gestohlen.
Wenn man Schulden macht, wird einem Geld geschenkt.

Da fiel mir eine Geschichte ein, die uns in der Schule unser Professor (er war schon alt und warf manchmal alles durcheinander — daher übernehme ich für die historische Wahrheit des Zitats keine Garantie) — also: die uns in der Schule unser Professor einmal erzählte: „Als man Sokrates die Wahl zwischen der Xanthippe und dem Giftbecher ließ, betrachtete er beide

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei: Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

aufmerksam und sprach dann ernst die Worte: „So oder so: kaputt!“ Unser Lehrer fügte hinzu: „In diesem Ausspruch gipfelt ein Leben, das voll und ganz der Erforschung der Weisheit geweiht war.“ Wir lachten. Er ließ sich nicht stören: „Wenn ihr so alt seid wie ich, werdet ihr nicht mehr lachen.“

Wir lachten noch mehr.

Heute — heute sind wir noch lange nicht so alt, wie unser Geschichtslehrer damals war — aber wir lachen nicht mehr über das Wort des Sokrates.

S. S. *Abseits.*

DER GRIMME TINTEN-HERZOG

Im Sommer lese ich gerne 63. Fortsetzungen. Gestern, beim Rasen, in Baabe, bei Göhren, an der Ostsee, genoß ich die „Woche“ und zwar die achte Fortsetzung des Romans „Kameraden“ von Rudolf Herzog. Eine heldenhafte Hauptfigur heißt da Volker. Besagter Volker, ehemaliger Offizier, geht eines Tages über den großen Platz und bemerkt, wie ein junger Reichwehrsoldat von einem halben Dutzend Burschen gehänselt, gehöhnt, beschimpft wird. Der junge Soldat gibt einen Schuß in die Luft ab. Der Haufen stiebt auseinander. An die hundert Bürger treten aus den Toren, aber sie rühren sich nicht, sie sind nur „gaffende Zuschauer“, wie Herr Herzog erzählt. Sie gehen

weiter, während die Pöbelburschen über den einen Soldaten noch einmal herfallen. Aber da stürzt Volker, der Held, dazwischen und natürlich laufen die Frechlinge im Nu auf und davon. Welche Lehren aber gibt Herzogs Volker dem Reichwehrsoldaten?

„Mein lieber junger Kamerad,“ sagte Volker, nahm die Hand des Jungen und hielt sie mit festem Druck, „wenn Sie mal wieder als ehrlicher Soldat überfallen werden, so schießen Sie keinen blinden Schuß ab und auch nicht in die Luft.“

„Ich hatte schon abgeschossen,“ murmelte der Soldat.

„Geben Sie dem ersten Wege-
lagerer die volle Ladung.
Und wenn das Rudel nicht feige
von dannen stiebt, so machen Sie
doch die weite Reise nicht allein.“

„Zu Befehl,“ murmelte der Mann.

Herr Rudolf Herzog hat sich eine ziemlich unwahrscheinliche Situation konstruiert, um seine Schießinstruktion an die Reichwehr loszuwerden: Burschen, die bei helllichem Tag einen Reichwehrsoldaten grundlos überfallen, durch hundert gaffende Bürger nicht im geringsten gestört. Nicht auf diese gekünstelte Situation, sondern auf den frisch-fröhlichen Rat, zu schießen, scharf zu schießen, ja nicht ins Blaue, nur auf diese Anweisung zu blutigen Exzessen kam es dem ehe-

Steinberg

** Hüte - Kleider - Mäntel - Pelze **

Düsseldorf

Baden-Baden

maligen Leibdichter Wilhelms und der Krupps an Ich kann nicht garantieren, daß ich beim nächsten Rasieren Volkers fernere Heldentaten verfolgen werde, aber der Herr Reichskommissar für öffentliche Sicherheit und Ordnung wird sich, so bitter es ist, entschließen müssen, die Romanfabrik des Herrn Herzog im Auge zu behalten. Am Ende könnten die alten Weiber, die das belletristische Kaffeewasser der „Woche“ liter-, will sagen: fortsetzungsweise schlucken, doch in einen ungesunden Zustand unheilbarer Uniformhysterie verfallen, und sie könnten, mit Stricknadeln bewaffnet, mit Butterbemmchen gerüstet, von Rudolf Herzog angeführt, einen Befreiungskrieg für Ehrhardt und Techow eröffnen, für die Siegfried- und Völker-Naturen von 1922.
gr.

FILMBAUTEN

Das Filmhandwerk geht langsam einen versöhnlichen Weg der Zweckmäßigkeit. In der Hauptsache ist das an den Bauten sogenannter Monumentalfilme festzustellen.

Hier heißt Zweckmäßigkeit: die Vollendung des Filmbaues, der Kulissee nur bis zu jenem Grad, den das Wesen des Films verlangt; und das ist ja von der Fläche, von der Leinwand, bestimmt, die ihren Nachteil vor der dreidimensionalen Guckkastenbühne dadurch wettmachen muß, daß sie der Phantasie des Publikums größere visuelle Perspektiven gewährt.

Die Bühnenkulisse ist — auch im vollendeten Fall — immer noch Atrappe. Auch der optimistische Zuschauer bezieht diese Voraus-



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER-
SCHRANKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

setzung in seine Phantasie ein. Im Kino aber will er das nicht. Er verlangt für den Mangel an Handgreiflichkeit mit Recht eine andere Wirklichkeit, wenn auch eine ir-reale: das Wesen des Films.

Man kommt also langsam diesem natürlichen Verlangen näher und versucht, da man auch hier zum größten Teil nur mit Atrappen zu tun hat, auf vielen Wegen ihnen Inhalt zu geben. Man intensiviert die Atrappe.

Nicht die künstlerische oder die historisch richtige Detailausführung ist dabei maßgebend, — sie ist hoffentlich Voraussetzung! — sondern das Verfahren, mit dem man zweckmäßig die Dimensionen bewältigt.

Der Architekt Reimann löst das Problem z. B. so: Er malt in der Staakener Luftschiffhalle, wo Hans Steinhoff den Gloriafilm „Demetrius“ dreht, auf einer 40 m hohen und noch breiteren Leinwand die Moskauer Peter-Pauls-Kathedrale; durch unnatürliche Farbenanordnung des Himmels erreicht die photographische Linse Tiefenwirkung; eine gebaute Kremelmauer läuft perspektivisch verjüngt in die Leinwand. Das Gleiche geschieht bei der Darstellung des Kreml und des „Roten Platzes“, wodurch Millionenbauten erspart und eine ungleich stärkere und glaubwürdigere Tiefenwirkung erzielt sind.

Paul Leni gibt in Weißensee in dem May-Film „Tragödie der Liebe“ seinen Atrappen dadurch Volumen, daß er z. B. einer kleinen Kaffeehausterrasse keinen Kulissen-

hintergrund stellt, sondern einen wirklichen, gebauten Raum mit Büf-fet usw. Das Neue daran: früher zeigte man, wenn solcher Raum mit anschließender Terasse benötigt wurde, beides szenarisch getrennt. Es war der Gutmütigkeit des Zuschauers überlassen, der Täuschung Kredit zu geben. Hier ist die Realität unzweifelhaft.

Bei dem neuen Efa-Buchowetzki-Film „Peter der Große“ wird die Tiefe und zugleich die Dimension durch folgendes, nicht mehr ganz neue, aber rentable Auskunftsmittel gewahrt: Die Kathedrale mit den vielen vergoldeten Kuppeln, die den Hintergrund zu der alten Romanowburg bildet, steht auf einem gewöhnlichen Holzgerüst, wie auf Stelzen. Der wirkliche Bau, ein kleiner Teil des Oberbaus, beginnt erst perspektivisch gesehen über dem Dach der Romanowburg. So wird Distanz gewonnen und, wenn alles recht zugeht, Geld gespart.

Bemerkenswert, wie hier qualitative und ökonomische Verbesserung Hand in Hand gehen! Und doch immer gibt es Leute, die da meinen, ohne Einbuße an Wert sei beim Film nicht zu sparen!

Paul Medina.

DER TUGENDRETTER

„Bitte Nollendorfplatz“, sagte er zum Straßenbahnschaffner. Dann begann er — etwas umständlich, so wie er im Büro wahrscheinlich auch die Journalbuchungen erledigte, —

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9—12, 2—7, Sonntags 10—12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

die Zeitung herauszuziehen und sich zum Lesen anzuschicken.

Er kam mit der Lektüre aber nicht weit. Denn plötzlich beunruhigten ihn Blicke, — nun, eben Blicke! Blicke eines Mädeleins, dessen Haare um eine Nuance zu blond, dessen Lippen um eine Nuance zu rot waren.

Erst erschrak er, dann faßte er sich Mut, zu erwidern. Und als sie eine Minute später aufstand und an der Tür noch einmal den Kopf nach ihm umwandte, erhob auch er sich und ging ihr nach.

Schon wollte er den Fuß auf's Trittbrett setzen, — da faßte ihn der Schaffner beim Arm und zog ihn zurück:

„Sie, Herr, hörnsema!“, sagte er dabei, fast einschmeichelnd. „Sie wollten doch erst am Nöllendorfpfatz aussteigen!“ Und ehe der andere Zeit zur Besinnung fand, klingelte er ab und fuhr mit ihm weiter.

Gertrud Godendreff.

KÜNSTLER-ANEKDOTE

DER LEERE RAUM

Oskar Blumenthal hatte Adalbert von Goldschmidts mystisches Spiel „Gää“ für's Lessing-Theater ange-

nommen. Da ihm aber der Erfolg nicht ganz sicher schien, kümmerte er sich um die Regie nicht selbst, sondern überließ alles einem jungen, feueereifrigen Helfer.

Alles ging gut, bis einige Tage vor der Aufführung der Mann kleinlaut zum Direktor kam und erklärte: „Hier ist eine Vorschrift, über die ich doch Ihren Rat einholen muß, Herr Direktor. Nämlich: „Ikarus bewegt sich im leeren Raum“, — wie meinen Sie, daß ich das machen soll?“

Blumenthal sah erst das Manuskript, dann den Regisseur an und erwiderte nach kurzer Überlegung trocken: „Warten Sie bis zur zweiten Aufführung!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 32):

Tagebuch der Zeit

Joseph Caillaux: Reparationspolitik

Kurt Kersten: Moskauer Sommertage

Paul Morgan: Reklame-Artikel

Tagebuch der Wirtschaft

Ernst Schulz: Die Dynastie Morgan

Glossen

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

STABOWE

STABOWE WECHSELMANN

Soeben ist erschienen:

Walther Rathenau

Drei Reden zu seinem Gedächtnis

von

Max Scheler

Eduard Heimann / Artur Baumgarten

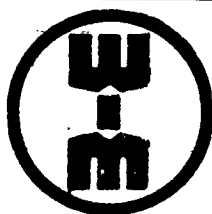
Preis in steifem Umschlag M.



Zu beziehen durch jede Buchhandlung und vom

Marcan-Block-Verlag G. m. b. H.

Köln a. Rh., Schildergasse 84a



Wiener Internationale Messe

10.—18. September 1922

Günstigste Einkaufsgelegenheit für alle Branchen

4000 Aussteller aus dem In- und Ausland

**Technische Messe · Baummesse · Bekleidungsmesse
Luxuswarenmesse · Papiermesse**

Besonders wichtig für alle Produzenten die

Abteilung für Rohstoffe und Halbfabrikate

Alle Auskünfte erteilen: Wiener Messe A.-G., Wien VII, Messepalast,
die österreichischen Vertretungen im Auslande, die ehrenamtl. Ver-
treter in allen größeren Orten sowie die internationalen Reisebüros

G o e b e n e r s c h i e n :

Wilhelm Speyer
Schwermut
der Jahreszeiten
Erzählung

Gebettet 70,— Mark
Halbleinenbd. 150,—
Ganzeleinenbd. 180,—

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt
vom Verlag. Ausführliche Prospekte zu verlangen vom
Ernst Rowohlt Verlag / Berlin W 35

JOE MAY

erzielte

den großen amerikanischen Erfolg
the great american success

Das indische Grabmal Mysteries of India



JOE MAY

bringt in der Saison 1922/23

presents in the year 1922/23

Die Tragödie der Liebe The Tragedy of Love

mit

with

Mia May - Emil Jannings

Erika Glässner Wladimir Gaidaroff

Ausstattung: **PAUL LENI**

EXOTISCHE KUNST

CARL EINSTEIN N E G E R P L A S T I K

Mit 116 Abbildungen / Gebunden

Man weiß allgemein, daß die vieldiskutierte Plastik der afrikanischen Neger großen Einfluß auf die neuesten Bestrebungen der bildenden Künste ausübte; Abbildungen dieser Negerkunst sind nur in wenigen Städten des Kontinents gezeigt worden. Hier wird zum erstenmal in einer deutschen Publikation an der Hand von 116 ausgezeichneten großen Abbildungen die Negerplastik in instruktiver Anordnung vorgeführt, so daß durch bloßes Betrachten dieser Reproduktionen ein jeder sich über Stil, Bedeutung und Eigenart der Negerkunst klar werden kann.

MECHTILD LICHNOWSKY GÖTTER, KÖNIGE UND TIERE IN ÄGYPTEN

Mit Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin
Halbleinenband

Das Buch hat Frische und Freude, Jugend und Duft, Enthusiasmus und Poesie. Es ist das Buch einer Frau, die Ägypten kannte, bevor sie seinen Boden betrat. Denn es war das Land ihrer Träume, und sie ist dorthin gereist, nur um ein Wiedersehen zu feiern. Sie wollte das Ägypten ihrer Kindheit suchen, um endlich bestätigt zu finden, daß es dort wirklich so märchenhaft sei, wie es ihrer kindlichen Dichterphantasie nach eigentlich sein sollte. (Neue Freie Presse / Wien.)

FRIEDRICH PERZYŃSKI VON CHINAS GÖTTERN REISEN IN CHINA

Mit 80 Bildtafeln / Halblederband

Das Werk wendet sich nicht an Kunsthistoriker, sondern an Kunstliebende, denen der äußere oder innere Besitz eines Kunstwerkes ein wirkliches Erlebnis bedeutet. Das leitende Motiv der Darstellung bilden die großen Monumente Chinas, doch nicht allein. Die Städte und Menschen Chinas, ihr Leben und ihre Genüsse, das Leben der europäischen Residenten, die chinesische Landschaft, die wundervolle Einsamkeit der unbeaten tracks: kurzum, die Straße, die zu seinem Ziele führte, hat den Verfasser oft genug aufgehalten und ebenso bezaubert wie die Monumente selbst.

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

UPTON SINCLAIR

*„Die hellste, durchdringendste Stimme unter den
schreibenden Amerikanern grossen Formats“*

Jimmie Higgins

10. Tausend

**Kasimir Edschmid in der
Frankfurter Zeitung:** Dies
Buch ist mit einer solchen
Einfachheit und Schlich-
theit geschrieben, daß es
mit einer fast rohen Wucht
der Tatsachen wirkt . . .

*

Vorwärts, Berlin: . . . ein
Buch, das in die Sphäre
hineinragt, in der nur
noch Werke der Welt-
literatur genannt werden.

*

Leipziger Zeitung: So tiefe
Wirkung hat seit Zolas
Hammerschlägen kein
Buch ausüben können —
und das ohne jedes Pathos.

*

In Halbleinen . . . M. 140

In Halbpergament M. 260

Der Liebe Pilgerfahrt

5. Tausend

Der Aufstieg, Bern: Würde
der Nobelpreis für Lite-
ratur wirklich denen zu-
erteilt, die schaffen, um
der leidenden Mensch-
heit zu helfen, so hätte
Upton Sinclair den Preis
längst erhalten müssen . .

*

Berliner Börsenzeitung:
Die Schilderung dieser
Tragik ist meisterhaft.
Einzelne Szenen sind
von unauslöschbarem
Eindruck. Sie gemahnen
manchmal an Hamsuns
„Hunger“, manchmal an
Strindbergs Autobi-
graphie . . .

*

Gebunden . . . M. 140

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM



Vereinigung internationaler Verlags - Anstalten

(Frankes Verlag) G. m. b. H. Berlin SW 61.

Soeben erscheint:

Wohin steuern die freien Gewerkschaften?

Die wichtigsten Beschlüsse des Elften Kongresses des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes unter besonderer Berücksichtigung des Wirkens der kommunistischen Fraktionen. Organisations-Ausgabe 12.— Mk.

Preis 20 Mk.

Diese Schrift muß die weiteste Verbreitung in allen Arbeiterkreisen finden.

Soeben
erschienen!

N. Auerbach:

Soeben
erschienen!

Marx und die Gewerkschaften.

Aus dem Inhalt: Der „Widerspruch“ zwischen Sozialreform und Revolution bei Marx. / Die Gewerkschaften im theoretischen System von Karl Marx. Die Gewerkschaften in der ökonomischen Theorie von Marx. / Die Gewerkschaften in der Sozialtheorie von Marx. / Die Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. / Die deutschen Gewerkschaften vor dem Sozialistengesetz. / Von der Gründung der Generalkommission bis zum Jenaer Kongreß. / Die Zerreißung der Totalität und die sich daraus ergebenden Aufgaben.

Preis brosch. 60 Mk., geb. 95 Mk.

Das Buch füllt eine längststehende Lücke in der Literatur, indem es quellenmäßig die Gewerkschaftsfrage bei Marx untersucht und im Anschluß daran die Geschichte und Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung darstellt.

P. WERNER

Eugen Leviné

mit einer Umschlagszeichnung von Karl Jakob Hirsch und einer Totenmaske Levinés. — Preis 40.— Mk.
Organisationen erhalten Rabatt. Vorbestellungen sind erwünscht.

**Auf alle Preise kommt ein
Teuerungszuschlag von 50%**

Verlangen Sie unsere neuesten Kataloge!

Wie Poincaré die Frage der Schuld am Kriege sieht

Die Grundlage der Haltung Frankreichs gegen Deutschland

Vor dem Erscheinen steht:

Stimmen der Gegner zur Schuldfrage

Erster Band

Wie der Weltkrieg entstand

Von Raymond Poincaré

Französischer Ministerpräsident

Autorisierte Uebertragung aus dem Französischen v. Nanny Collin

Mit einer Einleitung und kritischen Bemerkungen

— herausgegeben von Dr. Ernst Sauerböck —

In dem Kampfe, den Deutschland für das Wiederaufnahmeverfahren zur Wiederherstellung seines Ansehens in der Welt zu führen genötigt ist, wird in der Zukunft das Buch des Präsidenten Poincaré über die Gründe des Weltkrieges eine wichtige Rolle spielen. Poincaré hat sich in die vorderste Reihe der Kämpfer gegen Deutschland gestellt. Von einem Teile seiner eigenen Landsleute beschuldigt, in den Jahren 1912 und 1913, als er Frankreichs auswärtige Politik leitete, zur Verschärfung der Gegensätze in Europa durch Anstachelung Rußlands zu immer größeren Rüstungen selbst erheblich beigetragen zu haben, hat er den Weg der Selbstverteidigung beschritten und in einem Buche darzulegen versucht, daß Frankreich — und damit auch er persönlich — an der großen Menschheitskatastrophe ganz unschuldig sei. Damit hat Poincaré in erfreulicher Weise diejenige Formulierung der französischen Auffassung der Kriegsursachen gegeben, auf die sich die offizielle französische Politik, deren Träger ja Poincaré ist, in ihrem Vorgehen gegen Deutschland stützte.

Das Buch Poincarés ist einer der wichtigsten Beiträge zur Schuldfrage überhaupt; es ist um so wichtiger, als Frankreich seine amtlichen Aktenstücke bis vor kurzem garnicht und auch jetzt nur sehr unvollkommen veröffentlicht hat. Mit Genugtuung ist es zu begrüßen, wenn gerade Poincaré jetzt der Welt Gelegenheit gibt, seine sonst nur in Reden und Noten formulierten Behauptungen gegen Deutschland auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen.

Der deutsche Verlag hat es für seine Pflicht gehalten, diese wichtige Darstellung der Gegenseite dem deutschen Publikum in deutscher Übersetzung vorzulegen. Deutschland darf es sich erlauben, seinen wichtigsten Gegner in deutscher Sprache zu Worte kommen zu lassen. Es ist aber auch eine Forderung der Klugheit, die Stimme des Gegner selbst zu hören, den Kampf **Auge in Auge mit dem Gegner** zu führen und seine Anklagen genau so zu hören, wie er sie selbst uns entgegenschleudert.

Für die Herausgabe des Buches hat der Verlag den ausgezeichneten neutralen Kenner der Vorkriegsgeschichte, Dr. Ernst Sauerbeck, gewonnen, der, als Leiter der „**Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen**“ in Berlin, internationales Ansehen genießt.

Das deutsche Volk wird aus diesem Buche in vollster Schärfe die Bedeutung der Gegnerschaft des Mannes erkennen lernen, von dem sogar in weiten Kreisen seines eigenen Landes das Wort gilt:

„POINCARÉ — C'EST LA GUERRE!“

Ladenpreis; 150 Mk.

Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und
Geschichte m. b H / Berlin W8 / Unter den Linden 17-18

G o e b e n e r f c h i e n :

Wilhelm Speyer
Schwermut
der Jahreszeiten
Erzählung

Geheftet 70 - Mark
Halbleinenbd. 150,-
Ganzeleinenbd. 180,-

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag. Ausführliche Prospekte zu verlangen vom
Ernst Klotz Verlag / Berlin W 35

Unsere 13 neuen Bücher

in den nächsten Wochen und Monaten

Autor:	Titel:	Ausgaben:
HENRI BARBUSSE	<i>Das Messer zwischen die Zähne.</i> Ein Aufruf an die Intellektuellen	broschiert Pappband
ALEXANDER BLOCK	<i>Der Untergang der Humanität.</i> Essays	broschiert Pappband
OSKAR MARIA GRAF	<i>Zur freundl. Erinnerung</i> Erzählungen	broschiert Halbleinenband
GEORGE GROSZ	<i>Mit Pinsel und Schere</i> 7 Materialisationen <i>Abrechnung folgt</i> 55 politische Zeichnung.	Mappe broschiert Halbleinen
OSKAR KANEHL	<i>Ecce homo.</i> 100 Reproduktionen nach Zeichnungen und Aquarellen <i>Steh auf, Prolet!</i> Gedichte	broschiert Mappe Vorzugsausgabe broschiert gebunden
GEORG LUCACZ	<i>Politische Essays</i>	broschiert Pappband
ANNA MEYENBERG	<i>Von Stufe zu Stufe</i> Lebensgeschichte einer Frau	Pappband Leinenband Halbseidenband
HERMYNIA ZUR MÜHLEN	<i>Ali der Teppichweber</i> Märchen	broschiert gebunden
JOHN DOS PASSOS	<i>Drei Soldaten</i> Roman	broschiert Pappband Leinenband
UPTON SINCLAIR	<i>Man nennt mich Zimmermann</i> Roman	broschiert Pappband Leinenband
KARL AUGUST WITTFOGEL	<i>Die Wissenschaft der bürgerlichen Gesellschaft</i> Eine marxistische Untersuchung	broschiert Pappband

Vorausbestellungen

werden durch alle Buchhandlungen und direkt entgegengenommen

Der Malik-Verlag, Berlin-Halensee

Ein Lichtblick für Deutschland

Der neue **VANDERLIP**

„Was aus Europa werden soll“

soeben erschienen

Das Ergebnis der großen Europa-
Reise des genialen Amerikaners

Geheftet 120 Mark

Gebunden 150 Mark

★

Früher erschien:

Frank A. Vanderlip

„Was Europa geschehen ist“

Geheftet 35 Mark / Gebunden 55 Mark

PAX AMERICANA

Eine historische Betrachtung am Wende-
punkt der europäischen Geschichte

Von Dr. ULRICH KAHRSTEDT

Geheftet 15 Mark

Weser-Zeitung: In der vorliegenden Schrift zieht der Verfasser eine Parallele zwischen der griechischen Welt unmittelbar nach dem ersten Uebergreifen Roms nach dem Osten und der heutigen Weltlage. Die Vergleiche zwischen der Politik Roms und Washingtons sind sehr scharfsinnig und zum Teil höchst interessant und frappierend Selten ist uns eine historische Parallele vorgekommen, die mit so viel Geist, Konsequenz und Kenntnis durchgeführt worden ist . . .

Helmer Key: „AMERIKAREISE“

Uebersetzt von Dr. Friedrich Stieve / Mit 30 Abbildungen
auf 14 Tafeln / Umschlagzeichnung von Fritz Wittlinger

Erste Auflage vergriffen / Zweite Auflage im Druck

Amerika ist heute für Deutschland das wichtigste Land der Erde. Schon aus diesem Grunde muß jede Gelegenheit, über dieses Land und über die Frage, wie es zu Europa steht, unterrichtet zu werden, benutzt werden. Mit dem Buche Key's wird hierzu die denkbar beste Gelegenheit geboten. Hamburg. Fremdenbl.

Das Buch Key's ist eine höchst interessante und belehrende Uebersicht über Amerika nach dem Kriege; es ist eine Sammlung von Studien, die geeignet sind, die Einleitung für das gründlichste Weiterstudium der vielen und komplizierten amerikanischen Probleme zu bilden. Prager Presse.

Drei Masken Verlag München, Karolinenplatz 3

Dr. Hans Heymann

Die Völkerbank

Broschiert Mark 30,—

*

Berliner Tageblatt: Durch die klare Problemstellung, die neue und eigenartige Lösung und die techn. Durcharbeitung der Lösungsidee im einzelnen verdient der Heymannsche Gedanke neben den Lösungsversuchen von Vanderlip, ter Meulen und anderen, mit denen er sich eingehend auseinandersetzt, ernsthafte Beachtung, ja man wird sagen können, daß er in mancher Beziehung weiter zu führen scheint, als die bisher aufgetauchten Versuche. ○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

Kölner Tageblatt: In die verworrene Diskussion über Währungssanierung auf internationalem Wege, wirft Heymann einen neuen Gedanken, der die Verbindung zwischen Währungs- und Produktionsproblem dadurch vollkommen herstellt, daß nicht mehr Gold, sondern die Produktionswirtschaft selbst zur Basis des internationalen Geldes gemacht werden soll! Dieser Gedanke verdient in der Öffentlichkeit größere Beachtung, als ihm von der Genueser Konferenz (der er in einer Denkschrift zuerst nahegelegt wurde) im Drang der Geschäfte zuteil geworden ist. ○○○○○○

*

Eine russische Ausgabe dieses Buches ist bereits erschienen, eine französische und eine englische Ausgabe ist in Vorbereitung. ○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○○

*

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung od. direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35



DISCONTO- GESELLSCHAFT BERLIN

Zahlreiche Zweigniederlassungen in Deutschland

Kapital und Reserven 1237 950 000-M.

Norddeutsche Bank in Hamburg

Hamburg — Altona — Harburg

A. Schaaffhausen'scher Bankverein A.-G.

Köln

Zahlreiche Zweigniederlassungen im Rheinlande

Bank für Chile und Deutschland

Hamburg, Valparaiso, Santiago

Concepcion, Temuco, Valdivia

Brasilianische Bank für Deutschland

Hamburg, Rio de Janeiro, Sao Paulo,

Santos, Porto Alegre, Bahia

Kreditna Banka (Kreditbank) (Banque de Crédit)

Sofia, Burgas, Rustschuk, Varna

Handel-Maatschappij H. Albert de Bary & Co.

Amsterdam

Berlin: H. Albert von Bary & Co. G. m. b. H.

Der
Wiederaufbau
Zeitschrift für Weltwirtschaft

Herausgegeben von Parvus

Fünf Ausgaben:

Wöchentlich: Die deutsche Ausgabe

Monatlich: englisch, französisch, italien. u. spanisch

Bezugspreise:

deutsch: vierteljährlich 180, — Mk., jährlich 720, — Mk.

fremdsprachlich: vierteljh. 275, — Mk., jährl. 1100, — Mk.

Einzelhefte: deutsch 15, — Mk., sonst 100, — Mk.

Die führenden Politiker aller Länder
sind Mitarbeiter der Zeitschrift. Sie hat sich in der
kurzen Zeit ihres Bestehens gutes Ansehen erworben und
findet Beachtung in der ganzen Welt

Der Wiederaufbau ist internat. Anzeigenorgan

Verlag für Wiederaufbau und Welt-
wirtschaft G. m. b. H., Berlin SW 68
Lindenstraße 114

COMMERZ-UND PRIVAT-BANK

AKTIENGESELLSCHAFT

HAMBURG-BERLIN

GEGRÜNDET 1870

K A P I T A L
350.000.000 M

R E S E R V E N
352.000.000 M

170 NIEDERLASSUNGEN / 100 DEPOSITEN-
KASSEN / 160 GESCHÄFTSSTELLEN

oooo VERBÜNDETER BANKEN oooo



HERBST- MESSE

8. BIS 14. **1922** OKTOBER

Große übersichtliche nach Branchen
geordnete Musterausstellungen aller
Zweige von Industrie und Gewerbe.

7. FRANKFURTER INTERNATIONALE MESSE

NÄHERES DURCH DAS MESSAMT FRANKFURT A. M. UND SEINE
GESCHÄFTSSTELLEN *
FÜR GROSS-BERLIN: KURT BÄTTSEK * W 3
CHARLOTTENSTR. 56

AUSKÜNFTE ERTEILEN

BOHN

DIE REISEBÜROS DER

HAMBURG - AMERIKA LINIE

EUROPÄISCHE FILM-ALLIANZ



REGISSEURE:

ERNST LUBITSCH * JOE MAY
GEORG JACOBY, DIMITRI BUCHOWETZKI
LOTHAR MENDES



DARSTELLER:

POLA NEGRI * DAGNY SERVAES
EMIL JANNINGS * HARRY LIEDTKE



BILDENDE KÜNSTLER:

KURT RICHTER * ERNST STERN
ALI HUBERT * MARTIN JACOBI-BOY
HANS DREYER



PHOTOGRAPHIE:

THEODOR SPARKUHL * ALFRED HANSEN
CURT COURANT * MAX SCHNEIDER



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Augustwoche

In der „World“ veröffentlicht Herr G. W. Scofield, offenbar ein angesehenener Bürger New Yorks, folgenden lapidaren Brief: „Ich wünsche nur festzustellen, daß ich die Europäer und alles, was von Europa kommt, hasse.“ Das ist die kürzeste Formel, auf die der sogenannte 100%ige Amerikanismus je gebracht worden ist. In dieser Gesinnung wurzelt die praktisch-politische Maxime, daß man Europa sich selbst überlassen solle, mit dieser Gesinnung kämpfen wir und kämpft namentlich England, wenn wir den Vereinigten Staaten 100 und 1000 mal darstellen, daß nur sie und keiner außer ihnen imstande seien, Europa zu retten. Die Geschichte unserer Tage ist letzten Grundes wahrscheinlich die Geschichte eines Kampfes zwischen Lloyd George und den Scofields.

Zu den wenigen, erfreulichen Ereignissen der letzten Zeit gehört das Übereinkommen zwischen Deutschland und Amerika, das die Regelung der gegenseitigen Vorkriegsansprüche einem von beiden Parteien gleichmäßig besetzten Rechtsausschuß überträgt. Senator Underwood, ein Führer der amerikanischen „Unversöhnlichen“, hatte diese Institution bekämpft, — offenbar aus jener Kriegspsyche heraus, die es für ganz naturgegeben hält, daß dem Unterlegenen jede Mitbestimmung über seine Angelegenheiten verweigert wird. Staatssekretär Hughes' Antwort ist denkwürdig. Er sagte: „Senator Underwood scheint die Angelegenheit so behandeln zu wollen, als ob sie lediglich eine Frage der inneren Politik sei. Aber es handelt sich um Forderungen gegen Deutschland, Österreich und Ungarn. Ich halte es für gerecht, daß diese Regierungen in der Kommission, die die Höhe dieser Forderungen fixieren soll, vertreten seien. In einer Frage, wie dieser, — einer Frage, die seine Interessen an so lebenswichtigen Punkten betreffen, — ein Volk von jeder Anteilnahme oder Stimmabgabe ausschließen zu wollen, solche Angelegenheiten, kurzum, durch einseitige Handlung zu entscheiden: das würde meiner Ansicht nach im Gegensatz zu den Prinzipien und Methoden stehen, die in den Beziehungen der Völker allgemein angewandt werden.“ Diese Worte sprach Staatssekretär Hughes inbezug auf eine Teilfrage jenes von der früheren amerikanischen Regierung mitunterzeichneten Friedensvertrages, in dem Deutsch-

land grundsätzlich von jedem Mitbestimmungsrecht ausgeschlossen wird. Ist von irgendwelcher Amtsstelle jemals ein schärferer prinzipieller Schlag gegen diesen Vertrag geführt worden als von Hughes in seiner Antwort an den unversöhnlichen Underwood?

Alle Kenner Amerikas berichten übereinstimmend, wie glänzend es der amerikanischen Schule gelinge, die jungen Amerikaner zu Staatsbürgern gewünschten Typs zu erziehen. Es gelingt ihr auch, die Einwandererkinder, ganz gleich, ob sie aus Skandinavien oder Balkanien stammen, zu assimilieren. Dies alles geschieht ohne Prüfungssystem, ohne Examina. Wir in Deutschland dagegen glauben, daß wir ohne Examen nicht selig werden können. Da wir noch nicht genug davon haben, sind wir jetzt sogar dabei, noch ein neues einzuführen. Herr Pfarrer Eckert beschäftigt sich in der „Vossischen Zeitung“ mit dem Ungeist der akademischen Jugend, die auf deutschvölkische Phrasen eingeschworen ist und die Republik für eine jüdische Teufelei hält. Pfarrer Eckert möchte die Studenten aus Fanatikern zu Staatsbürgern machen. Er schlägt folgende Mittel vor: „Wer ein Abschlußexamen machen will, gleichviel für welchen Beruf, muß sich einer Prüfung in Geschichte, Wirtschaftsgeschichte, praktischer Geschichte unterwerfen und auf diesem Gebiete neben Kenntnissen auch Urteilsfähigkeit beweisen . . . Solange dieses Kulturexamen nicht eingeführt ist, bleibt der Geisteszustand der akademischen Jugend hoffnungslos.“ Also ein Examen wird die Republik retten! Welch frommer Wahn, Instinkte und Interessen durch Belehrung abmildern zu wollen! („Wir gehen an unseren vielen Examen zu Grunde“, meinte Bismarck.) Als ob die Abneigung gegen Republik und Demokratie eine intellektuelle Angelegenheit wäre! Wie stellt der Pfarrer sich das Examen vor? Wenn der Kandidat die Monarchie für die beste Staatsform erklärt und der Examinator ihm nicht zustimmen kann, sollen Professor und Schüler dann solange aufeinander einreden, bis der eine ohnmächtig umfällt? Und wer garantiert übrigens dafür, daß der Examinator urteilsfähiger ist als der Examinand?

In dem deutsch-amerikanischen „New Yorker Herold“ ist ständig folgendes Inserat zu lesen:

**Mark Kronen
zu Engrospreisen.**

Bar oder Teilzahlung.

Sichern Sie sich deutsche Mark zur jetzigen niedren Rate für späteren Gebrauch durch mäßige Anzahlung.

Alfred Benschel & Co.,

New York.

206 Broadway. Tel. Costl. 3270.

Mark zu Engrospreisen! Die drei Worte sagen mehr als hundert Leitartikel.

Wie sich Deutschland in Wildwestgehirnen spiegelt, dafür findet sich ein hübsches Beispiel im „Buffalo Expresß“. Der Sonderberichterstatter dieses Weltblattes hat entdeckt, daß das Berliner Nachtleben, um die Fremden der Welt in Deutschlands „Netze zu locken“, staatlich organisiert und dotiert ist. „Es soll ein systematisches Programm zur Ausführung gebracht werden, durch das die Ausländer veranlaßt werden können, ihr Geld auszugeben. Ernste Unterhaltungen (in Form von guter Musik), lustige (in Form von teutonisiertem Jazz), gute (in Form philosophischer Vorlesungen und Museumsbesuchen), schlechte (in Form von tatsächlich vom Staat subventionierten lasterhaften Vergnügungen, Vorführung von Nackttänzen usw.) werden organisiert, geprobt, in allen Einzelheiten vorbereitet . . . Die offizielle Gruppe, die unter dem Kaiser das Nachtleben in Berlin zu einer Art von „Wissenschaft der Schamlosigkeit“ entwickelte, durch die es zum größten Weltskandal dieser Art wurde, ist kräftig an der Arbeit, jetzt neue Wunder vergoldeter Sünde auszuhecken.“ An welcher Arbeit ist, noch immer, jene inoffizielle Gruppe chauvinistischer Korrespondenten, deren Gekritzel nach wie vor zwar beileibe nicht Wissenschaft, um so mehr aber Schamlosigkeit und gottweißwoher subventioniertes Laster ist?

DIE MITARBEITER DIESES HEFTES:

*** ist ein aktiver amerikanischer Politiker, den das Tage-Buch um einen Vorspruch ersucht hat.

Herman George Scheffauer ist ein kalifornischer Schriftsteller deutscher Abstammung, der, ohne irgendwelche Beziehungen mehr zu Deutschland zu besitzen, im Kriege herüberkam, um die Wahrheit zu erforschen, und seither eine zweite Heimat hier gefunden hat.

Oeconomicus ist Pseudonym für einen in Berlin ansässigen amerikanischen Wirtschaftsexperten, dessen offizielle Stellung ihm eine fortwährende detaillierte Kontrolle aller kommerziellen Vorgänge zwischen Deutschland und Amerika gebietet und ermöglicht.

H. L. Mencken ist Amerika's bedeutendster Essayist.

Mathias Farnbacher ist das Pseudonym des Direktionsmitgliedes einer der größten und international verzweigtsten deutschen Privatbanken, der sich außerdem eines besonderen Rufes als Wirtschaftstheoretiker erfreut.

Eugene S. Bagger ist ein bekannter Publizist vom Stabe der „New York Times“.

Käthe Sachs ist eine Schülerin der amerikanischen Anatomin Mensendieck, deren System weiblicher Schönheitsbildung sie lehrt und fortzuentwickeln sucht.

Joe May ist Gründer und Leiter der zum Efa-Konzern gehörigen May-Film-Gesellschaft, die unter anderen die Großfilme „Die Herrin der Welt“ und „Das indische Grabmal“ herausbrachte.

Willy Haas ist ein bekannter Filmautor und -dramaturg, von dem u. a. das Manuskript zum „Brennenden Acker“ stammt.

Rolf Jäger ist ein vielseitiger Autor mit besonders betonten sportlichen Neigungen, der lange Zeit in Amerika lebte.

F. B. ist ein New-Yorker Patentanwalt, der sich zur Erledigung von Fragen, die mit den beschlagnahmten deutschen Patenten zusammenhängen, gegenwärtig in Deutschland aufhält.

Ein englisches Sprichwort lautet: „Charity begins at home“. Ist es erlaubt, diesen Satz auch in „Propaganda begins at home“ zu variieren?

Ich glaube, solche Variation, die mir seit langem auf den Lippen schwebt, vertreten zu können. Es wird mir besonders leicht fallen vor einem deutschen Publikum, das im Verlaufe der letzten Jahre über Propaganda ja genügend nachdenken mußte.

Welche Rolle die Propaganda im Feldzuge gegen Deutschland gerade in Amerika spielte, ist ja hinreichend bekannt. Es ist auch bekannt, daß Deutschland auf mannigfachste Weise versuchte, eine Gegenpropaganda zu organisieren. Teilweise mißlang dieser Versuch deshalb, weil die Kommunikationsmittel zwischen Deutschland und Amerika gestört waren. Teilweise mißlang er auch, weil die deutsche Sache in mancher entscheidenden Hinsicht tatsächlich kaum zu verteidigen war. Aber es wäre falsch, nur dies für ausschlaggebend zu halten. Ich bitte mir zu gestatten, der Meinung Ausdruck zu geben, daß die deutsche Propaganda auch deshalb mißlang, weil sie fortgesetzt hoffnungslos an der amerikanischen Psyche vorbeischoß.

Und warum war das so? Weil die deutschen Propagandisten keine Ahnung von der Seele des wirklichen Amerika hatten. Warum hatten sie keine Ahnung davon? Weil sie Teile einer Volksgemeinschaft waren, die ebenfalls kein innerer Kontakt mit der großen transozeanischen Republik verband (obwohl der äußere Kontakt eigentlich doch sehr eng war). Und warum fehlte der Kontakt? Weil von deutscher Seite selbst Jahrzehnte lang versäumt worden war, die deutsche öffentliche Meinung mit dem, was ich vorhin die Seele des wirklichen Amerika genannt habe, vertraut zu machen.

Ich behaupte keineswegs, daß es in Amerika besser stand, — im Gegenteil, wahrscheinlich wußte das amerikanische Volk noch weniger von Deutschland als das deutsche von Amerika. Aber wir waren diesmal auf der Gewinnseite und litten darum nicht so sehr unter unserer Inkompetenz. Heute wiederum, da der Sieg entschieden und Deutschland uns überdies so fern ist, wird die erste Bemühung natürlich erst recht nicht von den Vereinigten Staaten ausgehen. Heute ist es offensichtlich Deutschland, das mit der heimischen Propaganda beginnen muß.

Darum begrüße ich das Unternehmen, von dem Sie mir berichten und dessen Absicht mir, wenn ich recht sehe, zu sein scheint: nicht mehr unmittelbar, indem Sie von Deutschland erzählen, für Deutschland in Amerika Propaganda zu machen, sondern mittelbar, indem Sie Ihrem eigenen Publikum von Amerika erzählen. Ich bin sicher, daß dabei nicht nur Schönes und Angenehmes herauskommen wird. Jedes Volk hat gute und schlechte Seiten. Die bisherige Propaganda bestand darin, in jedem Falle entweder nur die guten oder nur die schlechten zusammenzustellen und damit, je nachdem

es sich um Freund oder Feind handelte, Bilder von Engeln oder Teufeln zu malen. Die neue Methode, die aus der Übermüdung durch die Kriegspropaganda erwachsen muß, kann nur darin bestehen, Tatsachen tatsächlich darzustellen und die Wahrheit, soweit wir zu ihrer Erkenntnis überhaupt fähig sind, ohne trügenden Haß oder trügende Liebe weder so noch so zu übertünchen.

Alle Betrachtungen, die in diesem Geiste unserem Lande näher zu kommen suchen, dürfen gewiß sein, sehr sympathisch von uns Amerikanern aufgenommen zu werden und ähnliche Betrachtungen bei uns anzuregen. Auch gegen Kritik ist die amerikanische Meinung heute nicht mehr so empfindlich; im Gegenteil, ich glaube, daß etwas in unserer Seele ist, das nach Sympathie und Zuneigung weit mehr begehrt als aus unserer äußeren Haltung vielleicht hervorgeht und aus unserer äußeren Machtstellung vielleicht zu erklären ist. Denn gerade am Beispiel des kaiserlichen Deutschland haben wir gelernt, daß Macht allein sehr wenig bedeutet und hinfällig ist, wenn nicht auch Sympathie der Welt ihr zugesellt ist. Ich glaube sagen zu dürfen, daß die Besseren unter uns den starken Wunsch hegen, gerade einem Lande wie Deutschland mehr zu sein als nur der Feind von gestern, der Dollarfürst und der Rohstoffbesitzer. Wenn ich heute lese, daß Präsident Harding als einziges Regierungshaupt der Welt dem deutschen Reichspräsidenten Herrn Ebert zum Feiertag der Republik Glückwünsche übersandt hat, so ist das ein neuer Beweis für mich, daß wir auch in unserer gegenwärtigen Machtstellung Sympathien nicht gering einschätzen, — woraus schon hervorgeht, daß wir auch nicht abgeneigt sind, zu hören, was man an uns tadelt. Ich kenne den Haupttadel, der sich gegen die Haltung der damaligen amerikanischen Regierung in Versailles richtet. Das ist ein böses Kapitel, über das kein anständiger Amerikaner ohne Beklemmung reden kann. Aber ich hoffe, — nein, ich sehe, — daß Wege beschritten werden, die, was Amerika anbelangt, dazu angetan sind, das Schlimmste zurückzubiegen; und ich vertraue, daß es der gegenwärtigen Regierung — die ja auch nicht allmächtig ist — gelingen wird, im rechten Augenblick ihren Einfluß in die Wagschale zu werfen, um die Mächte des Hasses und der Eifersucht, die jetzt gegen Deutschland ihr düsteres Spiel spielen, zu zügeln.

Propaganda begins at home! Wenden Sie einige Mühe daran, Amerika, seine Seele und seine Lage, zu verstehen; und seien Sie gewiß, daß auch in unserem Lande Bemühungen genug im Gange sind (und sich mit jedem Beweise ehrlichen Verständniswillens noch verstärken werden), auch unsererseits Ihr großes, schönes und bedeutungsvolles Land verstehen zu lernen. Es ist ein Land, das erfüllt ist von Bildung, Verstand und beneidenswerten Fähigkeiten. Es wird noch jahrhundertlang nicht aufhören, eine bestimmende Rolle im Weltgeist zu spielen. Uns kann nicht gleichgültig sein, wie diese Nation über uns urteilt!

Geographisch ist Amerika ein Weltteil — geistig war es vor dem Kriege eine Insel. Die Vereinigten Staaten waren die Provinz der Welt — eine Provinz aber, die sich Metropole dünkte. Trunken von dem ungeheueren Reichtum und von der ungeheueren Ausdehnung des Landes, umnebelt von niemals untersuchten Freiheitsformeln aus dem Unabhängigkeitskrieg, der französischen Revolution und dem Bürgerkrieg, beherrscht von dem starrsinnigen moralischen Imperialismus des Puritanertums und dem angelsächsischen Geist der Eingeborenenüberhebung und Ausländermißachtung, steigerte sich das amerikanische Nationalbewußtsein zu einem festverwurzelten, fanatischen Glauben an das Land und seine Sendung.

Amerika war nicht nur die Welt — es war der Kosmos, das Elysium, „Gottes eigenes Land“. Weshalb sollten sich die Einwohner solchen Landes nicht als Wesen höherer Art betrachten? Was war Europa? Feudale Fäulnis, Ruinen, Trümmer, Gefängnis, Kaserne, Armenhaus, Lazarett. Zwar heimelte England den Yankee an — aus Familientradition, aus Shakespeare'schem und Dickenschem Zauber. Auch funkelte Paris mit absynthischem Glanz als Kunst- und Vergnügungsstätte, Paris, aus dem man als Künstler mit einer neuen Maltechnik zurückkehrte, als Frau mit Hüten und Roben, als gemeiner Tourist mit pornographischen Postkarten und dergleichen. Rom aber? Staub und Säulen. Berlin? Bier und Musik. St. Petersburg? Ein Name, fern und fahl, wie ein Eisberg, aus dessen Schatten Stöhnen, Knutensausen und Kettengerassel drang und die Freiheit und Seligkeit des Yankee-Paradieses nur noch steigerten.

Also gingen meine Landsleute hochehobenen Hauptes durch die Welt. Sie dachten sich die Auserlesenen der Schöpfung; sie sahen von stolzer Höhe auf die Ströme der bäuerlichen oder von Armut, Schmutz und Unterdrückung zernagten Einwanderer herab, die ihnen als Beweis dafür galten, daß ihr Land das gelobte und gesuchte sei; alles ward ihnen zum Beweis ihres eigenen Wertes, ihres Verdienstes, ihrer Großmut. Jede Kritik über die Einrichtungen des Landes, z. B. über die politische Korruption, schien ihnen nicht nur Undank sondern auch Bosheit; und ihre stete Antwort war: „Nun, wenn es euch hier nicht gefällt, warum kehrt ihr nicht zurück von wo ihr gekommen seid?“ Kritisierte man den Amerikaner als Mensch, so antwortete er aus verletztem Ehrgeiz mit heftigsten Zornausbrüchen, schimpfte oder benutzte sogar das Argument der Faust. Von Europa wußte er wenig; für ihn war die alte Welt gleichbedeutend mit jenen helotenhaften Einwanderermassen, die sich in „komischen“ Kleidern und mit armseligem Gepäck westwärts wälzten und in seinem schönen, freien, goldenen Palast ihre Arbeit anboten.

Auch der gebildete, weitgereiste Amerikaner duldete keine Kritik. Teils aus denselben Gründen oder Instinkten, die auch das

unwissende Amerikanertum bewegten, aus Patriotismus. Aber auch aus persönlichen, — denn eine zielsichere, wahre Kritik untergrub ja die Fundamente der Illusionen, auf denen die Religion der Demokratie aufgebaut waren, untergrub deshalb auch das Selbstbewußtsein des Einzelnen und verminderte seinen eigenen Wert in seinen eigenen Augen. Deshalb gerade war der Amerikaner ja auch so empfindlich aller Kritik gegenüber, was sich nicht nur in kindischer Gereiztheit und Abwehr, sondern auch einer naiven Bestätigungssucht offenbarte, — einer steten Gier nach dem Lob, von dessen Berechtigung er innerlich nicht ganz überzeugt war: — „Was denken Sie von Amerika? Wie gefällt Ihnen unsere Stadt?“ Solche Fragen waren die Kennzeichen einer aus dem „Inferioritäts-Komplex“ geborenen Furcht, nicht geschätzt zu werden.

Eine nationale Selbstkritik gab es in Amerika nicht, — man hätte sich, z. B. kaum einen amerikanischen Bernhard Shaw denken können. Zensoren der öffentlichen Meinung und Züchtiger der Unvernunft wie Ambrose Bierce wurden durch Isolierung kaltgestellt, durch persönliche Verunglimpfungen verfolgt. Die Satire ist dem Amerikaner stets verhaßt gewesen.

Erst der Krieg brachte Amerika eine Selbstkritik — die noch immer verschleiert und krankhaft ist, dennoch aber auch schon manches Gesunde und Verheißungsvolle enthält. Diese Selbstkritik wäre aber nicht möglich gewesen, wäre nicht zuerst das amerikanische Überlegenheitsgefühl zerstört worden. Das geschah durch die tiefgehende, alles zersetzende, politische und geistige Einwirkung Englands, dessen Ziel darauf gerichtet war, Amerika in den Krieg zu drängen. Der englische Geist, klar, kühl, vornehm in der Sprache und in Form, mit ruhigem, aber festgefügttem Selbstbewußtsein, vom Glanz einer alten, den Amerikanern verständlichen Kultur umgeben und mit vielen hohen, wenn auch teilweise hohlen Idealen ausgestattet, imponierte dem Kolonialgeist der Amerikaner bald. Dieser Vorgang wurde durch den Anglomanen Woodrow Wilson begünstigt und beschleunigt. Amerika wurde wieder von seinen früheren Herren erobert. Trotz vielen Gefasels von Blut- und Kulturgemeinschaft, fühlte sich der gebildete Amerikaner wieder einigermmaßen als Untertan; und dies Gefühl legte die erste Bresche in den gepanzerten Stolz seiner Seele.

Der Krieg brachte es auch mit sich, daß Amerika das wirkliche Europa entdeckte und einsah, daß es mehr als ein Schlachtfeld ist. Alle Kulturen Europas wurden Amerika vorgelegt und erklärt, — jede Nation rührte ihre Trommel. Man kam in direkte Berührung mit bedeutenden Geistern des modernen Europas und die Überlegenheit des verachteten und verrückten Kontinents, mindestens auf geistigem Gebiet, konnte von keinem der führenden Politiker, Publizisten, Gelehrten und Künstler der großen Republik bestritten werden. Auch diese Erkenntnis hatte durchgreifende Wirkung.

Dazu gesellte sich ferner — wenn auch nur in den klügeren Köpfen — der Gedanke an die ungeheuren Leistungen Deutsch-

lands, dieses Epos von Widerstand gegen eine ganze Welt. Und dieser Gedanke erzeugte im tiefsten Innern der amerikanischen Seele Bewunderung, Erstaunen, ja, sogar Neid. Man mußte sich neue Wertbegriffe, neue Maßstäbe schaffen. Als Amerika selbst in den Krieg zog, wurde auch der direkte Kontakt mit Europa hergestellt, und Hunderttausende einfacher Amerikaner sahen zum erstenmal, daß die Welt, von der sie sich nur durch die europäischen Einwanderer einen Begriff gemacht hatten, nicht nur aus verfallenen Schlössern und Bauernhöfen besteht, sondern den Vergleich mit Squigsville Centers und Poughkeepsie sehr gut aushalten kann.

Die eng-nationalistischen Kreise witterten diese Gefahr und es begann ein intensiver Feldzug für „Amerikanisation“ —: alles sollte den Stempel des Einheits-Amerikaners tragen. Weitverbreitete Verbände erhoben sich, wie etwa die „American Legion“, „The Loyalty League“, oder der berüchtigte Ku Klux Klan mit seinem gräulichen Hokus-Pokus von maskierten, vermummten Männern, brennenden Kreuzen, Fehmgerichten, Foltern, Teeren und Federn. Das Ideal war der „100-prozentige“ Amerikanismus, und ein zum Fanatismus gesteigerter Nationalismus und Nativismus, unter der Devise: „Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein.“ Aber der Spott einiger überlegener Geister hat schon eine gewisse Verwirrung in diese Kreise gebracht, z. B. erheben sich gegen den Ku Klux Klan, der auch den Katholizismus bekämpft, jetzt sogar Stimmen in der Presse und den Regierungsorganen.

Ja, das denkende (im-Gegensatz zum triebhaften) Amerika ist nachdenklich geworden! Es läßt sich heute sogar schon verspotten, ohne zuzuschlagen. Der forsche amerikanische Kritiker H. L. Mencken hat einen Feldzug von beißender Satire und schlagendem Humor gegen den „boobus americanus“ eingeleitet, und dieser Feldzug ist beinahe schon zur Mode geworden. Zum ersten Male sieht der Amerikaner sich als Objekt. Bücher wie der Roman „Main Street“, von Sinclair Lewis, suchen sich von den literarischen Lügen Amerikas lösumachen und dem amerikanischen Spießherren ein wahres und kaum schmeichelhaftes Gesicht zu zeigen; und sie haben — wer hätte das noch vor ein paar Jahren prophezeit! — beispiellosen Erfolg. Ein Buch wie „Three Soldiers“ von John Dos Passos, reißt dem amerikanischen Militarismus die Larve vom Gesicht. In „The Ordeal of Mark Twain“ beweist Van Wyck Brooks, wie Amerikas Kultur, Kunst und Leben noch von Einsiedlerideen beherrscht ist, und wie ein Geist wie Mark Twain sich dadurch verteilte. In „Shall it be Again“ vernichtet John Kenneth Turner eine amerikanische Kriegslegende nach der anderen; und „die Welt für die Demokratie zu sichern“ — diese Phrase ist heute die bitterste Dose für Amerika. Tausende kleine Shaws wagen es jetzt, ihre Pfeile gegen den selbsterrichteten amerikanischen Götzen abzuschießen.

Eines der bedeutendsten Bücher, die im Zeichen dieser Selbstkritik verfaßt worden sind, heißt „Civilization in the United States“. Es stellt eine Untersuchung durch dreißig Fachmänner dar. Alle Gebiete des amerikanischen Organismus werden einer strengen Analyse unterworfen und das Urteil ist beinahe ohne Ausnahme negativ, der Pessimismus scheint beinahe sogar aus einem übermäßigen Selbstverdammungsdrang zu stammen. Die amerikanische Politik, Gesetzgebung, Erziehung, Literatur, Kunst, Musik, Wissenschaft, Philosophie, das Theater, die Groß- und die Kleinstadt, das Schulwesen, die Wirtschaft, das Familienleben und selbst der Sport werden mit kühler, ganz entnationalisierter Objektivität zergliedert. Wäre ein derartiges Symposium vor dem Kriege erschienen, das ganze Land hätte die Köpfe der Verfasser und Verleger gefordert. Aber da der Staat in Amerika seine Macht entdeckt hat und entschlossen ist, unter kapitalistischer Führung sich in einen patriarchischen Vormundsanwalt zu verwandeln, sind die jungen Intellektuellen sozusagen automatisch zu Rebellen gemacht worden — oder sie sind Flüchtlinge geworden, nach London, Paris, Rom und auch Berlin. Und von dort aus wie auch von drüben führt die freie oder sich befreiende Kunst einen scharfen Kampf wider den allmächtigen, lebenswertzerstörenden Puritanismus.

Überdies ist dieser moralische Katzenjammer Amerikas auch auf die ungeheure Knechtung der öffentlichen Meinung zurückzuführen, auf den Versuch, dem amerikanischen Menschen eine offizielle Zwangssittlichkeit aufzudrängen, auf die Verleugnung der einfachsten, verfassungsmäßigen Rechte während und nach dem Kriege. Dazu kommt bei dem geistig höher stehenden Amerikaner der Druck einer Art schlechten Gewissens, denn er erkennt mit immer klarerem Blick die ungeheure Verantwortlichkeit Amerikas dem Mutterlande Europa gegenüber; er erkennt seine Schuld an der Versklavung Deutschlands, am Emporkommen des wahnwitzigen französischen Militarismus, und er erinnert sich jener Narretei, die ihn zum leichten Opfer der Kriegspropagandisten machte. (Aus diesem schlechten Gewissen politische, moralische und wirtschaftliche Vorteile zu ziehen, wäre übrigens die große und aussichtsvolle Aufgabe einer klug psychologisch geleiteten deutschen Politik.) Was wir erleben, ist also eine seelische Einkehr, eine Revision der amerikanischen Weltanschauung und des amerikanischen Credo. Die Entwicklung wird noch durch die wirtschaftlichen Nöte und den gährenden Unfrieden im eigenen Staate verschärft, durch Arbeitslosigkeit, Streiks, Steuerdruck und kopflose Politik der blinden Führer.

Durch die historische Linse betrachtet, ist Amerika also zwar zum Verhängnis Europas geworden, — wenngleich es sicher ist, daß das Fieber im amerikanischen Staatskörper von europäischer Infektion herrührt. Aber Amerika ist nicht alt, sondern jung, und stark, und es ist möglich, daß dies besondere europäische Gift schließlich doch mehr heilsame als verderbliche Wirkung haben wird.

Was Deutschland vor dem Kriege hauptsächlich nach Amerika exportierte, war sogenannte Stapelware, — das heißt also eine Ware mittlerer Qualität, die sich durch Billigkeit auszeichnete, und, im Verhältnis zum Preise, gut gearbeitet war. Diese Exportkategorie kommt heute nicht mehr in Betracht; es wäre ein außerordentlicher Fehler des deutschen Industriellen oder Händlers, wenn er Geschäftsdispositionen treffen wollte, denen die Hoffnung auf Verkäufe in Artikeln dieser Art zugrunde läge. Was die Amerikaner heute von Deutschland kaufen wollen und können, ist nicht mehr Mittel-, sondern Qualitätsware! Nur mit Fabrikaten allerersten Ranges, mit Fabrikaten, in denen fortgeschrittenste Wissenschaft, klügste Technik und geschickteste Arbeit akkumuliert sind, ist für Deutschland heute ein Geschäft in Amerika zu machen, — mit diesen allerdings ein fast unbegrenztes.

Es gibt viele Gründe, warum diese Verschiebung der Möglichkeiten eingetreten ist. Einer davon ist, daß Amerika seinen eigenen industriellen Apparat während der letzten Jahre außerordentlich vergrößert hat und gerade in bezug auf Massenfabrikation bedeutend leistungsfähiger geworden ist als je zuvor. Ein anderer, sehr entscheidender, ist die Tatsache, daß die deutsche Mittelware heute fast durchweg teurer geworden ist als die amerikanische. Jawohl, teurer, — trotz der ungünstigen Valuta! Die meisten Deutschen wollen das durchaus nicht glauben, aber hundert Fälle, die täglich an mich gelangen, lassen keinen Zweifel daran zu. Schon innerhalb Deutschlands selbst sind die meisten Waren mittlerer Qualität tatsächlich teurer als die amerikanischen, — um wieviel mehr, wenn erst noch Landfracht, Seefracht, Versicherung, Transportverderb und Zoll darauf lastet. Woher diese Übersteigerung des Preises kommt, unterliegt nicht meinem Urteil. Ich konstatiere nur die Tatsache und knüpfe meine Folgerung daran. Die Folgerung aber lautet: für den mittleren Markt ist Deutschlands Rolle ausgespielt! Sicher gegenwärtig und in nächster Zukunft; wahrscheinlich aber auch auf längere Sicht.

Sehr groß dagegen ist das Feld für deutsche Qualitätsware!

Ich bezeichne als Qualitätsware zunächst solche, in der besondere wissenschaftliche Leistung, in der systematische Forschungsarbeit zum Ausdruck kommt. In bezug auf wissenschaftliche Fundierung der Industrie ist Deutschland den Vereinigten Staaten vielfach noch über, wahrscheinlich deshalb, weil die beste Leistung oft erst aus jahrelanger Mühsal ohne klingenden Erfolg erwächst, der amerikanische Wissenschaftlertyp im Gegensatz zum deutschen (wenigstens zum alten!) zu solch aufopfernder Arbeit auf lange Sicht aber weniger geneigt ist, im allgemeinen vielmehr nach rascheren Erfolgen trachtet. Hier liegt z. B. die Ursache für den

großen Erfolg und für die große Absatzfähigkeit der chemischen und optischen Industrie Deutschlands, aber auch für andere Fabrikationszweige auf dem Gebiete der angewandten Naturwissenschaften. Ich möchte ausdrücklich betonen, daß die amerikanischen Einfuhrgesetze dem durchaus nicht, wie man hierzulande vielfach annimmt, hindernd im Wege stehen. Diese Gesetze verbieten die Einfuhr nicht, sondern belegen sie nur mit Zöllen. Es handelt sich, — entsprechend dem Schutzzollgeist, der sich nach dem Kriege überall verstärkt hat, — teilweise gewiß um hohe Zölle. Aber kein Zoll und keine Preisverteuerung wirkt dann abschreckend, wenn es sich um wirklich erstklassige und in ihrer Weise nicht zu überbietende Ware handelt. Die Preisfrage, die für den Export mittlerer Ware mit entscheidend ist, spielt für Qualitätsware eigentlich überhaupt keine Rolle. Überdies ist, mindestens für den Augenblick, die Lage so, daß der relativen Teuerkeit der deutschen Mittelware eine relative Billigkeit der deutschen Qualitätsware gegenübersteht, so daß die hinzukommenden Zölle hier höchstens Parität mit der Konkurrenzware herstellen. Es wird darauf weiter unten noch zurückzukommen sein, — für den Augenblick möchte ich aber ein Wort über Patente einschalten.

Wenn nämlich davon gesprochen wird, daß ganz besonders Erzeugnisse der deutschen Wissenschaft in Amerika absatzfähig seien, wendet sich der Blick naturgemäß auch auf Patente. Darunter verstehe ich das Recht, eine wissenschaftlich-technische Erfindung geschäftlich auszunützen, meine also nicht die patentierte Ware, sondern die Fabrikationslizenz. Fast jeder deutsche Erfinder denkt — namentlich unter heutigen Verhältnissen, — nach erteiltem Patent daran, seine Erfindung auch in Amerika auszunützen; und die überwiegende Mehrzahl versucht, das Patentrecht als solches nach den Vereinigten Staaten zu verkaufen. Ich halte es für wichtig, dem deutschen Publikum einmal klar zu sagen, daß solche Versuche fast aussichtslos sind. Der Amerikaner kauft Patente so gut wie überhaupt nicht, namentlich nicht ausländische Patente. Schon dem amerikanischen Erfinder gegenüber verhält sich der amerikanische Fabrikant im allgemeinen ablehnend, — diejenigen Patente, auf Grund deren eine tatsächliche Fabrikation stattfindet, sind zum überwiegenden Teil in der Fabrik selbst und in praktischer Erfahrung entstanden. Zum Erwerb ausländischer Patente aber und zu ihrer Fruktifizierung ist der Amerikaner noch weniger geneigt. Diese Abneigung gegen den Erwerb von Lizenzen erklärt sich wohl hauptsächlich daraus, daß der Amerikaner in stärkerem Maß als der Deutsche das verlangt, was er „quick turn-over“, also „rasches Erträgnis“ nennt. Ein Patent zu bezahlen und dann erst mit der Beschaffung von Maschinen und mit der Einrichtung von Fabrikationsanlagen zu beginnen, ist ihm in 99 von 100 Fällen zu langwierig. Es gibt daher im allgemeinen keinen anderen Weg, aus einem Patent in Amerika Nutzen zu ziehen, als die Patentware

selbst herzustellen und sie zu verkaufen. Man kann sie in Deutschland herstellen und fertig exportieren, oder kann sie auch entweder selbst, (wenn man Kapital dazu hat) oder, (wenn man befreundete Firmen dazu zu bewegen versteht), durch diese auf amerikanischem Boden herstellen lassen: — die Ware wird dann, wenn sie gut ist, auf Absatz rechnen können. Tatsächlich sind mir viele Fälle bekannt, in denen das Patentrecht zwar absolut unverkäuflich war, die patentierte Ware aber außerordentliche Erfolge erzielte. Nur auf diesem Wege also ist es möglich, ein Geschäft zu machen —: Ihr müßt Substanz, Material, Ware bieten, nicht Rechte, Lizenzen, Ideen und Projekte.

Wie in dieser Beziehung heißt es aber überhaupt, sich den Landesgepflogenheiten und der Einstellung seiner Bewohner anzupassen. Es gibt in jedem Lande eine ganze Reihe solcher Gepflogenheiten; man muß sie nur kennen, dann sind sie auch zu überwinden. So gibt es in Deutschland z. B. eine große Parfümerie-Industrie, deren Absatz in Amerika aber das Vorurteil entgegensteht, deutsche Parfümerien seien nicht wettbewerbsfähig. Man kauft dort üblicherweise nur französische oder amerikanische Ware. Einen einfachen Weg, dieses Vorurteil zu umgehen, hat eine Berliner Firma gewählt; sie eröffnete drüben eine eigene Zweigfirma und ließ ihre Fabrikate eben unter der Flagge dieser amerikanischen Firma segeln. Das Geschäft ist sehr bedeutend geworden! Andere Firmen gleicher Branche haben sich entschlossen, nicht mehr fertige Waren, sondern Halbfabrikate, z. B. Talkum-Puder, den Amerikanern zu offerieren; diese Halbfabrikate, in denen der Absatz tatsächlich sehr groß geworden ist, werden dann drüben zu amerikanischen Fertigprodukten verarbeitet. Ein anderer Fall, der auf dieser Linie liegt, ist der einer großen Grammophonfabrik, die kein einziges deutsches Instrument nach Amerika abzusetzen vermochte, späterhin aber auf den Gedanken kam, Einzelteile, besonders Schall Dosen, amerikanischen Firmen anzubieten; und die mit diesem Artikel jetzt Millionengeschäfte effektiert.

In einigen Branchen freilich wird die Umstellung auf die Landespsyche kaum oder wohl nur sehr schwer möglich sein; dazu gehört eine Branche, die augenblicklich in Deutschland in so unerhörtem Aufschwung begriffen ist und von der man ganz fälschlich auch meint, daß sie ein großes Handelsobjekt zwischen Amerika und Deutschland darstelle: die Filmbranche. Ich möchte über die Filmbranche ausdrücklich einige Worte sagen, um Irrtümer zu berichtigen und um vor falschen Hoffnungen zu bewahren. Das Filmgeschäft zwischen Deutschland und Amerika entspricht nicht im entferntesten dem Bilde, daß man aus den Nachrichten in der deutschen Presse gewinnen muß. Der Absatz deutscher Filme ist ganz beschränkt, er fällt im Rahmen des Gesamtexportes überhaupt nicht ins Gewicht; und sowohl bezüglich der Verkaufsquantitäten, als auch bezüglich der erzielten Preise werden vollkommen falsche

Nachrichten verbreitet. Die Zahl der drüben gespielten deutschen Filme ist minimal, und ich glaube auch nicht, daß sich das wesentlich ändern wird. Ich unterscheide drei Kategorien von Filmen: den kleinen Spielfilm, das große Gesellschaftsdrama und den historischen Film. Davon scheidet der Spielfilm überhaupt aus, denn jeder Fachmann erklärt und auch für den Laien ist es evident, daß Deutschland auf diesem Gebiete mit Amerikas eigener Produktion überhaupt nicht konkurrieren kann. Auf dem Gebiete des Gesellschaftsstückes ist Deutschland an sich leistungsfähig, aber diese Produkte wirken auf das amerikanische Publikum so fremdartig, daß sie unmöglich ein Kassenerfolg sein können. Vom Schnitt der Gesichter angefangen bis zur Art der Bewegung und Kleidung bestehen so viele Unterschiede zwischen Deutschland und Amerika, daß es wahrscheinlich niemals möglich sein wird, die Kluft beträchtlich zu überbrücken, die das deutsche Gesellschaftsdrama in Amerika ebenso fern und sogar leicht komisch wirken läßt, wie das amerikanische in Deutschland tatsächlich wirkt. Was übrig bleibt, ist nur der historische Film, für den eine begrenzte Aufnahmefähigkeit sicher besteht, der aber darunter leidet, daß die bisher beste deutsche Arbeit dieser Art, nämlich „Madame Dubarry“, auch zuerst hinübergekommen ist. An dieser Leistung werden die neuen Filme gemessen, und da der Vergleich regelmäßig zu Ungunsten der neuen Produktion ausfällt, zerschlägt sich auch hier manches an sich mögliche Geschäft. Ausnahmefälle, wie „Dr. Caligari“, — der übrigens nur ein großer künstlerischer, kein großer geschäftlicher Erfolg war, — können außer Acht gelassen werden, — als Regel ist festzuhalten, daß nur der historische deutsche Film — in verhältnismäßig bescheidenem Umfang —, nicht aber der Gesellschafts- und Spielfilm auf Absatz in Amerika rechnen können. Wäre dies bekannter, so lägen nicht — wie es jetzt tatsächlich der Fall ist — hunderte von deutschen Filmen unverkäuflich in New York, bis sie schließlich als Makulatur für ein paar Dollar verramscht werden müssen!

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß in Amerika verkäuflich sind, erstens: alle Waren, die an sich oder in der Form ihres Angebotes dem Geiste und den Bedürfnissen des Landes planvoll angepaßt worden sind. Zweitens: Waren, die substanziell und nicht nur in Form von Rechten oder Methoden auftreten. Drittens: Waren, in denen die wissenschaftliche Leistung eine ausschlaggebende Rolle spielt. Und viertens: Waren, in denen nicht das Material, sondern die darin verkörperte Arbeit das hauptsächlichste Kostenelement darstellt. Unter gegenwärtigen Verhältnissen wird die Absatzfähigkeit dieser letzteren Kategorie insbesondere noch dadurch gefördert, daß Arbeit im Augenblick sehr billig in Deutschland ist, daß sich Waren mit überwiegendem Arbeitswert also auch in bezug auf den Preis sehr günstig stellen, — im Gegensatz zur Mittelware: zur Ware, in der der Materialwert überwiegt.

I.

In der vorigen Woche krämte ich in einer alten Schachtel mit Lotterielosen, Hundesteuermarken, Visitenkarten, Platzkarten, Zeitungsausschnitten, Zigarettenreklamen, Telegrammen, Traktätchen und andern Andenken eines traurigen Lebenswandel. Ich stieß dabei auf eine Hochzeitseinladung, die mir die Tatsache ins Gedächtnis rief, daß heute der 21. Jahrestag meiner ersten Funktion als Trauzeuger war. Seitdem, Gott sei's geklagt, ist manches Wasser unter den Brücken dahingeflossen. Im ganzen bin ich siebenmal Trauzeuger gewesen, wenn ich mich recht erinnere. Ich bin noch Junggeselle und beschäftige mich mit allerlei schwierigen Meditationen. Was die menschliche Monogamie betrifft, so bin ich zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. Trotz allem schlimmen Gewäsch vom Gegenteil ist die große Majorität der Ehen glücklich, d. h. beide Parteien ziehen es vor, miteinander verheiratet zu bleiben, als sich scheiden zu lassen und auseinanderzugehen.

2. Jeder Mann und jede Frau mit natürlichem Talent zur Ehe ist fähig, mit einem xbeliebigen aus einem Dutzend von Männern und Frauen glücklich zu werden. Im allgemeinen spielt bei der Wahl der Zufall eine größere Rolle als die Überlegung. Die Theorie von der Wahlverwandtschaft ist Unsinn.

3. Die frühen Heiraten sind die besten — je früher, je besser. Liebesaffären sind nur vor dem 25. Jahre schön. Danach sind sie meistens Schwindel, hauptsächlich von Seiten des Mannes. Ich glaube nicht, daß ein Mann über 30 sich tatsächlich noch verlieben kann. Was die Frauen angeht, so können nur wenige es noch nach 20.

4. Die Ehe ist hauptsächlich eine wirtschaftliche Angelegenheit. Aber nicht die Frauen machen sie dazu, sondern die Männer. Manche Frauen ziehen eine sublimale Freude aus dem, was sie Armut nennen: das stillt ihre unerhörte, natürliche Gier nach Märtyrertum. Aber ein Mann, der in der Ehe nicht auf demselben Fuß leben kann, wie vorher, ist immer unglücklich.

5. Der Mustergatte ist selten glücklich. Seine Frau ist es auch nicht. Ein weiser Ehemann gibt seiner Frau gelegentlich Anlaß, sich über ihn zu beklagen. Es brauchen keine Staatsverbrechen zu sein, aber sie müssen schlimm genug sein, ihr das Gefühl zu geben, daß sie schlecht behandelt wird.

6. Mindestens 95 Prozent aller amerikanischen Männer sind ihren Frauen absolut treu.

7. Frauen sind weit mehr auf's Heiraten versessen als Männer. Der Grund ist: daß sie durch die Ehe mehr zu gewinnen haben.

8. Wenn ein Mann nach 35 noch Junggeselle ist, so ist das kein notwendiger Beweis dafür, daß er schwer einzufangen ist. Es ist einfach nur ein Beweis, daß noch keine ansehnliche Frau je ernst-

hafte Anstrengung gemacht hat, ihn zu heiraten. Die Mädchen, die Jagd auf ihn gemacht haben, taten es nur als Sport, nicht in kriegerischer Absicht: Die Jagd machte ihnen Freude, aber sie aßen das Wildbret nicht auf.

II.

Um es kurz zu sagen: Der allgemeine Stand der menschlichen Ehe in dieser großen christlichen Republik heutzutage scheint mir doch höchst zufriedenstellend. Die Lehre, daß sie allmählich auf den Hund kommt, wird hauptsächlich nicht von verheirateten Männern und Frauen verbreitet, sondern von alten Jungfern. Ich glaube in der Tat, daß alle die großen Übel und Mißstände, die angeblich der Ehe anhaften sollen, nur Beweise ihrer guten Gesundheit sind. Z. B. auch das, was Bernard Shaw ihre künstliche Sterilisierung nennt, d. h. die allgemeine Beschränkung des Nachwuchses. Wenn die Frauen 10 oder 12 Kinder hätten, wäre das Leben für sie eine Qual und kaum weniger eine Qual für ihre Männer. Aber nun, mit 2 oder 3, haben sie Muße, sich zu amüsieren und was mehr ist, sich zu vervollkommen. Diese Vervollkommnung macht sicherlich glücklichere Frauen aus ihnen und somit auch bessere. Die Gefahr besteht nur darin, daß es zu schnell geht — daß die amerikanischen Frauen in einem Tempo fortschreiten, das ihren Männern den Atem nimmt. Jeder Junggeselle von einiger Erfahrung weiß, was es heißt, einer kultivierten, amüsanten und reizenden Frau zu begegnen, die scharfsinnig von Brahms, Einstein und dem Zeitgeist plaudert, und dann zu entdecken, daß ihr Gatte an den Völkerbund glaubt und ein hart gesottener Demokrat ist. Der erfahrene Junggeselle, der sich solchem Mißverhältnis gegenüber sieht, entweicht geschwind auf leisen Sohlen. Diese Situation ist im Roman erfreulicher als in der Wirklichkeit. Das Gegenteil gibts fast nicht ineher. Die amerikanischen Frauen sind viel zu anpassungsfähig, um nachzuhinken, wenn ihre Gatten fortschreiten. Hört man je von solchem Fall, so wird sich herausstellen, daß die Frau keine eingeborene Amerikanerin ist.

III.

Die Zunahme der Scheidungen, worüber die Klageweiber in Kirche und Staat ein solches Lamento anstimmen, ist bestimmt kein Beweis für die Zunahme des ehelichen Unglücks in Amerika. Es beweist nur, daß der Scheidung das alte Odium nicht mehr anhaftet. Früher hätte manches Paar sich langsam zu Tode gequält, heute konsultieren sie einen Rechtsverdreher, mieten ein paar falsche Zeugen, gehen zum Kadi und machen der Sache ein Ende. Man hört einfach öfters von Ehepaaren, die sich scheiden lassen und seltener von solchen, die wie Hund und Katze leben. Die Gesamtsumme beginnt allmählich mit der Gesamtsumme der unglücklichen Ehen übereinzustimmen. Selbst in den wildesten Gegenden der Republik gibt es kaum 10 Prozent Scheidungen, d. h., daß 90 von 100 Ehepaaren trotz aller Gelegenheiten, sich zu trennen, es vorziehen, zu-

sammenzubleiben. Ferner glaube ich, daß mindestens die Hälfte aller jährlich ausgesprochenen Scheidungen nicht etwa darauf hinweist, daß die Ehe in Verfall gerät, sondern daß unsere Scheidungsgesetze idiotisch sind. Ihr Fehler ist, daß in ihnen kein Verfahren vorgesehen ist, kleine, heilbare Differenzen auszugleichen, im Gegenteil — sie neigen dazu, solche kleine Differenzen zu großen irreparablen Brüchen aufzubauschen. Um eine Scheidung zu erlangen muß der Kläger in den meisten der amerikanischen Staaten den Beklagten öffentlich einer höchst unmoralischen und unehrenhaften Handlung bezichtigen; und in der Hälfte der Fälle — das weiß jeder — ist die Beschuldigung falsch. Aber wenn sie einmal erhoben ist, steht sie einer Versöhnung ebenso sehr im Weg, als wenn sie wahr wäre. Wenn eine Frau gegen ihren Mann klagt, und ihm Handlungen vorwirft, über die ein Blaubart errötet wäre, so kann sie ihn einfach nicht zurücknehmen. Täte sie es, so würde sie sich dadurch lächerlich machen. Vor Jahren schlug ich einmal ein Scheidungsgesetz vor, das alle diese scheußlichen, grausamen Meiniede unnötig gemacht hätte. Darin war vorgesehen, daß derjenige Teil, der der Ehe zu entfliehen wünscht, zum Richter zu gehen und die Scheidung zu verlangen hat, ohne Angabe irgendwelcher Gründe. Alsdann hat der Richter den andern Teil vorzuladen, die beiden in sein Zimmer zu nehmen, den Gerichtsdienner nach Zigarren, Zigaretten und einem schönen ruhigen Wein zu schicken, und zu versuchen, eine Versöhnung zustande zu bringen. Gelingt ihm das nicht, so verordnet er ihnen, ein Jahr getrennt voneinander zu leben und dann wieder zu ihm zu kommen. Wenn die beiden danach noch die Scheidung verlangen, so wird sie sofort ausgesprochen. Wenn jedoch nach Ablauf des Jahres sich der eine Teil widersetzt, so wird sie ein weiteres Jahr hinausgeschoben. Am Ende dieses zweiten Jahres jedoch muß der Richter die Scheidung aussprechen, selbst gegen den Wunsch des andern. Aber in keinem Fall dürfte es dem Kläger gesetzlich erlaubt sein, sich im Zeitraum von 3 Jahren, vom Tag der Scheidung an gerechnet, wieder zu verheiraten.

IV.

Es ist unnütz zu sagen, daß solch ein Gesetz in keinem amerikanischen Staat angenommen wurde. Es hätte zahllose Rechtsanwälte ruiniert und das Publikum all jener schmutzigen Skandale beraubt, womit es heutzutage in den Zeitungen unterhalten wird. Auch theologische Gründe wurden damals dagegen angeführt. Es scheint die christliche Pflicht einer Gattin zu sein, mit einem Mann weiter zu leben, der sie mißhandelt und verhungern läßt und die Pflicht eines Mannes, seine Frau weiter zu lieben und für sie zu sorgen, selbst wenn sie eine romantische Liebesaffaire mit einem Straßenbahnschaffner oder einem Schauspieler hat.

Und noch etwas ist merkwürdig: Hat man schon beobachtet, wie sehr das Anti-Alkohol-Gesetz Versuchung und Gelegenheit zu diesbezüglichen Verbrechen verursacht hat? Z. B. ein Mann kommt

von einer Versammlung nachhause. Aus seiner Hosentasche zieht er eine Flasche Kornschnaps, die er von seinem Freund Alfred bekommen hat. Der hat sie von seinem Schwager, der Compagnon von dem Freund eines Onkels eines Anti-Alkohol-Agenten ist. Er verlangt ein Glas, Zitronensaft, Wasser und Eis und fordert seine Frau auf, ihm den drink zu mischen. Was hält sie davon ab, eine halbe Unze Methyl-Alkohol hineinzugießen? In jeder Drogerie kann man ihn haben. Der Mann ist zu betrunken, um es noch zu schmecken. Die Untersuchung ergibt nur, daß er schon in vorangeschrittenem Stadium der Trunkenheit nach Hause gekommen und am nächsten Tag an Holz-Alkohol-Vergiftung gestorben ist. Seine Witwe wird man bemitleiden und ein Jahr später wird irgendein Narr sie heiraten. Das ist nicht etwa eine an den Haaren herbeigezogene Geschichte, ich bin überzeugt, das passiert jeden Tag.

Autoris. Übersetzung von Theamaria Lenz.

MATHIAS FARNBACHER

DIE AMERIKANISCHE
BANKWELT UND WIR

Bisher war Amerika für das republikanische Deutschland eine fortgesetzte Enttäuschung. Das gilt für die Politik wie für die Finanz. Von dem politischen Versagen brauchte ich nicht viel zu sprechen, auch wenn es zu meinem Thema gehören würde. Es genügt, an die 14 Punkte Wilsons zu erinnern. Fast bis in unsere Tage hat sich an diese furchtbarste aller Überraschungen ein Versagen an das andere gereiht. Erst jetzt, unter dem Drängen des neuen, ausgezeichneten Botschafters Alanson B. Houghton scheint eine Wandlung zu kommen. Wenn man den Gründen der politischen Apathie gegenüber Deutschland nachforscht, so finden wir, grob ausgedrückt, ein gewisses Hinterwäldlertum. Die Senatoren und Congressmen in Washington sind zum erheblichen Teil doch recht provinzielle Herren. Zudem entscheidet noch weniger als in den europäischen Parlamenten die Tüchtigkeit; sondern nach uralten Gewohnheiten die Anciennität. Rechtsanwälte und andere Lokalgrößen von einem Nest in Texas oder Nebraska sind aber nicht gerade die geeignetsten Leute, um das europäische Problem zu lösen. Außerdem hat man es drüben ja nicht nötig; man ist so weit vom Schuß!

Die Dinge in der Finanz haben ähnliche Wurzeln wie in der Politik. Wer im Krieg die Nöte Londons beobachtete, wer etwa sah, wie das Pfund Sterling von seiner stolzen Unbeweglichkeit herunterstürzte, der mußte annehmen, Wallstreet werde nach diesem Krieg die Nachfolge Lombardstreets antreten. Denn Amerika war aus dem Schuldner- ein Gläubigerland geworden; der Dollar war schnell zur stabilen Valuta geworden; die alten Geldgeber, England und Frankreich, waren anscheinend auf Jahrzehnte verarmt.

Derartige Prophezeiungen haben sich bald als irrtümlich erwiesen. Auch in der Finanz ist ein gewisses Hinterwäldlertum her-

vorgetreten. Überraschend für die meisten, die sich den Amerikaner als den smartesten aller Geschäftsleute vorgestellt hatten. Das aber war doch wohl zum Teil Verwechslung zwischen erfolgreich und smart. Erfolgreich, beispiellos erfolgreich waren die Yankees. Aber Erfolg ist leicht zu erzielen, wenn alle Voraussetzungen gegeben sind. „Hier in den Vereinigten Staaten wird mehr weggeworfen und wird mehr gestohlen als bei euch in Deutschland erzeugt wird“, meinte mit einiger Übertreibung ein New Yorker Börsianer. Unbeschadet aller außerordentlichen Leistungen in der heimischen Organisation war man international doch nicht auf der Höhe. Es gibt zu denken, daß die Vereinigten Staaten bis zum Jahre 1914 noch keine Zentralnotenbank besaßen und damit hinter den Balkanländern herhinkten!

Kurzum, man ist in diesen Dingen naiv, hat im eigenen Land Probleme genug zu lösen. Gewiß gab es weite Kreise, die den Ehrgeiz hatten, in die Bresche zu springen, die durch die wahnsinnige Selbstzerfleischung Europas gerissen war. Vor allem Südamerika und China war das Ziel großamerikanischer Finanzleute. So wenig aber in der Politik der ehemalige Geschichtsprofessor von Princeton-University der Erfahrung und Gerissenheit eines Clemenceau gewachsen war, ebensowenig kann man von heute auf morgen lernen, wieviel Kredit Argentinern und Asiaten zu gewähren ist. Und so fiel man herein, als auf die beispiellose Weltkonjunktur 1914/18 die fast noch beispiellosere Weltkrise 1919/21 hereinbrach. Und wie in der Politik auf Wilsons mißglückte Heilsfahrt die Reaktion in Form völliger Abkehr von Europa kam, so auch in der Finanz.

Indessen zwingt Optimismus zur Hoffnung, daß da noch nicht aller Tage Abend sei. Wie in der Politik, so liegen auch in der Finanz Symptome einer Umkehr vor. Das große Heer der europa-reisenden Amerikaner und die Haltung Frankreichs helfen uns. Und es helfen uns vielleicht auch die unglückseligen Besitzer von Reichsmark, die drüben bei 8 Cents schon gekauft wurde und die heute 0,75 Cents steht oder besser gesagt, liegt.

Und es ist doch mehr, als wir in Europa zu würdigen scheinen, wenn ein Mann wie J. P. Morgan auf der Bankierkonferenz Wort für Wort das über die Lage Europas sagte, was wir selbst darüber denken. Denn noch ist Morgan der repräsentativste Vertreter seines Landes in diesen Dingen. Und vor allem ist er noch bis tief in die Friedenszeit hinein der erbitterteste Feind Deutschlands gewesen. Den Deutschen schrieb er das Dynamitattentat auf sein Geschäftshaus zu und kein Deutscher, gleichgültig wie hoch er stand, wurde dort empfangen. Morgans Rolle im Krieg als mächtiger Helfer der Entente ist noch in unserer Erinnerung. Und gerade er war es, der den Franzosen die Leviten las.

Kein Zweifel, daß er bei einer Lösung der europäischen Frage, sofern sie überhaupt noch zu lösen ist, eine gewichtige Rolle spielen, in dem Übernahmesyndikat für eine eventuelle deutsche Wiedergut-

machungsanleihe nach außen stark hervortreten wird. Hinter den Kulissen dagegen dürften andere schon heute stark aktiv tätig sein — da ist vor allem Paul Warburg zu nennen, der Bruder Max Warburgs, früher auch sein Teilhaber bei M. M. Warburg in Hamburg und gleichzeitig Partner von Kuhn, Loeb & Co. in New York; aus beiden Firmen schied er kurz vor dem Kriege aus, als er die amerikanische Bundesreservebank gründete und ihr Vizepräsident wurde. Unvergessen muß ihm sein Resignationsbrief an Wilson bleiben, als sein altes und sein neues Vaterland in Krieg gerieten und er sein Amt niederlegte. Die Treue zu Deutschland brachte ihn in einen erfreulichen Gegensatz zu einigen seiner ehemaligen amerikanischen Teilhaber, die Deutschland in der schäbigsten Weise besudelten und damit über ihr schlechtes Englisch hinwegtäuschen wollten.

Das aber ist noch Zukunftsmusik. Wie stehen nun heute die Beziehungen der amerikanischen und deutschen Bankwelt? Noch sind sie recht lose, teilweise aus politischen Gründen, teilweise aus Mangel an Vertrauen. Es gibt meines Wissens zur Zeit nur ein Beispiel einer Personalunion zwischen deutschen und New Yorker Bankhäusern, die früher vielfach bestand. Das sind die Häuser Speyer, deren Frankfurter Senior-Partner (Fa. Lazard Speyer-Ellissen) wieder in das amerikanische Schwesternhaus als Teilhaber eingetreten ist. Aber selbst weniger intime Verbindungen sind selten; so hat es die amerikanische Finanzwelt bisher in den meisten Fällen abgelehnt, sich für deutsche Industriewerte zu interessieren. Von größeren Transaktionen ist hier nur die Übernahme eines Postens A. E. G.-Aktien durch Kuhn, Loeb-Guggenheim bekannt geworden. Man hat bisher eine eigenartige Scheu vor deutschen Aktien an den Tag gelegt. Offenbar verwechselt der Yankee seinen unsoliden common stock mit der soliden deutschen Goldaktie.

Da aber das Spielen dem Völkchen im Blut liegt, hat man in deutschen Mark gegambelt. Es mögen auf diese Weise 50 und mehr Papiermilliarden in amerikanischen Besitz übergegangen sein, und manche deutsche Bank gewährt vielleicht aus dieser Quelle heute ansehnliche Kredite. Leider hat der letzte Berggrutsch im Valutagebiet auch die Geduld und das Vertrauen der markbesitzenden Amerikaner ins Wanken gebracht, und manche suchen zu retten, was zu retten ist. Manche ziehen Mark zurück, andere fangen nun doch an, Aktien zu kaufen, viele aber kommen nach Deutschland, um an Ort und Stelle die Mark in Badereisen und in den drüben verpönten Drinks anzulegen.

Indessen — anzulegen Badereisen und soviel Drinks gibt es nicht, um den Amerikanern rechtzeitig aus ihren Marks herauszuhelfen. Die sind nur zu retten durch eine gewaltige Finanzhilfe im Sinne Morgans. Nur so können wir die Baumwolle von Texas, das Kupfer von Utah weiter beziehen, nur so können sich die Arbeiter und Fabrikanten drüben vor unserem unfreiwilligen Dumping schützen.

Mögen die Bestimmungen unseres Einwanderungsgesetzes auch ungerecht und unklug sein: es gibt eine Klasse von Europäern, namentlich von Mitteleuropäern, denen es nur zu statten kommen kann, wenn der Weg derjenigen, die ihr Glück auf dieser Seite des Ozeans suchen wollen, möglichst behindert wird. Ich meine jene Klasse, die man in Europa das „Stehkragenproletariat“ nennt.

Vor dem Kriege stellte die Einwanderung europäischer Intellektueller kein Problem dar. Denn dieser Typ wanderte selten aus. Nach dem Krieg aber haben die Zustände in Mitteleuropa den Wunsch in dieser Klasse erweckt, die Vereinigten Staaten zu überschwebmen, — ein Wunsch, dessen Erfüllung in den meisten Fällen nur dadurch verhindert wird, daß die meisten kein Überfahrtsbillet besitzen. Wenn irgendein Philantrop all denen, die herüber zu kommen wünschen, freie Überfahrt verschaffte, so würde sich wahrscheinlich eine Million Physiker, Anwälte, Lehrer, Ingenieure, Schriftsteller, Schauspieler und kaufmännische Angestellte melden.

Es ist immer ein undankbares Geschäft, Menschen, die sich in einer Illusion wohl fühlen, zu ernüchtern. Manchmal aber muß es doch getan werden. Und ich glaube, einen ausgesprochenen sozialen Dienst zu erfüllen, wenn ich diesen Kontinentalen die Warnung zukommen lasse: „Um Himmels willen, kommt nicht herüber!“

Es gibt viele Gründe, warum unter Schriftstellern, Künstlern und anderen Angehörigen der freien Berufe so weithin Illusionen über die Aussichten in Amerika bestehen. Erstens ist da die Meinung (die von Amerika selbst ausgesprengt wird), dies Land sei ein Land der „großen Möglichkeiten“. Das stimmt nicht ohne Einschränkung. Der springende Punkt ist: was ist euer Beruf? Man kann allgemein sagen, daß gewisse Klassen von Arbeitern immer versichert sein können, eine Existenzmöglichkeit in den Vereinigten Staaten zu finden. Dazu gehören: Hauspersonal, einige Kategorien hochqualifizierter Mechaniker, sowie — wenn sie mit einem kleinen Kapital ausgerüstet sind — sachverständige Landwirte. Dann gibt es natürlich auch ein sehr weites Feld für ungelernete Arbeit. Für Intellektuelle aber — abgesehen vielleicht von einigen Ingenieuren mit Spezialbildung, — sind die Aussichten in Amerika praktisch gleich Null. Je eher der Kontinent das verstehen lernt, um so besser. Amerika produziert selbst Stehkragen-Proletariat — so viel es braucht und mehr als es braucht.

Das aber ist eine Wahrheit, die der kontinentale Intellektuelle nicht sieht. Was er sieht, ist das Bild der paar aufsehenerregenden Erfolge, die von Europäern in Amerika errungen worden sind. Abgesehen von Sternen erster Größe; wie Caruso oder Kreisler, gibt es nämlich wirklich noch eine Milchstraße kleinerer Lichte, deren transatlantische Abenteuer von angenehmen Scheckkontos gekrönt worden sind. Musiker, deren Ausdrucksmedium von universeller Verständlichkeit ist, schneiden dabei wesentlich besser ab als alle

übrigen. Aber selbst hier ist große Vorsicht nötig. Die Leute, die in Amerika mit ihrer Kunst Vermögen erworben haben, sind allgrößtenteils bereits mit einem drüben erworbenen Rufe hierher gekommen. Die Amerikaner ähneln, allgemein gesprochen, meinem Freund, dem kubanischen Zigarrensachverständigen, den ich einst fragte, wie man am besten eine wirklich gute Zigarre erkennen könne. Seine Antwort war: „Sieh dir die Bauchbinde an!“

Der Amerikaner liebt es, die Bauchbinde anzusehen. Er glaubt an Schutzmarken — ob es sich um Bohnen, Arznei oder Pianisten handle. Außerdem waren die meisten der hervorstechend erfolgreichen Musiker tatsächlich außergewöhnliche Begabungen; und dem außergewöhnlichen Talent bietet sich in Amerika unvergleichlich größerer finanzieller Ertrag als in Europa. Aber für das Durchschnittstalent ist Europa meiner Ansicht nach das bessere Feld, weil musikalische Kultur dort viel weiter verbreitet ist als hier. Dies trifft aber auf die anderen Künste eigentlich noch mehr zu. Kulturell wie industriell ist Amerika dem „Kleinbetriebe“, um mich eines deutschen Ausdruckes zu bedienen, nicht günstig.

Immerhin gibt es so etwas wie einen organisierten musikalischen Einfuhrhandel. Im Schrifttum aber ist Amerika absolut autarkisch — oder glaubt es wenigstens zu sein, was praktisch auf dasselbe hinausläuft. Das ist ein Punkt, den die Europäer merkwürdig schwer verstehen. Die Amerikaner, im großen betrachtet, halten es nicht für wichtig, ausländische literarische Talente einzuführen — abgesehen von Engländern, die man in dieser Hinsicht nicht als Ausländer bezeichnen kann.

In Deutschland und in kleineren Ländern des Kontinents ist der Austausch mit anderen Nationen das Lebensblut der Literatur. So bin ich von kontinentalen Autoren wiederholt gebeten worden, ihre Arbeiten auch in Amerika zu plazieren. Die meisten dieser Arbeiten waren verdienstvoll; manche von ihnen waren sicher sogar erstklassig; trotzdem wäre es ebenso schwer, viel von diesen Dingen in Amerika abzusetzen, wie es schwer wäre, moderne Vakuum-Apparate an Eskimos zu verkaufen. Man nehme z. B. die kleine Novelle; oder Charakterskizzen, Stimmungen. Impressionen, Träume, kleine lyrische Prosa, Tagebuchblätter. Diese Art kann ausgezeichnete Literatur sein und ist es manchmal auch; aber sie ist keineswegs das, was in Amerika unter dem Begriff „kurze Geschichte“ verstanden wird, und was, in diesem Umfang, allein Liebhaber hat. Die amerikanische kurze Geschichte ist immer ein konzentriertes Drama oder eine ausgespinnene Anekdote — jedenfalls ist Handlung immer ihr Rückgrat.

Auch muß der verschiedene Standpunkt der Moral in Betracht gezogen werden. Der mit Amerika nicht vertraute Europäer hat keine Ahnung davon, wie sehr die amerikanische Auffassung darüber, was in literarischer Beziehung unmoralisch ist, den Kontinentalen handicapt. Nicht, daß die amerikanischen Moralbegriffe den

kontinentalen überlegen seien. Die in den Köpfen vieler Amerikaner festverwurzelte Idee, der Kontinent sei unmoralischer als Amerika, ist Unsinn. Wahr ist aber, daß der Kontinentale weniger Wert auf bloßen Anschein legt; und während der Kontinentale glaubt, unmoralisch sei nur die schlechte Tat selbst, glauben die Amerikaner, unmoralisch sei auch das Reden darüber.

Manchmal muten die Erwartungen, die europäische Intellektuelle an amerikanische Abenteuer knüpfen, fast grotesk an. Ein junger mitteleuropäischer Journalist, soeben in Amerika angekommen, besuchte mich kürzlich. Es entwickelte sich folgende Unterhaltung:

Er: „Ich war Leitartikler und literarischer Kritiker bei der — (hier nannte er ein mitteleuropäisches Blatt, das ungefähr einer kleinen New Yorker Zeitung entspricht). Aber sehen Sie, ich bin der engen Verhältnisse im Zeitungswesen unseres alten Erdteils überdrüssig geworden. Amerika ist ein wundervolles Land, das Land der Möglichkeiten. Hier ist Bewegung, Handlung, Fülle. Endlich habe ich meinen Traum erfüllen können und bin hier.“

„Jawohl, das sehe ich.“

„Es handelt sich darum: Ich möchte ein amerikanischer Zeitungsmann werden. Kennen Sie einige Chefredakteure von großen Zeitungen?“

„Jawohl, ich kenne welche.“

„Das ist ausgezeichnet. Dann werden Sie mir eine Stellung als Redakteur oder sonst was verschaffen. Ich erwarte nicht viel Gehalt, nicht mehr als man zu anständigem Leben braucht — sagen wir, für den Anfang, 10 000 Dollar jährlich.“

„Aber sprechen und schreiben Sie denn englisch?“

„Offen gesagt: nicht perfekt. Ich kann es lesen und kann auch einen Artikel schreiben — aber er muß vor dem Erscheinen überredigiert werden. Doch bin ich sicher, daß ich es, wenn man mir nur eine Chance gibt, sehr rasch lernen werde.“

Worauf ich etwas Bedauerndes und Entmutigendes sagte. Der springende Punkt ist nun, daß der Mann nicht einmal wirklich närrisch war. Er war durchaus fähig in seiner Art, die ungefähr der eines amerikanischen Kleinstadtredeurs entsprach. In Fragen allgemeiner Kultur war er diesem letzteren Typ sogar zweifellos überlegen. Mein Besucher glaubte nun, daß allgemeine Kultur eine in Amerika gefragte Ware sei, während das in Wahrheit absolut irrig ist. Spezialkenntnisse in bestimmten technischen Fragen erzielen unter bestimmten Verhältnissen gewiß hohe Preise; z. B. verdient einige Chemiker mit kontinentaler Erfahrung während der Jahre 1917—1919 Riesenvermögen. Aber im Wettlauf um Karriere ist allgemeine Kultur in Amerika eher hinderlich als fördernd; denn sie bedeutet zugleich Vorurteile und Sensibilitäten, vor denen der Ungebildete immun ist.

Ebenso entmutigend sind die Erfahrungen einiger europäischer Künstler und Kunsthändler. Ich denke hauptsächlich an einen

Österreicher, der sein ganzes Vermögen — einen riesigen Betrag in mitteleuropäischer Währung und sogar in Dollars eine beträchtliche Summe — in Gemälden alter Meister, die er von verarmten Adligen zusammengekauft hatte, anlegte. Er kam nach Amerika, versehen mit allen möglichen Zeugnissen, Referenzen und Einkaufszertifikaten und erwartete auf Valutabasis ein Vermögen zu verdienen. Aber — nun, es gab viele Abers! Seine Kollektion bestand aus einigen drittklassigen Gemälden erstrangiger Meister, und aus einer Reihe von erstklassigen Gemälden zweit- oder drittrangiger Meister. Und gerade diese Art Sachen sind in Amerika unverkäuflich! Er hätte Spitzenleistungen verkaufen können — erstklassige, authentische Rembrandts oder Tizians. Er hätte auch hübsche, gefällige, dekorative Tafeln kleinerer Meister verkaufen können. Aber diese Stücke waren weder repräsentativ genug, um den amerikanischen Sammler zu reizen, noch nett und einschmeichelnd ornamental genug, um an die Phantasie eines Millionärs zu appellieren, der für seinen neuen Speisesaal „etwas Passendes“ sucht. Das Ergebnis war ein furchtbarer Fehlschlag, — der arme Österreicher verkaufte nur ein einziges Bild, das man ihm aus purem Mitleid, um ihm die Rückreise zu ermöglichen, abnahm. Die Europäer haben, wenn es sich um Dollars handelt, infolge des Valutarummels der Nachkriegszeit eben jeden Wirklichkeitssinn verloren. Als ein Dollar noch 5 Kronen oder 4 Mark wert war, war es sehr leicht, Summen zu begreifen und zu ermessen. Heute, da die Krone nicht mehr zwanzig Cents, sondern nur noch ein Splitterchen eines einzigen wert ist, ist es für den Österreicher unmöglich, die Bedeutung des Wortes Dollar überhaupt zu verstehen. Leute, die 100 000 Währungseinheiten für ein Kleidungsstück zahlen, können sich nicht gegen den Gedanken wehren, daß 85 Einheiten einer anderen Währung für dasselbe Kleidungsstück unerhört billig seien, — obwohl der Gegenwert von 85 Dollars gottweiß wie viel hunderttausend Kronen sind.

Besonders sind es die mitteleuropäischen Ingenieure, die da glauben, in Amerika winkten ihnen ganz besondere Erfolge. Aber, obwohl der Prozentsatz der europäischen Ingenieure, die in Amerika reüssiert haben, wahrscheinlich größer ist als der Prozentsatz irgendeines anderen Berufes, ist die absolute Zahl der Erfolge trotzdem nicht allzu hoch. Gerade gegenwärtig gibt es wahrscheinlich einige tausend junger amerikanischer Ingenieure von ausgezeichneter Qualifikation, die gern einige Minuten der Zeit, die sie mit intensiver Suche nach Arbeit ausfüllen, dazu verwenden würden, ihren Kollegen jenseits des großen Teiches einige traurige Geschichten über die Verhältnisse in ihrem Spezialberuf zu erzählen.

Zu dem übrigen, kontinentalen Stehkragen-Proletariat aber sage ich es und wiederhole es immer wieder: „Um Himmelswillen, kommt nicht herüber!“

In der Halle des freundlichen, englischen Landhauses, in dem ich damals lebte, hörte ich zum erstenmal das Wort „Eugenic“.

Einer der Gäste erzählte, was er in einer New Yorker Zeitschrift gelesen hatte: daß ein amerikanischer Professor in einer Gelehrtenversammlung plötzlich aufgestanden sei und den erstaunten Kollegen kategorisch erklärt habe, unsere Generation sei im Begriffe, an ihrem Intellektualismus, an ihrer Überschätzung des Geistigen kaput zu gehen. Die Rasse verwahrlöse, hatte der Professor gepredigt; und nichts sei notwendiger, als ihr durch sachgemäße Körperpflege, durch Schönheitsschulung, Gesundheitsförderung und dementsprechende „Zuchtwahlpolitik“ erst wieder einmal die Vorbedingungen wirklich freien Lebens zurückzuerobern.

Die Gesellschaft reagierte nicht sehr stark auf diese Erzählung. Auf mich junges Ding aber machte sie sofort tiefen Eindruck; und von nun an wurde Eugenic und was mit ihm zusammenhing, mein Lieblingsthema. Ich las alles, was ich darüber erwischen konnte, beobachtete, wie die Idee sich in Amerika entwickelte, wie sie mit wunderbarer Schnelligkeit immer breitere Kreise zog, immer neue Köpfe gefangen nahm, ja, wie sie bald zum „craze“, zum nationalen Wahnsinn ausartete. Auch im sprachverwandten England verfolgte ich die starke Wirkung, wunderte mich aber und war traurig, daß in Deutschland, das sonst auf seine Aufnahmefähigkeit für fremde Gedanken so stolz war, alle Grenzen dieser Bewegung versperrt zu sein schienen. Hatte man in Deutschland nie etwas von Delsarte gehört, dem Lehrer der unvergleichlichen Rachel, der schon Mitte des vorigen Jahrhunderts von beflissenen Amerikanerinnen veranlaßt worden war, sein Wirkungsfeld von Paris nach New York zu verlegen, und dessen schulbildende Methodik sicherlich den ersten Grund dazu legte, daß die amerikanische Dame ihrer europäischen, ihrer deutschen Klassengenossin an Grazie, Gewandtheit und Ebenmaß durchschnittlich so sichtbar überlegen ward? Hatte man nie von seiner Nachfolgerin Genevieve Stebbins gehört, die es erreichte, daß eine speziell auf den weiblichen Körper zugeschnittene Gymnastik obligatorisch in den amerikanischen Mädchenschulen eingeführt wurde?

Genevieve Stebbins hatte die Theorie entwickelt, daß es in jedem Lande wohl einige wenige, geborene Meisterinnen der Grazie gebe; daß die überwältigende Mehrheit aber die Fähigkeiten, die jenen Bevorzugten in den Schoß gefallen seien, erst mühsam erlernen müsse. Nach Deutschland zurückgekehrt, versuchte ich also zu ergründen, ob hierzulande nicht doch etwa ganz besonders viele geborene Meisterinnen der Grazie zu finden seien. Ach nein, — nicht darauf war die Interesselosigkeit zurückzuführen!

Ich sah mich in den Bädern um: Fettwülste, wo sie nicht hingehörten, Knochen, wo Muskeln sich wölben sollten, verbogene Gliedmaßen, Bäuche, Buckel.

Ich beobachtete auf der Straße: da trampelte es oder schliff daher; da wackelte ein Körperteil, der doch gewiß nicht als Bewegungs- sondern als Stabilitätszentrum geschaffen ist; da hingen die Köpfe; da schlenkerten die Arme.

Ich sah in die Gesellschaft: da stand man steif wie ausgestopft, oder massiv, oder verlegen, oder müde und schlaff; da versuchte man eine Anmut, die darin bestand, jede Bewegung geziert und unzweckmäßig auszuführen: da saß man, entweder, steif wie ein Reif, oder rutschte herum und probierte unausgesetzt ein neues Gleichgewicht.

Ich betrachtete die Bühne: da waren Künstlerinnen, große Künstlerinnen, die nicht imstande waren, eine Treppe nur mit den Füßen, nicht auch mit dem vorgebeugten Oberleib hinaufzuschreiten; da gab es welche mit Grenadierbeinen und wieder welche mit mäusehaften Trippeln; da wiegte es sich in den Hüften, machte bei jedem Handgriff den möglichst weitesten Weg, da war Aufschwemmung, Doppelkinn und ein Zusammenklappen in schiefem Winkel bei jedem Niedersitzen.

In den Büros, den Spitälern, den Tanzsälen, den Gasthäusern, — überall war dasselbe: auf jede gestraffte, anmutige Frau kamen tausend Deformierte, Unsichere, Ungraziöse.

Da begann ich zu fühlen, daß es eine furchtbare Arbeit sein werde, hier Abhilfe zu schaffen; und daß noch keines der bisher bekannten Systeme durchdacht und tiefdringend genug sei, die verkorkste Sache von der Wurzel her umzustülpen. Lange Zeit hielt ich die Bewegung für hoffnungslos; bis mir eines Tages neue Literatur, wieder aus Amerika, ins Haus kam, und ich zum ersten Male den Namen Bess M. Mensendieck hörte. /

Bess M. Mensendieck war die erste Ärztin, die erste geschulte Anatomin, die sich streng wissenschaftlich und ohne jede Neigung zu gesellschaftlicher Spielerei dem Problem der Frauen-Eugenic widmete. War es der praktische Sinn ihres Landes, der sie zum ersten Male das Gesetz finden ließ, daß Grazie nichts anderes ist, als die zweckmäßigste Benutzung aller Muskelgruppen, ihrer anatomischen und physiologischen Anlagen entsprechend? Wahrscheinlich war es dies, — Europa war noch allzusehr von Vorliebe für Schnörkel angekränkt, als daß es damals schon den Zweckmäßigkeitsgedanken hätte fassen können. Erst später tauchte er auch bei uns auf, — in der Architektur, in deren Bereich die Gleichsetzung von Zweckmäßigkeit und Schönheit einige Jahre später fast revolutionär wirkte. Die Ärztin Mensendieck war auf ihrem Gebiet mit

solcher Gleichsetzung vorangegangen. Jahrelang hatte sie den menschlichen Körper, namentlich den weiblichen, in allen Details seiner Struktur studiert, hatte den maschinellen Zweck jedes Muskels erforscht und aus seiner Lagerung, Stärke und Ergänzung durch Nachbarmuskeln sich ein Bild seiner natürlichen Bewegungsrichtungen, seiner wahren Zwecke und Funktionen geformt. Nun trat sie mit einem System vor die Öffentlichkeit.

Dies System besteht darin, Muskel für Muskel zunächst einmal in ihrer eigentlichen Zweckbestimmung intensiv zu üben. Man lernt, ein Bein vorzusetzen, einen Arm zu heben, — hundertmal wiederholt, nicht mehr für den Anfang. Die furchtbare Müdigkeit, die sich zu Beginn einstellt, beweist allein, wie groß die Wirkung ist. Aber auch äußerlich tritt sie sehr rasch zutage: an allzu vernachlässigten Partien bilden sich kräftig neue Flechten, Fett verschwindet, übermäßig in Anspruch genommene Teile gleichen sich aus. Und wenn erst, nachdem jeder Muskel für sich selbst durchgebildet ist, die Übung ihres Zusammenspiels beginnt, — dann lernt ein gelöster Körper in Wahrheit all seine Register ziehen. Ein weiblicher Körper aber, — der ja anders organisiert ist, als der männliche! Denn eben, daß sie ausschließlich auf den weiblichen Organismus abgestellt ist, macht die Stärke der Methode aus; ebendies unterscheidet sie von anderen Systemen, die kraftmännliche Methoden nur ins weibliche übertragen. Für den weiblichen Körper die spezifische Lösung gefunden zu haben, das Problem der Eugenic in eine männliche und weibliche Hälfte gespalten zu haben: das gerade ist das Verdienst dieser Amerikanerin.

Soll es nur, wie bisher, einer Creme von Zahlungsfähigen, Reichen, von verwöhnten Damen zugute kommen? Soll in dieser Zeit vermehrter Berufsausübung nicht auch gerade das Mädel vom Büro und der Fabrik den Ausgleich in ihr finden, den sie, um nicht zu verhocken, versauern, verledern dringender noch als die Dame bedarf? In Amerika beginnt man jetzt, die Resultate dessen, was eine bedeutende Amerikanerin erdacht, auch an den öffentlichen Schulen nutzbar zu machen. Dies stelle ich mir als schönste Aufgabe auch für Deutschland vor. Weithin in alles, was Weibesnamen trägt, das Bewußtsein ihres Körpers zu tragen, die Macht, ihn zu beherrschen und zu bilden; ohne Geräte und Maschinen, den alten Griechen gleich, ein Frauengeschlecht zu erziehen, das sich bewegen, das gesund zu atmen weiß; einer Generation schöner Kinder die Mutter zu geben und den Müttern alle Kenntnis, ihre Kinder von erster Jugend an selbst zur Schönheit zu erziehen —: welch Ziel für ein Volk, das nicht mehr durch äußere Taten, das nur noch durch Taten an sich selbst den furchtbaren materiellen und seelischen Niederbruch zu überwinden vermag!

Für freie Filmeinfuhr!

Der amerikanische Film hat den schwer zu ertastenden, niemals zu errechnenden Punkt gefunden, den wir schlechtweg „Volkstümlichkeit“ nennen können. Die amerikanische Filmindustrie hat das amerikanische Volk hinter sich. Sie lebt von ihrer Nation, oder, sagen wir richtiger: von ihren amerikanisierten Nationen. Publikum und Filmindustrie haben einander gegenseitig zu einem typisch amerikanischen Filmstil erzogen und vertragen sich in schönster Harmonie.

Dieselbe Popularität genießt der deutsche Film in Deutschland. Ob er davon allein leben könnte, steht nicht zur Debatte. Wichtig ist nur, daß die deutsche Form der „Volkstümlichkeit“ sich an ganz andere Voraussetzungen knüpft als die amerikanische. Der Kern der deutschen Popularität ist die ausdrucksvolle Spielszene und ihre Verfeinerung. Mit der Spielszene geht das deutsche Publikum auf eine ganz andere, viel tiefere Art mit als der Amerikaner. Es vermißt sie im durchschnittlichen amerikanischen Film. Ein hübsches Gesicht — für den Amerikaner die entscheidende und beinahe einzige Voraussetzung eines großen Schauspielerfolges, — genügt ihm nicht. Das ist, wie ich bestimmt glaube, der Grund, weshalb der amerikanische Film in Deutschland nicht recht populär ist und es auch niemals werden wird. Und deshalb fürchte ich die Gefahr eines freien Konkurrenzkampfes in Deutschland nicht allzusehr, — woraus schon folgt, daß ich entschieden für die Aufhebung des Kontingentgesetzes bin.

Dafür scheint mir jetzt eben der richtige Augenblick gegeben. Die Eintrittspreise der Lichtspieltheater haben, meines Erachtens, eine schwer zu überschreitende obere Grenze erreicht; diese Eintritts- und die damit verknüpften Leihpreise können aber, bei rapid fortschreitender Markentwertung, einen auch nur halbwegs respektablen Kaufpreis für das deutsche Monopol eines kostspieligen amerikanischen Produktes nicht aufbringen. Der Konkurrenzkampf wird also, wenigstens einstweilen, nicht allzu erbittert sein.

Sollte aber in Amerika ein Film von so enormen Qualitäten entstehen, daß das deutsche Publikum und somit der deutsche Verleih wirklich einen halbwegs zureichenden Dollarpis für ihn aufbringen, können, dann wird dieser Film wohl so fabelhaft gelingen sein müssen, daß die deutsche Filmindustrie durch das, was sie an ihm lernt, mehr gewinnen wird, als sie je an einem Einzelfall verlieren kann.

Zur Psychologie zweier Filmindustrien.

Der kritische Punkt der Filmschauspielkunst ist: ob und wie sie, über den mühsamen mimischen Ausdruck des Rationalen hinaus, das Ausklingen der schwingenden Saiten erkämpfen wird, die Ober- und Untertöne, die unendlichen und unennbaren Perspektiven der kleinsten wie der größten Seelenregungen. Die Natur hat zwei Filmwunder geschaffen, die das vermögen: nämlich Asta Nielsen, die Deutsch-Dänin, und Mary Pickford, die Amerikanerin.

Das Merkwürdige: beide sind nicht das, was man „gute, ausdrucksvolle Mimiker“ nennt; keineswegs. Das Gesicht der Asta Nielsen hat ganz große, leere Flächen, kahl, leblos wie eine getünchte Zimmerwand. Etwa diese merkwürdige riesige Fläche um die Augen, die das ganze Antlitz mit einem Hauch von Ausgestorbensein verfärbt. Und ihr Spiel verändert nichts an dieser Leblosigkeit: es ist so, als ob sich etwas erst durch eine Steinmaske mühsam hindurchzuringen hätte, und als ob schließlich nachher kaum noch etwas für den Zuschauer übrig geblieben wäre.

Und Mary Pickford? Ah, sie ist ein Kind, ein süßes, frisches Kind, mit dem anmutigsten Lächeln von der Welt; sie lächelt, wie ein Kind, das unter der Schürze der Mutter „Verstecken“ spielt; sie hat ganz genau das Gesicht, von dem der sogenannte Filmkenner sagt: „Hübsch ist es; aber ganz stereotyp und ausdruckslos.“ Mit einem Wort, es ist nichts da, und es ist doch alles da; man versteht nichts; und man weiß nachher doch mehr als alles. Es wird kein Wort ausgedrückt; doch das Wortlose geht über das Wort hinaus . . .

*

So wollen wir denn an das Wortlose anknüpfen, da dies alles im Wortlosen entspringt. So wollen wir bei den wortlosesten Regungen der Seele beginnen. Wenn diese Seele von irgendher angerührt wird . . .:

. . . wundervoll bezaubernd ist es, wie sich dann Mary's Antlitz erschließt: ganz schüchtern, leise, mit mädchenhaft verlegener Grazie. . . .

. . . wundervoll beklemmend ist es, wie sich dann das Antlitz der Asta Nielsen verschleiert: als glitte es trauervoll ins Nichts einer absoluten, einer metaphysischen Einsamkeit. . . .

Sich-erschließen und Sich-verschließen: das ist jenes wortlose Wunder dieser beiden Gesichter, aus dem alles übrige entspringt.

Es gibt nichts Offeneres, Freudigeres, als die tote Landschaft, wenn Mary in ihr steht; mit ihr, durch sie scheint das Leblose eine lebende Seele leise zu entfalten. Es gibt nichts Lebloseres, als

eine Gesellschaft lebender Menschen, wenn Asta Nielsen unter ihnen steht: ihr nervöses, ruheloses Drehen und Wenden, ihr überschnelles, krampfhaftes Plaudern, ihre schlenkernden, unbeherrschten, fast linkischen Arme, diese ganze forcierte Lebhaftigkeit ist wie die verzweifelte Flucht vor einer Lethargie, die in allen Winkeln und Ecken des Zimmers lauert. Wie tote Felsen stehen ihre Partner um sie herum, wie die mechanische Landschaft Baudelaires. Ja, inmitten von lebenden, atmenden Menschen ist ihr Spiel ein einsamer Monolog. Es gibt keine Menschengruppe mit Asta Nielsen: es gibt nur Distanzen um sie herum. Unberührbar steht sie in der Mitte, die Luft um sie scheint gnadenlos, kühl.

Die letzte Wahrheit über eine Frau ist ihre Schönheit. Mary ist schön, wenn sie lächelt; Asta Nielsen, wenn sie trostlos vor sich starrt. Mary schluchzt, indem sich ihr Körper schüttelt — ohne Tränen. Asta weint mit einem ganz leblosen, steinernen Gesicht helle Tränen.

*

Das zweite Entscheidende: wie der Körper reagiert. Asta Niensens Körper ist wie ein zitternder Halm. Er zögert lange, ehe er sich entschließt; er schwankt, bis er sich mit einem überheftigen Ruck, wie brechend, in seine Geste hineinwirft; und manchmal ist dieses Schwanken mehr wert als die ganze Geste. Es ist da immer sehr viel Absichtlichkeit; manchmal freilich eine Absichtlichkeit, die schön ist durch das unverlogen — Linkische in ihr . . .

Marys Körper reagiert wie ihr Gesicht, wie das Gesicht eines kleinen Kindes: mit einer unfehlbaren Selbstverständlichkeit. Er ist garnicht da — so selbstverständlich spielt er. So selbstverständlich, daß er zum erschütternden kleinen Krüppel werden kann, der durch die Säle eines Waisenhauses hinkt: also in einer Art von Bewegung, die nichts Natürliches für diesen graziösen, sportgestählten Körper an sich haben kann. Jede ihrer Gesichtsmasken strahlt seine Wirkung sofort über den ganzen Körper aus. Sie spielt in einem Film gleichzeitig ein häßliches und ein schönes Mädchen, in einem anderen sogar Mutter und Tochter: nicht eine einzige Körperbewegung der einen Gestalt ist der der anderen ähnlich.

*

Zuletzt, nachdem wir von der Reagenz der Körper gesprochen haben, müssen wir von ihrem Kontakt sprechen, von dem Fluidum zwischen den Körpern; vielleicht auch von ihrer erotischen Ausstrahlung, vom Elementaren der Frau und vom Sozialen der Menschen überhaupt.

Asta Nielsen's einsame Monologe haben vorerst gar keinen Kontakt; doch plötzlich strömen ganze Fluten von Kontaktmöglichkeiten

aus ihrem Spiel auf das Publikum hinüber, beinahe schmerzhaft, beängstigend, und ganz gewiß nicht unerotisch. Ihr Mysterium: ein Schrei von der stummen Leinwand her, vor dem man sich entsetzt die Ohren zuhalten möchte. Sie hat sich verhüllt; plötzlich schüttet sie sich ganz aus. Sie hat sich in Bitterkeit verschlossen; plötzlich ergießt sie sich in einer maßlosen Schwermut, in einer breiten Elegie von heroischer Dämmerung. Sie war ernst, schön, still; plötzlich ist sie aufreizend, boshaft, hysterisch, schikanös, besessen. Alles springt über Gegensätze; alles ist eruptiv, elementar.

Mary Pickford's Kontakt ist ein zartes aber festes Gewebe; Asta Nielsen's Kontakt ist eine Schlinge. Hier sind wir an jener Grenze, die den Menschen im Elementaren wie im Sozialen eingrenzt; denn auf Kontakt ruht Beides: Gesellschaft wie Eros.

*

Marys Spiel: das ist zugleich ihr Filmlibretto. Das ist zugleich das Filmlibretto Amerikas überhaupt, der soziale Charakter dieses amerikanischen Filmlibrettos. Dies Libretto schafft mit natürlicher Leichtigkeit einen graziösen, ungemein zarten Kontakt mit dem Publikum, und zwar mit dem Publikum ohne jeden Unterschied, oberhalb aller politischen und sozialen Gegensätze. Es hat jenen Instinkt, den der deutsche Film niemals hat: den Instinkt, wie man an die Sehnsucht eines kleinen Nähmädchens anknüpft und trotzdem die Geschmacksforderung einer großbürgerlich-verwöhnten Mentalität nicht unbefriedigt läßt. Das ist die ungeheure geschäftliche Gefahr des amerikanischen Films für die deutsche Filmindustrie, zugleich aber auch die Gefahr für ihn selbst. Der amerikanische Film hat die Sozialität von Kindern in einem Garten; der deutsche den experimentativen, heftigen Individualismus des Heranwachsenden. Deshalb gefällt denen da drüben Asta Nielsen nicht, ebenso wenig, wie unserer Masse Mary Pickford. Es gefällt ihnen nicht diese nervöse, suchende Verspieltheit, mit dem Nichts im Hintergrunde, und dem undeutlichen, fernen Ziel irgendeiner unbekanntenen Vollkommenheit vor sich, irgendeiner Form, die Zuflucht böte vor dem einbrechenden Chaos Europas . . .

Denn wir wollen nicht vergessen: dies ist nicht nur Asta Nielsen, nicht nur der deutsche oder der europäische Film; dies ist Europa schlechtweg, dieses Europa mit seiner Literatur, die mit der ungeheuren Sehnsucht des Ertrinkenden nach der Form greift und in zwei Jahren, als ganze, aus Angst vor dem Nichts so streng klassizistisch sein wird, wie es ihr französischer Lehrmeister schon heute ist . . .

G L O S S E N

WEISS CONTRA SCHWARZ

Mein Jugendfreund in Berlin war der kleine Neger Adolf Gimperlein, Sohn eines der besten deutschen Parterreakrobaten und einer Schlangendame aus Deutsch-Südwestafrika.

In der Friedrichstraße, im Hinterzimmer der Kneipe seines Vaters, spielten wir, und meine Kinderliebe war die zwölfjährige Frieda Gimperlein, ein schwarzes schönes Mädchen. Vor der Mutter hatten alle Gäste Respekt und man sagte, daß, wenn in ihrer Gegenwart ein unanständiges Wort fiel, man die Röte unter ihrer tiefschwarzen Haut sah.

Meine Kinderzuneigung übertrug ich dann auf alle Farbigen.

* * *

Einige Tage nach meiner Ankunft in New York versuchte ich, mich mit einem Nigger zu verständigen. Meine Gestikulationen und mein (zu seinem leichteren Verständnis) gebrochen gesprochenes Deutsch, riefen auf seiner Seite ein tiefes, breites, glucksendes Lachen hervor. Mein Cousin, ein Prager Jud, belehrte mich:

„Man unterhalt sich nicht mit ä collred Män!“

„Warum nicht?“

„Sie sind keine so großen Herrn hier in Amerika.“

„Das macht doch nichts.“

„Man unterhalt sich nicht mit ihnen, du wirst schon sehn.“

* * *

Ich sah.

In der Straßenbahn, an Lincoln's Geburtsfest, dem Befreiungstage der Neger von der Sklaverei.

In dem fast leeren Wagen vier Männer und eine Dame.

Ein Neger steigt auf und setzt sich neben einen älteren, zerknitterten Yankee.

Der Yankee (ärgerlich): „Raus hier!“

Der Nigger: „Warum?“

Der Yankee: „Ich sitze nicht neben einen verdammten Schwarzen.“

Der Nigger: „Warum? Heute ist ja Lincoln's birthday!“

Der Yankee: „Das ist mir dreckegal. Rauß hier, stell dich vorne heraus.“

Alle: „Stell dich 'raus!“

Der Conductor: „Stell dich vorne 'raus.“

Der Nigger (geht auf die vordere Plattform).

Die Dame (entrüstet dem Nigger nachblickend): „Unglaublich.“

* * *

Am 4. Juli 1910 in Remo.

Der ungeschlagene Boxer, Schwergewichtsweltmeister Jimmy Jeffries, mußte nach sechsjähriger Pause als einzige „weiße Hoffnung“ aus dem Privatleben wieder ins Training, um den schwarzen Champion Jack Johnson den Weg seines Siegeszuges zu verstellen.

Hunderttausende, aus allen Teilen der Staaten, fuhren nach Remo, um den Kampf zu sehen. Im ganzen

Feine
Taschentücher

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

Lande eine fieberhafte Spannung. Zur Zeit des Kampfes stehen die Menschen zu Tausenden vor den großen Zeitungsgebäuden und verfolgen aufgeregt den telegraphisch einlaufenden Verlauf des Kampfes.

Bald nach Beginn ist der Kampf ungleich. Jack Johnson ist überlegen.

In der 8. Runde hat Jimmy Jeffries ein Auge geschlossen.

In der 11. Runde ist er stark angeschlagen, wehrt sich mühsam und das andere Auge beginnt sich zu schließen.

Der Kampf ist aussichtslos; in der 15. Runde schlägt der neue Weltmeister Johnson den ehemaligen Stolz Amerikas, den übertrainierten Jeffries, knock-out.

Jack Johnson muß unter starker polizeilicher Bedeckung den Ring verlassen und wird von dem wütenden, enttäuschten Publikum tätlich bedroht. Die Siegesfreude der Farbigen wird durch Pogrome, Schlägerei und Lynchjustiz rasch gedämpft.

Daß Jimmy Jeffries besiegt wurde, und die Welt einen schwarzen Meister im Boxen anerkennen muß, ist für Amerika eine nationale Schande. Jack Johnson wird verfolgt; man macht ihm überall Schwierigkeiten und sucht krampfhaft nach einer neuen „weißen Hoffnung“.

Dann, endlich, tritt der eingeschüchterte Weltmeister am 5. April 1915 in Havanna dem 228 Pfund schweren Cowboy Jess Willard im Kampf um den Weltmeistertitel gegenüber. Der Kampf ist eine

sportliche Farce. In der 26. Runde liegt der noch frische Nigger am Boden und läßt sich auszählen.

Kurze Zeit später wird Jack Johnson unter dem Gesetz der „weißen Sklaverei“ verurteilt und muß auf mehrere Jahre nach Sing Sing.

Amerika hat Ruhe und will sie sich nicht mehr rauben lassen. Nie wieder soll ein Neger zum Titelkampf zugelassen werden.

* * *

Sie haben nicht Zutritt in Restaurants, in denen Weiße verkehren, sie haben ihre eigenen Friseure, ihre Theater, ihre Wohngegenden. Sie sind Bürger vierter Klasse. Rangieren hinter Juden und Chinesen.

„Man unterhält sich nicht mit ihnen — sie sind keine so großen Herren in Amerika!“ *Rolf Jäger.*

DER DEUTSCHE EINFLUSS IN AMERIKA

Er war nie von Bedeutung und wird es auch nie sein. Alle Erwartungen dieser Art in Deutschland waren und sind verfehlt.

Man kann unter den eingewanderten Deutschen verschiedene Gruppen unterscheiden.

1. Die sogenannten 48er. Wo sind sie heute? Sie existieren nicht mehr! Alles ist in dem großen Assimilierungstopf verwischt. Die berühmten Vorkämpfer werden zwar noch hier und da genannt, namentlich, wenn es sich darum handelt, historische Propaganda zu machen. Aber sie sind tot; nicht nur physisch, auch politisch.

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei: Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumätismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

2. Die Gruppe der Bauern, der Pioniere, die den Wald urbar machten. Sie reden vielfach noch halbwegs deutsch, sie denken aber schon ganz amerikanisch, sind deutschen Ideen gegenüber schon gleichgültig.

3. Die Handwerker, die, weil sie tüchtig waren und die amerikanische Industrie mit hochbrachten, überall mit offenen Armen empfangen wurden. Sie sind meistens tot, die Kinder sind Amerikaner. Die Schulen haben sie zu Amerikanern gemacht.

Sie alle, die den Staub von den Füßen schütteln mußten, die sich mühsam neue Existenzen gründeten, sind dem Lande, das sie aufnahm und versorgte, dankbar. Bis zum Kriege sind sie Deutschland möglichst ferngeblieben. Jetzt erinnern sie sich wieder mal ihrer Heimat und besuchen sie. Aber im Herzen ist doch Amerika ihre Heimat.

Die Kapitalkräftigen aber, die vierte Gruppe, die immer dorthin auswanderten, wo das Geschäft am aussichtsreichsten war, hatten und haben eben nur fürs Geschäft Interesse; nicht für die politischen Sorgen ihrer alten oder auch neuen Heimat.

Und ferner: wie viele von allen Deutschen, die dort anlangten, sprachen englisch, besaßen also das Instrument politischen Einflusses? Sie konnten sich ja garnicht politisch betätigen! Sie warteten, bis ihre Kinder ihnen Dolmetscher wurden, und mit den amerikanisierten Kindern wurden auch die Alten nolens volens amerikanisiert: Was vorher betrieben wurde, war höchstens ein bißchen Munizipalpolitik im Familienkreise.

Überdies war das deutsche Volk niemals einheitlich. Es war zersplittert wie schon in der Heimat, zersplittert in tausend Ansichten, tausend Gesangs-, Turn- und andere Vereine, — je nach dem Ländchen, aus dem man herkam, — Partikularismus genau wie hier! Der Deutsche wurde, wenn es sich um Wahlen handelte, viel umworben, wenn er aber seine Schuldigkeit getan, mit liebenswürdigen Worten wieder heimgeschickt. Es gab niemals deutschen Einfluß in Amerika!

Was ich aber glaube, ist, daß umgekehrt amerikanischer Einfluß sich jetzt in Deutschland Bahn bricht; und sicher nicht zum Schaden des deutschen Volkes! Laßt sie ruhig zu Euch herein, Ihr könnt manches von ihnen lernen. Je mehr hierher kommen, umso besser. Sie werden drüben erzählen, daß die Deutschen keine Barbaren, sondern verflucht gesittete Menschen sind. Sie werden drüben erzählen, daß es Euch ehrlich darum zu tun ist, mit Amerika für ewige Zeiten in Frieden zu leben.

F. B., Patent-attorney.

TISCH MIT BÜCHERN

EINE AMERIKANISCHE BOVARY

Amerikanische Dichtung? Walt Whitman, Upton Sinclair, — viel mehr kennen wir nicht. Aber das mag auch an unserer Unwissenheit liegen. Das kleine Büchlein amerikanischer Lyrik, das Claire Goll bei Fischer erscheinen ließ, bedeutete schon eine unerwartete Korrektur. Nun ist im Wegweiserverlag, Berlin,

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9—12, 2—7, Sonntags 10—12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

als vierter Band in der Bücherreihe des Volksverbandes der Bücherfreunde (— der eine Art Konsumverein deutscher Leser darstellt —), ein Roman „Die Hauptstraße“ von Sinclair Lewis erschienen, der auch auf dem Gebiete des Romans die Unterschätzung der Amerikaner korrigiert. Dieser Roman, die Geschichte der kleinen Frau Carola Kennicott, ist kein geniales Werk, aber es stellt einen hohen Gipfel der Erzählungskunst dar. Wer diese Lebensgeschichte gelesen hat, der kennt nicht nur die Studentin Carola Milford aus Minneapolis, die bald den breitschultrig-sachlichen Stadtvogt Dr. Will Kennicott geheiratet hat, der kennt nicht bloß das nüchterne Städtchen Gopher Prairie, sondern der kennt tausend Carola Milfords, tausend Doktoren Kennicott, tausend kleine Städtchen in Amerika. Dies ist der amerikanische Roman des Provinzbürgers. Man kann nicht sagen, daß Sinclair Lewis sein Städtchen und seine Bürger verherrlicht. Im Gegenteil: Es ist eine ziemlich deutliche Verachtung des Durchschnittsamerikaners in diesem Buch, eine sehr exakte, ziemlich kaltherzige Beobachterklarheit gibt dem Roman eine Fülle unbezweifelbarer Details, und die unterschütterliche Nüchternheit des Verfassers verbürgt die Echtheit seiner Zeichnung. Eine junge Frau versucht das kleine, neue Städtchen geistig zu revolutionieren. Am Ende fühlt der Leser, daß die Kleinstadt nicht verjüngt, die junge Frau aber alt geworden ist. Also ein trauriges Buch. Aber schließlich doch ein sehr tapferes, sehr nüchtern revoltierendes Buch, das gerade durch die unerbittliche Phrasenlosigkeit des skeptischen Verfassers Sehnsucht nach einem kühneren, schwungvolleren, lebendigeren Dasein erzeugt.

Der Roman ist sehr hübsch ge-

druckt, sehr gut gebunden und für die Mitglieder des Volksverbandes der Bücherfreunde erstaunlich billig zu haben (42 M.). Diese Vereinigung von Lesern, die ihre Bücher besitzen wollen, ist famos geleitet. All ihre Publikationen sind geschmackvoll, wohl bedacht und gut gewählt. Diese Leser-Organisation scheint mir mindestens so wichtig, wie die Volksbühnenervereine. Hier wird, ohne viel Geschrei, wertvollste Arbeit geleistet.

Gr.

DER JUDENJÜNGEL DAVID UND DER ARIER GOLIATH

Der chauvinistische Schwachsinn gedeiht am kräftigsten in der Kleinstadt und wieder von allen deutschen Kleinstädten am urwüchsigsten in den österreichischen. Ein heiteres Beispiel dafür lieferte kürzlich die Tiroler Stadt Kufstein. Die Kufsteiner wollten ihren im Weltkrieg gefallenen Söhnen ein Denkmal setzen. Auf das Postament wollte das Komitee einen David setzen, das Sinnbild der geistigen Kraft, die sich der bloßen Körpergewalt, des Goliath, siegreich zu erwehren mußte. Die Kufsteiner dachten: Einsames Deutschland, du wirst den Riesen Entente doch noch mal unterkriegen. Ein einfacher Kufsteiner Gedankengang. Aber die nationalen Stürmer von Kufstein wüteten gegen ihn. Und Herr Franz Zelinka, der Jüngere, Obmann der nationalsozialistischen Arbeiterpartei von Kufstein, erließ folgenden Aufschrei:

„David, das Judenjüngel, der Besieger des Ariers Goliath als Sinnbild deutschen Geistes, deutscher Art und Wesens, Davids Standbild zur Ehre der Helden-söhne Kufsteins! Jawohl. Eine so ernste, mahnende Sprache ist wohl keinem der landläufigen

Kriegerdenkmäler eigen. Die Sprache der tiefsten völkischen Schmach! So also soll dem guten Kufsteiner die Liebe zum eigenen Volke durch das lebensgroße Standbild eines Judenjünglings sinnfällig dargestellt werden. Schlagt nur einmal die Bibel (1. Samuel, Kapitel 24 und folgende) auf und schaut diesen „Helden“, Beduinenhäuptling, Ehebrecher, Wüstling und Mörder näher an, der nun Kufstein zieren soll

Es wird nach diesem Seelenschrei nichts übrig bleiben, als die gefallenen Deutschen von Kufstein dadurch zu ehren, daß man auf das Postament das Standbild des . . . Ariers Goliath stellt. So könnte das Kufsteiner Monument zu einigem Ruhm kommen.

MAJESTÄT UND DAS THEATER.

Thilo von Trotha war anno Pickelhaube und Haby ein bedeutender Militärdramendichter. Infolgedessen stand er sich ausgezeichnet mit Majestät, und infolgedessen bediente sich seiner mancher Theaterdirektor, der auf Allerhöchsten Besuch lüstern war. An einen von ihnen richtete er am 12. Januar 1896 folgenden Brief, der dem Tagebuch ins Haus flattert:

Sehr geehrter Herr Direktor!

Zuerst nochmals meinen besten Dank für die schöne Aufführung.

Ob es gelingen wird, Seine Majestät in Ihr Theater zu bringen, kann ich natürlich nicht versprechen. Ich habe folgendes mit den Herren ausgemacht. Geht S. Majestät darauf ein, das Theater zu besuchen und kann er es in



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER-
SCHRANKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

dieser Woche nicht, dann soll Ihnen ein Tag in nächster Zeit bestimmt werden, an dem Sie das Stück allerdings ansetzen müßten. Es würde Ihnen die Absicht Sr. Majestät dann direkt von den Herren des großen Dienstes mitgeteilt werden. Um das militärische Auge Sr. Majestät nicht zu verletzen, würde ich raten, daß sich Herr Ries für seine Lieutenantsuniform alsdann eine Feldbinde anschafft, da diese statt der Schärpe im Manöver vorgeschrieben ist. Der Bursche, der ihm die Mütze statt des Helmes bringt, müßte auch noch etwas durch einen Unteroffizier instruiert werden, da er nicht reglementsmäßig auftritt.

Mit bestem Gruß, Ihr ganz ergebener
gez. Trotha.

Woraus, Wilhelms inniges Verhältnis zur dramatischen Kunst wiederum schönstens klar wird.

DAS FILM-PREISAUSSCHREIBEN

Wegen des unerwartet großen Eingangs von Manuskripten kann das Ergebnis des von der Richard

Oswald-Film-A.-G. veranstalteten Preisausschreibens für das beste Film-Manuskript erst in der ersten Hälfte des Monats September erwartet werden. Die meisten Arbeiten sind bereits von sämtlichen Preis-Richtern geprüft.

NEUER EINZELVERKAUFSPREIS

Die neue Preiswelle zwingt uns, den Einzelverkaufspreis des „T.-B.“ auf 20 Mark festzusetzen.

Der Abonnent stellt sich 140 % billiger als der Einzelkäufer!

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 33):

Tagebuch der Zeit

Alain: Mahnung an Frankreich
Wilhelm Michel: Die geistige Mitte
Dr. Alice Masaryk: Briefe ins Gefängnis

Karl Sternheim: Die stehlenden Dichter

Tagebuch der Wirtschaft

Ernst Schulz: Die Dynastie Morgau
Glossen

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

STABOU WECHSELMANN

EUROPÄISCHE FILM-ALLIANZ

*

POLA NEGRI

in

Die Flamme

Regie:

ERNST LUBITSCH

*

HARRY LIEDTKE

in

Eine unhistorische Stilkomödie

Regie:

GEORG JACOBY

*

EMIL JANNINGS

als

Peter der Große

Regie:

DIMITRI BUCHOWETZKI

*

Fuhrmann Henschel

Regie:

LOTHAR MENDES

KUNSTHANDLUNG
Dr. KREITNER & Co.

KOMMANDIT-GESELLSCHAFT

BERLIN W 50

KURFÜRSTENDAMM 243

NÄCHST DER KAISER WILHELM-

••••• GEDACHTNIS-KIRCHE •••••

TELEPHON: STEINPLATZ 133 08

GEMÄLDE ALTER MEISTER

ANTIQUITÄTEN

GOTISCHE UND BAROCKSKULPTUREN

ALTE HANDZEICHNUNGEN UND STICHE

MODERNE ABTEILUNG
FÜNF STEINZEICHNUNGEN
VON ALFRED JUSTITZ

MODERNE GRAPHIK IN REICHSTER AUSWAHL

EIGENE VERLAGSGRAPHIK

GESCHÄFTSFÜHRER:

Dr. LEOPOLD KREITNER Dr. ERICH CASSIRER

RENAISSANCE-THEATER

HARDENBERGSTR. 6 • DIR.: THEODOR TAGGER
ALLE VERBINDUNGEN ZUM BAHNHOF ZOO UND KNIE

ERÖFFNUNG SEPTEMBER



Gute Bücher

in künstlerisch. Ausstattung auf holzfreiem Papier u. in festen Halbleinenbänden bietet der
Volkerverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestr. 34

seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberechnet und postfrei.

Soeben erschienen:

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow
Hauff: Lichtenstein
Kappstein: Religionen d. Menschheit, 2. Teil
Keller: Die Leute von Seldwyla
Sinclair Lewis: Hauptstraße
Ludwig: Zwischen Himmel und Erde

Reuter: Franzosentid, Stromtid, I. Teil
Stifter: Bunte Steine
Fichte, Johann Gottlieb: Die Bestimmung des Menschen. Anweisung zum seligen Leben. Herausgegeben von Prof. Dr. Aug. Messer.

Demnächst erscheinen:

Eduard von Hartmann: Das sittliche Bewußtsein
Nibelungenlied, übersetzt von Dr. Karl Wolfskehl
Gesamtausgaben von Andersen, Dickens, Fichte, Goethe, Hauff, E. T. A. Hoffmann, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare, Stifter

An den Volkerverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H.
Berlin W 50, Rankestraße 34

Ich beabsichtige, dem Verband als Mitglied beizutreten und ersuche um kostenlose Zusendung des Verlagsverzeichnisses

Name:

Stand:

Ort:

Wir placieren: **INSERTATE**

Wir liefern: **INSERTATENENTWÜRFE**

Wir verwalten: **INSERTATENETATS**

KARO-REKLAME G. M. B. H. ♦ BERLIN W 35

Tel. Lützow 4931

Potsdamer Str. 123B

Tel. Nollendorf 3396

Zur Beachtung! Ich habe mein Büro von New York nach Berlin verlegt, um meinen Klienten in Deutschland hinsichtlich des Absatzes in den Vereinigten Staaten besser dienen zu können. Seriösen Firmen stelle ich mich in den folgenden Angelegenheiten zur Verfügung: Technische, kommerzielle und wirtschaftliche Ermittlungen. Beratung in allen Fragen des Absatzes in den Vereinigten Staaten sowie anderen englisch sprechenden Ländern. Beratung in Abfassung und Herstellung von Material für Propaganda, Kataloge, Preislisten, Dokumente in englischer Sprache und ihre wirkungsvolle Durchführung.

S. George Fremont Konsultierender Ingenieur für den Handel mit den Vereinigten Staaten
Berlin W 8. Friedrichstraße 59-60

Referenz: Amerikanische Handelskammer Berlin

Der „Kleine Grade“  der neue Serientyp, der Zweizylinder macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweifakts und der Luftkühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.-G., Bork

Post Bruck 1. Mark.

Hamburger Handels - Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Aktienkap. 150 000 000 M. Hamburg Reservekap. 60 000 000 M.

Telegr.-Adr.: Hacombank / für Sekretariat: Carlebank / Ferngespräche F 117, 118, 119
 Stadtgespräche Hansa 1342, 1343, 5473, Elbe 3444, 3485, 3490 / Girokonto: Reichsbank

Ausführung sämtlicher bank-
 geschäftlicher Transaktionen

An- und Verkauf und Beleihung von Wertpapieren : Kupons - Einlösung
 Errichtung laufender und Scheck-Konten : Kommissionsweiser An- und Verkauf von Waren im In- und Ausland : Akkreditive und Auszahlungen für Warenbezüge

GALERIE FERDINAND MÖLLER, BERLIN W 9
POTSDAMER STRASSE 134

German expressionistic art

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON: ZENTRUM 4086

EMIL HEINICKE & G

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF

Wir haben fertig gestellt:

Frou - Frou

Eleganter Gesellschafts - Spielfilm in 5 Akten
Manuskript von Ludwig Marr
frei nach Meilhac und Halévy

Regie: Otto Rippert



Wir drehen:

Der Mann mit der eisernen Maske

Großer historischer Prunkfilm aus der Zeit
Ludwig XIV. nach Motiven von
Alexander Dumas

TERRA

Film Aktiengesellschaft
Berlin SW 68, Kochstr. 73

Exportbüros:
Köln, Schildergasse 31-32 / Hamburg, Alsterdamm 9

We have for distribution:
Our own production:

„Frou-Frou“

A society feature-film in 5 acts
Manuscript by Ludwig Marr
Motives from Meilhac and Halévy

Direction: **Otto Rippert**



We are preparing:

„The Man with the iron masc“

A historic pageant- and feature-film
from the period of Louis XIV.

Motives from **Alexander Dumas**

TERRA

**Film Aktiengesellschaft
Berlin SW 68, Kochstr. 73**

Branch-offices:

**Cologne am Rhein, Schildergasse 31-32
Hamburg, Alsterdamm 9**



Ein Film für die Welt

„Lucrezia Borgia“

Regie:

Richard Oswald



Uraufführung: Ende Oktober

im

UFA-PALAST AM ZOO



Hersteller:

Richard Oswald Film A.-G.

Berlin SW 48, Friedrichstraße 14



We have for distribution:

„Lucrezia Borgia“

Direction: Richard Oswald



We are preparing for 1922

CONRAD VEIDT-FILM

„PAGANINI“

**Direction and title-rôle:
CONRAD VEIDT**



Besides we are preparing:

JESSNER-FILM

„LULU“

Motives from Frank Wedekind

Leading character: Asta Nielsen



Concern of the Richard Oswald A.-G.

Berlin SW 48, Friedrichstraße 48

Der Graf von Essex

Das historische Kolossal-
gemälde der National
Film A.-G.



Regie: Peter Paul Felner

Hauptdarsteller:

Eugen Klöpfer

Friedr. Kühne

Agnes Straub

Ferd. v. Alten

Fritz Kortner

Magnus Stifter

Erna Morena

Carl Huszar

Eva May

Rosa Valetti

„The duke of Essex“

The historical colossal-
picture by National-
filmcomp.



Regie: Peter Paul Felner

principal actors:

Eugen Klöpfer

Friedr. Kühne

Agnes Straub

Ferd. v. Alten

Fritz Kortner

Magnus Stifter

Erna Morena

Carl Huszar

Eva May

Rosa Valetti

STERNFILM G. M. B. H. BERLIN SW 48
FRIEDRICHSTRASSE NUMMER 223



Die zwei grossen Werke der Jahres-Produktion

I.

Der Graf von Charolais

Frei nach Richard Beer-Hofmann von B. E. Lütthge

REGIE: KARL GRUNE

Für die ganze Welt verkauft!

II.

In Vorbereitung:

Schlagende Wetter

Fünf Akte von Stefan Großmann

REGIE: KARL GRUNE

STERNFILM G. M. B. H. BERLIN SW 48
FRIEDRICHSTRASSE NUMMER 223



The two great creations of this year:

I.

„The count of Charolais“

Motives from Richard Beer-Hofmann, manuscript by B.E. Lütthge

Direction: **KARL GRUNE**

Already sold in all countries!

II.

In Preparation:

„Choke-damp“

Five acts by Stefan Grossmann

Direction: **KARL GRUNE**

DECLA-



BIOSCOP

Luise Millerin

Froelich-Film der DECLA-BIOSCOP
nach Schillers „Kabale und Liebe“ von W. Supper und G. W. Pabst

FFG Regie: **Carl Froelich** **FFG**

In den Hauptrollen:

**Lil Dagover, Gertrud Welcker, Ilka
Grüning, Paul Hartmann, Werner
Krauss, Fritz Kortner, Walter
Janssen, Reinhold Schünzel
Friedrich Kühne**

Bauten: Robert Herlth u. W. Röhrig

Photographie: Landé u. V. Fenyes

Täglich 7 und $\frac{1}{2}$ 9 Uhr

UFA-PALAST AM ZOO

DECLA-BIOSCOP



HERBST MESSE

8. BIS 14. 1922 OKTOBER

Große übersichtliche nach Branchen
geordnete Musterausstellungen aller
Zweige von Industrie und Gewerbe.

7. FRANKFURTER INTERNATIONALE MESSE

NÄHERES DURCH DAS MESSAMT FRANKFURT A. M. UND SEINE
GESCHÄFTSSTELLEN *
FÜR GROSS-BERLIN: KURT BÄTTSEK * W 8
CHARLOTTENSTR. 56.

AUSKÜNFTE ERTEILEN

BOHN

DIE REISEBÜROS DER

HAMBURG - AMERIKA LINIE

Verleih für
ganz
Deutschland:



National-
Film A.-G.

Der Graf von Charolais

Frei nach Beer-Hofmanns Trauerspiel
bearbeitet von

B. E. Lühge



Darsteller:

Eva May / Eugen Klöpfer / Rudolf Rittner
Wilhelm Dieterle / E. A. Licho / Ferd. v. Alten
Josef Klein / Marg. Kupfer

Regie: Karl Grune



Uraufführung:

8. September in der Alhambra

**STERN-
FILM**



**G. M. B. H.
Berlin SW 48**

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Septemberwoche

Zuweilen, es hilft nichts, muß man sich der berühmtesten Deutschen bitter schämen. Da erscheinen im Herbst Lloyd Georges Memoiren. Honorar: 100 000 Pfund. Gleichzeitig Mitteilung an die Öffentlichkeit: Lloyd George stellt sein ganzes Honorar für wohltätige Zwecke zur Verfügung, er empfinde es peinlich, aus seinen Kriegshandlungen und -Erinnerungen persönlichen Gewinn zu ziehen. Was müssen unsere deutschen Erinnerer empfunden haben, als sie diese Erklärung eines Gentleman lasen? An welchen wohltätigen Zweck hat sich Wilhelm II., Kronprinz Rosner, Ludendorff, Hindenburg erinnert? Die große Zeit bracht' ihnen großen Nutzen.

Eine Betrachtung, die füglich in unserer (vorigen) Amerika-Nummer hätte stehen sollen, geht dem T.-B. von einem zurzeit hier lebenden Amerikaner zu: Immer wieder findet sich in der monarchistischen Presse Deutschlands eine spöttische oder hämische Bemerkung darüber, daß Herr Reichspräsident Ebert als Sohn eines Schneiders geboren, Sattlergehilfe und später Schankwirt gewesen sei. In den Vereinigten Staaten würde kein Denkender diesen Hohn verstehen. Was ist denn respektabler als gerade dieser Aufstieg? Welcher Gedanke beglückender, als daß dem Handwerker aus Heidelberg der Weg zur höchsten Spitze des Staates möglich war? In Amerika haben Präsidenten, die aus begüterten, bildungs-gesättigtem Hause stammen, sich immer wieder eine solche Aufstieglegende konstruiert, nur um dem einfachen Manne dieses Gefühl der Satisfaktion und Identität zu geben. Wie oft hat Herr Harding sich als Setzer photographieren lassen! Wie hat seine Presse mit dieser volkstümlichen Legende gearbeitet! Hier in Deutschland ist Wirklichkeit, was überm Wasser Wunsch und Legende der Arrivierenden ist, und Ihr höhnt über dies wirkliche Stück Demokratie. Unverständliche Spötter. Zuweilen sind's sogar pikfeine literarische Republikaner, die ohne die kaiserliche Wiege nicht auskommen können.

Gestern in München, heute in Breslau, morgen in Hamburg. Die Reisen des Präsidenten sind immer erfolgreich gewesen. Als Ebert vor Jahresfrist bei der Leipziger Messe erschien und sprach, waren die guten Sachsen ganz erstaunt, wie klug, wie

frei, wie frisch improvisiert seine Rede war. Und noch erstaunter waren die Münchener, denen die Ludendorffpresse hatte einreden wollen, ein rüder Prolet wälze sich auf Wilhelms Thron. Auch die hohe und niedere Literatur, die in Breslau zum lang dauernden Geburtstag Hauptmanns auftauchte — dieser Geburtstag begann schon vor einem Vierteljahr und wird noch über ein Vierteljahr währen — auch die Literaten, die mit ein paar abgenützten Vokabeln ihren Lebensunterhalt bestreiten, waren erstaunt, wie ge-läufig dem Präsidenten das bißchen aesthetische Gerede von den Lippen ging. Überall hat Ebert Achtungserfolge erzielt, selbst bei denen, die sich anfangs spröde versagen wollten. Darf man aber nun in aller Ehrerbietung dem Präsidenten der Republik empfehlen, das Reisen in Deutschland nicht zu übertreiben? Es war überall sehr schön, in Breslau, in München, in Hamburg; überall hat Ebert vernünftig, zurückhaltend, väterlich gesprochen. Aber vom lieben Gott verlangt man, daß er unsichtbar sei und das Oberhaupt eines Staates darf auch nicht allzu rührig sein. Ein klein bißchen Unsichtbarkeit ist von Zeit zu Zeit, aus psychologischen Gründen, immer wieder von Nutzen.

Herr Feldmarschall H i n d e n b u r g reiste nach Bayern. Zur Erholung ins Gebirge. Schön. Aber gerade in den Tagen, da die Schwierigkeiten zwischen dem Reich und Bayern halbwegs begraben wurden, mußte mit ihm ein Riesenrummel auf den Münchener Straßen arrangiert werden? Ist man nicht doch ein bißchen zu tolerant, wenn man den alten Feldmarschall ganz außer aller Verantwortung für diesen Mißbrauch stellt? Es ist richtig: Herr von Hindenburg ist nicht mehr auf der Höhe seiner körperlichen und geistigen Kraft. Wer's nicht wußte, der hat es aus den Erinnerungen des Kronprinzen Rosner erfahren. Da rühmt Wilhelm Rosner den Generalfeldmarschall aber mit der Einschränkung: „in den Jahren seiner reifen Höhe“ oder „für jenen Zeitabschnitt, in dem Hindenburg sich noch auf der Höhe seiner psychischen Kraft und Energie befand“. Dann kam der Abstieg. Kronprinz Rosner schilderte diese Verfallserscheinungen mit folgenden sanften Sätzen: „Daß auch ein Hindenburg, der als nahezu Siebenundsechziger, aber dabei im Besitze vollster geistiger und körperlicher Frische, in den Krieg eintrat, sich nach drei und vier an Arbeit, Sorgen und Verantwortung überschweren Jahren den natürlichen Folgen seines zunehmenden Alters nicht ganz entziehen konnte, darf sicher ausgesprochen werden, ohne daß etc., etc., etc.“ Diese behutsame, gewiß nur andeutende Charakteristik wurde im August 1920 geschrieben. Seitdem sind wieder zwei Jahre ins Land gegangen.

In München möchte ich Mörder sein!. Graf A r c o, der Kurt Eisner ermordet hat, büßt seine harte Strafe in der Weise ab, daß er als Praktikant auf einem Kloster-Gute lebt. Die frommen Klosterfrauen sind um den Mörder-Praktikanten liebevoll bemüht. Er arbeitet

viel im Freien draußen. Geht mit dem Verwalter stundenweit ins Dorf, politisiert mit den Bauern im Wirtshaus und läßt sich das Münchener Bier gut schmecken. Dann und wann kommt feiner Besuch. Unlängst der Dr. Heim aus Regensburg im Auto, fuhr dem Mörderlehrling ins Feld nach und holte ihn zu den frommen Frauen zurück. Ja, in München möchte ich Mörder sein! Aber nicht politischer Dichter. Der muß in Niederschönenfeld, statt von frommen Frauen liebevoll betreut, von boshaften Zuchthausknechten strenge bewahrt werden.

Wesen und Gesittung eines Einzelnen und eines Volksstammes zeigt sich weniger in der Wahl eines Ideals als in den Mitteln, mit denen für dieses Ideal gekämpft wird. Vielen Bayern war der Weltkrieg ein großes Schweineschlachten, unter Ruprechts Führung wurden die Messer geschliffen (bis er eines Tages in Brüssel vor den deutschen Soldaten davonlief). Und wie führen die lebendigsten Münchener ihre politischen Kämpfe? Mit der zuletzt doch verantwortungsbewußten Politik des Grafen Lerchenfeld sind sie unzufrieden. Deutliches Murren in den Reihen der Majoritätsparteien. Und im Münchener Kindkeller tagte ein großer nationalistischer Volkstag, bei welchem ein Hauptredner erzählt, Graf Lerchenfeld könne nicht einmal seine eigene Frau regieren, geschweige denn das Land. Und die Frau des Ministerpräsidenten sei eine getaufte Jüdin und dann kamen einige Bemerkungen über das intimste Leben der Frau Gräfin Lerchenfeld, die hier nicht wiedergegeben werden sollen . . . Nicht Dein Ideal verrät Dich, sondern wie Du dafür kämpfst! Sage Niemand, daß dies der Redeexzeß eines Einzelnen gewesen sei. Der Hallunke, der das politische Schlachtfeld ins Schlafzimmer des Gegners verlegen wollte, wurde im Kindkeller bejubelt und in der Münchener Presse findet sich kein Wort des Abscheus, ja auch nur der Zurechtweisung für jenen Einbrecher in die privateste Zone.

Einer der interessantesten Publizisten Amerikas ist Arthur Brisbane. Er schrieb im „New York American“ kürzlich folgendes: „Deutschland besitzt einen gewissen reichen Mann mit viel gesundem Menschenverstand. Sein Name ist Stinnes. Ihm gehören allerhand Sachen in Deutschland, Rußland, Südamerika, — Schlösser, Gruben und Zeitungen. Sein wichtigstes Blatt ist die „Deutsche Allgemeine“ und er hat jetzt Paul Lensch, einen gemäßigten Sozialisten, zum Chef-Redakteur gemacht. Stinnes selbst ist so wenig Sozialist, wie ein Tiger Vegetarianer ist. Aber er ist ein intelligenter Kapitalist, und er weiß, daß es das beste für einen intelligenten Kapitalisten ist, Heu zu machen, solange die Sonne scheint. Darum benutzt er alles, was in seine Hände kommt, — vom Erz bis zum Quecksilber, vom Konservatismus bis zum Sozialismus.“

I.

Seit vielen Jahren habe ich kein aufwühlenderes Buch gelesen als diese Briefe und Aufzeichnungen der Zarin Alexandra, die von April 1914 bis zu ihrer Ermordung reichen. (Verlag Ullstein & Co., Berlin 1922). Es herrscht im Augenblick kein Mangel an Erinnerungen hoher und höchster Persönlichkeiten. (Nur Zitas Memoiren stehen noch aus. Wo steckt denn der Erinnerungsgehilfe Karl Rosner?) Diese Briefe und Tagebuchblätter der letzten Zarin haben den Vorzug, nicht vor dem Spiegel oder für ein Publikum geschrieben zu sein, ganz im Gegenteil: Es sind Dokumente der geheimsten Intimität, von einer Frau für einen einzigen Mann geschrieben, so intim, daß man als anständiger Leser zuweilen vor dem Eindringen in diese verschlossenste Zone des Persönlichen zurückschrickt. Aber eben um dieser Ungeschminktheit willen sind diese Briefe von tiefster Bedeutung, sowohl als historische wie als psychologische Dokumente. Dieses Buch ist der letzte, der schwerste, der entscheidende Grabstein auf das System des Absolutismus.

II.

Vor etwa zwanzig Jahren sah ich ein Bild der schönen Schwester des Großherzogs von Hessen. Sie hatte sich mit dem Zaren Nikolaus II. vermählt. Kam aus einem frohen Haus in Darmstadt. Um Ludwig, den Großherzog, wehte nicht preußische Luft. Er war frei von Hohenzollernschwulst, kein Potsdamer, nicht pompös und nicht drohend, kein geschmackloser Gottesgnadler, sondern ein ziemlich konstitutioneller, einfacher Mann mit sehr lobenswerten ästhetischen Neigungen, den man noch viel mehr schätzen wird, wenn einmal der Briefwechsel mit seinem Freunde, dem jungen Baumeister Olbrich, veröffentlicht sein wird. Aus diesem frohen Hause in Darmstadt kam die Prinzessin nach Petersburg, in das düstere Gefängnis ihres kaiserlichen Gatten. Als ich damals das Bild der armen jungen Zarin sah, das Bild einer unerhört schönen Frau von zwanzig Jahren, mit strahlenden Augen; von wunderbarer Umflortheit, da hatte ich das Gefühl eines tragischen Verkaufes. Sie saß noch nicht lange auf dem russischen Thron, da flog schon Einer aus dem allernächsten Kreise in die Luft; der Großfürst Sergius wurde von einer Bombe zerrissen. Sie selbst mußte, ein Jahr später, 1906, mit eigenen Augen, bei einer Festvorstellung in Kiew, die Ermordung des Ministerpräsidenten Stolypin ansehen. In dem Erinnerungsbuch des deutschen Kronprinzen schildert Rosner, wie entsetzlich der ewige Arrest des Zaren gewesen ist. Die Angst vor dem Attentat saß ihm tief in den Nerven. Er war streng abgesperrt in Zarskoje Selo, im Kreml, in Lavinia. Die schöne Darmstädter Prinzessin gab ihm Tochter auf Tochter. Und als endlich ein Sohn geboren wurde, da war es ein armes kränkliches Kind, das von

ihren Vätern die furchtbare, geheimnisvolle Bluter-Krankheit geerbt hatte. Man sah damals Bilder der jungen Zarin mit ihren schönen Töchtern. Der armselige Sproß, der einst die Zarenkrone tragen sollte, wurde nicht abgebildet.

III.

Die Zarin — Alexandra Feodorowna hieß sie als Kaiserin — war sofort nach ihrer Hochzeit zur orthodoxen Kirche übergetreten. Schon in Darmstadt hatte es rund um sie ziemlich schwärmerisch gemaeterlinckt. In der Not ihres befangenen Herzens war die junge Frau erst recht in eine mystische Gläubigkeit versunken. In ihre Nähe kam ein französischer Thaumaturg, Monsieur Philippe, der sich rühmte, sie mit transzendentalen Kräften in Verbindung gesetzt zu haben. Sie glaubte an ein kleines Heiligenbild mit einem Glückchen: „Wenn ein schlechter Mensch sich bei Ihnen sehen läßt, Alexandra Feodorowna, dann wird das Glückchen von selbst zu läuten beginnen.“ Von allen Bedrängnissen ist keine der jungen Frau so nahe gegangen wie die nicht zu heilende Krankheit ihres einzigen Sohnes. Die Ärzte versagten. Da trat der Geistliche Grigori Efimowitsch Novy in ihre Verlassenheit und er versprach, den blutenden Sohn durch die Kraft seines Gebetes zu heilen. Dieser Sendbote Gottes — die Feinde nannten ihn Rasputin, ein böses Wort, abgeleitet von Rasputnik, dem Schürzenjäger — ist Herr über Denken, Wollen, Fühlen der menschenscheuen Frau geworden. Niemand hat jemals das Seelenband zwischen Rasputin und der Zarin zerreißen oder auch nur lockern können. Es hat an solchen Versuchen, Alexandra Feodorowna die Augen zu öffnen, nicht gefehlt. Man berichtete ihr über Rasputins Weibergeschichten. Sie erkannte, daß Gott ihn mit seinem stärksten Mittel prüfen wollte! Als der Krieg ausbrach, lag Grigori Efimowitsch krank in seinem Heimatdorf. Eine Petersburger Hure, Kinia Gussewa, hat ihn erdolchen wollen, vermutlich aus triftigen Gründen. Er war nur leicht verletzt. Die Zarin, telegrafisch verständigt, sah nur das Walten der göttlichen Macht, die vom Leibe des Sendboten Gottes das Messer abgleiten ließ. Bis zu seinem Tode ist die Zarin rasputingläubig geblieben. Sie sah Grigori zuweilen im Hause ihrer Freundin Ania. Konnte sie ihn nicht selbst sprechen, so blieb sie durch Ania in Kontakt mit ihm. Diese Rasputingeschichten hat man lange Zeit für Klatsch, für Übertreibung, für bösertige Erfindung gehalten. Nun, da man die Briefe der Zarin an Nikolaus kennt, weiß man, daß Rasputin der eigentliche Beherrscher Rußlands gewesen ist. Er lenkte Alexandra, Alexandra lenkte Nikolaus. Er gab Ratschläge für die Kriegführung, er besetzte Ministerien, er entschied über Verbleib und Abschied der russischen Heerführer. Als Rasputin ermordet wurde, da sah Alexandra den Stern Rußlands sinken. Von diesem Tage an war sie nur mehr Mutter, Gattin, Familienmensch. Wer den Rasputin-Roman der Zarin (der kein erotisches Kapitel

hat, dies zur Belehrung für brutale Sexuelschnüffler) nicht begreift, der lese bei Dostojewski nach, was dort über die Macht des großen Staretz erzählt wird. Ein solcher gottgeweihter Staretz, der Gewalt über die Menschen bekam, die in seine hellgrauen Augen schauten, ist der magere Mönch gewesen, der kaum recht lesen und schreiben konnte.

IV.

War sie denn keine deutsche Prinzessin? Aus ihren Briefen kann man es kaum erkennen. Wenn sie von ihrer „alten, kleinen Heimat“ spricht, dann meint sie damit nur Hessen. Ihre Mutter war die Prinzessin Alice von Großbritannien und Irland, viele Jugendjahre hat sie am englischen Hof verbracht, die Muttersprache der hessischen Prinzessin war Englisch, nicht Deutsch. Mit ihrer Heimat vollzieht sich ein vollkommenes Mimicry, sie wird Russin, Alt-russin, mit ganzer Seele. „Elle s'encadre, pour ainsi dire, dans le décor byzantin de la Russie archaïque.“ So hat Paléologue, der französische Botschafter, gewiß ein scharfer Horcher am Petersburger Hof, über sie geschrieben. Gewiß wird kein Leser in diesen Briefen der Schwester des damals noch regierenden Großherzogs von Hessen ein Wort der Parteinahme oder gar der Beeinflussung für die Deutschen entdecken. Sie steht zwar, mitten im Krieg, mit ihrem Bruder Ernst und auch mit dem Prinzen Max von Baden in Verbindung (über die Königin von Schweden), aber alle drei benehmen sich ganz korrekt. (Ein einziger Friedens-Tastversuch des Großherzogs von Hessen bleibt, 1915, unerwidert.) Es wird nur über die Gefangenenfürsorge verhandelt. Alexandra setzt sich für die anständige Behandlung der Deutschen ein, aber im wohlverstandenen Interesse der zahlreicheren russischen Gefangenen. Dagegen findet man viele Briefstellen voll Abscheu über die Kriegsführung der Deutschen. Die bösesten Legenden über die Grausamkeit ihrer ehemaligen Landsleute hat die deutsche Prinzessin geglaubt, viel bestialischer als der ruische Soldat erschien ihr der deutsche. Dann und wann findet sich ein Satz der Bewunderung für das, was die Deutschen zu leisten haben, im Westen und im Osten, gelegentlich sogar der Wunsch, „wir“, die Russen, würden etwas von „ihrer“ Organisationsfähigkeit erlernen, aber das Alles ist immer gut russisch gefärbt. Nie wird eine Silbe der Sehnsucht, des Bangens, geschweige denn der Liebe zu Deutschland laut!

V.

Je länger man in diesen Briefen liest, desto mehr weicht die sentimentale Verehrung für die verirrte deutsche Prinzessin. Alexandra, die den Selbstherrscher aller Reußen beherrscht hat, rühmt sich gelegentlich der schwarzen Hosen, die sie an hatte. Die Züge der leidenden Mystikerin schwinden von Brief zu Brief und eine wilde Dilettantin der Autokratie zeigt ihr verzerrtes Gesicht. Unzweifelhaft hat Alexandra ihren Gatten geliebt, so sehr geliebt,

daß sie ihn gar nicht sah, wenigstens nicht das Gesicht des schwächlich-eifersüchtigen, innerlich armen und doch präventösen Angstmenschen, der in der Schicksalsstunde seines Reiches, seines Systems und Europas kurzzeitig laviert wollte, weil ihm Einsicht und Kraft zu einem starken Gedanken und Entschluß fehlten. Die Zarin versucht den Schwächling aufzuputzen: „Du bist doch Kaiser,“ schreibt sie immer wieder. Zeig es ihnen, sei nicht zu gut, verjage die Duma, schicke diese schändlichen Schwätzer nach Hause, Du bist der Herr, der Segen Gottes ruht auf Dir. Benutze nur den Kamm, den „unser Freund“ (das ist immer Rasputin) gesegnet hat, fahre während der Sitzungen mit dem Kamm einige Mal durchs Haar, es wird Dich stärken! Niemand, mit Ausnahme des 83 jährigen Goremykin, gibt es, gegen den die Zarin in diesen Briefen nicht hetzt, ausgenommen die paar Piffikusse, die sich der Gunst Rasputins versichert haben. Unermüdlich wühlt sie gegen Nikolascha, den Feldmarschall, bis er seines Amtes enthoben und in den Kaukasus geschickt wird. Er hat kein Recht, wie der Kaiser aufzutreten, zischelt sie. Hat er Deine Erlaubnis zum Besuch an der Front? Darf er das sagen? Darf er sich mit Deinen Feinden verbünden? Und ihre schärfste Waffe ist die Frage: „Niemand weiß jetzt, wer Kaiser ist.“ Alle Intriguen, die man in Romanen Samarows für belletristische Erfindung hielt, werden in den Briefen der letzten Zarin geschichtliche Tatsache, durch die Anhäufung von Klatsch, Verdacht, Mißgunst, Eifersüchtelei, mit denen sie die ihr oder eigentlich Rasputin unangenehmen Personen aus ihren Stellungen zu drängen sucht. Meistens mit Erfolg. Sie verbrämt diese Aufforderungen zu Entlassungen, Pensionierungen, Versetzungen immer mit den zärtlichsten und intimsten Liebesversicherungen. Sie küßt ihren Nikolaus an allen zärtlichen Stellen und bittet in der nächsten Zeile um die Maßregelung eines Bischofs, der sich „unserem Freunde“ unfreundlich gezeigt hat. Der Eifer, mit dem sie in jedem Brief hetzt, stichelt, bittet, aufstachelt, ist erstaunlich und, es muß gesagt werden, abscheulich. Ein harter bissiger Zug, der übrigens auch physisch in ihrem letzten Bilde sichtbar wird, entstellt ihr Antlitz. Sie isoliert Nikolaus nicht nur von der Duma, sie infiziert ihn dauernd auch gegen fast alle Minister — „Minister sind Feinde, schlimmer als die Duma“ — ihr Mund ist manchmal so voll Haß, daß sie an den Zaren schreibt: „Könnte man nicht Gutschkow hängen?“ Sie wünscht Gutschkow (in einem Brief vom 11. Sept. 1915), daß ihn ein schwerer Eisenbahnunfall treffe und ein Jahr später gibt sie dem Zaren wieder den Rat, Gutschkow an einen hohen Baum zu hängen. Aber sie kümmert sich nicht nur um so wichtige Leute, wie es der mächtigste Mann der Duma war, sie sorgt sich auch, daß der Bankier Rubinstein, der ohne Angabe von Gründen verhaftet worden, stillschweigend nach Sibirien geschickt wird, damit er „nicht noch zur Aufreizung der Juden hierbleibt“. Zuweilen sind es so viele Affairen, in die sie sich gebieterisch und gebietend

einmisch, daß sie die einzelnen Ordres nummerieren muß. Nimm diesen Zettel und ordne es der Reihe nach. Dies alles wäre nicht so absurd, wenn ihr Eifer im Dienste irgendeiner Idee, irgendeines politischen Gedankens arbeitete. Aber ihr Programm und ihr Gewissen heißt nur: Rasputin. Was er wünscht, darauf dringt sie. Dringt mit einer Heftigkeit, die gelegentlich ins Komische überschwappt, weil sie immer wieder versucht, den ängstlichen und unbedeutenden Gatten über die Grenzen seiner kümmerlichen Natur hinauszutreiben. Nachdem sie den Zaren glücklich mit Nikolai Nikolajewitsch entzweit, nachdem sie ihn mit der Duma, sogar mit den echt russischen Leuten in unüberbrückbaren Gegensatz gebracht, schreibt sie dem armen Zaren: „Du bist der Herr und Meister in Rußland . . . Sie müssen lernen, vor Dir zu zittern . . . Sie sind nichts und Du bist alles, von Gott gesalbt.“ Und wie sie sich sein Gottesgnadentum vorstellt, das schreibt sie in einem der letzten Briefe des Buches: „Zermalme sie alle unter Dir — sei Peter der Große, Iwan der Schreckliche, Kaiser Paul.“

Die Maeterlinckseele wird zur Furie.

VI.

Sie hat gebüßt. Sie mußte erleben, daß ein Prinz ihren Rasputin ermordete. Sie mußte die Abdankung Nikolais erleben (beiläufig erwähnt, auch als Zeugnis für sicheren weiblichen Instinkt, es war Gutschkow, der dem Zaren die Abdankungsurkunde unterbreitete). Sie wurde in Haft gesetzt, mit dem melancholischen Schwächling, dem Gatten, mit den Töchtern und mit dem ewig kränkelnden Sohne. Das Tagebuch aus dieser letzten Leidenszeit weist keine Klage und kein Gejammer auf. Von dem Tage an, da der entthronte Zar bei ihr ist, hat sie keine andere Funktion mehr als die der Mutter und Gattin. Die Regierung Kerenski ließ ihr menschliche Behandlung zuteil werden. Erst unter der Sowjetherrschaft wird sie aus ihrem Hause gejagt. Nach Tobolsk. Um wen bangt sie? Um die Töchter. Nachts wird dann die ganze Zarenfamilie auf einen erbärmlichen Wagen verladen, der seine Räder verliert und im Straßendreck stecken bleibt. So werden sie nach Jekaterinburg gebracht. Ein alter Mann streicht von außen die Fensterscheiben weiß an, damit sie nicht einen Streifen Himmel sehen. Die Welt liegt im Nebel vor ihnen. Sie werden auf Soldatenkost gesetzt. Treues Gefolge wird ins Gefängnis geworfen. Alexandra sitzt bei den Mädchen und nimmt die Lektionen deutscher Literaturgeschichte durch. Einmal zeichnet sie auf: „Heute — Ernies Geburtstag“. Ernie, das ist der Bruder in Hessen. Abends liest Nikolaus ihnen Turgenjew vor oder E. Werner, die Schülerin der Marlitt, zuletzt nur die Bibel.

In diesem Tagebuch der letzten Wochen ist Alexandra wieder auf der Höhe ihres jungen Wesens: Ohne Frömmerei, ohne Kleinlichkeit, ohne jede Angst, sogar ohne Bitterkeit! Sie hadert nicht

mit dem Schicksal, klagt den Gatten nicht an, wird nicht weinerlich. Ihre strahlenden Augen sind ja nie schnell feucht geworden. Ganz sachlich und ohne Kommentar verzeichnet sie die Etappen ihres niedergehenden Lebens. Sie stickt, nimmt Tropfen für das ermüdete Herz, pflegt den kranken Sohn, hört draußen verdächtige Schüsse, liest in der Bibel, legt Patienten, draußen singen fidele Soldaten, sie darf auf einem Strohlager schlafen und ausruhen.

Ihr eigentlicher, letzter und treuester Trost ist ein Spiel Karten. Das dient ihr noch in jener Nacht, in der die Pöbelhelden der Sowjetregierung die ganze Familie, Vater, Mutter, Töchter und Sohn, auf einem Haufen zusammenschießen.

ALFRED POLGAR

GROSSES THEATER IN SALZBURG!

Salzburg ist, wie wir von Egon Erwin Kisch' Großmutter wissen, die Hauptstadt von Salzburg. Drüben liegt das Café Tomaselli, herüber das Café Basar. Zwischendurch, hart am Café Basar vorbei, fließt die darob mit Recht schäumende Salzach.

Salzburg ist eine der dekorativsten deutschen Städte. Die ganze Szenerie lockt zur theatralischen Belebung. Vielgegliederte Häuserkulissen bieten gute Möglichkeiten für überraschende Auf- und verstohlene Abtritte, das Arrangement der Berge, reich an kunstvollen Überschneidungen, reizvollen Perspektiven, läßt wenig zu wünschen übrig, und auch der tiefere alpine Hintergrund kann so bleiben wie er ist. Das Hauptstück in diesem Hintergrund ist der Untersberg, berühmt geworden durch die Spaziergänge Hermann Bahrs. Auf solchen Wanderungen pflegte der Meister zu den begleitenden Jüngern ganze Essays zu sprechen: Kaiser Karl der Große schläft im Untersberg fester denn je. Von Hermann Bahr werden die Bänkelsänger dereinst singen wie jetzt vom Erzbischof von Salzburg, der auch „ein gar ein frommier Mann“ gewesen, im Schlosse Mirabell, juchhe!

In der Nicht-Saison ist Salzburg, wie jedermann weiß, bezaubernd. Jetzt ist Saison.

Es tummeln sich intellektuelle Menschen, gespenstisch tauchen, sommerlich glühend, all die Anlitze, Gesichter und Visagen auf, die das Mißvergnügen unseres Winters ausmachen. Wer zu fehlen scheint, ist doch da. Und jeder steht erschrocken vor der Totalität des üblen Bildes, vergessend, daß er selbst eine Farbe in ihm. —

Salzburg hat bekanntlich halb italienischen, halb deutschen und ganz österreichischen Charakter. Es enthält sehr viel Barock, das jetzt von besseren Kreisen wieder gern getragen wird, und ist Geburtsort Mozarts, der die Stadt leidenschaftlich haßte und sein Lebtag lang nichts mehr fürchtete, als eine Nötigung, in ihr zu vegetieren. In seinen Briefen, diesen herrlichen Exklamationen eines ans Leben geschmiedeten Genies — seiner Seele Grazie, Humor,

Übermut, Trauer, Bangen (kristallisch ausgeformt im Werk) spiegeln sich hier verzerrt und verkräuselt wie im windgepeitschten Wasser, — in diesen Briefen wird der wunderbare Mann nicht müde, Weh zu schreien, denkt er ans Nach-Hause-Müssen (Heimweh, sozusagen). Bei Lebzeiten kam er über den geographischen Zufall seiner Geburt ziemlich hinweg. Aus dem Sarg heraus aber reklamierte ihn die Wiege. Gedenkhäuser, Monumente, Museen sowie die Erfindung der köstlichen „Mozartkugeln“ sichern der Stadt unsterblichen materiellen und moralischen Zinsgenuß von des Sohnes Unsterblichkeit.

Mozart war, scheint es, eine Ausnahme. Im allgemeinen ver-rät der typische Salzburger nicht viel Talent zum Genie. Seine Unlust an jeder Störung des provinziellen Idylls ist groß und wird durch die Lust am Verdienen nicht völlig ausgeglichen. Das bezeugt auch die zwiespältige Stellung der Salzburger zu den jetzt über ihre Stadt niedergehenden Festspielen. Einerseits ist es ihnen recht, daß Welt und Geld hereinkommen, andererseits sind ihnen die Geräusche, die hiermit verbunden sind, zuwider. Hierzu kommt noch eine schroffe Humorlosigkeit (es gibt ganz wenige attische Salzburger und diese wenigen sind zugewandert) und eine entschiedene Abneigung gegen die Juden, unter welchen Begriff der Salzburger — wie der Grieche unter den Begriff „Barbaren“ — alles Fremde subsummiert. Von diesen zwei Hemmungen scheint nur der hiesige Episkopat frei zu sein. Er gestattet mit großer Güte, die wie von einem Schimmer heiterer Einsicht überleuchtet scheint, die Kopulierung von Kirche und Theater, von Regie und Rituale. Man hat die Empfindung, daß die hohe wissende Geistlichkeit dem Reiz, einmal eine chemische Verbindung der beiden stärksten Betäubungsmittel für Seelen auszuprobieren, nicht widerstehen konnte.

In der Tat übt diese Mischung von Profanem und Sakralem ihre Wirkung. Aber das Sakrale kommt nicht gut dabei weg. Vom Schauspieler vorgetragen, enthüllt sich das Dogma in seiner irdischen Absichtlichkeit, die Fiktion himmlischer Herkunft wird durchlässig, und das heilige Wort verrät sich zwischen deklamierenden, geschminkten Lippen als Text eines Tendenz-Stückes. Gewissermaßen, um bei der Mischung zu bleiben: die Kirche löst sich im Theater auf.

Daß die Salzburger, soweit sie nicht Wirtsgeschäfte betreiben, von den Festspielen wenig entzückt sind, läßt sich verstehen. In ihrer großen Mehrheit ächzen sie unterm Druck härtester Not und solches Konzert läßt sich auch nicht mit modernster Kammermusik, nicht einmal mit Mozart-Klängen, übertönen. „Festspiele“ im Lande der krepierenden Wirtschaft sind so was Ungeschicktes, wie es eine Gemälde-Ausstellung im Blindenasyl wäre.

Die Salzburger spüren das Taktlose des Vorgangs. In ihrem Idiom heißt das dann: „Nieder mit den Juden!“

Im „Tage-Buch“ vom 12. August 1922 (Heft 33) war eine Glosse über den Prozeß Wilhelms II. gegen Emil Ludwig zu lesen, Betrachtungen, die sich mit der Frage beschäftigten, warum ein demokratischer Rechtsanwalt den flüchtigen Kaiser vertreten mußte. Nun sendet uns Dr. Richard O. Frankfurter diese Antwort:

Im „Tagebuch der Zeit“ richten Sie einige Fragen an mich, die ich beantworten will, weil das Thema es verdient. Sie fragen mich, ob der Anwalt nicht einen oder den anderen Prozeß besser ablehnen soll? „Im Ansehen des Gesamtstandes, Sie verstehen . . .“ Doch — das soll er gewiß tun. Wucherern, Erpressern, Ausbeutern zu helfen, widerspricht der Anwaltshhre. Man muß sich auch bedenken, jemanden zu vertreten, der, unbekümmert um ein fremdes Leid, seinen Vorteil sucht. Ich gehe aber hierin nicht so weit, daß man etwa die Vertretung von Emil Ludwig hätte ablehnen müssen, weil er die Gefühle der greisen Frau von Bötticher auf das tiefste gekränkt hat. Aber gegen Ludwig durfte man sicherlich ein Mandat übernehmen — mußte es sogar vom anwaltlichen Standpunkte aus. Die höchste Aufgabe des Anwaltes ist es ja, dem Verletzten Recht zum Siege zu verhelfen gegen die Rechts- und Sittenwidrigkeit, und der Kern meiner juristischen Ausführungen ist gewesen, daß hier ein hohes Rechtsgut, nämlich die freie Persönlichkeit schwer bedroht und unerlaubt verletzt war. Das Gericht hat meiner Auffassung über das Recht der Persönlichkeit — entgegen der zurückhaltenden Ansicht des Reichsgerichts zugestimmt. Ich hoffe, daß dieser Erfolg einer fortschrittlichen Rechtsentwicklung, die ich aus dem Geist der Weimarer Verfassung heraus gefordert habe, und die freie und mutige Stellungnahme des Gerichts Sie sehr befriedigt.

Aber, so sagen Sie, der Mann, dessen Persönlichkeit hier verletzt wurde, war doch der ehemalige Kaiser, und der Anwalt, der ihn vertritt, ist ein politischer Gegner der Monarchie und durfte deshalb die Vertretung des Ex-Monarchen nicht übernehmen. Sie haben nicht nötig, die Auffassungen der Anwaltschaft zu kennen, aber bevor Sie den Zweifel aussprechen, ob mein Verhalten mit der Ansicht meiner Berufskollegen im Einklang steht, hätten Sie vielleicht ergründen müssen, worin das Wesen dieses Berufs besteht. Kann es für den Anwalt, der ja vor Gericht nicht seine eigenen Meinungen zu vertreten hat, sondern die ihm anvertrauten Interessen anderer Personen eine höhere Aufgabe geben, als sein Können und seinen Schutz allen angedeihen zu lassen, die dessen bedürftig sind? Nach Ihrer Ansicht dürfte ein Anwalt niemals die Verteidigung eines Verbrechers übernehmen, denn Sie gehen ja davon aus, daß der Anwalt mit der von ihm vertretenen Partei sich in allen Dingen identifizieren muß. Das ist grundfalsch. Was Sie für so unmöglich halten, nämlich das Abstrahieren von der eigenen Person und die völlige Einstellung zur Sache, ist gerade die Hauptsache in

unserem Berufe. Wir sind „Fürsprecher“ — so nennt man die Rechtsanwälte in der Schweiz. Unsere Aufgabe ist es, dem Richter klar zu legen, was für den Anspruch der von uns vertretenen Partei anzuführen ist, wie der Tatbestand sich zeigt, und wie das Gesetz darauf angewendet werden soll. Sie erwähnen selbst, daß der gleich mir demokratische Rechtsanwalt Grünspach der Verteidiger von Jagow gewesen ist. Hier hielt es also ein angesehenes Anwalt für zulässig, einen politischen Gegner in einem politischen Prozeß zu vertreten. Ich weiß nicht, ob ich angesichts meiner aktiveren politischen Betätigung so weit gehen würde, aber ich weiß, daß ich das Vertrauen, das mir von den Ratgebern des Ex-Kaisers dadurch bezeugt wurde, daß man mir seine Sache übertragen hat, als einen der höchsten Erfolge meiner Anwalts-Tätigkeit auffasse. Aus meiner politischen Gesinnung mache ich kein Hehl. Wenn man trotzdem annahm, daß ich den Repräsentanten einer von mir für falsch und überlebt gehaltenen Staatsform rein sachlich und mit Einsetzung aller Kräfte in einem schwierigen Rechtsfall zur Seite stehen würde, so bedeutet das nach meiner Auffassung nicht nur eine persönliche Anerkennung, sondern zugleich Grund zu einer berechtigten Genugtuung für den deutschen Anwaltsstand, dem anzugehören ich die Ehre habe. Man nimmt eben von jedem von uns an, daß wir der Sache dienen und damit dem Recht, genau wie der Richter es soll — ohne Ansehen der Person.

Aber Ihre Anfrage scheint mir doch noch in einem anderen Zusammenhange wichtig und viel wichtiger als alles, was meine Person angeht. Ich habe mein Plaidoyer mit dem Hinweis eingeleitet, daß ich nicht einen zu bevorzugenden Fürsten vor einem Ausnahmetribunal, wie es früher den Angehörigen regierender Geschlechter zukam, zu vertreten habe, sondern, daß ich Recht suche für einen deutschen Bürger vor dem für alle deutschen Bürger zuständigen Gericht. Ich bin enttäuscht darüber, daß der Republikaner, der Ihnen über den Prozeß Mitteilung gemacht hat, nicht die wirkliche Bedeutung dieser Gerichtsverhandlung herausgefunden hat. Ist ihm denn garnicht ins Bewußtsein gedrungen, daß hier ein Sieg des republikanischen Gedankens zu verzeichnen ist? Dieses Gedankens, der in unseren Schülertagen ein hoher und leuchtender war, in dem es nach Cato und Brutus klang, und dem wir nun erst wieder den Glanz erkämpfen müssen, der ihm gebührt? Ich meine, daß die Republik erst dann so bestellt sein wird, wie ihre Vorkämpfer es erstreben, wenn ihre Idee sich in ihrer stolzen Klarheit durchgesetzt hat. Und ich fühle Beschämung darüber, daß ein Anhänger dieser Staatsform nicht begriffen hat, daß es gerade für uns Republikaner eine sittliche und ideale Pflicht ist, auch dem politischen Gegner das gleiche Recht für Alle zu gewähren, das wir in unserer Verfassung und unserem Partei-Programm proklamieren. Ist denn der Meinungsstreit des Deutschen gegen den Deutschen wirklich nur mit der Mordwaffe oder den Äußerungen des beschimpfenden Hasses

auszufechten? Ich bin anderer Ansicht. Den Ex-Kaiser, der versuchen würde, die Republik wieder umzustürzen, würde ich bis auf das Äußerste bekämpfen. Dem Mann, dem — bedauerlicherweise von einem Republikaner schweres Unrecht geschehen ist — zu seinem Recht verhelfen, hielt und halte ich für eine vornehme Pflicht gerade eines republikanischen Rechtsanwaltes. So empfand man bei uns in allen Kreisen vor der grauenhaften Begriffs-Verwirrung, die uns der Krieg gebracht hat. So empfindet man glücklicherweise in der deutschen Anwaltschaft auch heute noch, und so hat man, wie dies aus der Geschichte der berühmten Prozesse ersichtlich ist, in der Advokatur gerade der demokratischen Länder immer empfunden.

HANS REIMANN

WAS DIE MUMIE DER PRINZESSIN
HULLEWULLE SINGEN TUT

Nach Joachim Ringelnatz.

Ich liege in lauter Mullwindeln eingewickelt,
Und die Visahsche haben sie mir mit Biomalz vernickelt.
Und habe das Gegenteil von einem Neklischee an.

Mein hochdero Vater war der selige König Lehmann.
Lehmann XXV. von GenItalien.

Horch, draußen vor meiner Myrapide duften die Azalien!

Unter uns gesagt, ein großes Schwein,
Er war nicht einmal stubenrein,
Im Gegenteil, er strotzte von Schuß und Dreck
Und mußte tagelang ins Trockendeck.

Meistenteils hatte er eine förmliche Borke aus Kot.

Seit achttausend Jahren bin ich nun tot
Und rieche auch schon ein häppchen.

Das kommt von den Ohrläppchen,
Die sehen grün aus mit einem Stich ins Schwärzlichste.
Ich bedaure mich selber aufs herzlichste.

Ich wollte, ich wär eine Fledermaus
Oder eine andre Operette von Strauß,
Beispielsweise vom Stamm der Zigeunerbarone.
Das wär garnicht so ohne.

Entschuldigen Sie, ich habe nämlich einen in der Krone,
Denn ab und zu frequentiere ich den Bacchus.

Im Zivilberuf bin ich übrigens Abortfrau am Stachus.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Septemberwoche

Vor drei Jahren wäre es wahrscheinlich richtig gewesen, bei der englischen Regierung zu beantragen, daß Deutschland als Dominium in den Verband des großbritannischen Imperiums aufgenommen werde. Ob England damit einverstanden gewesen wäre, ist fraglich. Aber schon die Geste hätte Wert gehabt. Niemand wagte indessen, sie vorzuschlagen; denn das Risiko, als Hochverräter stigmatisiert zu werden, war zu groß. Läuft man auch heute noch die gleiche Gefahr, wenn man erklärt: es ist jetzt Zeit, daß die deutsche Regierung Ausländer auffordert, das deutsche Finanzministerium zu übernehmen? Tendenzen jenseits der Grenze drängen immer stärker dazu, zwangsweise eine ausländische Kontrolle über die deutschen Finanzen einzurichten. Überdies ist Deutschlands schwerste Belastung in seinem Kampf um erträgliche Bedingungen der Vorwurf, es entfalte absichtlich nicht seine volle Kraft; im Gegenteil: es tue sein Möglichstes, sich selbst zu ruinieren. Dieser Beschuldigung wie der Kontrollandrohung aber wäre die Spitze abgebrochen, wenn es gelänge, eine gerecht denkende, liberale ausländische Finanzkapazität zur Übernahme des deutschen Finanzministerportefeuilles zu bewegen — eine Kapazität, die übrigens auch dem innerdeutschen Parteistreit entrückt wäre und ihr Amt vielleicht mit größerer Unabhängigkeit verwalten könnte, als irgendein Deutscher. Man sollte den Professor Keynes, der sich schon im englischen Schatzamt so ausgezeichnet bewährte, oder Sir John Bradbury, den amtsmüden Vertreter Englands in der Reparationskommission, oder irgendeinen Japaner oder Italiener auffordern! Auch von ihnen ist zweifelhaft, ob sie dem Ruf entsprechen würden. Aber selbst wenn sie ablehnten: schon die Geste, wenn sie im richtigen Augenblick und mit richtiger Inszenierung erfolgte, wäre als Dokumentation reinen Gewissens schlagkräftiger als tausend offizielle und private Beschwörungen.

Die Politik der Reichsbank ist in mancher Hinsicht rätselhaft; am rätselhaftesten aber wird es erscheinen, daß irgendeine Bestimmung aus Olims Zeiten oder auch Bequemlichkeit oder gottweiß was sonst sie in gewissen Fällen hindert, angebotene Zahlungen entgegenzunehmen! Sogar — noch merkwürdiger! — Devisenzahlungen. Ich kann als Geschäftsmann heute nämlich bei der Reichsbank Devisen leerverkaufen: d. h. ich verkaufe zum Tageskurse, muß aber erst zwei, drei Monate später liefern. Wenn ich nun innerhalb dieser Frist des Risikos müde werde, meine Verpflichtung eindecke, die Devisen zur Reichsbank trage und erkläre: Hier, meine Herren, ich wickle meine Verpflichtung schon vor Ver-

fall ab, gewährt mir einen entsprechenden Diskont, eine entsprechende Zinsvergütung auf die vorzeitige Leistung, — wenn ich das sage, antwortet man mir: Bedauere, das machen wir nicht! Jede andere Bank macht es! Jede andere Bank ist froh, wenn ihr Risiko derart vermindert, wenn ihr statt des Risikos sogar Barmittel, aktuelle Auslandszahlungsmittel geboten werden. Sie kann damit früher Geschäfte machen, ist also freudig bereit, Diskonte einzuräumen. Welcher Schlendrian, welcher gottverlassener Bürokratismus läßt das Zentralinstitut des Reiches in eine Haltung geraten, die einzigartig widersinnig ist und von allen Geschäftsleuten mit keineswegs autoritätssteigerndem Achselzucken besprochen wird?

Es ist zu verzeichnen, daß trotz aller Wirtschaftsnöte und trotz steigender Ehescheidungsziffer (also Abschreckung) in Deutschland noch immer mehr geheiratet wird als in irgendeinem anderen Lande Europas. 1920, im letzten Jahre, für das schon internationale Ergebnisse vorliegen, entfielen auf 1000 Einwohner: in Deutschland 14,5 Eheschließungen, in Ungarn 11,2, in England 10, in der Schweiz 9, in Norwegen gar nur 7. Auch 1921 wurde in Deutschland noch weit mehr geheiratet als vor dem Kriege, — immer noch kamen 11,5 Ehen auf 1000 Einwohner, gegen 7,7 im Jahre 1913. Aber obwohl 1920 fast doppelt so viele und 1921 fast um die Hälfte mehr Ehen geschlossen wurden als im letzten Friedensjahr, ist die Geburtenziffer doch niedriger als damals. In bezug auf die relative Geburtenhäufigkeit steht Deutschland überhaupt nur noch auf der Mitte der Liste: es wird nicht nur von Spanien, Ungarn und Serbien, sondern auch von Norwegen und den Niederlanden übertroffen. Wir sind also weiter als je vom Cölibat entfernt, stehen näher als je aber dem praktischen Malthusianismus.

Margarine ist nicht mehr nur die Butter des untersten Proletariats, sie ist längst die Butter von vier Fünfteln des Volkes. Der Absatz ist demgemäß reißend und niemand kann behaupten, daß die Fabrikanten schlechte Zeiten durchmachten. Es scheint ihnen aber immer noch nicht genug zu sein, deshalb haben sie jetzt auf ihre schon bisher sehr anfechtbare Preispolitik einen Trumpf hingehauen, daß die Wände zittern. Sie haben den Pfundpreis plötzlich um weitere 100 M., also auf 250—280 M., erhöht. Dafür ist selbst bei einem Dollarkurs von 2000, ja, sogar von 2500, kein Recht vorhanden. Es ist richtig: die Rohstoffe kommen aus dem Ausland. Aber die Löhne und die Betriebsstoffpreise sind deutsch, will sagen: noch längst nicht auf 400—500—600fachen Vorkriegsstand gestiegen. Den Preis des Endproduktes auf diese jetzige Höhe zu treiben, ist also reine Willkür, ermöglicht nur dadurch, daß die Fabriken eine wundervoll harmonische Kartellpolitik treiben. Diese Fabriken sind nach dem Kriege vollständig in holländische

Kontrolle geraten und man kann vielleicht sagen: die Holländer brauchen sich um die Entbehrungen der deutschen Minderbemittelten einen Dreck zu kümmern. Nun gut —: kümmern sollte sich aber wenigstens die Regierung! Es wird erzählt, sie habe tatsächlich einen Einwirkungsversuch unternommen, die Holländer hätten aber robust erklärt, bei jeder Einschränkung ihrer Freizügigkeit würden sie die deutschen Fabriken einfach stillstellen lassen und nur noch in Holland fabrizieren; darauf habe sich das Wirtschaftsministerium erschreckt zurückgezogen. Wenn das richtig ist — und es scheint richtig zu sein —, möchte man Herrn Schmidt doch bescheiden daran erinnern, daß er sich, wenn nicht alle Erinnerung täuscht, ja wohl Sozialist nennt. Hier sind Anlagen, Herr Schmidt, die schlimmstenfalls sogar ohne die Besitzer betrieben werden können. Die Besitzer nutzen sie zum dezidierten Schaden der Gesamtheit aus. Was ist wichtiger: der Eigentumsbegriff oder das Recht von Millionen? Es ist nötig, Herr Schmidt, daß Sie sich entscheiden! Viele Nichtsozialisten werden Ihnen in diesem Falle sagen, daß sie vor Drohungen, die sich lediglich auf Besitztitel stützen, nicht so gewissenhaft erzittern würden wie Sie!

HERMANN BRINKMEYER

DER KAMPF UM'S ERDÖL

Im September werden sich die Erdölmagnaten der Welt zur — endlich — öffentlichen Diskussion jener Probleme in London versammeln, die insgeheim schon auf die Konferenzen von San Remo, Washington und dem Haag ihre Schatten warfen, ja, die, bei Licht besehen, in der Bannmeile aller Nachkriegskonferenzen geisterten. Auf der letzten, im Haag, wo in angelsächsisch-unauffälliger Weise ein Spiel von weltwirtschaftlicher Tragweite vor sich ging, sollten Entscheidungen gefällt werden. Sir Marcus Samuel und der in England naturalisierte Holländer Sir Henry Deterding, die Direktoren der britisch-niederländischen Shell-Gruppe, auch Mr. Bedford, der Bevollmächtigte der Standard-Oil-Company, waren persönlich anwesend, und so ging man nicht fehl in der Annahme, daß noch wichtigere Dinge die Köpfe bewegten als nur die russischen Erdölkonzessionen für Baku, Grozny und das Uralgebiet, die auf der Tagesordnung standen.

Immerhin hatte die Sowjetregierung in diesen Konzessionen ein gewichtiges Argument für ihre politische Geltung und eine verlockende Prämie für den Konkurrenzlauf der großen Gesellschaften. Vor dem Kriege waren zahlreiche ausländische Kompagnien — Amerikaner, Engländer, Franzosen, Belgier, Deutsche — Pächter des russischen Staates. Die Shellgruppe aber beherrschte im Verein mit der Nobel-Rothschildgruppe den größten Teil der Produktion und kontrollierte, beinahe Vertriebsmonopolist, über 90 % des

gesamten Erdölexports. Seit der russischen Revolution stehen die nationalisierten Naphtagebiete im Brennpunkt der Interessen. Deutschland, dessen Erdölprojekte im Bereiche der Bagdadbahn vereitelt waren, mußte nach Brest-Litowsk auch die Hoffnung auf das kaukasische Erdöl fahren lassen. Die Türken, die sich in Baku festzusetzen versuchten, konnten den Platz nicht halten. Die Engländer stießen von Nordpersien aus vor, mußten aber 1919 wieder das Feld räumen. Damals nahm die Rote Armee Besitz von Azerbeidschan, und die Sowjets erhielten ein Rohstoffgebiet in die Hand, das sie heute beim Ringen um ihre Anerkennung mit Erfolg ausspielen. Die Bewerbung der Interessenten vollzieht sich im engen Anschluß an die politischen Verhandlungen. Umgekehrt bilden die geschäftlichen Besprechungen den Ausgangspunkt für Konferenzen offiziellen Charakters. Als im Herbst des vergangenen Jahres Sir Robert Horne das Wirtschaftsabkommen zwischen England und Rußland abschloß, nahm Oberst Boyle als Vertreter der Shellgruppe an den Verhandlungen teil. Die Erdölverhandlungen zwischen Shell und Sowjetrußland laufen seitdem noch unabgeschlossen. In Genua tauchten die Vertreter des britischen Konzerns prompt auf, zum Mißvergnügen der interessierten Konkurrenz, die in der Standard Oil-Company und ihren französischen Filialfreunden als Gegenspieler auf den Plan trat. Den Konfliktstoff griff Poincaré mit Lust und Geschicklichkeit auf, um Lloyd Georges Plan einer europäischen Konsolidierung zu durchkreuzen. Frankreich und Belgien, deren Vorkriegsansprüche und Nachkriegsinteressen im russischen Erdölgebiet gefährdet waren, sahen sich verbündet mit den einflußreichen Vertretern der amerikanischen Standard Oil-Company, und so schwelgte die französische Presse bereits in der Vorstellung eines Konflikts zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten und sah Harding Schulter an Schulter mit Poincaré. Die Freude dauerte so lange, wie die falschen Kabeltelegramme noch echt rochen; der lachende Dritte aber war die Sowjetregierung, die es im Laufe der Zeit zuwege gebracht hatte, daß sie mit dem Naphtaköder nicht nur alle großen und kleinen Erdölgesellschaften, sondern auch die Regierungen an den Verhandlungstisch lockte, dieselben Regierungen, die vorher so entrüstet und empört jede Annäherung der blutbefleckten Moskauer von sich gewiesen hatten. Naphta ist eben stärker als Prinzipien.

Die Vereinigten Staaten identifizieren sich heute mit den Standardinteressen. Früher war es einmal anders. Der gewaltige Öltrust, vor fünfzig Jahren aus der kleinen Raffinerie des John D. Rockefeller am Eriesee entsprossen, wurde 1906 in einen Prozeß verwickelt, den die Bundesregierung auf Grund des Shermangesetzes angestrengt hatte. Nach fünf erbiterten Kampffahren erging das Urteil des Oberbundesgerichtes, das die Auflösung des Trustes als einer „ungesetzlichen Korporation“ binnen sechs Monaten erzwang. In der Begründung las man, daß der Trust „die

Konkurrenten zermalme und den gesamten Ölhandel monopolisiere“. Die Zertrümmerung aber traf nur die Form, in der Sache selbst konnte der Urteilspruch nicht hindern, daß die Machthaber, die mit wenigen Köpfen in den zahlreichen Tochter- und Schwestergesellschaften dominierten, eine einheitliche Trustpolitik verfolgten. Die Standard Oil Company, früher im Inlande von Staatswegen behindert, im Ausland nicht von der Regierung gestützt, erfreut sich heute der offiziellen Hilfsstellung der Vereinigten Staaten. So ändern sich die Dinge im Zeitalter der Weltwirtschaftspolitik.

Die Vereinigten Staaten haben das Erdöl als Faktor in ihre äußere Politik eingestellt. In ihrem Gebiet liegt der sechste Teil der Erdölvorkommen, sie liefern aber bis zu drei Vierteln des Verbrauchs. Seit 1857, dem Anfangsjahr der Bohrungen, haben sie über 60 % des Weltverbrauchs gedeckt. Großbritannien besitzt die Vorherrschaft über 50—60 % aller Erdölvorkommen, liefert jedoch nur bis zu einem Viertel der verbrauchten Menge. Die großen Reserven für die Zukunft liegen also nicht in den Vereinigten Staaten. Im Gegenteil: der Direktor Manning vom Bureau of Mines erklärte 1920, daß mehr als 40 % der Erdölfelder der Vereinigten Staaten erschöpft seien, und daß in 20 Jahren sämtliche dortigen Erdölvorkommen versiegt sein würden. Noch pessimistischere Schätzungen geben den nordamerikanischen Quellen nur eine Lebensdauer von 13 Jahren. Dabei hat Amerika den stärksten Verbrauch an Erdölzerzeugnissen, der sich seit 1900 verfünffacht hat, — gewaltig groß allein schon an Benzin, da auf jeden zwölften Einwohner der Union ein Auto kommt. Deshalb vertritt die Regierung heute bei der Verteilung der Erdölgebiete mit Nachdruck den Grundsatz der offenen Tür, und die Standard Oil Co. ist ausersehen, die amerikanischen Wirtschaftsinteressen wahrzunehmen.

Großbritannien war in der Verfolgung seiner weltwirtschaftlichen Ziele früher auf dem Plan. An der Anglo Persian Oil Company ist die britische Regierung selber beteiligt. Von dieser Gesellschaft laufen seit Jahren Fäden zur Shellgruppe, so daß auch diese, die offiziell einen Regierungseinfluß ableugnet, auf die Unterstützung der englischen Politik rechnen kann. Die Shellgruppe, seit 1907 gebildet von der englischen Shell Transport and Trading Company und der holländischen Koninklijke Petroleum Maatschappij (auf dem Londoner Kurszettel als Royal Dutch bezeichnet) besitzt zahlreiche Tochtergesellschaften, darunter die große Betriebsgesellschaft Bataafsche Petroleum Maatschappij, die von der holländischen Regierung das Ausbeutungsrecht des reichen Djambigebietes auf Sumatra erhalten hat. Wo es England paßt, kann es Holland als Platzhalter vorschieben. Vom amerikanischen Protest gegen das Djambimonopol ließ es sich deshalb wenig rühren. Die Shellgruppe sichert England die Vorherrschaft über die wichtigen Erdölgebiete in der Alten Welt und greift auch nach der Neuen Welt hinüber. Sie besitzt Verfügungsrechte in allen Erdöldistrikten: Mexiko, Ruß-

land, Niederländisch-Indien, Rumänien, Ägypten, Venezuela, Trinidad, Indien, Ceylon, Siam, Straits Settlements, Philippinen. Ihre Tankanlagen finden sich mit denen der Asiatic Petroleum Co., London, in den Hafensplätzen aller Küsten und Kanäle. Heute, wo die Ölfeuerung in Kriegs- und Handelsflotten den Vorrang gewinnt, bedeutet die Herrschaft über das Erdöl die Herrschaft über Welthandel und maritime Geltung. Großbritannien hat dank der Expansion seiner Wirtschaftskrise heute den größten Vorsprung. Gilt hierfür auch Seeleys Wort: „Wir scheinen in einem Anfall von Geistesabwesenheit die halbe Welt erobert zu haben,“ so ist heute Englands Vorherrschaft doch sehr bewußt. Als Japan sich in Washington fügte, da war nicht das gewichtige Auftreten der vereinten Angelsachsen entscheidend, sondern das gewichtigere Argument des Erdöls.

Alle Großmächte kämpfen heute offen oder geheim um das Erdöl. So sucht Japan heute in China Fuß zu fassen. Frankreich hat sich der polnischen Quellgebiete bemächtigt und damit zugleich einen billigen Tribut vom polnischen Verbraucher gesichert. Italien gondelt zwischen Amerika und England und sucht nach einer Konstellation, die ihm einen russischen Anteil gewährt. Deutschland mußte seine Hoffnungen nach dem Verlust der Steaua Romana aufgeben. Der große Widerstreit aber erhebt sich heute zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten und die weltwirtschaftlichen Brennpunkte, um die der Machtkampf sich zuspitzt, sind die Erdölgebiete von Südamerika und Vorderasien. Die Großstaaten stehen hinter den weltbeherrschenden Öltrusts, neben denen selbst Gesellschaften wie die Schweizer Internationale Petroleum-Union verblassen.

Die Prognose für die Londoner Verhandlungen wird sehr verschieden gestellt. Aber man irrt gewiß, wenn man eine verschärfte Kampfstellung der Öltrusts selber dort erwartet. Denn um sich gegenseitig Fehde anzusagen, sind die Ölgewaltigen dort nicht erschienen. Die Gesellschaften sind von der Weltwirtschaftskrise berührt. Das klaffende Mißverhältnis zwischen Produktion und Verbrauch hat sie unruhig gemacht, sie haben eingesehen, daß sie von einer gegenseitigen Bekämpfung nur verlustreiche Siege erhoffen können. Sie sind einander zu ebenbürtig geworden, und um der bloßen Reputation willen werden sie einen Geschäftskrieg nicht führen. So suchen sie Ausgleich und Sicherung statt Überwindung, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil keiner der Beteiligten es heute wagen kann, den Kapitalmarkt, dessen alle so dringend für ihre zukünftige Entwicklung bedürfen, durch Unruhe zu vergrämen. Deshalb werden sie versuchen, sich zu vertragen.

Hinter den eigentlichen Ölgesellschaften aber stehen ihre Regierungen. Und ob die friedlich-schiedlichen Vereinbarungen so geneigt sind, ist zweifelhaft . . .!

G L O S S E N

„DENK AN DEN GROSSEN SCHRANK.“

Als zwischen Bayern und dem Reich die Einigung schon drohte, da haben die unverantwortlichen Demagogenblätter Bayerns dem Grafen Lerchenfeld mit allerlei unangenehmen Enthüllungen gedroht, die ihn zum Rücktritt zwingen würden. Der Vorgang erinnert an eine Anekdote, die der verstorbene Ignaz Auer, der weisere und klarer blickende Weggenosse. Bebels, zu erzählen pflegte.

Es war während der Kämpfe zwischen Revisionisten und Radikalen. Man weiß, daß diese Streitigkeiten dank Karl Kautsky's damals noch strengem Oberlehrerwesen mit außerordentlicher Schärfe geführt wurden. Bebel, damals so ziemlich Alleinherrscher in seiner Partei, ließ den Revisionisten den Brotkorb höher hängen. Selbst dem alten Ignaz Auer, einer famosen Theodor Fontane-Gestalt, wurde hart zugesetzt. Noch mehr den kleinen Leuten. Da hieß es gut preußisch: „Wer nicht pariert, der fliegt hinaus“ und mancher wertvolle Kopf ist auch geflogen oder floh von selber. Die Bezirksvereine, bebelgläubig und mit ihm revolutionsgläubig, hielten Zweifler streng an der Kandare. Da war ich einmal, pflegte Ignaz Auer zu erzählen, in meinem kleinen Ort bei einer Versammlung der Vertrauensleute der Partei. Der Bezirkssekretär, ein sehr intelligenter, junger Gewerkschaftler, refe-

rierte über die Strömungen in der Partei, — sehr vorsichtig, sehr objektiv, haarscharf an der Grenze vorbei, auf welcher die Warnungstafel stand: Vorsicht! Revisionistische Gefahr! Die Parteigenossen nickten zustimmend. Wenn er aber den Zweiflern, die damals sich um Eduard Bernstein sammelten, allzu gerecht wurde, dann kam aus dem Hintergrunde des Saales der Ruf: „Wilhelm, denk an den großen Schrank!“ Das wiederholte sich einige Male. Wir Fremden verstanden den Ruf nicht, aber die Einheimischen blinzelten sich zu, der Referent überhörte den Satz; sei es geflissentlich oder zufällig. Nachher, beim gemütlichen Beisammensein, so erzählte Auer, frug ich eine der Bezirksgrößen, was denn dieser komische Ruf nach dem großen Schrank zu bedeuten habe. Er lachte und sagte: „Ja, wissen Sie, mit dem Satz halten wir unseren guten Wilhelm fest, wenn er zu weit nach rechts kutschiert. Unter uns gesagt, er hat einmal eine kleine Unregelmäßigkeit begangen. Aber wir haben ihn rechtzeitig erwischt und haben es ihm verziehen. Es war nichts besonders Schlimmes. Immerhin, wenn er dem Volkswillen nicht genug Rechnung trägt, dann kann er dann und wann den Ruf hören: Wilhelm, denk an den großen Schrank! Das schadet seiner Popularität nicht im Geringsten; im Gegenteil, die Leute sind froh, daß sie ihren Wilhelm in der Hand haben. So ein kleines dunk-

Elegante
Morgenröcke, Pyjamas

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

les Erlebnis — das ist ein festes Band. Ach, pflegte der alte Ignaz Auer am Ende der Geschichte zu seufzen, wie viele aufrechte Männer habe ich zusammenklappen gesehen, wenn man sie an ihren großen Schrank mehr oder minder deutlich erinnerte!

HARDENS DANK

Den Treuen, die des Überfallenen in schwerster Zeit stärkend gedachten, sendet aus unfreiwilliger, leider noch nicht beendeter Muße seines Anschlag-Genesungslagers der zu neuen Kräften Erstehende gedruckten Dankgruß wie folgt:

Grunewald, August 1922.

Ihrer Freude darüber, daß ein von sichtbaren und unsichtbaren Mächten vor und nach der Ausführung begünstigter Mordversuch den dazu gegen mich gemieteten Wichten nicht ganz gelungen ist, gaben Sie, in Wort- und Blumengruß, freundlichsten Ausdruck. Nur das Mühen, die etwas helleren Stunden der härtesten Leidenszeit unverkürzt zu Fortführung der Wochenschrift zu nutzen, der seit dreißig Jahren meine Lebenskraft gehört, kann von arger Verspätung der Dankesäußerung entschuldigen. Nach dem Spruch der Aerzte scheint eine längere Unterbrechung meiner Arbeit kaum noch vermeidbar. Ihr Zuruf, so Vielen in so spärlich belichteter Sache, erlaubt mir, zu hoffen, daß die Erscheinungspause nicht innere Trennung erwirken, das schamlos or-

ganisierte Mordunternehmen also noch einmal sein Ziel verfehlen würde.

Ihnen herzlich verpflichtet
Maximilian Harden.

FILM

ES FRIDERICELT ÜBERALL

Die Talentlosigkeit stützt sich seit einem Jahr auf den Krückstock des alten Fritz. Jeder unwirksame Varietésänger schminkt sich die Maske Friedrich des Großen an, jeder schlechte Film huscht wenigstens in einem Bilde über die Terrasse von Sanssouci. Und nach dem großen finanziellen Erfolg des „Fridericus Rex“ schießen die „national deutschen Filme“ fix und fertig in die Höhe wie die Pilze nach dem Regen. Ein Beispiel aus einer „Schriftstellerzeitung“, die im Atlasverlag sozusagen erscheint. Dort anonciert ein Jüngling aus Bonn:

Nur großzügige, leistungsfähige, vornehme, im in- und Ausland stark propagandierend und bedeutende
Filmgesellschaften

die n. a. auch Wert auf literarisch wertvollen Kinoroman legen, mögen so schnell als möglich meinen aktuellen, politischen Film
!national-deutscher Richtung!
im Gewande dramatischer Liebestragik zur Prüfung einfordern. Vorläufig nur Inhaltsskizze erhältlich; doch soll auch in Buchform mit dem das Publikum anziehenden Titel: „Der Kavallerie genießt und — schweigt“ erscheinen. — Anfragen und Angebote mit ungefähren (tadellosen) Bedingungen für erstklassiges Filmwerk erbeten an stud. phil., germ. Bonn, 33 II.

Zeitsymptomatisch der pikante
Titel: „Der Kavallerie genießt und —

Steinberg

* Hüte - Kleider - Mäntel - Pelze *

Düsseldorf

Baden-Baden

schweigt". Fridericus Rex hat sich offenbar in der „eleganten Welt“ angesiedelt, wie ja überhaupt diese in Nationalismus spekulierenden Kavaliere nach dem Schnitt des „Junggesellen“ gekleidet sind und, mit Borngräbers „Reigen“ im Busen, die deutsche Welt dazu verführen wollen, an ihrem meist geschlechtskranken Wesen zu genesen. Wenn es aber ein widerwärtiges Parfum in der Welt gibt, so ist es dieses pikant-germanische des ach! nicht schweigend genießenden fashionablen Hakenkreuzkavaliers.

THEATERBESUCHER

Auf der Münchener Filmwoche hat ein Teilnehmer erzählt, daß in Deutschland an jedem Tag 1½ Millionen Menschen ins Kino gehen. Die Ziffern der Filmleute sind nicht immer ganz verlässlich, diese ist, wenn man sich's überlegt, nicht glaubhaft. Das Reich hat jetzt 60 Millionen Einwohner. Mindestens ein Viertel davon kommen für den Kinobesuch nicht in Betracht: Säuglinge, Kinder unter 14 Jahren, Blinde, Kranke, Krüppel, Greise. Bleiben 45 Millionen. Gingen von denen täglich 1½ Millionen ins Kino, so würde das bedeuten, daß durchschnittlich jeder Deutsche, ob Mann oder Frau, jung oder alt, Gebirgler oder Universitätsprofessor, einmal im Monat seinen Film genießt. Das ist sicher eine Übertreibung, selbst für Berlin und Hamburg, geschweige denn für Donaueschingen und Wustrow. Immerhin gibt die Ziffer, auch wenn

man sie halbiert, Einiges zu denken; und besonders die Zeitungen, die über den banalsten Theaterschmarren mit ritterlicher Gewissenhaftigkeit urteilen, sollten endlich einsehen, daß die Phantasie des Volkes im Film geschult wird, nicht mehr im Theater. Der Film, das ist die Volkskunst von heute und morgen, das Theater ist die Unterhaltungsstätte der Bourgeoisie von gestern... Im übrigen erinnert die Aufschneiderei über den enormen Besuch des Kino an eine Anekdote, die in einem Wiener Operettentheater spielt, dessen Direktoren die berühmten Geschäftsleute Karczag und Wallner waren. Beide Direktoren, die auch Verleger waren, wollten einem Geschäftsfreund eine neue Operette aufhalsen. Sie führten ihn in das mäßig gefüllte Theater. „Kolossale Einnahme“, sagte Einer der Beiden. Der Gast blickte zweifelnd auf. „Sie glauben es nicht? In diesem Haus sind heute, mein Ehrenwort, mindestens...“ Der eine Direktor dachte nach, der andere, kühner in allen Ziffern, fiel ihm ins Wort: „Bitte, lieber Fraind, loß mich Ehrenwort geben!“

LUISE MILLERIN

Das Technische versteht sich von selbst. Wenn die Decla einen Großfilm herausbringt und Carl Proehlich Regie führt, sollte es nicht notwendig sein, von schönen Bildern, klaren Aufnahmen und all dem Drum und Dran rein artistischer Vollendung Wesens zu machen. So wenig man einem Messelbau nach-

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Potsdamer Straße 123 B

(9-12, 2-7, Sonntags 10-12)

Behandlung auch außer der Zeit nach Anmeldung

Fernsprecher Nollendorf 104

Fernsprecher Lützow 153

rühmt, daß die statischen Berechnungen tadellos sind.

Unglücklicherweise bleibt der ganze Eindruck dieser „Luise Millerin“ dort stecken, wo er eigentlich erst beginnen sollte. Das volle Register technischer Künste wird gezogen (manchmal sogar zuviel! Trotzdem die Nachtaufnahme als neues Wunder gilt, hört sie bei aktlanger Verwendung auf, wunderbar zu wirken). Aber aus all diesen Filmkünsten wird nicht Filmkunst.

Der Fehler liegt im Manuskript.

An sich schon ist es gefährlich, einen so populären Stoff wie „Kabale und Liebe“ zu entgeistern, indem man ihn optisiert. Kinder, macht Neues, — fordert den Vergleich nicht dort heraus, wo ihr ihm gar nicht gewachsen sein könnt! Muß es denn Schiller sein, fällt Euch sonst wirklich nichts ein? Selbst im besten Falle: für alle, in deren

Bewußtsein das Original lebt, (— und diese Gebildeteren haben doch wohl auch ein Recht, berücksichtigt zu werden —) für sie alle wird die Verfilmung solchen Stoffes bestenfalls zur Grammophonwiedergabe eines Orchesterstückes.

Aber hier ist nicht einmal die Grammophonaufnahme gelungen. Da ist schwächlich zgedichtet: in der Vorgeschichte ein Präsidentenmord, im Mittelteil der Fridericus Rex, am Ende Revolution, Tod des alten Walther in brennendem Haus. Da ist fortgelassen die scène à faire des ganzen Werkes: Lady Milford mit dem Kammerdiener. Statt dessen: nackte Mädchen im Tanz, Auffahrten, Feste, Straßenkämpfe. Jeder Geschmack soll etwas finden. Gerade dadurch aber wird keiner befriedigt. Aus der Zersplitterung, aus dem Vielerlei wächst nirgends in großer Linie



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRANKEN
TREASORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHLÜSSEL
LINNEN
SCHREIBMASCHINEN



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. PL
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

packendes, hinreißendes Geschehen empor. Kein Ansatz zerreißt die Rinde, die durchstoßen werden muß, wenn Handlung Drama werden soll. Und mehr und mehr drückt Langeweile auf Parterre und Galerie.

Was hilft es, daß Kortner, seltsam entjessnert, einen prachtvoll schlichten alten Miller auf die Beine stellt? Was hilft Schünzels, des neuen Trottelpezialisten, penetranter, wenngleich zuweilen etwas übertriebener Hofmarschall Kalb? Was hilft Werner Krauß, der sich in der allgemeinen Desorientierung bemüht, das bürgerliche Werkzeug Wurm ins Koboldhafte zu übersetzen? Dies Manuskript ist nicht zu retten! Weder als Schiller noch als Froehlich. Weil einer immer den anderen tötet.

Frankfurter.

FILM-ANEKDOTEN DIE PHOTOGRAPHIE

Adolf Weisse, früherer Direktor des Wiener Deutschen Volkstheaters, war ein Kinogegner. Es gab fortgesetzt Krach mit den Mitgliedern, wenn sie Filmurlaub verlangten. Einmal kommt der Schauspieler Walter Huber zu ihm.

„Herr Direktor, darf ich mich photographieren lassen?“

„Sind Sie verrückt? Kann ich Ihnen das verbieten?“

„Darf ich mich auch 10 mal photographieren lassen?“

„Lieber Freund, von mir aus tausendmal!“

„Danke schön, Herr Direktor! Morgen lasse ich mich nämlich 20 000 mal photographieren...“

Paul Morgan.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 34):

Amerika-Nummer.

Tagebuch der Zeit.

Die Mitarbeiter.

* * *: Propaganda begins at home.

H. G. Scheffauer: Der Katzenjammer.

Oeconomus: Was will Amerika kaufen?

H. L. Mencken: Ehe und Scheidung.

Mathias Farnbacher: Die Banken.

E. S. Bagger: Stehkragen-Einwanderung.

Käthe Sachs: Eugenik.

Joe May: Wir und ihr Film.

Willy Haas: Asta und Mary.

Glossen.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

STABOU

STABOU WECHSELMANN



060

Kilogramm zu 500g
Schlüsselnummer bei 20/18 1892
um 2 Uhr 20 Min. vom
des Brl. Ma
1228 Ma

Telegramm aus

berlin 131-129

Warmmünde



Deutsches Reichs-

Telegraphie des

Expoff Columbic
F. F. Warmmünde



Rechnung Nr. _____
um _____
in 1/24 _____
durch _____
am _____
Uhr _____

Schlüssel Nr. 120
Brl. 5 u

Haupt-Telegraphenamt
20/8 12/30 n

**Erweiterung Annuität von 100000 Mark ab auf
1000000 Mark. In dem Maße wie die Annuität auf
1000000 Mark ansteigt, so steigt auch die
Zinsenrate auf 1000000 Mark an. Die
Annuität für 1000000 Mark beträgt
1000000 Mark.**

Augendahl G.m.b.H.

Gegründet 1813

A. WARMUTH
HAUPTSITZ: BERLIN C 2

Fernruf:
Norden 9731-36

Umzüge ☐ Lagerung

Sammelladungen nach allen Teilen Deutschlands einschließlich
Oesterreiche. Günstigste Uebernahme nach Böhmen, Polen, Ungarn

V e r t r e t e r b e s u c h k o s t e n l o s

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON, ZENTRUM 4086

Wir placieren: **INSERTATE**

Wir verwalten: **INSERTATENETATS**

Wir liefern: **INSERTATENENTWÜRFE**

KARO-REKLAME G. M. B. H. * BERLIN W 35

Tel. Lützow 4931

Potsdamer Str. 123 B

Tel. No'lendori 3396



Schönmann & Lederer
ANTIGUITÄTEN RAUMKUNST KURFÜRSTENDAMM 244
TEL. STEINPL. 15260

Soeben ist erschienen:

Walther Rathenau

Eine Würdigung zu seinem Gedächtnis

von

Max Scheler

Eduard Heimann / Arthur Baumgarten

Preis in steifem Umschlag M. 30.—



Zu beziehen durch jede Buchhandlung und vom

Marcan-Block-Verlag zu Köln a. Rh.

Schildergasse 84a

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.
KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243
NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE • TEL. STEINPLATZ 133 08

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

G o e b e n e r f c h i e n :

Franz Hessel

Von den Irrtümern der Liebenden

Eine Nachtwache

Buchausstattung von Prof. G. A. Weiß

Gehftet 135 Mark

Gebunden 225 Mark

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag. Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag / Berlin W 35

„MELOS“

Z e i t s c h r i f t f ü r m o d e r n e

MUSIK

herausgegeben von
FRITZ WINDISCH

STÄNDIGE MITARBEITER U. A.:

Prof. Dr. Bie / Prof. Dr. Ad. Weißmann / Prof. Dr. Ferruccio Busoni
Prof. Dr. Hornbostel / Eduard Erdmann / Arnold Schönberg / Erwin
Lendvai / Dr. Leichtentritt / Béla Bartók / August Halm / Dr. James
Simon / Dr. Jaap Koel / Cyril Scott, Prof. Dent, Eugène Goossens
(England) / H. Gilbert (Amerika) / Salazar (Spanien) / Darius Milhaud-
Honegger (Frankreich) / Ansermet (Schweiz) / Gullio Bas, Franco
Alfano, Alfredo Casella (Italien)



Soeben erschien:

FESTHEFT: INTERNATIONALE FESTSPIELE SALZBURG

In deutscher, englischer
und französischer Sprache

mit 5 Notenbeilagen
in Heftform

Stärke des Heftes 136 Seiten

Einzelpreis des Heftes im Inland Mark 100.—
Ausland 100 Prozent Aufschlag

Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen
oder direkt vom

MELOS-VERLAG G.M.B.H.

BERLIN-NIEDERSCHÖNHAUSEN

Lindenstraße 35 b / Telefon: Pankow 3319



Russisch - Deutsches - Theater

Der blaue Vogel

Goltzstraße 9



Wiedereröffnet!

Vorstellung allabendlich 1/29 Uhr



Die besten Kräfte des ersten
und zweiten Programms

„Den
Grabstein auf das
System des Absolutismus“ nennt
Stefan Grossmann im „Tage-Buch“ unser Werk:

DIE LETZTE ZARIN

IHRE BRIEFE AN NIKOLAUS II. U. IHRE TAGE-
BUCHBLÄTTER V. 1914 BIS ZUR ERMORDUNG

Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Kühn

*

Mit Illustrationen und Faksimiles / In Halbleinen
gebunden M. 275.— und 100% Verlegerzuschlag

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

RENAISSANCE-THEATER

HARDENBERGSTR. 6 · DIR.: THEODOR TAGGER
ALLE VERBINDUNGEN ZUM BAHNHOF ZOO UND KNIE

ERÖFFNUNG SEPTEMBER

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON: ZENTRUM 4086

Wir placieren: **INSERATE**

Wir verwalten: **INSERATENETATS**

Wir liefern: **INSERATENENTWÜRFE**

KARO-REKLAME G. M. B. H. * BERLIN W 35

Tel. Lützow 4931 Potsdamer Str. 123B Tel. Nollendorf 3396

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Septemberwoche

In der Juninacht vor seinem Tode saß Walther Rathenau lange mit Hugo Stinnes beisammen. Am 14. August ist das Übereinkommen zwischen dem Marquis de Lubersac und Hugo Stinnes zustande gekommen.

In Cannes hatte Rathenau gesagt: „So lange Wüsteneien zwischen Deutschland und Frankreich liegen, bleiben sie ein Problem der Spaltung zwischen den Völkern. Ich glaube, daß hier das Zentralproblem der ganzen Reparationen liegt.“ Am 14. August hat Herr Stinnes „den beschwichtigenden Einfluß anerkannt, der sich aus dem einer wirksamen Mitarbeit Deutschlands an dem Wiederaufbau der zerstörten Gebiete ergeben würde“.

Rathenau, der in seinen besten Tagen preußisch-staatsmännisch dachte, wollte den Wiederaufbau Lieferungsverbänden anvertrauen, vor denen das Reich nicht abdanken mußte.

Stinnes, der immer geschäftsmännisch denkt, schafft sich sein Privatmonopol; er vergibt die Aufträge, er bestimmt die Preise, er prüft die Lieferungen, er verteilt die ihm von den Franzosen überlassene deutsche Kohle.

Rathenau wollte den Staat stärken, seine Gefahr war ein übermächtiges Bürokratenium. Stinnes stärkt seine Privatwirtschaft, seine Gefahr ist ein parasitäres Stinnesentum.

Rathenau, altpreußisch, entsagte den Geschäften, ging auf im Staate.

Stinnes steigert seine Geschäftsenergie, repariert für die eigene Firma und bezieht von 13 Milliarden Franken oder 1650 Milliarden Papiermark 6 % Provision, das sind immerhin 87 Milliarden Papiermark.

Aber Rathenau war ein schachernder Jude.

Stinnes besteigt, umjubelt, den Thron des stinnesischen Reiches.

Die alte Landkarte Europas war sinnvoller als die Dilettanten ahnten, die sie zerstörten. Langsam, aber unverkennbar beginnt schon jetzt die Tinte zu erblassen, mit der die neuen Grenzen in Polen, in Nordungarn, in Südtirol, an der Ostsee, in Schlesien, im Westen gezogen wurde. Und die ausradierte alte Tinte wird wieder deutlicher sichtbar. Selbst dieses morsche Österreich-Ungarn war sinnvoller als seine kurz entschlossenen Zerbröckler

wußten. Was sind denn alle die Anstrengungen, das allseitig amputierte Zwergösterreich mit der Tschechoslowakei, mit Italien, mit Jugoslawien, mit Ungarn in neuen Kontakt, in Zoll- und Wirtschaftsbande zu bringen, anderes als Versuche, einen Getöteten wieder auf die Beine zu bringen? Freilich ist es verlorne Müß'. Ein so zerstückelter Leib kann nicht mehr zusammengefügt werden! Aber es zeigt sich, daß die wild losgerissene Tschechoslowakei mit Wien und Österreich durch viel mehr Fäden fest verbunden ist, wirtschaftlich und seelisch, als die Kramarsche wußten. Es zeigt sich, daß das Weizen- und Maisland Ungarn die Fabrikschlöte von Niederösterreich braucht, und was ist aus Triest geworden, das vor acht Jahren ein blühender Hafen war? Die Irrfahrten des armen Bundeskanzlers sind nichts Anderes als ein Geistern um den Leichnam des alten Donaureiches. Dies ruhlose Flattern heut' nach Prag, nach Rom, nach Berlin, morgen vielleicht nach Pest und Belgrad, das sind letzte Versuche, den Geist eines Getöteten zu beschwören. Armer, abergläubischer, in die Vergangenheit verbohrt Prälät! Eh' Du auf Irrfahrten gehst, begib Dich in die Wiener Kapuzinergruft, wo der Leichnam des Zerstörers der Monarchie liegt. Dort, vor Franz Ferdinand, in dessen Wahnsinnsschädel der Weltkrieg ausgebrütet wurde — der Krieg gegen Serbien, gegen Rußland, gegen Italien — dort lasse die Faust auf eine Sargwand niedersausen! Der Erbe des Franzjosef hat Österreich in Stücke zerrissen, Franz Ferdinand, dieser größtenwahnsinnige Hausknecht, ein so brutaler wie stumpfer Geist, hat die alte wohlbegründete Landkarte Europas zerrissen. Franz Ferdinand ist um fünf Jahre zu spät gestorben.

Zuschrift eines Führers im Zeitungsgewerbe: Der Papierpreis tötet Zeitungen, Zeitschriften, Buchverlage. In Berlin allein stehen die verhältnismäßig besten Blätter auf der Liste der lebensgefährlich erkrankten. Ein großer Verlag, der unter seinem Begründer pfeilschnell in die Höhe schoß, kämpft mit Angstschweiß um jeden kommenden Tag. Blühende, gestern noch gesunde Zeitungsunternehmen tragen tödliche Keime in der Brust. Auch die Parteizeitungen, im besonderen sozialdemokratische, werden daran glauben müssen. Zu spät, wie immer bei den allzu langsam Handelnden, werden die Sozialisten bemerken, daß mit zwei Drittel der bürgerlichen Zeitungen und Zeitschriften auch die sozialdemokratischen verkrachen werden. Gäbe es denn kein Mittel, den milliardengewinnenden Papierfabrikanten Rücksichten auf die untergehende Literatur, Buch- und Zeitungsverlage aufzuzwingen? Natürlich gäbe es Rettung, wenn Männer Minister wären, weit-schauende, tatkundige Charaktere. Aber — — — Die Papierfabrikanten pfeifen auf die deutsche Literatur von Cotta bis zu Scherl, von S. Fischer bis zum Vorwärts, wenn eine schlappschwänzige Regierung sie nicht im Geringsten hindert, Tag für Tag Züge voll Papier ins Ausland zu entsenden, und dem deutschen Verbraucher

höhnisch zu sagen: „Euer Verbrauch interessiert mich nicht, mit solchen Lappalien beschäftigen wir uns nicht!“ Ein Mann im Ministerium, der kraftvoll auf den Tisch schlug, und die deutsche Buch- und Zeitungsliteratur brauchte in diesem Winter nicht zu sterben! Doch die Zerstörer des Schrifttums werden sich noch rechtfertigen müssen. Findet sich keine tatkräftige Exzellenz, so wird eines Tages die um ihre freie Presse geprellte Masse vor die Tiergartenpalais der harten Männer ziehen und ihnen das Gefühl der Verantwortung für die Zertrümmerung gerade der unabhängigen Zeitungen, für die Zerstörung des deutschen Buchverlags, für die Vernichtung des deutschen Schriftstellerstandes in die Ohren dröhnen! Hier wird kein Verstecken hinter anonymen Aktiengesellschaften helfen. Es wird ein Tag des Gerichtes für die unbarmherzigen Demolierer des deutschen Schrifttums kommen: Die harten Männer des Papierwuchers werden noch härtere Richter finden!

Der Heimgang der „Täglichen Rundschau“ ins Stinnes-Reich kam unerwartet. Diese Zeitung schien gesund, rüstig, im besten Mannesalter. Vor ein paar Jahren noch wurde sie auf 50 000 bis 60 000 Abonnenten geschätzt, sie war das Blatt der höheren Beamtschaft, der Gymnasiallehrer, der Richter und Offiziere. Eine angenehme, ruhige Zeitung. Nach der Revolution verzerrte sich das Gesicht des stillen Blattes. Der Besitzer der „Täglichen Rundschau“ ließ seine Leute antisemiteln. Es kam vor, daß ein junger Theaterkritiker verwarnt wurde, weil er junge Autoren nicht vor der Beurteilung genealogisch beschnüffelte. Der quittierte Däne Erich Schleichler, ausrangierter Sozialdemokrat, schäumte ludendorfsch, und schließlich wurde die deutsche Einigkeit im Hause so unerträglich, daß der verdiente Chefredakteur, Herr Rippler, mit den besten seiner Mitarbeiter auszog und sich eine eigene Zeitung gründete, die übrigens auch nicht recht gedeihen will. Niemand hätte aber geahnt, daß der Exodus eine so tiefe Schwächung des robusten Blattes hervorgerufen hat. Darf man aber das Schicksal des nicht starken Blattes nicht als ein typisch deutsches ansehen? Ein gesundes Unternehmen wird durch Bazillen des Hasses und der Unduldsamkeit innerlich gespalten, in einem Augenblick, wo Zusammenhalten nötiger denn je wäre. Aus der einen gesunden Zeitung entstehen zwei, dauernd kränkelnde, von Mäzenengunst abhängige. Leute, die im eigenen Hause verhängnisvollste Zerstörungspolitik treiben, treten vor die Nation als Lehrmeister der ewigen Besserwisserei, des Hohnes und der fanatischen Verbohrtheit. Der Rest ist — Stinnes.

Es ist eine psychologische Tatsache, daß Menschen im letzten Stadium der Verzweiflung regelmäßig geneigt sind, Torheiten zu begehen, durch die sie dem Abgrund, vor dem sie zurückscheuen, noch näher gebracht werden und in ihr Verderben hineinstürzen. So ergeht es Herrn Seipel, der vor drei Monaten mit von Hoffnung geschwellten Segeln auf den Ozean der großen Politik hinaussegelte, um nach dem Scheitern aller Hoffnungen als Bettler und Abenteurer in Prag und Verona zu landen. Er war, als er ins Ausland ging, wie er versicherte, ohne festen Plan. Aber aus den Besprechungen ergab sich, wenn man richtig unterrichtet ist, ein abenteuerliches Projekt, das eines verzweifelten Vabanquespielers würdig ist — nur daß für seine Tollheit weniger die Herren Seipel und Segur als das von ihnen angeblich repräsentierte Volk von Österreich büßen soll. Es entstand aus einem wirren Durcheinander von groben wirtschaftlichen Mißverständnissen mit Hausmitteln ältester politischer Rezeptierkunst, verzweifelter Überheblichkeit und Mißachtung der Demokratie.

Wir brauchen nicht zu betonen, daß wir wünschen und hoffen, mit Italien in Freundschaft, in wirklicher Freundschaft zu leben und uns jeder Annäherung freuen; das Projekt aber, für das als Mitspieler Italien gewonnen werden sollte, das Land der klugen Politiker, führt nicht zur Freundschaft, und es ist darum nicht zu bedauern, daß der Trick offenbar mißlungen ist. Nichts weniger als eine Zollunion und Währungsgemeinschaft sollte zwischen den beiden Ländern vorbereitet werden. Gewiß, der Gedanke, daß die Zollschränken zwischen den verschiedenen Staaten fallen, daß an ihre Stelle die freie, arbeitsteilige Weltwirtschaft treten sollte, ist richtig und groß, seine Durchführung des Schweißes der Edlen wert. Aber wäre die Zollunion zwischen einer Großmacht und dem wirtschaftlich und politisch schwachen Österreich ein Schritt nach diesem Ziele hin? Die wirtschaftlichen Interessen von Wien oder der Steiermark und von Mailand oder Süditalien sind so verschieden als möglich. Wenn sie eine wirtschaftliche Einheit bilden würden, wäre innerhalb der Union das Gewicht Italiens schon nach der Bevölkerungszahl mindestens sechsmal so groß als das des bankrotten Österreich. Man könnte von Italien nicht verlangen, daß es seine eigenen Interessen hinter die des neuen Partners stellt. Die Wirtschaftsgemeinschaft zwischen dem alten Österreich und Ungarn hat uns gelehrt, daß solche Zwangsehen nicht zur Freundschaft, nicht zu gegenseitiger Ergänzung, sondern zu Streit und Entzweiung, zu einer auf die Dauer unmöglichen Wirtschaftspolitik führen. Die natürliche Übermacht des einen Staates über den anderen würde, verschärft durch die kulturellen Verschiedenheiten, zu dauernder Entfremdung führen und dies umsomehr, je weniger die Schranken auch gegenüber den anderen Staaten fallen und sich andererseits die zur Union zusammengepreßten Völker gegenüber

dem Zollausland absperren würden. Man vergegenwärtige sich nur eine Wirtschaftseinheit von Girona bis Gmünd! Und man berücksichtige die politischen Folgen nach innen und außen! Eine Zoll- und Währungsunion ohne gemeinsame Organe ist natürlich vollständig unmöglich. Eine gemeinsame Bank, gemeinsame Exekutivorgane in der Wirtschaftsverwaltung, sogar eine Angleichung in der Sozialpolitik, gemeinsame Verbrauchssteuern wären die Folge und als Krönung ein gemeinsames Zollparlament, ohne das die notwendigen legislativen Maßnahmen in unserer demokratischen Zeit nimmermehr getroffen werden könnten — ein Zollparlament mit Vertretern von Girona bis Gmünd!

Dazu die äußeren Folgen. Die Zollunion würde für lange Zeit den natürlichen Anschluß Österreichs an Deutschland verhindern. Italien, das durch die Zollunion wohl die Herrschaft über Österreich erlangen, aber dazu auch beständigen inneren Zwist in den Kauf nehmen müßte, würde innerlich geschwächt sein und nur die Geschäfte der französischen Imperialisten besorgen. Denn Italien würde in einen unheilbaren Gegensatz zu Deutschland geraten.

Italien hat einen Machiavelli und drei Jahrhunderte später einen Mazzini hervorgebracht. Beide waren geniale Politiker, Inkarnationen des italienischen Genius. Aber jeder stand in seiner Zeit. Machiavelli schuf die Synthese des merkantilistischen, despotischen Machtstaates, der dem sechzehnten Jahrhundert entsprach und dessen Ziele und Methoden nicht demokratisch sein konnten. Mazzini wurde im neunzehnten Jahrhundert der Vertreter des modernen demokratischen und nationalen Staates. Lange wogte der Kampf zwischen dem Italien Mazzinis und dem Österreich Metternichs, zwischen Zukunft und Vergangenheit, bis die lebendigen Kräfte der menschlichen Entwicklung triumphierten. Das alte Österreich ist tot für immer. Italien aber wird immer wieder vor die Wahl zwischen dem toten Machiavelli und dem lebendigen Mazzini gestellt.

Immer wieder und trotz allem haben sich der italienische und der deutsche Geist gegenseitig befruchtet. Möge nicht die Politik diese natürliche Freundschaft wieder einmal vergiften, diese Freundschaft der Geister, die ein Grundstein für die wahre Union der Kulturmenschen zu werden bestimmt ist. Wenn in Italien wirklich von irgend welchen schlecht Unterrichteten an das monströse Projekt geglaubt wird, so appellieren wir an das besser unterrichtete Italien und wollen es ausdrücklich immer und immer wieder sagen: der Prälat Seipel hat nicht die Legitimation, Österreich zu verschachern, auch nicht an Italien, dessen Freunde wir sein wollen; das österreichische Volk aber, so schwach es ist, wird seine nationalen und Selbstbestimmungsrechte niemals aufgeben. Niemals, weder für Lire noch für Pfund. Man muß es immer wiederholen: Niemals!

Der Umsturz des Jahres 1918 hat die Banken der Tschechoslowakei, soweit sie ihren Sitz in dem neuen Staatsgebiete hatten und nicht als Filialen der Kontrolle eines Wiener Zentralinstituts unterlagen, vor die von ihnen nicht erwartete Aufgabe gestellt, ein neues Staatswesen zu finanzieren. Bei dieser Aufgabe kam es zur engeren Wahl, aus der — abgesehen von den bis dahin deutschen Banken, die von vornherein nicht in Betracht kamen — drei große tschechische Bankengruppen hervorgingen, die bis heute tonangebend geblieben sind: Diese Gruppen sind die der Živnostenská banka (Gewerbank), der Prager Kreditbank und der Böhmisches Industrialbank. Folgt man der Entwicklung dieser, so kennt man auch die Entwicklung des gesamten Bankwesens seit dem Umsturze.

Die Živnostenská banka ist der Hauptbankier des Staates; die Tatsache, daß ihre Direktion unter Anklage des Hochverrates in den altösterreichischen Gefängnissen eine Zeitlang interniert war, hat diesem Bankinstitut den Stempel des Märtyrertums aufgedrückt. Die „patres patriae“, die Nationaldemokraten, die als Gründer des tschechoslowakischen Staates gegolten haben, solange der erste Ministerpräsident, Doktor Kramář, in Gunst des Volkes stand, diese Väter des Vaterlandes bezogen die zur Gründung des Staates notwendigen Mittel von diesem Bankinstitut, das, von der Regierung über ihre finanzpolitische Absichten jeweils informiert (Doktor Rašín, der Währungstrenner und Finanzdiktator, war vor und ist nach seiner Ministerschaft Verwaltungsrat der Bank), durch überaus kluge Politik seine Mittel ins Ungemessene vermehrte. Während andere inländische Banken nach der Währungstrennung in große Verlegenheit gerieten, wie sie den ihnen konzernierten Industrieunternehmungen die Lohnsummen für den Wochenschluß bereitstellen sollten, während die von der sie speisenden Zentralstelle abgeschnittenen Wiener Bankfilialen infolge Kapitalmangels ihr Ende nahen sahen, boten die Direktoren der Živnostenská banka freigebig Millionen-Kredite an und begannen derart eine Politik, die die Živnostenská banka zu ihrer heutigen Größe hinaufführte. Die Geldnot zwang viele Industrien, ihre alte Bankverbindung aufzugeben und sich unter den Kreditschutz der Živnostenská banka zu stellen, zumal auch viele deutsche Industrielle der Ansicht waren, daß die Eintragung unter die Debitoren der Živnostenská banka eine Garantie gegen steuerrechtliche und andersgeartete Chikanen der Behörden bilde. Kampflös fiel der Živnostenská banka der gesamte Industriekonzern der Österreichischen Bodenkreditanstalt in den Schoß; die Klientel der Bodenkreditanstalt erhielt eines schönen Tages ihr Geld nicht mehr von der Bank Siegharts, die seither viel an Glanz eingebüßt hat, sondern von der Živnostenská. Und heute steht der Gouverneur der Bodenkreditanstalt ganz formell unter dem Oberdirektor der Živnostenská banka. Der zweite große Fisch-

zug gelang, als die Böhmisches Eskomptebank, deren Aktien bis zum Umsturze im Portefeuille der Niederösterreichischen Eskomptegesellschaft lagen, ihre nominelle Selbständigkeit in eine faktische umzuwandeln gezwungen war. Die Böhmisches Eskomptebank nahm die inländischen Filialen der österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe, die als erste infolge der Währungstrennung die Flinte ins Korn warf, in sich auf und erhielt Verbindungen, die glanzvolle Namen der deutschböhmisches Industrie aufweisen. Ermöglicht wurde diese Transaktion dadurch, daß die Wiener Kontrolle durch die Niederösterreichische Eskomptegesellschaft von einer Interessengemeinschaft mit der Živnostenska banka ersetzt wurde, die hierdurch wiederum mit einem Schlage ihren Einfluß auf eine Reihe von Unternehmungen ausdehnte, die bisher — als Kommitenten der Kreditanstalt — in keinem Zusammenhang mit ihr gestanden waren. Bemerkenswert ist auch, daß es zur Politik der Živnostenska banka gehört, die Bildung von Trusts zu unterstützen; die Zusammenlegung von Unternehmungen der Schwerindustrie, ferner auch der Zuckerindustrie gehört zu ihren Spezialitäten. International ist sie noch nicht oder zumindest nicht in dem Maße anerkannt, in dem es Wiener oder Berliner Vorkriegsbanken sind, die heute kapitalmäßig schwächer liegen.

Die Entwicklung der Živnostenska banka als Favoritin des Staates war natürlich den anderen tschechischen Banken keineswegs angenehm. Blühte auch ihnen die Konjunktur der Geldentwertung, so kamen sie doch immer um einige Nasenlängen zu spät. Es machte sich daher innerhalb der anderen Banken ein Zusammenschlußbedürfnis geltend, das manchmal lose blieb, wie im Falle Prager Kreditbank und Tschechische Agrarbank, in manchen Fällen zu Fusionen führte wie bei der Böhmisches Industrialbank und Landwirtschaftlichen Kreditbank. Kennzeichnend für die Jahre 1919 und 1920 war für die tschechischen Banken ein Wettlauf in Vermehrungen des Aktienkapitals sowie in der Anknüpfung von Beziehungen zum westlichen Kapital. Das war jene Zeit, da man es noch als Glück ansehen mochte, daß Ententekapital hiesige Industrieunternehmungen aufkaufte, da man glaubte, Frankreich und England lägen näher als Deutschland und die Sukzessionsstaaten. Ein bemerkenswerter Wandel ist eingetreten, seitdem man fühlte, daß auch im Westen, selbst beim Franzosen, Gefühl und Tasche nicht kommunizieren. Das Jahr 1921 kannte keine Beteiligung westländischer Geldinstitute an tschechoslowakischen Banken mehr.

Die Industriepolitik der Živnostenska banka war für die Prager Kreditbank beispielgebend; ihr blieb aber sozusagen bloß die abgeschöpfte Milch mit einigen Fettsäuren. Trotzdem setzte die Prager Kreditbank ihren Stolz darein, eine höhere Dividende als die anderen Großbanken auszuschütten und vermied es, dem Devisenkartell beizutreten, daß die Živnostenska banka, die Böhmisches Eskomptebank und die Böhmisches Unionbank (von der als einziger

Großbank mit rein deutscher Verwaltung noch die Rede sein wird) in den Vorjahren gebildet hatten. Erst für das Jahr 1921 zahlte sie prozentual die gleiche Dividende wie die vorgenannten Banken. Die Prager Kreditbank ist — nebenbei erwähnt — im Vereine mit der Böhmischem Unionbank und der Tschechoslowakischen Agrarbank Mitbegründerin des Tschechoslowakischen Bankvereines in Berlin, dessen Errichtung der Živnostenska banka nicht ganz genehm war.

Die dritte Bankengruppe wird von der Böhmischem Industrialbank, einem Institut mit hohem Kapital, aber wenig Agilität, geführt. Unverbürgte Gerüchte behaupten, daß der Regierung vor der Großmacht der Živnostenska banka heiß zu werden begann und sie deshalb die Attraktionskraft, die die Industrialbank im letzten Jahre auf eine Reihe von Banken ausübte, unterstützte. Auf diese Weise kam es zur Fusion mit der Landwirtschaftlichen Kreditbank, einem alten Institut, dessen Aktien zum großen Teile in adeligem, auch in kaiserlichem Besitze waren. Der Gewinn der Böhmischem Industrialbank durch diese Zusammenlegungen besteht darin, daß sie jetzt in der Zuckerindustrie sowie in der Textilindustrie Ostböhmens Fuß faßt. Ihre Klientel ist jedoch auch nach diesen Fusionen im Vergleiche zu der Klientel der Živnostenska banka, der Böhmischem Eskomptebank und der Böhmischem Unionbank secundi generis. Im Gegensatz zur Živnostenska banka, die ihre Wiener Filiale weiterführt, verwandelt die Böhmischem Industrialbank ihre Wiener Zweigstelle in eine neue Bank mit vorwiegend tschechischem Kapital.

Das deutsche Bankwesen der Tschechoslowakei wird — abgesehen von der bereits erwähnten Böhmischem Eskomptebank — durch die eben 50 Jahre alt gewordene Böhmischem Unionbank repräsentiert. Sie ist die Bank der deutschen Textilindustrie, sie ist in der Gablonzer Industrie, in der Porzellanindustrie sehr verankert, aber ihre industriellen Engagements sind bei weitem nicht so groß wie die der Böhmischem Eskomptebank. Manche sehen in dieser Tatsache einen Vorteil für die Bank, andere einen Nachteil. Ihre Politik der Vorsicht, des Zögerns hat viele Schattenseiten, wenngleich sie dadurch vor manchen Verlusten bewahrt blieb. Bei einigem taktischen Geschick und bei weniger Furchtsamkeit hätte sie vielleicht sowohl das tschechoslowakische Geschäft der Bodenkreditanstalt wie das der Kreditanstalt für sich gewinnen können. Was ihre neueste (zugleich mit der Dresdener Bank angeknüpfte) Verbindung mit der Wiener Unionbank bezweckt — nachdem die nicht allzufeste Liaison mit der Depositenbank durch den Sturz Castiglioni in die Brüche gegangen war, — ist vorläufig ein Buch mit sieben Siegeln.

Die anderen Institute ragen vorläufig nicht über das Mittelmaß hinaus. Über die Zukunft der Anglo-tschechischen Bank, die die tschechoslowakischen Filialen der Wiener Anglobank in sich aufnahm und deren einzige Aktionärin die Bank of England ist, läßt sich vorläufig nichts sagen. Daß ihr die Protektion dieser Aktio-

närin nützen wird, steht aber schon heute, da die Stadt Prag bei ihr und nicht bei der Zivnostenska banka ein Anleihekonto eröffnet, außer Zweifel. Die übrigen Prager Bankinstitute besitzen überhaupt nur lokale Bedeutung.

JULIUS STERNHEIM,
Direktor der National-Film-A.-G.

DIE FILMMILLION

Man kann von der Entwertung des deutschen Geldes sagen, was man will — eine Million bleibt immerhin eine Million, ist ein nettes rundes Sümmchen und erfreut sich sogar in seriösen Bankkreisen noch einer gewissen Achtung.

Vorausgesetzt, daß es keine Filmmillion ist.

Diese pflegt der Bankmann mit höflicher Vorsicht zu behandeln. Sein Gehirn, das sonst sechsstellige Zahlen mühelos erfaßt, notiert und reibungslos seinem Gedankengang assoziiert, zögert, wenn sich das Gespräch um Filmmillionen dreht. Sein mathematischer Geschmacksnerv ist sichtlich irritiert. Irgendetwas ist bei der Filmmillion nicht in Ordnung —, ein nebuloses, abstraktes, haftet ihr an, und das verträgt ein Bankmann nun einmal nicht.

Man könnte meinen, der Grund für diese Nivellierung liege an jenen Filmmillionen, von denen man spricht und die in Wirklichkeit nicht existieren. Das stimmt aber nicht. Millionengründungen auf dem Papier hat es immer gegeben. Mister Bluff wandelt durch alle Jahrhunderte und Branchen und wird vom ernstesten Kaufmann auf den ersten Anrieb entlarvt. Was den Bankmann nervös macht, sind nicht solche Filmmillionen und Millionenfirme, die in Wirklichkeit garnicht existieren — es sind vielmehr jene sechsstelligen Einheiten, die tatsächlich in unserer Industrie investiert sind, oder deutlicher geagt, die Art und Weise, wie diese guten und echten Millionen in der Industrie vielfach behandelt werden.

Wenn ich es im Nachfolgenden versuche, dieses Vorurteil kapitalistischer Kreise zu begründen und hierbei auf tatsächlich viele Mißstände innerhalb des Filmbetriebes hinweise, so geschieht dies lediglich im Interesse der soliden und seriösen Industrie.

Es ist leider Tatsache, daß das Kapital der Filmindustrie sehr oft nicht mit jener Sorgfalt und Ökonomie zur Anlage kommt, wie dieses unbedingt nötig wäre. Vor allem bei größeren Firmen, die auf breiter Basis produzieren, gibt es Elemente, für die das Geld — der Gesellschaft — gar keine Rolle spielt.

Diese Elemente verbinden mit dem Filmkapital eine vage „Monte Christo“-Vorstellung. Denken sie an die Mittel ihrer Firma, so schwebt ihnen irgendein unklarer Begriff von unterirdischen Schatzkammern, die bis zur Decke mit aufgestapelten Notenbündeln gefüllt sind, vor. Gewöhnlich aber denken sie garnicht an das Woher. Der Geldbegriff verkriecht sich ihrer Erkenntnis hinter

dem Abstraktum der Aktie. Wer ist der Aktionär? Wo ist der Aktionär? Irgendein offizieller Bilanzbericht im Handelsteil der Tageszeitungen, den kein vernünftiger Mensch liest und versteht — c'est tout.

Wer kennt ihn nicht, den neugebackenen Regisseur des Millionenfilmes? Vor seinem Haustor wartet das fürstliche Auto. Er geht keinen Schritt zu Fuß. Oft hat er aber überhaupt keine Lust, zu gehen, dann kann der Wagen stundenlang, halbe Tage lang, warten. Irgend ein Bau, der viele Hunderttausende kostet, und wenn's sein muß, auch wegbleiben kann, „muß einfach dabei sein“. Jeder Einwand wird sofort mit dem Brustton der Überzeugung pariert: „Meine Herren, sparen Sie nicht mit Pfennigen, wenn Sie Dollars für den Film bekommen wollen. Der Film wird so!“ (Kutschierbewegung mit der rechten Faust.)

Der Herr Hilfsregisseur: Er ist die Majestät des Filmcafés. Er rollt das R mit der Zunge und sucht seine Bügelfalte mit geheuchelter Selbstverständlichkeit zu tragen. Lubitsch in der Westentasche. Auch für ihn ist das Auto ein unentbehrliches Attribut seiner Würde, und der kühle Geist, der seine Spesenrechnung durchhaucht, steht im schroffen Gegensatz zu seinem sonstigen Größenwahnsinn.

Die Kanone: Der Star. Der „Kientopp“ ist für ihn eine reine Angelegenheit des Bankkontos. Seinem inneren Werte nach verlegt er ihn irgendwo zwischen Radrennen und Prostitution. Wenn schon . . ., wenn sie mich bezahlen können? Seine Leistung schätzt er zwischen 10 000 und 20 000 M. pro Tag, am Sonntag das Doppelte.

Das Zwischengeschäft: Die Hyäne des Kampffeldes. Unerhörte Witterung für alles, was zu machen ist. Es schiebt sich zwischen alle Faktoren der Industrie, die ebensogut oder besser, direkt verhandeln könnten. Brauchen Sie ein Manuskript? Haben Sie ein Manuskript? Haben Sie Inserate? Brauchen Sie welche? Suchen Sie Schauspieler? Brauchen Sie Geld? Haben Sie Geld? Bauten, Rohmaterialien, Atelier, alte Filme, neue Filme. Brauchen Sie? Haben Sie?

Von der Portokasse bis zur Dollarprovision, ein Rattenschwanz von nur persönlichen Interessen, der dem Körper der Filmindustrie nachhängt.

Die Filmmillion, die wirklich vorhandene, nicht die vorgeschwindelte, ist durch viele ihrer Verwalter diskreditiert. Die ernste Industrie muß noch große Säuberungsarbeit verrichten, ehe der mathematische Geschmacksnerv des Kapitalisten die Filmmillion als vollwertig anerkennt.

Erste Vorstellung in diesem Herbst: Lustspieltheater: Ecole des cocottes. Frau Konstantin.

Ich hatte glücklicherweise Plätze in der sechsten Parkettreihe. Das schien zweihundert Meter fern von der Bühne. Und so entdeckte ich, durch das Treiben auf der Bühne nicht sehr gestört, die entscheidenden Gesetze neuberliner Inszenierungskunst. Auf den Zuschauerraum concentrieren sich die Begabungen der neueren Theaterdirektoren. Herr Heinz Saltenburg, im vorigen Jahr noch mit der Bühnenarbeit an Schmidtbonn und Gerhart Hauptmann beschäftigt, hat sich in diesem Jahr ausschließlich der Regietätigkeit im Parkett gewidmet. Er hat eine Vorderbühne geschaffen, nämlich die Orchesterfauteuils zu so und so viel hundert Mark, dann eine erstaunlich tiefe eigentliche Bühne, die gewöhnlichen Orchestersitze, und zuletzt eine seichte Hinterbühne, die Parkettfauteuils, welche den dunkelsten Teil des Zuschauerraums ausmachen. Unzweifelhaft, Herr Saltenburg ist ein kühner Regisseur, er ist ein Vorkämpfer, ich kenne kein Berliner Theater, in welchem so kühne Inszenierungen des Zuschauerraums gewagt wurden.

Der Direktor beherrscht die Probleme der Massenregie. Das ganze Parkett mit den Logen war richtig besetzt. In den Vorderreihen sah man die bekannten Statistenführer des Publikums. Als ich in der zweiten oder dritten Reihe das Gesicht des Herrn von Bleichröder entdeckte, wußte ich, daß die ganze Edelkomparserie der Dielen und Luxusrestaurants aufgeboten war. Für die Logen waren einige Erscheinungen aus der „eleganten Welt“ (ich meine die Zeitschrift, es gibt nur die Zeitschrift) gewonnen. Damen standen in ärmellosen Roben da, drehten sich langsam um die eigene Achse und ließen sich begucken. Ich suchte die ganze Zeit nach dem kleingedruckten Vermerk, der Clara Schulz oder Regina Friedländer oder Drecoll und den vortrefflichen Photographen Schenker verkündete. Aber hier waren ja nicht die Photographien, hier war sogenannte Wirklichkeit ausgestellt. Ich sehe übrigens nicht ein, warum auf der Logenbrüstung des Lustspielhauses nicht kleine Reklametafeln angebracht werden sollen:

Kleider der Logenbesucherinnen aus dem Atelier Drecoll

Hüte von Regina Friedländer

Schminke von Lechner

Nähere Auskünfte in der Theaterkanzlei

Ein kühner Neuerer wie Herr Saltenburg sollte vor revolutionären Neuerungen, die im Geiste der Zeit liegen, nicht zurückschrecken. Es muß anerkannt werden, daß er die Erstaufführung sorgfältig einstudiert hatte. Es gab bei jeder derben Zweideutigkeit, die auf der Bühne gesprochen wurde, ein unterstreichendes, präzise einsetzendes, behutsam gesteigertes Murmeln im Zuschauerraum. Dieses Gemurmel war vom Regisseur gelegentlich bis zu Gewieher

gesteigert. Ausgezeichnet wirkten einige Solisten im Zuschauerensemble, mit ihrem isolierten Gelächter. Starke Auftritte, namentlich jeder gute Abgang wurde von Applaus auf offener Szene begleitet, der musterhaft einstudiert war. Der Beifall begann jedes Mal auf einer anderen Seite des hinteren Parketts, er setzte ungewöhnlich natürlich, teils spontan, teils schüchtern ein, und wurde sofort von einer anderen Seite aufgenommen und kräftig gesteigert. Es ist anzunehmen, daß dieser vorbildlichen Inszenierung des Erfolges sorgfältigste Probenarbeit vorausgegangen ist. Da das Lustspielhaus nur ungefähr 1000 Personen faßt, handelt es sich hier freilich nicht um ein eigentliches Problem der Massenregie, die Regisseure sind an die Bändigung größerer Menschenversammlungen gewöhnt, doch muß die gewissenhafte Gliederung der Zuschauer, die Aufteilung der Masse in einzelne Gruppen, die außerordentliche Präzision des Zusammenspiels gelobt werden. Hier war endlich einmal ein sorgfältig abgetöntes Ensemble an der Arbeit. Bis auf den letzten Statisten in der hintersten Parkettreihe war alles der Arbeit hingegeben, es gab keinen Seitenblick auf die Bühne, das Publikum benahm sich mit vollendeter Natürlichkeit.

Die Inszenierung des Zuschauerraums, ein Problem, das Reinhardt als Erster entdeckt, Jessner mit Umsicht fortgeführt hat, ist noch nie mit ähnlicher Konsequenz geleitet worden. Entschuldbar, wenn neben dieser energiefordernden Arbeit die Inszenierung der Bühne ein wenig zurücktreten mußte. Doch hat der Hilfsregisseur, dem die Bühnenarbeit anvertraut war, in jedem Augenblick die Gesamtinszenierung des Hauses im Auge behalten. Deshalb wurde jede Zote mit schöner Breite und Deutlichkeit vorgetragen, jedem Scherz im Dialog wurde im Vorhinein eine Wirkungspause hinzugefügt, die dann auch von der Bewegung im Zuschauerraum prompt ausgefüllt wurde.

Ich war mit einem Franzosen im Theater. Ihm als nicht engagierten Zuschauer mußte ein Stuhl ins Parkett gestellt werden. Er hatte die Komödie in Paris gesehen. Freilich nur die auf der Bühne. Er fühlte sich anfangs etwas geniert. Nach dem ersten Akt sagte er mir: „Erst wenn man unsere Stücke in Berlin sieht, bemerkt man, wie gemein sie sind. Ihr habt eine Kunst, uns deutlicher auszusprechen. Erst wenn man diese Stücke in Berlin sieht, fühlt man so was wie brennende Scham.“

Ich beruhigte ihn. Die neuere deutsche Bühnenkunst entfalte sich im Zuschauerraum. Im zweiten Akt entschloß sich der Franzose, der Inszenierung seine ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen. Er drehte seinen Sessel um und wandte kein Auge mehr von dem ausgezeichneten Ensemble des Publikums.

1. Die Reise nach Tirol.

Sagst du zu deinen Freundinnen, du gingest mit einem amant de coeur nach Tirol, so sagen sie: Sie wird mit einem Kavalier nach Tirol gehen! Lächerlich! Es wird sich gerade einer finden, jetzt, bei diesen Preisen überall! Und grade sie! Es gibt doch Frauen genug.

Sagst du aber, du gingest mit Bekannten nach Tirol, oder mit einer Tante zum Beispiel, die dich eingeladen hat, damit sie nicht so allein sei, da sagen sie: Lächerlich! Mit einer Tante! Die Tante kennt man. Das kann sie andern erzählen. Mit einer Tante nach Tirol! So sieht sie gerade aus!

Was, also, soll man eigentlich seinen Freundinnen sagen?

2. Die Kartoffeln.

Ich fand eine Freundin beim Kartoffelschälen in der Küche vor. Es war Ende Juli, die Zeit, da die Dienstboten auf der Erholungsreise waren. Die Laune daher schlecht. Vielleicht auch aus andern Gründen. Wer konnte es wissen? Hilfsbereit machte ich mich ans Abschälen. Es waren rauhschalige Kartoffeln, von ziemlich dunkler Färbung.

„Das sind noch alte Kartoffeln, nicht wahr?“ begann ich das Gespräch, um überhaupt etwas zu sagen, und weil mir gerade nichts anderes einfiel einerseits, und andererseits, weil ich mich wirklich darüber wunderte.

„Oh nein, das sind neue. Sogar holländische.“ Es klang sehr laut und das „sogar“ war stark betont. In der Tat, es war beschämend für mich, daß ich den Kartoffeln nicht auf den ersten Blick ihre fremdländische Abstammung angesehen hatte!

„Ja“, sagte ich, liebenswürdig wie ich war, „die einheimischen sind um diese Zeit auch noch recht wässrig; man hat nicht viel davon. Und billig sind sie auch nicht.“ Doch auch hiermit schien ich nicht das Richtige getroffen zu haben.

„Das finde ich nun weiß Gott nicht!“ fuhr meine Freundin auf. „Für mich gibt es überhaupt nichts Besseres als eine neue Kartoffel; da kann sie sein wie sie will. Und außerdem sind sie gar nicht teuer. Zwölf Mark das Pfund, ich weiß nicht, was du willst!“

Hart klatschten die Worte auf mich nieder, als hätte ich den armen Kartoffeln ein grosses Unrecht angetan. Ich wurde ganz kleinlaut. „Ja, ja, ich meinte auch nur — ich finde ja auch . . .“

Ach was, dachte ich, giftspeiende Kröte, wenn es dir nicht paßt, daß ich gekommen bin, weshalb sagst du es nicht? Wozu muß ich mich erst durch ein Kartoffelgespräch durcharbeiten?

Aber nun waren die Kartoffeln wenigstens geschält, und die Familie konnte sich zu Tisch begeben.

Ich aber wusch meine Hände, die von den Schalen klebrig geworden waren, und machte mich davon. Auf der obersten Treppe

noch ein wenig verärgert, auf der zweiten schon gleichgiltig, und unten angelangt, ging ich lachend aus dem Hause.

3. Regentag.

Es war ein Regentag auf dem Lande, so um die zweite Hälfte des August. Seit dem frühen Morgen nichts als Regen und wieder Regen. Er schloß die Berge mit einem Vorhang ab, er füllte den See zum Überlaufen, er goß in Strömen von den Schindeldächern, er badete sich in seinen eigenen Pfützen, und ließ sich vom Winde gegen die Fensterscheiben peitschen, daß es klatschte.

Die Blumen schlossen ihre Kelche vor ihm und das Getreide auf den Äckern brach demütig in sich zusammen, und lag da wie gemäht.

Alle Brunnen waren übermäßig vollgesaugt und ihr fröhliches Plätschern von gestern war heute ein aufgeregtes und wildes Gebaren ohne Sinn und Vernunft.

Die Tröge wußten nicht mehr wohin mit all dem Wasser. Sie schütteten sich aus und überschwemmten den Fußpfad. Und manch eine Ameise, die nicht mehr rechtzeitig umgekehrt war, fand hier ihren Tod.

Das Dorf lag in dem strömenden Regen da wie ausgestorben. Weder Hund, noch Katze ließ sich blicken. Die Hühner hatten die Köpfe unter ihrem Gefieder versteckt. Sie standen, das eine Bein hochgezogen, unter den dichtesten Bäumen, in philosophischer Ruhe, unbeweglich, als seien sie ohne Leben.

Der Regen hatte Mensch und Tier in seiner Gewalt, und er spielte sich recht als ein Herr auf, der ohne Gnade waltet.

Die Sommergäste vom Hotel „Zum goldenen Baum“ saßen zueinandergedrängt im engen Gastzimmer.

Sie lasen die veralteten Zeitungen, sie spielten Karten oder klopften an das Barometer. Die Langeweile quälte die Frauen und machte die Männer nervös. Dumpfe Schwüle lastete in der Luft. An den Wänden, die der gestrige Tag erhitzt hatte, hing Feuchtigkeit, die wie Schweißperlen daran niederrann.

Tiefer holten die beiden Frauen Atem, die Blonde und die Schwarze, die mit ihren Männern an dem Ecktisch in der Nische saßen. Beide hübsch und jung. Der Mann der Blondinen war schwarz und der der Schwarzen war blond. Diese gleichmäßige Verteilung in der Farbenwirkung war der Anlaß, durch den die beiden Paare vor kurzem hier mit einander bekannt wurden. Sie schienen sich übrigens gut zu verstehen.

Seit zwei Stunden spielten sie nun Bridge; was sollten sie bei dem Regen auch anders tun? Den Frauen wurde es allmählich langweilig. Die Blonde warf zuerst die Karten auf den Tisch, und dann die Schwarze. Sie hatten genug. Und jede räkelt sich ein wenig, wie es Katzen tun, wenn sie lange still gelegen haben. Jede tat es unbewußt nach der Seite hin, wo der Mann der andern saß.

Und beide streiften sie fast unmerklich an die Schulter des Mannes — nicht an die des eigenen!

Die Luft war zum Schneiden schwül. Man tastete nach einem Gesprächsstoff, und war zu träge, um ihn ernsthaft festzuhalten. Man kam auf allerlei. Die Blonde erzählte, daß ihr Haar bei Regeluft stets mit Elektrizität geladen sei, daß es knisterte, wenn sie den Kamm nur in die Nähe bringe. Und die Schwarze erzählte, bei ihr sei es die Haut, die elektrisch werde. Diese Dinge schienen interessant. Man nahm einen Kamm aus der Tasche und fuhr damit über das Haar der Blonden, daß es knisterte. Und man überzeugte sich von der elektrischen Haut der Schwarzen am Arm hinauf bis zum Ellbogen und noch ein Stück höher, soweit ihn der Ärmel freigab. Man unterhielt sich eine ganze Weile mit diesem Spiel, das die Nerven angenehm erregte. Bald wurde es lebhafter am Tisch. Die Frauen kicherten ohne eigentlichen Grund, nur weil es gerade ihre Laune war, und sie flüsterten sich gegenseitig in die Ohren. Die Männer taten, — als ob sie sich für das Geplüsterter interessiert. Sie sprangen von ihren Stühlen auf, und setzten sich wieder. Es begann jenes Geplänkel aus Spielerei und körperlicher Erregtheit, das aus der Langeweile geboren wird.

Man war in der Stimmung, Schnäpse zu trinken. Beim Cordial Medoc erzählte der Mann der Schwarzen eine Anekdote von einer schönen Frau, die ihren Mann mit ihm selbst betrog. Es war sehr amüsan. Man wollte mehr hören. Die Frauen waren unersättlich, und die Männer erzählten, was ihnen einfiel. Bei Casanova rückte man die Stühle noch dichter zusammen. Die Spannung wuchs. Ja, das war noch ein Held in Liebesdingen, dieser Casanova! Und das waren noch Zeiten! Aber die Männer von heute! Was wagen sie, wenn es drauf ankommt?

Einer der Männer wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn. Die Frauen berührten sich mit den Ellbogen. Es war heiß und eng wie in einem Dampfbad. Als der Kellner das Glas neu gefüllt hatte, erhob es die Schwarze gegen die Blonde und trank ihr mit flimmernden Augen zu. Ihr Mann aber tastete nach dem nackten Armgelenk der Blonden, während sein Knie sich vorsichtig ihrem Schenkel näherte. Und der Mann der Blonden nahm den Fuß der Schwarzen und preßte ihn, daß er wie in einem Schraubstock stak. Funken sprangen über von einem zum andern. Es war, als ob ein Ring die Sinne dieser vier Menschen umspannte. Die Männer wurden kühn, und die Frauen tauchten unter das Trübe, Erregende, das die Luft erfüllte. Blauer Zigarettenqualm hing in schweren Wolken über ihren Köpfen.

Die Männer, von denen sich jeder als ein Casanova fühlte, waren der Meinung, daß irgendetwas geschehen müsse. Sie schlugen eine Wagenfahrt nach der Stadt vor.

Der Regen hatte unterdessen aufgehört. Die Fenster wurden geöffnet. Am Horizont lag ein blutiger Streifen, der der regen-

feuchten Landschaft einen violetten Dunst verlieh. Die Fahrt versprach sehr schön zu werden. In knapp zwei Stunden konnte man in der Stadt sein, wo man zu Abend speisen und übernachten wollte. Die Männer erhoben sich und trafen die Vorbereitungen.

Die Frauen blieben allein zurück. Keine sprach ein Wort. Der Blonde fiel ein, daß sie die Sachen zum Übernachten einpacken müsse. Sie hatte plötzlich das Gefühl, als könne sie nicht länger hier sitzen, es preßte ihr die Brust zusammen. Sie wußte nicht, was sie mit dieser Frau, die ihr mit fremden Augen gegenüber saß, anfangen sollte.

Die Schwarze schaute sich unruhig um. Was blieben die Männer so lange? Wenn sie doch bald hereinkämen! Es war doch alles so sonderbar. Wer ist diese Blonde eigentlich? Was geht sie mich an? Um irgend etwas zu tun, sammelte sie die Spielkarten auf, die über den Tisch zerstreut lagen.

Die Blonde stand am Tisch, sie konnte sich nicht entschließen, hinaufzugehen und die Sachen zu holen. Sie sah die Schwarze an, als sähe sie sie in diesem Augenblick zum erstenmal. Wie konnte ihr Mann, ihr Mann sich so für die Haut dieser Frau interessieren! Es war aber auch geradezu übertrieben, wie sie damit kokettierte. Kein Wunder! Aber schließlich — so eine bronzefarbige Haut! Es ist Geschmackssache. Auf jeden Fall soll sie ihrer Sache nur nicht zu sicher sein!

Die Blonde sah nach der Uhr auf ihrem Handgelenk, und ging ans Fenster. Gerade rollte der Wagen unter das Wirtsschild mit dem goldenen Baum. Sie erschrak fast.

Die Schwarze sah den hellen Schimmer am Fenster. Dieses blonde Haar! Sie hatte alles Blonde. Ihr Mann hatte ihr erzählt, daß er vor ihr nur blonde Frauen geliebt hatte. Übrigens wollte sie ihm bei Gelegenheit sagen, daß es bei dieser mit der Blondheit nicht so ganz stimmte. Denn sie hatte bemerkt, dicht beim Scheitel, wie die Haare dort dunkel ansetzten. Die Männer sehen so etwas ja nicht!

Da kamen die beiden herein. Sie brachten Decken und Mäntel mit, und alles was man für eine Nacht im Hotel braucht.

Und fort ging es, die Landstraße entlang. Von den Männern hatte sich jeder seiner eigenen Frau gegenüber gesetzt. Es war ihnen nicht entgangen, daß mit den Frauen in der kurzen Zeit des Alleinseins eine Veränderung vorgegangen war. Sie fügten sich, und verhielten sich abwartend.

Vorbei ging es an weiten Wiesen, die starken Heuduft herüberströmten. Die frische Luft umwehte die heißen Gesichter und zerstreute das Schwüle aus den Adern. Friedlich läutete die Dorf-glocke. Es war so wohligh, so im Fahren hinzudämmern! Die Frauen schauten in die Augen ihrer Männer und versuchten sie im Zwielficht zu erforschen. Die Männer aber begannen untereinander ein Gespräch über die Fragen des Lebens, die gerade an der Tages-

ordnung waren. Langsam sickerten die Worte dahin, bis sie sich ganz verloren. Lange Zeit war Schweigen im Wagen.

Allmählich brach die Dunkelheit ein. Der Kutscher kletterte vom Bock, um die Laternen anzuzünden. Diesen Moment benutzte die Blonde — rasch bevor das Licht aufflammte — und warf sich an die Brust des Mannes —, an die des eigenen! Und die Schwarze gab ihre Hand in die Hände ihres Mannes, der sie preßte, daß sie aufschrie.

Dann wurde es hell und alle schienen davon geblendet. Oder vielleicht waren sie auch nur befangen. Das war es wohl. Die Frauen fanden sich zuerst zurecht. Sie sahen einander an und lachten. Und befreit und kindlich umhalste jede ihren Mann und küßte ihn.

Die Nacht war wundervoll und der Himmel voller Sterne. Als sie die Stadt erreicht hatten, hob jeder der beiden Männer seine Frau aus dem Wagen mit einer ganz neuen und fürsorglichen Zartheit, als sei sie ihm von neuem geschenkt worden und seiner Obhut anvertraut.

CARLOTTO GRAETZ

IRRTÜMER DER LIEBENDEN

Niemand spreche unfreundlich von Casanova. Er steht über Tristan. Casanova war der Treue, Tristan der Untreue. Warum? Weil Casanova nicht vergaß! Tristan war und ist von einer abscheulichen Vergeßlichkeit. Isolde ist ja nur deshalb die Einzige, weil Tristan undankbar und egozentrisch genug ist, an einem bestimmten Tage alle ihre Vorgängerinnen zu vergessen. Wäre Isolde erfahrener und gerechter, sie würde dem Manne ohne Vergangenheit mißtrauen, denn eines Tages ist natürlich auch Isolde nur eine Vorgängerin; und Tristan wird wieder ganz ohne Vergangenheit sein, nur erfüllt von der nächsten Einzigen.

Casanova aber vergißt keine Partnerin. Er sitzt, alt, arm, einsam auf dem Schlosse in Dux und alle Freundinnen sind bei ihm. Er kritzelt Bogen auf Bogen voll und kein Erlebnis wird übergangen, Die Tochter des Landpfarrers, die Nonne, die zwei Damen in dem Schweizer Gasthof, das Erlebnis einer Nacht und die süße Knechtschaft zweier Jahre, ein Bettabenteuer voll Gelächter und eine Werbezeit voll Sehnsucht, Lebensgefahr und Abschiedsbitterkeit: In Casanovas Gedächtnis bleibt jedes Erlebnis konserviert, er wird nie hochmütig gegen seine Vergangenheit, er verleugnet sich nicht einen Augenblick, er streicht nichts aus seinem Leben weg, Jede erhält ihr Standbild, Jede bleibt irgendwie ewig in seinem Kopfe. Neben diesem Reichtum eines begnadeten Herzens ist Tristan, der Vergeßliche, arm, wenn man will arm-selig. Casanova hatte nie das Schuldgefühl des Sünders, der Katzenjammer des Christen war ihm fremd, das Glück lag ihm im Arm, und als er

runzlig und glatzköpfig wurde, da beschwor er den Reigen der Geliebten an seinen Schreibtisch und jedes Erlebnis bekam seinen Segen, sein Lächeln und womöglich noch seine kleine Fortsetzung in der Fantasie. Der alternde Tristan ist Landgerichtsrat geworden oder Versicherungsdirektor oder Abgeordneter. Casanova aber hat von seinen Knabenhahren bis ins Greisenalter nur einen Beruf gehabt: Zu lieben.

Diesen Hymnus auf Casanova schreibe ich, nachdem ich — zum dritten Mal — Franz Hessels eben erschienene Sammlung merkwürdiger Liebesgeschichten gelesen habe. Das Buch („Von den Irrtümern der Liebenden“, Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1922) ist ein vielfarbiges Herbarium erotischer Abenteuer. Vom Ahnherrn Casanova hat es die Dankbarkeit für alles Erlebte. Über Casanova hinaus führt ihn die flugschnelle Versetzbarkeit der dichterischen Seele. Hier bekennt nicht nur Einer, hier erzählen in einer Nacht Frauen, Mädchen, Maler, Soldaten ihre unvergessenen Stunden. Es ist ein amüsanter und ein gedankenvolles, ein lyrisches und ein psychologisches Buch. Es stehen Anekdoten neben Lebensschicksalen, sogenannte Entgleisungen neben sehr seelenvollen Romanen, sehr französische neben sehr deutschen Erlebnissen. Jeder Erzähler gibt Erinnerungen an die Freude. Den jungen Leuten, die da eine Ballnacht beisammen sitzen und intensivste Stunden heraufbeschwören, ist nur eine Tugend gemeinsam: Sie sind durchsichtig-aufrichtig. Freilich trägt man nicht die Aufrichtigkeiten des Erstbesten. Zum Glück sind alle diese Bekenner Franz Hessels gütigem und taktvollen Herzen entstiegen, deshalb wird ihre Aufrichtigkeit nie ungraziös, nie cynisch, nie berlinerisch. Es ist immer ein bißchen Sehnsucht nach einem vergoldeten Gestern in der Erzählung dieser „Irrungen“. Hinter seinen Abenteurern steht der kleine Grieche Franz Hessel mit seinem freundlich nickenden Sokratesschädel. Er gibt den Bekenntnissen die Form, er hat die kleine Goldampel angezündet, um die seine Geschöpfe kauern. So ist ein zartes musikalisches Buch entstanden, der delikateste Casanova, der in deutscher Sprache geschrieben wurde. Will man von der sprachlichen Kunst Hessels eine Ahnung haben, so braucht man nur einen kleinen Satz aus irgendeiner Geschichte herauszustechen. Da wird in einer Erzählung von einer Nacht in einem Hotelzimmer gesprochen: „Ein Hotelzimmer hat etwas angenehm Abstraktes. Man bekommt einen normalen Schlaf vermietet.“ Kann man die traditionelle Korrektheit einer rechteckigen Gastwirtsstube knapper schildern? Die Tugend des Stilisten Hessel ist eine blitzblanke Sauberkeit, und nicht nur des Stilisten. Dieses ebenso anmutige wie kühne Buch ist von einer appetitlichen Sauberkeit. Will man Laune, Mut und Naivität dieser heiteren Geschichten mit einem Worte rühmen, so muß man sagen: Ein hellenisches Buch.

G L O S S E N

VON DER BESTECHUNG

Ich bin in meinem Leben so oft bestochen worden. Aber es war immer „unrentabel“ für mich. Leider. Da ich arm bin — mein Gott, aus so ehrenwerten Gründen! — hat der Gedanke, meine erlittenen Bestechungen nicht in der deutlichen Form eines Bankdepots zu besitzen, oft etwas von mir Bedauerteres deshalb, weil es eben nur ein Gedanke ist. Ich bin so oft bestochen worden. Zum Beispiele davon, etwas für gut zu halten, weil es meinem Vorurteil über das, was gut ist, entsprach. Denn letzten Endes hätte ich alle meine Gründe auf den einen meiner so und so bestimmten Konstitution zurückführen müssen. Oder es bestach mich Mitleid. Der Zeichner des Kitsches sagte z. B. gegen meinen Einwand, daß es doch Schund sei, was er da mache: „Aber ich habe doch eine Frau zu erhalten!“ Eigentlich hätte ich antworten müssen: Zeigen Sie mir diese Frau, damit ich prüfen kann, ob sie das Opfer wert ist. Aber, wenig gewissenhaft, verzichtete ich auf die Bekanntschaft der Dame und gab dem jungen Mann eine Empfehlung als Buchschmücker für den Universalverlag mit auf den Weg, allerdings in der Hoffnung, der Verlag würde den Menschen schon hinauswerfen, wozu ich, bestochen von meiner naiven Meinung, man müsse eine Frau erhalten, nicht im stande war.

Bestochen von meiner schlechten Meinung über alles oder das meiste heute Geschriebene und Gedruckte schrieb und druckte ich nicht nur eigenes, was nichts taugte, sondern half zuweilen auch anderem Mist dazu, sich auf dem kleinen Umweg über eine Druckpresse wieder in Mist zu verwandeln. Das treffe

nicht den Kernpunkt der Sache, sagen Sie? Der Kernpunkt ist das Geld, einzige heute anerkannte und verehrte Macht. Sie tritt in bar auf und sublimiert. Brutal (aber sympathisch) direkt und höchst raffiniert indirekt. Man kann einen Mathematiker nicht bestechen, daß er den Beweis des Fermatschen Satzes entdecke. Eher schon einen, daß er den Südpol entdecke. Am leichtesten einen, daß er eine Meinung äußere, die er nicht oder deren Gegenteil er hat. Talleyrand ließ sich alle seine politischen Geschäfte gut bezahlen. Er arbeitete nicht für Bezahlung, denn er unternahm nur Sicheres. Und gelang es, so nahm er seinen Lohn. Die Gottanbiederung jener, die unbestechlich etwas nur um den Gotteslohn ihrer sogenannten heiligen Überzeugung machen, ist unmenschlich. Sie verbreiten Unsicherheit. Sie verlocken zu ungeheuren Summen. Und man rechnet immer mit der Katastrophe ihrer nun doch endlich eingetretenen Bestechlichkeit. Man besticht ja zumeist nach dem Grundsatz: Liebe ist das einzige Mittel, jene Frauen zu bekommen, die für Geld nicht zu haben sind. Braves, sauberes Geld! Höchst unsauberer gemeiner Trick der Liebe!

Als ich ganz gegen meinen Willen 15—18 ein k. u. k. Kanzleisoldat war und meine Tätigkeit des Papiergummierens und Impfstetelordnens ins Kriegspressequartier „verbesserte“, lehnte ich es ab, patri-

*Das Publikum reizen —
heißt nicht immer
es ärgern*

Dr. SCHLESINGER
(MERKUR - FACHREKLAМЕ)
BERLIN W 62

otische Artikel zu schreiben. Vielleicht weil sie mir mit dreißig Hellern Taglohn zu gering bezahlt erschienen. Vielleicht hätte ich bei 30 000 Kronen pro Artikel den Patriotismus für richtig gehalten, meine organische Abneigung dagegen überwunden, mein Talent dafür entdeckt. Vielleicht. Aber da man mich nicht zu der genannten Höhe aufbesserte, zog ich es vor, meinem Chef, dem nunmehr verstorbenen Oberstleutnant von Zoglauer, seine Novellen, Gedichte und Dramen zu verbessern, wofür er mich vom Artikeldienst dispensierte. Ich machte aus einem Stück einen famosen Schnitzler und konnte dem Dichter das Vergnügen verschaffen, sich in Plauen in Sachsen gespielt zu sehen. Ich habe mich, wie man sieht, bestechen lassen. Nur mein großer Unwert und der deutliche Mangel jedes Einflusses bringen es mit sich, daß man mich nicht mit barem Gelde zu bestechen versucht. Zahlte mir dafür H. H. Evers eine Lebensrente, ich verkündete ihn als den ersten Dichter deutscher Nation. *Franz Blei.*

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH“.

EINE TELEPHONISTIN SPRICHT!

Ich bin mir darüber völlig klar, daß es ärgere Berufe gibt, als den einer Telephonistin, daß Bergleute, Arbeiter in Steinbrüchen, Glasbläserien, solche in Betrieben mit ätzenden Dämpfen und Säuren Schlimmeres erdulden müssen, als die Frauen, die Telephondienst versehen, — aber waren diese Dulden-

den nicht seit jeher der Achtung und des Mitleids, der Allgemeinheit sicher, so sicher als die Telephonbeamtinnen der Beschimpfung, nie endender Anwürfe persönlichster Art, als sie einer Reihe von Schmähartikeln, Karrikaturen und zynischen Witzblattversen sicher sind?

Ich glaube, daß kaum ein Tag vergeht, ohne daß eine Telephonbeamtin von Teilnehmern angeschrien, oder gar mit den wütesten, schmutzigsten Worten beschimpft wird. Wer wüßte diesem Berufe einen anderen zur Seite zu stellen, in welchem sich ein arbeitender Mensch solches bieten lassen müßte?

Es gibt eine Reihe von Berufen, die sich in die allgemeine große Teilung in körperliche oder geistige Arbeit nicht einreihen lassen, so z. B. der eines Kellners, der des Setzers, vieler technischer Arbeiter. Zu dieser Kategorie gehört der der Telephonistin. Die Arbeit trifft das gesamte Nervensystem, in zweiter Linie die Atmungsorgane und das Gehör. Die Telephonistin muß mit Ausnahme einer Erholungspause von 25 Minuten täglich durch 5, 6, auch 8 Stunden, an Tagen des Doppeldienstes, zu denen sie in Zeiten eines durch Krankheit oder Urlaubs verminderten Personalstandes häufig gezwungen wird, 8 und 9 Stunden ununterbrochen sprechen. Sie ist dazu verdammt, den stählernen Reifen des Kopffapparates, der die Hörmuschel an das Ohr preßt, durch halbe Tage nicht ablegen zu können, die Schmerzen im Ohr, die sich durch die zahlreichen und äußerst heftigen Ohrensignale bis zur Un-

HEINRICH MAURER

Pianos u. Flügel erster Firmen

An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte.
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

erträglichkeit steigern, zu erdulden. Es ist für den Laien unvorstellbar, welche Summe von gespannter Aufmerksamkeit und Einfühlung nötig ist, die hunderterlei Stimmnuancen aufzufassen, das allzu laute und leise Sprechen ins Gehör aufzunehmen, es ist unvorstellbar, wieviel Nervenkraft es erfordert, um etwa in einer Stunde des gesteigerten Verkehrs einen freien Vermittlungsfächer (der die Verbindung zwischen zwei Zentralen herstellt) oder eine freie Leitung zu erobern, ein Kunststück, das oft zehn- und zwanzigmal versucht werden muß. Mein Schicksal hat mich nun gar auf den Wiener Posten gestellt.

Bei den manuellen Zentralen (und die zwei größten Zentralen Wiens haben noch Handbetrieb) hat eine Beamtin im normalen Dienst achtzig Abonnenten, im reduzierten Dienst 160 und 240 zu bedienen. Es ist selbstverständlich, daß diese nicht verhalten werden können, nacheinander zu rufen; so geschieht es, daß 5, 6 oft 10 Ruflampen auf einmal aufleuchten. Rechnet man auch mit einer völlig glatten Abfrage, beansprucht selbst diese einen Zeitraum von 5—10 Sekunden. Bei unklaren Anfragen aber, bei schwerer Verständigung, besetzten Nummern und Tastern 30—40 Sekunden. Da es unmöglich ist, sich die Reihenfolge der Anrufenden zu merken, geschieht es, daß zuerst Anrufende später abgefragt werden und Wartezeiten von zwei, drei und mehr Minuten entstehen, ohne daß die ununterbrochen arbeitende Beamtin die geringste Schuld trägt. Im Durch-

schnitt werden auf schwächeren Plätzen 2—300, auf stärkeren 5—600 Verbindungen in einer Stunde der normalen Arbeitszeit hergestellt.

Das technische Material der Telephonzentralen, das bisher nicht umgearbeitet und erneuert werden konnte, entspricht den enorm gesteigerten Anforderungen in keiner Weise. Drähte, Leitungen, Kabel sind schadhafte, verbraucht und können gar nicht, oder nur zum Teil nachgeschafft werden. Von den zwanzig Abfrage- und Rufstiften, die auf einem Platze sein müssen, sind oft nur zehn übrig, davon manche unbrauchbar, zu kurz. Sprechen mehr als zehn Teilnehmer, kann nicht abgefragt werden. Das technische Personal arbeitet Tag und Nacht, diese Mängel zu beheben, aber alle Anstrengung kann die rapid fortschreitende Zerrüttung des Materiales nicht aufhalten.

Den Beamtinnen wird vorgeworfen, daß der Wartende oft Bruchstücke eines privaten Gespräches zu hören bekommt. Ich glaube, daß es keinem Menschen ernstlich zu verübeln ist, wenn er bei stundenlangem Nebeneinandersitzen mit Kolleginnen hie und da ein paar außerdienstliche Worte spricht. Ist es in Banken oder Geschäften anders? Daß es nicht zu häufig geschieht, dafür sorgen die Aufsichtsbeamten.

Die Tatsache, daß sonst ruhige und disziplinierte Menschen sich zu Zornesausbrüchen und Injurien hinreißen lassen, liegt in einem Umstande, der viel zu wenig beachtet wird: in der Unsichtbarkeit der Beamtin. Wir haben gelernt, uns bef-

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden, Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurf- und Schießsport. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Ankunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

Bahnhöfen, Postschaltern und Geschäften stundenlang anzustellen ohne erbittert und gehässig zu werden, ersuchen, wenn wir als 365. an den Schalter kommen, höflich um die Karte und bedanken uns, froh, daß wir sie endlich erhalten haben. Beim Telephon aber? Jeder Abonnent ist Herr und Einziger an seinem Apparate, denkt niemals daran, daß gleich ihm zehn oder fünfzehn Ungeduldige „angestellt“ sind, um eine Verbindung zu bekommen.

Auch ist es leichter, Beleidigung und rohe Worte in eine Muschel hineinzuschreiben, als in das Gesicht eines Menschen, und ich glaube, daß viele Zornausbrüche in sich zusammenfallen würden, wenn der Erboste die erschöpften Züge einer weißhaarigen Frau oder eines jungen Mädchens erblicken würde.

Nun noch einige Zahlen, für deren Richtigkeit ich auf Grund der mir zur Verfügung stehenden Belege haften kann.

Im Jahre 1921 waren in einem Wiener Amte von 750 Schaltbeamtinnen 117, welche längere, ärztlich und im Spitalswege behandelte Erkrankungen der Lunge und des Kehlkopfes aufzuweisen hatten und 54 Nervenleidende. (Dabei sind leichtere und kürzere Erkrankungen nicht eingerechnet.)

Im Jahre 1922 waren bis Juli 130 an den Atmungsorganen Erkrankte, davon 35 mit fieberhaftem Lungen-spitzenkatarrh und 50 Nervenranke.

Vielleicht kommt einmal die Zeit, in der das Telephonproblem technisch gelöst wird. Bis dahin aber

auf beiden Seiten: Nachsicht, Geduld und immer wieder Geduld.

Elisabeth Janstein.

DIE DEUTSCHE WARE BRAUCHT SICH NICHT MASKIEREN

Ich fand im Tagebuch vom 26. August den Artikel: „Was will Amerika vom Deutschen kaufen“. Ich glaube, es wird Sie sehr interessieren, zu erfahren, daß den in Ihrem Aufsätze wiedergegebenen Tatsachen andere Möglichkeiten in Amerika gegenüberstehen. Ich möchte Ihnen berichten, daß ich in New York in der 47th Street 21 West ein Detailgeschäft habe, das ausdrücklich „Scherk Berlin“ firmiert; den Engrosvertrieb meiner Fabrikate hat die „Scherk Importing Company“ inne. Meine sämtlichen Fabrikate, und das ist von Bedeutung, werden ausschließlich in deutscher Ausstattung, genau wie ich sie hier in Deutschland vertreibe, mit meiner genauen Firma Scherk Berlin auf dem amerikanischen Markte verkauft. Die gesamte Reklame wird nur unter besonderer Betonung meiner Firma Scherk Berlin in den dortigen Zeitungen gemacht. Jedenfalls lasse ich meine Fabrikate nicht unter der Flagge der amerikanischen Firma segeln, sondern ich betone ausdrücklich den deutschen Ursprung meiner Fabrikate und niemand erhält meine Fabrikate in einer anderen Packung, wie in der deutschen. Ich kann Ihnen sogar erklären, daß ich es gar nicht schätze, Halbfabrikate; z. B. Tal-

*Feinste
Untertaillen, Unterröcke*

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

cum-Puder faßweise nach Amerika zu liefern und diese halben Fabrikate drüben in amerikanische Packung zu bringen. Gute deutsche Fabrikate haben das gar nicht nötig, und dem deutschen Namen drüben wird nicht damit geholfen, wenn ein wirklich gutes deutsches Fabrikat schließlich in amerikanischer Packung erscheint.

S. Scherk,

Inhaber der Parfümerie Scherk,
Berlin SW.

DER BESPRECH UND DER VERZEHR

So erfreulich der Aufstieg der Tüchtigen ist, er darf nicht mit der Verhöhnung der Sprache verbunden sein. Ihr fällt der Halbgebildete, der Zeitungsdeutsche leichter zum Opfer als der in seiner Sprache bewußt Gefestigte. Unbe-

greiflich, wie ein ausgezeichnete Schriftsteller—das war der Reichsminister Köster bis zum Amtsantritt—es dulden kann, daß amtliche Stellen täglich Meldungen über eine „Chefbesprechung der Reichsregierung“ herauslassen. Rede ich von einer Geisterbeschwörung, so sage ich damit: Geister werden beschworen. Schreibe ich von einer Chefbesprechung, so sage ich damit: Die Chefs werden besprochen. Auch eine Bücherbesprechung ist ja nicht eine Unterhaltung der Bücher untereinander, sondern die Bücher sind das Objekt der Besprechung. Es mag unter den rentierten Geheimräten manche Chefbesprechung geben, aber sie wird kaum amtlich verkündet.

Noch abscheulicherer Deutsch wird im preußischen Ministerium des Innern, unter Herrn Minister Severing, verbreitet. Da ist seit



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN N. 20
BADSTR. 55
GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER-
SCHRANKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

ein paar Tagen in amtlichen Verfügungen gegen das Schlemmerunwesen immer „von dem übermäßigen Verzehr“ die Rede. Wer hat dieses entsetzliche Wort „der Verzehr“ geschaffen, oder es in Gnaden aufgenommen? Es ist aus der schnöden Knickerei mit Silben entstanden, die ein Merkmal dieser häßlichen Geschäftszeit ist. Wir sagen im Deutschen die Bekehrung und nicht der Bekehr, die Gewährung und nicht der Gewähr, die Belehrung und nicht der Belehr, die Ehrung und nicht der Ehr. Eine Ausnahme bildet nur der Verkehr. Die Neubildung „der Verzehr“ ist um so unverzeihlicher, als sie leicht zu Verwechslungen — oder sagt man schon: zu einem Verwechsel? — Anlaß gibt. Wer verzehrt, ist nämlich ein Verzehrer. Auch deshalb soll das, was verzehrt wird, kein Verzehr sein.

TOCHTER AUS ELYSIUM

Im „Türmer“, der sich eine „Monatsschrift für Gemüt und Geist“ nennt, sucht eine Schwester

„Menschen, die das Leid gesehen haben. Ich möchte etwas von meiner frohen Schaffenskraft in die trüben Tage tragen. Gott

schenkte mir eine herrliche Gabe, Freude zu bringen. Und jetzt habe ich Niemanden.“

Die Schwester sucht nun auf dem Wege der Zeitungsannonce Gelegenheiten, Freude zu bringen. Die Zeitschrift für Gemüt und Geist hält diesen Weg zur Befriedigung eines Mitmenschen für ungangbar, denn „zu einer Lebens- oder Arbeitsgemeinschaft gehören deutlicher umrissene Aufgaben“. Aber die freundvolle Schwester hat ja gar nicht umrissen! Einer Freudenquelle, die erst mit Druckerschwärze abgeschlossen werden muß, kann hoffentlich auf natürlicherem Wege geholfen werden.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 35):

- Tagebuch der Zeit
Stefan Großmann: Die letzte Zaria
Alfred Polgar: Großes Theater in Salzburg
R. O. Frankfurter: Grenzen des Anwalts
Hans Reimann: Was die Mumie der Prinzessin Hullewulle singen tut
Tagebuch der Wirtschaft
Hermann Brinkmeyer: Der Kampf ums Erdöl
Glossen

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN
10/50 PS

STABOU WECHSELMANN

Die Neue Bücherschau



Die führende Buch-kritische Schrift
für wesenhafte Geistigkeit

Essay / Dichtung
Graphik

unter Mitarbeit von:

Paul Colin / E. R. Curtius / Alex. Eliasberg
Otto Flake / Kurt Glaser / Wilh. Hausenstein
Fried. M. Hübner / Georg Kaiser / Klabund
Walter Meckauer / Wilhelm Michel / Kurt Pfister
Gerhart Pohl / Oskar Walzel / Stefan Zweig u. a.

mit Graphik von:

Ernst Barlach / Hans Baldung Grien / Urs Graf
Rolf v. Hörschelmann / Walter Klemm / A. Kubin
Franz Marc † / Max Pechstein / Fritz Schäfler
Seewald / Max Slevogt / Max Unold u. a.

Die neue Folge von 4 Heften beginnt Oktober 1922

—≡≡≡ Jahres-Abonnement 1/4 Dollar ≡≡≡—

Jahresbestellungen,
die bis 30. September einlaufen, werden mit
200 Mark ord. ausgeführt

Probeheft 20 Mark / Prospekt kostenlos

Verlag „Die Neue Bücherschau“
München-Pasing



HERBST MESSE

8. BIS 14. 1922 OKTOBER

Große übersichtliche nach Branchen
geordnete Musterausstellungen aller
Zweige von Industrie und Gewerbe.

7. FRANKFURTER INTERNATIONALE MESSE

NÄHERES DURCH DAS MESSAMT FRÄNKFURT A. M. UND SEINE
GESCHÄFTSSTELLEN *
FÜR GROSS-BERLIN: KURT BÄTTSEK * W 8
CHARLOTTENSTR. 56

AUSKÜNFTE ERTEILEN BOHN DIE REISEBÜROS DER
HAMBURG - AMERIKA LINIE

Unsere 13 neuen Bücher

in den nächsten Wochen und Monaten

Autor:	Titel:	Ausgaben:
HENRI BARBUSSE	<i>Das Messer zwischen die Zähne. Ein Aufruf an die Intellektuellen</i>	broschiert Pappband
ALEXANDER BLOCK	<i>Der Untergang der Humanität. Essays</i>	broschiert Pappband
OSKAR MARIA GRAF	<i>Zur freundl. Erinnerung Erzählungen</i>	broschiert Halbleinenband
GEORGE GROSZ	<i>Mit Pinsel und Schere 7 Materialisationen Abrechnung folgt 55 politische Zeichnung. Ecce homo. 100 Reproduktionen nach Zeichnungen und Aquarellen</i>	Mappe broschiert Halbleinen broschiert Mappe Vorzugsausgabe
OSKAR KANEHL	<i>Steh auf, Prolet! Gedichte</i>	broschiert gebunden
GEORG LUCACZ	<i>Politische Essays</i>	broschiert Pappband
ANNA MEYENBERG	<i>Von Stufe zu Stufe Lebensgeschichte einer Frau</i>	Pappband Leinenband Halbseidenband
HERMYNIA ZUR MÜHLEN	<i>Ali der Teppichweber Märchen</i>	broschiert gebunden
JOHN DOS PASSOS	<i>Drei Soldaten Roman</i>	broschiert Pappband Leinenband
UPTON SINCLAIR	<i>Man nennt mich Zimmermann Roman</i>	broschiert Pappband Leinenband
KARL AUGUST WITTFOGEL	<i>Die Wissenschaft der bürgerlichen Gesellschaft Eine marxistische Untersuchung</i>	broschiert Pappband

Vorausbestellungen

werden durch alle Buchhandlungen und direkt entgegengenommen

Der Malik-Verlag, Berlin-Halensee

DAS NEUE BUCH

**FLAUBERT
BOUVARD UND
PÉCUCHE**

Übersetzt von W. Fischer

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**HUYSMANS
TIEF UNTEN**

*Übersetzt von Victor Henning
Pfannkuche*

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**DOSTOJEWSKI
DIE ERNIEDRIGTEN UND
BELEIDIGTEN**

Übersetzt von Karl Nötzel

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**GOGOL
DIE TOTEN SEELN**

*Übersetzt von Alexander
Eliasberg*

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**HUYSMANS
GEGEN DEN STRICH**

Übersetzt von Hans Jacob

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**TOLSTOI
KREUTZERSONATE**

*Übersetzt von Alexander
Eliasberg*

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**DOSTOJEWSKI
VERBRECHEN UND
STRAFE**

Übersetzt von Alexander

Eliasberg

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**GOGOL
MIRGOROD**

Übersetzt von Karl Nötzel

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

**GOGOL
ABENDE AUF DEM VORWERKE BEI DIKANJKA**

Übersetzt von Alexander Eliasberg

Pappband M.00.—, Leinwandband M.00.—

„Vom entzückenden Äußern zum Innern verführt auch der Verlag Kiepenheuer mit seinen kleinen, mit einfachsten Mitteln reizend wirkenden Bändchen.“

Vossische Zeitung

„Glückliche Idee, das gute Vorbild des Inselverlages auf Roman- und Novellenbände zu übertragen. Wenn Sie also endlich einmal auf Ihrem Weg ins Büro lesen können, so bedanken Sie sich beim Verlag Kiepenheuer dafür.“

Das Tagebuch

**GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
POTSDAM**



„REVALO“⁶⁶

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082-2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am 20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von DR. ARTHUR NIKISCH

„Signal“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Handels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Saiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Belklang. Streages Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Handels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseren Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie gartinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.



Russisch - Deutsches - Theater

Der blaue Vogel

Goltzstraße 9



Wiedereröffnet!

Vorstellung allabendlich ½9 Uhr



Die besten Kräfte des ersten
und zweiten Programms

Freitag

15

September

Uraufführung

Uraufführung

Alhambra

Kurfürstendamm

Der zweiteilige AFA-Grossfilm

Das Liebesnest

nach dem Roman von Edward Stilgebauer
für den Film bearbeitet von Hans Brennert

Künstlerische Oberleitung:

Rudolf Dworsky

Regie:

R. H. Walter-Fein

Hauptrollen:

**Paul Wegener, Margit Barnay, H. A. von Schlettow
Olga Limburg, Hugo Fllnk, Hermine Sterler, Lyda
Salmonova, Reinhold Schünzel, Erich Kaiser-Titz
Käthe Haak, Wilhelm Diegelmann, Hermann Picha**

Photographie: **Curt Lande u. Wilh. Großstück**

Bauten: **Rochus Gliese**

Althoff-Amboss-Film AG, Berlin

Zentrale: Seydelstrasse 12-13, Fernsprecher Zentrum 795, 9085

Verleih: Friedrichstrasse 223, Fernsprecher Lützow 4360

Filialen: Dortmund, Hamburg, Köln, Frankfurt a. M.,

München, Leipzig, Breslau, Danzig



„REVALO“

TONVEREDLUNGŠ - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am
20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von
DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was annahmet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoserer Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Septemberwoche.

Die Markentwertung führt zur Menschenentwertung. Der Einzelne verlernt, zwischen Einnahmen, die unsicher sind, und Ausgaben, die unberechenbar sind, die Wage zu halten. Beträge, die gestern erschreckten, sind morgen selbstverständlich. Ins Leben jedes Einzelnen drängt sich ein spekulativer Zug. Niemand kann gewissenhaft budgetieren. Der Kaufmann kann nicht kalkulieren und der kleine Beamte, der nach einem österreichischen Witzwort „nix hat, aber das hat er sicher“, sieht auch sein bißchen Sicherheit schwinden. Hat Sparen noch Sinn? Kann man sein Leben, sein Gut versichern? So entsteht in jedem Einzelnen ein Gefühl finanzieller Frivolität, das als schließliches Ergebnis zu einer allgemeinen Korruption führen muß. Man bereitet ein neues Strafgesetz vor, man ruft den Berliner Polizeipräsidenten vom Amerikaschiff zurück, man verspricht Aktionen gegen den Wucher, man will der Schlemmerei steuern. Aber die Mark stürzt und der Deutsche stürzt ihr nach. Jede Stunde wachsender Unsicherheit erhöht in Millionen deutscher Menschen die Entschlossenheit, leichtfertig zu sein, da man mit dem Schweren, Gründlichen, Sittlichen nicht fertig werden kann. Das stärkste psychologische Merkmal der Stunde vor der Revolution ist dieses Achselzucken vor der Zukunft. *Après moi de déluge.* Keiner, der an die kommenden Dinge denkt, kommt ohne diese verhängnisvolle Gleichgültigkeit aus: Wir torkeln in die Zukunft.

Der türkisch-griechische Krieg setzt niemanden in größere Verlegenheit als unsere deutschen Monarchochauvinisten. Wo sind ihre Sympathien? Und auf welche der beiden Parteien können sie, Nachahmung empfehlend, hinweisen? Du lieber Gott, ihnen gefällt die eine wie die andere; sie möchten Deutschland sowohl griechisch als auch türkisch anpinseln. Griechisch: das ist die Legitimität, die Zurückberufung des fortgeschickten Monarchen, — griechisch: das ist der wilhelminische Militärfimmel ins Tinoistische übersetzt. Eine musterhafte Sache, dieß Griechenland (wenngleich es — ein kleiner Schönheitsfehler — mit englischem Geld, Waffeninventar und Diplomatschutz arbeitet). Außerdem ist Tino

während des Krieges prodeutsch geworden. Türkisch wiederum: das ist die Trutzpolitik, der mannhaft-eisenharte (man möchte fast sagen: deutschnationale) Widerstand gegen den Schmach- und Vernichtungsfrieden, — türkisch: das ist Xylander, Kahr, Hergt und Wulle ins Kemalistische übersetzt. Eine musterhafte Sache, dies Angora (wenngleich es, — ein kleiner Schönheitsfehler — mit französischem Geld, Waffeninventar und Diplomatenchutz arbeitet). Überdies waren die Türken während des Krieges unsere Verbündeten. So sieht man also zur Rechten wie zur Linken einen halben Deutschnationalen heruntersinken.

Der Chauvinismus hat gehirnverkleisternde Wirkungen. Leidlich intelligente Leute werden schwerfällig, sobald sie nationalistisch denken, kenntnisreiche Menschen werden unwissend, es ist als ob die Denkgorgane verdickten und plump würden. Immer wieder muß man fragen: Was wissen die Deutschnationalen eigentlich vom Deutschen? Nicht einmal im Oberflächlichsten wissen sie Bescheid, selbst vom Äußeren des Deutschen wissen sie nichts Sicheres, sonst wäre der auf slavischer Basis entstandene Normalpreuße nicht ihr Nationalideal. Nun erst von Geist und Seele des Deutschen! Emil Ludwig gibt dieser Tage (im Rowohlt-Verlag) ein kleines Büchlein „Vom unbekanntem Goethe“ heraus. Da stehen Goethe-Aussprüche über die Deutschen, vor denen die Banalität der Ludendorff-Auffassung in nichts zerstiebt. Immer wieder kehrt der Vergleich der Deutschen mit den Juden wieder. In bedrängter Zeit, 1807, sagte Goethe zu Reinhardt: „Die Deutschen wie die Juden lassen sich wohl unterdrücken, aber nicht vertilgen. Sie lassen sich nicht entmutigen und bleiben stark geeint, selbst wenn es ihnen beschieden wäre, kein Vaterland mehr zu besitzen.“ Der Gedanke kam Goethe 1808 in einem Gespräch mit Riemer wieder: „Deutsche gehen nicht zugrunde, so wenig wie die Juden, weil es Individuen sind.“ Der Gedanke, ins Tragische gesteigert, wurde in einem Gespräch mit Müller, 1808, zu einer erschreckenden Phantasie: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sie sich gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in aller Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Gutes ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.“

Ein Deutscher, der mit offenen Augen durch die Vereinigten Staaten fuhr, teilt dem „T.-B.“ ein kleines Erlebnis zum Problem der Papiernot und des Zeitungssterbens mit: Vor einigen Monaten stand ich in New-York, im Zeitungspalaste H e a r s t s. Ich wurde durch die Maschinenräume, durch die Riesendruckerei geführt. Plötzlich stand ich vor den ungeheuren Pa-

pierballen, die für eine tägliche Auflage von 5 Millionen Exemplaren nötig sind. „Hier finden Sie Abgesandte aus der Heimat“, sagte mein amerikanischer Begleiter, „die ganze Hearstpresse wird auf deutschem Papier gedruckt“. Wer das Format der amerikanischen Blätter und ihre Auflagen kennt, wird nun begreifen, warum Herr Hofrat Hartmann und die anderen Papiererzeuger mit vollendeter Gleichgültigkeit dem deutschen Zeitungsterben zusehen. Das amerikanische Geschäft interessiert sie, die deutsche Zeitung ist ihnen schnuppe. Sätze im Reichswirtschaftsministerium ein Mann von Kraft und Einsicht, so müßte er das Schicksal der deutschen Presse vor das der amerikanischen stellen. Keine Rolle nach New-York, wenn das Gedeihen der amerikanischen Presse mit dem Tod der deutschen bezahlt werden muß. Es wäre übrigens interessant, die Zahlungsmodalitäten der amerikanischen Kundschaft zu untersuchen. Selbstverständlich hat kein deutscher Papierfabrikant Geld-Depots in Amerika, in Holland, in Frankreich. Jeder Dollar, jeder Gulden, jeder Franken wandert sogleich nach Deutschland! Die Regierung hat die Kontrolle über den Außenhandel nie verloren! Hat jemand etwas anderes für möglich gehalten?

Einige der wirklich notwendigen Antischlemmereiverordnungen hat am 8. September übrigens das Reichsernährungsministerium erlassen. Es hat die Herstellung von Starkbier verboten, — statt 13 Prozent sollen künftig nur noch 8 Prozent Stammwürzgehalt gestattet sein. Abgesehen von den politischen Gefahren, die sich für die ohnehin exponierte bayrische Regierung Lerchenfeld aus diesem Verbot ergeben (es wartet Kahr, dessen Popularität zum guten Teil gerade auf Bierverbesserungen zurückzuführen ist) — abgesehen davon gibt es kein Bedenken gegen diese Verfügung. Sie macht erhebliche Gerstemengen für die Ernährung frei und wir werden uns, da uns schon so viel wichtigeres verwässert wurde, auch mit dem wieder verwässerten Bier abfinden. Verboten wird ferner, abgesehen von Ausnahmen, die Herstellung von Branntwein aus Obst. Auch die Einschränkung des Kirschwasserkonsums werden wir tragen können. Was aber erwartet sich das Reichsernährungsamt von der Bestimmung, daß kein inländischer Zucker mehr zur Fabrikation von Schokolade, Konfitüren, Branntwein, Likör und Sekt verwendet werden darf? Weiß es nicht, daß Inlandszucker seit einiger Zeit die interessante Tendenz zeigt, sich in Auslandszucker zu verwandeln? Oder hat es endlich ein Mittel gefunden, diese Metarmorphose zu verhindern?

Seit dem Dienstag voriger Woche erscheinen in Deutsch-Österreich keine Tagesblätter. Die Fachzeitschriften sind schon einige Tage vorher nicht mehr hergestellt worden. In Deutschland ist man die Streiks der Zeitungsetzer schon gewöhnt, in Wien erlebt man ihn zum erstenmal. Die Arbeiterzeitung bezeichnet den Streik der Buchdrucker als einen Existenzkampf und nicht mit Unrecht. Der Minimallohn der Vollarbeiter beträgt 165 000 Kronen pro Woche, der Nachtarbeiter in den Zeitungen 198 000 Kronen. Nach den Indexziffern des „Oesterreichischen Volkswirt“ pro 1. September beträgt das Existenzminimum für einen erwachsenen, unverheirateten Menschen, der in Familie wohnt und isst, 638 000 Kronen pro Monat. Bei den Buchdruckern, die solche Löhne beziehen, handelt es sich aber zumeist um ältere Familienväter, die also weit unter dem absoluten Existenzminimum bleiben. Das ist bezeichnend. Die Buchdrucker waren einst die bestbezahlten Arbeiter. Heute stehen sie tief unten in der Skala der Entlohnungen. Mit dem geistigen Mittelstand sind auch die geistigen Handarbeiter, die Setzer, herabgekommen. Trotzdem ihre festgefügte Organisation aufrecht besteht, haben sie in den letzten Jahren gar nicht mehr versucht, gleich den Metallarbeitern und anderen, die Indexentlohnung voll durchzusetzen; sie wußten, daß die geistige Nahrung zum Luxus geworden ist, und daß jede Verteuerung die Beschäftigung vermindere. Jetzt können sie nicht weiter, aber den Arbeitgebern ist es ebenso schwer, nachzugeben. Daher der scharfe Kampf. In den letzten Monaten mußten auch die bestgestellten Arbeiter schon Nachlässe an der Indexentlohnung zugestehen, denn auch den Exportindustrien geht es an den Kragen. In dem tollen Wirbel der Preise kann niemand mehr mit. Ein Laib Brot kostete anfangs August 2370 Kronen, seit Ende August sind es schon 6460 Kronen, wieviel es nächste Woche sein wird, weiß man noch nicht. Eine Straßenbahnfahrt kostet 1000 Kronen, vor wenigen Tagen waren es noch 450 Kronen, anfangs August kostete ein Kilogramm (!) Kohle 800—900 Kronen. Die anderen Preise, Fleisch, Fett, Kondensmilch usw. bewegen sich schon in den Zehntausenden, die bereits zur „Scheidemünze“ geworden sind. In einem bürgerlichen Haushalt, der nicht täglich einige Zehntausender ausgibt, hungert man. Schon werden 100 000 er- und 500 000 er-Noten gedruckt. Wir nähern uns rapid den russischen Zuständen.

Auch in Deutschland kennt man seit einigen Wochen diesen Wirbel der Preise. Und nicht ohne Staunen liest man hier, daß die Teuerung der Warenpreise kaum hinter dem Ausmaß der äußeren Geldentwertung zurückbleibe, obwohl alles in Deutschland — umgerechnet zum Tageskurs der Mark — wesentlich billiger ist als hier. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, die letzten Wochen im

tirolisch-bayrischen Grenzgebiet und in der bayrischen Hauptstadt gewelt hat, mußte erfahren, daß man nur die Grenze zu überschreiten braucht und mindestens um ein Drittel billiger lebt als in Deutsch-Österreich und alles das reichlich erhält, was man auf österreichischem Gebiet mit den größten Schwierigkeiten in geringfügigen Mengen auftreibt, Butter, Käse, Eier, Obst usw. Die Detailpreise hinken in Deutschland den Großhandelspreisen langsam nach, während sie in Deutsch-Österreich ihnen geradezu voraneilen. Liegt es an der besseren Widerstand der Verbraucher oder daran, daß eben in Deutschland — von den dem Ausverkauf besonders ausgesetzten Grenzgebieten abgesehen — alles in weit größerer Fülle zu haben ist und die Konkurrenz der Verkäufer daher die Preissteigerung verlangsamt, während hier die Versorgung äußerst knapp ist, und daher die Konkurrenz der Käufer die Preise in die Höhe treibt. Deutschland versorgt sich eben zu vier Fünfteln selbst, und Deutsch-Österreich ist etwa im gleichen Verhältnis auf die Einfuhr angewiesen. Da setzen sich steigende Devisenpreise sofort bis in die Detailpreise durch. Aber nicht nur die Teuerung ist unerträglich, sondern auch die Beschaffung der notwendigen Nahrungs- und Bedarfsartikel macht immer größere Schwierigkeiten. Wer sich nicht rechtzeitig mit Kohle versorgen konnte, denkt schauernd an die Wiederkehr der Verhältnisse in den Wintern 1919 und 1920, wo ein warmes Zimmer für den größten Teil der Bevölkerung ein unerreichbarer Luxus war. Jeden Samstag mangelt es an Brot in den Läden. Es geht nicht mehr weiter. Die Krone hat auf dem Weltmarkt jede Kaufkraft eingebüßt, und wir sind nicht mehr imstande, da unser sichtbarer und unsichtbarer Export dazu nicht ausreicht, das Notwendigste in der Welt einzukaufen (daß trotzdem viel Überflüssiges hereinkommt, ist eine traurige, auch anderseits bekannte Tatsache), denn wir können die nötigen Devisen nicht aufbringen. Wir können auch unsere Produktion kaum mehr aufrechthalten, denn trotz oder wegen der uferlosen Inflation — der Banknotenumlauf ist in der dritten Augustwoche bereits um 233 Milliarden Kronen, nahezu um den vierten Teil des bisherigen Gesamtumlaufes gestiegen, im September wird er sich also wahrscheinlich ungefähr verdoppeln — sind die Geldmittel zur Bezahlung der Löhne, zum Einkauf der Rohstoffe nicht mehr beschaffbar.

Das ist das Ende der sogenannten Sanierungsaktionen, die nacheinander, da die versprochene Auslandhilfe immer wieder ausblieb oder in solch verschwindendem Ausmaße zuteil wurde, daß sie nur für wenige Wochen, von der Regierung eingeleitet worden sind. Erst war es der Abbau der Lebensmittelzuschüsse, dann die Wiedereinführung der zentralen Devisenbewirtschaftung usw. Nacheinander haben die Bundeskanzler, Finanzminister und ihre Berater verkündet, daß Deutsch-Österreich aus eigener Kraft sich aus dem Elend herausarbeiten könne, daß es nur Vertrauen zu sich

selbst haben müsse. Niemand hat dieses Vertrauen zu Deutsch-Österreichs Lebenskraft so felsenfest bekundet wie der gegenwärtige Bundeskanzler. Aber als während der neuen Sanierungsaktion, während der Vorbereitungen zur Bankgründung, der Dollar von 20 000 auf 80 000, die tschechische Krone von 400 auf 2500 stieg, da hat er auf einmal alles Vertrauen verloren, da erklärte er plötzlich, daß die Rettung nur vom Ausland kommen könne, daß Deutsch-Österreich alles getan habe, was es aus eigener Kraft zu tun vermochte, und da unternahm er jene überraschenden, seltsamen Reisen in die Hauptstädte der Nachbarstaaten, die ihm anscheinend viel freundliche Worte aber nichts an tatsächlicher Hilfe gebracht hat. Was Dr. Seipel, der kluge und tatkräftige Priester, der die deutsch-österreichische Regierung leitet, sich bei dieser Reise eigentlich gedacht hat, ist nicht ganz klargestellt. Er bezweckte wohl in erster Linie eine Demonstration; er wollte vielleicht den Beherrschern Europas, die in der Londoner Konferenz das deutsch-österreichische Problem einfach zur Seite geschoben hatten, vor Augen führen, daß Deutsch-Österreichs Schicksal eine der wichtigsten europäischen Schicksalsfragen sei — hier glaubt man gerne, es sei die wichtigste —, und daß die Auflösung dieses Staates den angeblichen Friedenszustand Europas ernstlich in Frage stellen würde. Oder hoffte er, indem er die Tschechoslowakei als Führerin der kleinen Entente und Italien gegeneinander ausspielte, — die Reise nach Berlin war wohl mehr eine Demonstration nach innen als nach außen, denn daß Deutschland in diesem Augenblick seiner äußersten Notlage die Anschlußfrage aufrollen werde, das konnte Dr. Seipel gewiß nicht erwarten, so wenig man es in irgend einem Staate Europas, selbst in dem stets so ängstlich nach Deutschland aufhorchendem Paris einen Augenblick ernstlich befürchtet hat — von einem oder dem anderen jener Staaten die Hilfe zu erlangen, die Deutsch-Österreich wieder für kürzere oder längere Zeit über seine schlimmsten Nöte hinweggeholfen hätte? Hat er das angenommen, dann hat er sich sehr getäuscht. In Prag wurden ihm freundliche Worte zuteil, Unterstützung beim Völkerbund versprochen, in Verona und dann in Rom wurde zwar tatsächlich über die Zollunion gesprochen, aber wie nicht einen Augenblick zweifelhaft war, mit negativem Ergebnis. Die Idee, daß eine Zollunion Deutsch-Österreich retten, ja überhaupt gemacht werden könne, konnte nur einem Diplomatengehirn entspringen — der ehemalige österreichische Minister des Äußern, Ottokar Czernin, der von Zeit zu Zeit die europäische Öffentlichkeit mit phantastischen Ideen beglückt, scheint der Vater des Gedankens zu sein — und nur von einem in volkswirtschaftlichen Dingen völlig unerfahrenen Mann wie Dr. Seipel ernsthaft aufgegriffen werden. Eine Zollunion ohne Währungsgemeinschaft, eine solche ohne politische Gemeinschaft sind ein Unding, und daß Italien seine schlechte Währung, seine passive Zahlungsbilanz mit dem deutsch-österreichischen Wirt-

schaftsdefizit belasten werde, ist ebenso unwahrscheinlich wie der Gedanke, daß er bereit sein werde, die politische Herrschaft in irgend einer Form über Deutsch-Österreich zu übernehmen.

Aber immerhin, er hat eines erreicht: Die Demonstration ist gelungen, und Dr. Seipel hat die Einladung vor den Völkerbund in Genf erhalten, und so glaubt er wohl doch, daß seine Politik Erfolg gebracht hat. Aber es ist zu befürchten, daß auch diese Illusion rasch schwinden wird. Die Meldungen aus Genf lauten wenig günstig und niemand, der die Arbeiten des Völkerbundes und insbesondere seine Betätigung im Interesse Deutsch-Österreichs seit seinem Bestand verfolgt hat, wird große Hoffnungen darauf setzen, daß er uns jetzt eher die Millionen Pfund verschaffen wird können als vor 1½ Jahren, da er sie uns sicher in Aussicht zu stellen können glaubte. Der Völkerbund selber hat keine Mittel dazu. Die Staaten, die ihn bilden, schlagen sich fast ausnahmslos mit ihren eigenen Finanznöten herum und die Finanzgruppen, die auf Gewinn und Sicherheit ausgehen, haben mit den anleihekräftigeren Staaten zu wenig gute Erfahrungen gemacht, als daß sie dem schwächsten ein Anlehen zu gewähren leicht geneigt sein dürften selbst wenn, was wenig wahrscheinlich ist, die im Völkerbund vereinigten Mächte oder einige von ihnen, die Garantie für die Anleihe übernehmen wollten.

Der Bundeskanzler und Deutsch-Österreich gehen also wahrscheinlich einer neuen Enttäuschung entgegen. Aber damit wird diesmal Schlimmeres angerichtet als je zuvor. Denn es wird, wie es scheint, eine einzige günstige Gelegenheit versäumt, um diesen Staat, wenn auch kaum dauernd, so doch für eine gewisse Zeit aus eigener Kraft über Wasser zu halten. Als Dr. Seipel in Berlin die Einladung nach Italien erwartete, und der Mißerfolg der improvisierten Reise deutlich erkennbar war, erschien in der Arbeiterzeitung ein Aufruf an die Arbeiter, in dem deutlich die Bereitwilligkeit der sozialdemokratischen Partei kundgegeben wurde, in die Regierung einzutreten, um durch ein umfassendes Programm der Selbsthilfe die drohende Katastrophe abzuwenden. Mit vorsichtiger Zurückhaltung wurde das Programm, das dieser neuen Konzentrationsregierung der drei Parteien des Nationalrates zugrunde liegen müsse, umschrieben. Keine Forderungen für die Arbeiter, mit Ausnahme einer Erhöhung der Unterstützungssätze der Arbeitslosen, um sie vor dem Verhungern zu schützen, werden erhoben; daß Entbehrungen nötig sind, wird ausdrücklich zugegeben, nur sollten sie von allen gleichmäßig getragen werden; auf wirtschaftliche Gewaltmaßnahmen — die Beschlagnahme der Valuten in privatem Besitz und dergleichen hat jahrelang eine Hauptforderung der Sozialdemokraten gebildet — wird verzichtet, weil sie geeignet wären, die privaten Kreditbeziehungen zwischen der österreichischen Wirtschaft und dem ausländischen Kapital zu zerstören. Es wird die Stilllegung der Notenpresse verlangt und zu diesem

Zwecke neben der Besteuerung des Luxusverbrauches, die die sozialdemokratische Wiener Gemeindeverwaltung zu einer sehr ergiebigen Steuerquelle gemacht hat, und dem Verbot der Einfuhr der Luxuswaren, darunter auch der alkoholischen Getränke, und der Erhöhung der Tarife zur Herstellung des Gleichgewichtes bei den Staatsbetrieben wird die Bildung der Industrieverbände, die als Steuergesellschaften und zur Kontrolle der Devisenbewirtschaftung fungieren sollen, gefordert. Es ist das Sanierungsprogramm, das Dr. Gustav Stolper seit Jahr und Tag verfiicht, das hier von den Sozialdemokraten übernommen wird, und welches die Stilllegung der Notenpresse durch automatische Umlegung des aus anderen Quellen nicht gedeckten Defizits auf die Preise aller Industrieerzeugnisse herbeiführen und damit die Einschränkung des Verbrauches, vor allem den weitgehenden Verzicht auf Luxus und Luxusimport und einen die Preise verbilligenden Druck auf die Devisenkurse erzwingen will. Es war kein leichter Entschluß der Arbeiterführer, sich derart selbst, im verzweifelten Augenblick zur Teilnahme an der Regierung, aus der sie vor zwei Jahren durch das illoyale Verhalten der Christlichsozialen verdrängt worden sind, mit einem ernstesten Programm, das gerade den Arbeitern große Opfer auferlegen muß, — denn die Sanierung geht nur über die Industriekrise — zu melden. Es ist klar, wenn irgend etwas die drohende Katastrophe verhüten oder doch hinausschieben kann, so ist es ein solches Programm, das von den bürgerlichen und Arbeiter-Parteien gemeinsam getragen wird und daher auch verwirklicht werden kann. Aber Dr. Seipel scheint offenbar die Macht nur ungern mit den Sozialdemokraten zu teilen, die auch schwerlich bereit sein werden, mit ihm persönlich im Kabinett zusammenzuarbeiten, und so eilt er dem Phantom der Völkerbundhilfe nach und stellt das Parteiinteresse und seine Kanzlerschaft über das Staatsinteresse. Aber in einer Woche wird ein neuer Index verkündet werden, der mindestens eine Verdoppelung der Preise und daher der Löhne und des Staatsdefizites bringen wird, und ob dann das Unheil überhaupt noch abwendbar sein wird, das steht dahin. Und eine zweite Gefahr droht. Wenn die Verhandlungen im Buchdruckergewerbe nicht bald zu einer Einigung führen werden, dann wird auch mit dem Streik der Banknotendrucker gedroht, und welches Unheil davon ausgehen kann, ist nicht abzusehen. Im Augenblick scheint das Fehlen der Zeitungen — das der Bevölkerung die täglichen Hiobsposten vorenthält — eher eine kalmierende Wirkung auszuüben, aber es gärt in den Massen und die Unmöglichkeit, aus Banknotenmangel die Löhne zu zahlen, könnte den Stein unheilvoll ins Rollen bringen. Es sind Schicksalstage für Deutsch-Österreich, und vielleicht ist unser Schicksal bis zum Erscheinen dieses Artikels bereits entschieden.

Lebwohl, deutsche Bühne! Ich hab' dir mehr als zwanzig Jahre treu gedient. Nicht um des Soldes willen, der — meine Verleger können es eidlich erhärten! — meist höchst kärglich ausgefallen ist. Du magst sie, wenn dich, wonach du sonst nie Verlangen trägst, nach kleinen Zahlen gelüftet, vor deinen Richterstuhl laden. Doch der karge Lohn ist es nicht, der mich von dir von dannen ziehen heißt, wiewohl heutzutage schließlich niemand umsonst seinem Traum nachlaufen kann, der ihn nicht nähren mag. Nein, es ist die geringe Gegenliebe, die mir von dir zuteil wurde, deutsches Theater, die mich dir mehr und mehr entfremdet hat. Vergütungen und Gewinne kann man leicht verschmerzen, wenn einem Apoll oder sonst einer der freundlichen Schutzherren dort oben die Gabe verliehen hat, sich schreibend durch dies mühevollle Dasein hindurchkämpfen zu können. Aber die innere Teilnahmslosigkeit und Trägheit, die einem vom lieben deutschen Theaterpublikum wie von dessen getreuem Spiegel, den Bühnenleitern, entgegengebracht wird, die kann einen schließlich auf buntere, geistigere Fluren vertreiben, wo die Lüfte den Künstler wärmer und verständnisvoller umwehen.

Ich will gar nicht behaupten, daß das Theaterpublikum in andern Ländern und Völkern heute besser und gereifter sei als hierzulande. Höchstens hegt man dort infolge stärkerer Überlieferung oder leichterer Lebensverhältnisse eine gewisse unbewußte Ehrfurcht vor der Bühne und vor ihren sämtlichen Mitgliedern, sogar ihren Autoren. Die Bühnendichtkunst selber hat es im Zeitalter des Rollbildtheaters überall schwer und kränkelt und stirbt wie ein ausgedienter bresthafter und alter Kriegersmann dahin. Indessen bleiben wir bei meinem traurigen Fall: Ich habe in den letzten Jahren folgende Stücke geschrieben. Ich zähle sie auf, da sie so gut wie unbekannt geblieben sind: „Die Nachtseite“, „Der Irrgarten“, „Kleinselige Zeiten“, „Die Welt ist krank“, „Der Spion“, „Der Übergang“, „Das grüne Haus“, „Die Insel“, „Mückentanz“. Von ein paar kleineren Einaktern abgesehen. Diese genannten Werke sind zum Teil alle zur Uraufführung einmal feierlich aufgebahrt und dann wie Fehlgeburten oder Wechselbälge schnell wieder verscharrt worden. Wobei ich von dem Argument einiger Bühnenherrscher gegen mich absehe, die aus der Behauptung, daß ich zu viel geschrieben habe, ihrerseits die Berechtigung folgern, darum gar nichts von mir aufführen zu brauchen.

Also taugen die Stücke offenbar nichts, wird der nüchtern und „praktisch“ denkende Kopf schließen. Denn, so denkt er weiter, andernfalls würden sie sich durchgesetzt haben, weil das Tüchtige sich nun einmal Bahn bricht. Erstens kann dies freilich verflucht lange dauern, wie das Leben der meisten Künstler beweist, die ihren Ruhm nicht mehr atmend genießen konnten. Und zum andern kann sich ein Werk einfach nicht durchsetzen, wenn man es nur ein

einziges Mal herausbringt, ebenso wenig wie eine Blume sich entfaltet, die man nur einmal begießt und dann verdorren läßt. Um einen Künstler volkstümlich zu machen, bedarf es einer gewissen treuen und stetigen Pflege, wie sie in der Zeit seiner Kraft etwa Otto Brahm seinen dramatischen Dichtern angedeihen ließ. Es ist verflucht wenig damit getan, wenn man einen Dichter, nur um zu zeigen, daß man als Bühnenleiter modern und auf der Höhe ist, mit seinem neuesten Werk zu Worte kommen läßt und hernach wieder in die Versenkung stößt. Wie denn überhaupt das Wettringen unserer Theaterdirektoren lediglich um „Uraufführungen“ einen nicht sehr vornehmen noch vergeistigten Anblick gewährt.

Indessen, an dem Aufbau eines irgendwie einheitlichen Spielplans, der zur Bildung und Veredelung ihrer jeweiligen Gemeinde beitragen soll, ist ja wohl den wenigsten jetzigen Bühnenherrschern noch gelegen. Der Spielplan wird einfach wild aus den bewährten guten alten Sachen, aus den grade eingeschlagenen brühwarmen Kassenstücken wie aus drei bis vier Uraufführungen, die zu haben waren, zusammengestoppelt. Damit ist die theatralische Sendung der meisten Direktoren erfüllt. Als ob mit jenen paar Uraufführungen genug getan wäre, um die heutige Bühnendichtkunst zu fördern. Mit Stolz weisen die Theaterführer, deren rechte Hand stets wie die des Aristoteles auf dem berühmten Raffaelischen Bilde der Schule von Athen entschieden zur Erde und auf ihre Kasse zeigt, mit der erhobenen Linken gleich Plato auf die „Uraufführungen“, die sie alljährlich veranstalten. Den armen Dichtern ist mit dieser vorübergehenden schemenhaften platonischen Liebe wenig geholfen. Ihr Stück wird möglichst hurtig herausgebracht, wobei sie heute der unendlichen Kosten wegen kaum lange Zeit zu den Proben kommen können, auf denen das meiste für sie zu lernen ist. Dann riecht die Kritik das Werk schnell wie eine frische Blume ab, klassifiziert es kurz und wirft es beiseite. Und nach zwei, drei Wiederholungen wird es in die Leichenkammer der Theaterbibliothek eingereiht und versenkt. Beim Abschluß der Spielzeit aber bestätigt die gesamte Ortspresse feierlich „unserm regen und verdienstvollen Herrn Intendanten“ seinen Wagemut und seine Experimentierfreudigkeit.

So einfach ist es nun allerdings nicht, um zu einem Hochstand und einer Blüte des Bühnenlebens zu gelangen. Ein göttlicher Funken von Begeisterung und ein Stück Sehergabe gehört schon dazu, unserm Volk seine neuen Dichter nahe zu bringen. Und daß man diesen Funken eines überirdischen Feuers meist entbehren muß, das verleidet einem den Umgang mit der Bühne und ihren Menschen schließlich gänzlich. Wie selten trifft man einmal einen Bühnenleiter, der fest auf einen bestimmten Dichter gesetzt hat und ihm treu und unerschütterlich folgt, wohin auch die Kreuz- und Quersprünge seiner Entwicklung gehen! Die meisten Theatergewaltigen stellen fast mit Behagen fest, wenn sie wieder einmal einem

Autor die Gefolgschaft versagen müssen. Die beharrliche Anhänglichkeit, die mit seinem Erkorenen durch dick und dünn wandert, wie es beispielsweise in der neueren Kunstgeschichte das Verhältnis von Conrad Fiedler zu Hans von Marrès lange Jahre zeigt, das ist seit Brahm bei den Bühnenfürsten ganz selten geworden.

Der Mangel an Wärme ist es, der einem den neuzeitlichen Bühnenbetrieb so zuwider macht: An Wärme und Begeisterung fehlt es bei den Leitern, bei den Bühnenkünstlern und bei dem Publikum. Die Klage ist so alt wie unsere Bühnengeschichte. Aber wen sie grade auf der Haut und im Herzen brennt, der leidet darum nicht weniger, weil er weiß, daß es zahllosen vor ihm nicht besser ergangen ist. Welch einen herrlichen Aufschwung für unser Bühnenleben hatte ich mir mit der staatlichen Umwälzung in Deutschland erhofft! Die früheren Hoftheater, die jetzt als unabhängige Landestheater ohne die fürstliche fortschrittfeindliche Umschnürung weiter leben, werden sich frei entfalten, so wähnte ich. Die Stadttheater, bei denen nun auch Vertreter des werktätigen Volkes mitzureden haben, werden den spießbürgerlichen, muffigen Aufbau ihres hergebrachten ranzig gewordenen Spielplans umreißen und erneuern müssen, so dachte ich. Es wird nicht mehr die alte Ochsentour geben, Sonntag „Lohengrin“, Montag „Wilhelm Tell“, Dienstag „Pension Schöller“; Mittwoch „Fra Diavolo“, Donnerstag „Clavigo“, Freitag „Sommernachtstraum“; Sonnabend „Hans Huckebein“; Sonntag „Carmen“. Und so fort wie eine Amüsementsmühle für die Theaterabonnenten, die seit der Umschichtung des Kapitals geistig wieder von vorne anfangen müssen. Von Köln bis Königsberg ohne starke Abweichungen. Nein! Junge, vorwärtsdrängende selbständig denkende und künstlerisch veredelte Männer werden statt der alten verstaubten und verkalkten Staats- oder Stadtbeamten die Führung der Theater an sich reißen und ohne die früheren Hemmungen den so oft ersehnten Bühnenfrühling und das deutsche Nationaltheater in vielerlei Gestalt heraufführen, so hoffte ich. Ja, hat sich was! Der Nachwuchs unter unsern Bühnenleitern ist bisher höchst schwach geblieben und statt der vielen Ängste und Rücksichten von früher herrscht heute gewaltiger als sie alle und terroristischer denn je die Furcht vor der Presse und deren Tagesurteilen. Bei einigen unserer jüngeren „Intendanten“, wie sich jetzt jeder Theaterdirektor in einer mittleren Stadt gern tituliert, hört man das Gemächtel mit der Presse oft schon ganz betriebsmäßig klappern, wenn die journalistischen Druckknöpfe geschmiert und die Zeitungsnotizen über die Kunstfabrik versandt oder in der Registratur geordnet werden.

Auf diese Galeere mag ich mich nicht binden lassen. Ich verzichte darauf, den Lakaien oder gewandten Mann zu spielen und zu schustern und zu katzbuckeln und mich immer wieder in empfehlende Erinnerung zu bringen bei Bühnenleitern und Theaterkritikern. Ich wandere zum Roman ab. Aber schon fühl' ich, indes

ich dies niederschreibe, daß es mir vielleicht nicht anders ergeht wie den meisten Schauspielern, die täglich über das Theater sich zu Tode ärgern, bis sie glücklich ihr fünfzigjähriges Bühnenjubiläum hinter sich haben und auch nach diesem immer wieder noch aufs neue zum unwiderruflich letzten Male auftreten. „Während man in jeder Woche mindestens achtmal von der Bühne abgehen will, wird man allmählich auf der Bühne achtzig Jahre alt“, hat irgend ein großer Mime geseufzt! Es ist mit dem Theater allbekanntlich wie mit der Unterwelt. Wer von den Granatäpfeln am Phlegeton genascht hat, der kommt von diesen düstern Gefilden nicht mehr los, der ist wie Persephone bis auf die Sommerferien, die er bei der Mutter Ceres in der Natur verbringen darf, dieser Hölle verfallen. Und nur der Hoffnungsvolle, der Illusionist oder Ideologe, fragt noch zuweilen: „Könnten wir einander den Aufenthalt zwischen den teuflischen, künstlichen Kulissen nicht ein wenig erleichtern und verschönern?“ Und ein Narr wartet auf Antwort.

FRIEDRICH MARKUS HUEBNER:

DEN WEIBERN

So frei von Vaterland, von Sippenzwang
regt unter euern Kleidern sich der Leib,
und sein geheimnisvoller Tieresgang
gehört der Ewigkeit, dem Zeitvertreib. s

Ihr kennt nicht diesen eingebornen Hang,
der spricht: „Bei deinen Blutsverwandten bleib!“
Ihr schätzt die Männer ein nach anderm Rang,
Ihr seid die Allnatur, ihr seid nur Weib.

O wie es tröstet, einen Weg zu kennen,
der weg führt aus der schrullenhaften Qual,
sich Deutscher, Franzmann, Engländer zu nennen.

Brust, Bauch und Schoß sind international!
Wenn wir in euch zu eitel Nichts verbrennen,
birgt uns die Heimat unserer tiefsten Wahl.

Ein Mann weilte vor einiger Zeit einige Tage in Frankfurt. Er unterließ es nicht, das dortige Theater zu besuchen. Man gab ein Stück von Büchner und es spielten gute Schauspieler in diesem Stück. Eine kleine Rolle wurde von einer Frau gespielt, von welcher der Mann noch nie gehört hatte, da er ein Provinziale war. Er ging aber hin und sagte allen, die er traf, daß diese Frau die größte Schauspielerin Deutschlands sei. Dieser Mann, der allen sagte, wer die größte Schauspielerin in Deutschland sei, traf einen anderen Mann, dem er auch sagte, wer die größte Schauspielerin Deutschlands sei. (Beide schrieben sie Stücke.) Der andere Mann, skeptisch wie er war, teilte sofort diesen Glauben, da er stark und ausreichend genug für zwei Männer war. Als sie in Frankfurt wieder ein Stück gaben und es hieß, daß die Frau darin spielen sollte, fuhr der andere Mann nach Frankfurt ab.

Denn es stand ihm völlig fest, daß diese Frau eine der größten Schauspielerinnen sein müsse.

Es kann sich also hier, im Rahmen einiger weniger Worte, nicht darum handeln, viel zu wissen und viel gesehen zu haben. Sondern der andere Mann sah ein Bild, von dem man dann ab und zu träumt. Sah einen Menschen, der dann nicht mehr fortgeht. Hörte eine Stimme, die von nun an einen eigenen Platz in seinen Ohren hat. Hörte einen Gang, der neben ihm nun hergeht.

In einem Stück nun, von dem hier nicht die Rede ist, spielte sie die anstößige und einwandvolle Rolle einer Frau. Sie war die Frau des Stückes, welche eine Mutter ist, bis auf die entscheidenden Momente, und welche züchtig ist, bis sie unzüchtig wird — aber auch umgekehrt kann es sein. Kurz, man konnte verschiedener Meinung sein, was das für eine Frau wäre. Wer aber verschiedener Meinung war über das, was diese Schauspielerin war, der unterlasse es, in die Theater zu gehen.

Denn wenn einer sich viel umgeschaut hat, auch gesucht hat, nahezu gefragt hat (wenn er fragt), was denn die Frau ist, heute, in diesen Tagen, die mit uns gekommen ist, oder von der man sagt und glaubt, daß sie mit uns gekommen ist; wenn der nun sitzt und sie anstarrt: so steht er auf und sie entblößt ihm alles.

So begann es mit denen, als die Schauspielerin auf die Bühne trat.

Wenn sie auftrat, spannte sich das Haus. Jedes ihrer Worte war eine Gnade. Wenn ihre Hand bereit und bereitend hinabhängt, strecken sich tausend Hände nach ihrer Hand. Wenn um ihren vieles wissenden Mund ein Zucken geht, wandern die tragischen Schauer über den Rücken die Haare hinauf.

Sie war die Frau unserer Tage: reif, kühl, weiß und wissend; innen ist sie toll. Sie sieht alles; ihre Hände sind hilflos. Ihre Augen sind gut; ihr Mund ist brutal. Niemand aber kennt ihre Ohren.

Auf schmalen Fesseln geht sie über die Bühne. Niemand weiß, wohin sie gehen wird. Wenn sie sitzt, weiß man nicht, ob sie aufstehen wird. Man zittert um ihre Bewegungen, weil man so unwissend ist. Sie aber weiß alles und ist doch unbestimmt und ist doch im dunklen und ist doch am Ende und wird doch nichts wissen. Hat man von diesen Menschen nur geträumt? Wer erkennt sich nicht? Diese Frau ist von sehr weit hergekommen und auf fremden Wegen; nun steht sie da und enthüllt sich; und die Leute sitzen und sehen es; und ein ganzes Theater hockt und starrt sie an:

Auf der Bühne steht sie allein, weit und offen, ein hohes Bild. Kein Programm bestempelt diese Schauspielerin, als das, daß sie neu und unerhört ist. Niemand tritt vor sie und sagt: das ist modern und weil in den Leistungen dieser Schauspielerin das ist, ist sie modern. Sondern die Ingenieure sehen die harte Spannung ihrer Kurven und werden zu weiten Brücken begeistert. Die Chauffeure hören das leichte Surren ihrer Worte und es treibt sie zu rasenden Rekorden. Kaufleute messen ihren lockeren Gang und sie sehen die Waren der fernen Länder. Es wird klar, daß hier der Zeit nicht nachgegangen wird; hier entsteht die Zeit.

Denn die Modernität dieser Schauspielerin ist ein Anfang. Darum ist sie aller Hingabe voll. Sie ist ein Ganzes. Weil sie höchste Steigerung ist. Immer muß Modernität ein Superlativ sein und die größte Möglichkeit unserer gegenwärtigen Fähigkeiten enthalten. In ihr aber ist zu sehen die größte Lockerung der Vergangenheit und die größte Spannung der Zukunft. Ihre Sünden brechen zusammen und ihre Keuschheit formt sich ungeahnt. Immer sind ihre Hände zu sehen; nirgend ist sie festgelegt; über aller schweren Reife, unter allen ekligen Leiden leuchtet sie dennoch: Lachen, Kraft, Vitalität.

So ging die Schauspielerin Gerda Müller zwischen dunklen und verlorenen Leuten einen Abend lang. So stand sie über dem Schlachtfeld dieses Abends, zwischen zum Himmel gereckten Stuhlbeinen und zerschlagenen Tischen, zerbrochen im Niederbruch. Dennoch: weiß.

(Mai 1922)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Septemberwoche.

Der 10. September 1922 wird in der Weltwirtschaftsgeschichte vielleicht als ein Wendepunkt von ähnlicher Bedeutung vermerkt werden, wie der Tag, an dem die napoleonische Kontinental Sperre in sich zusammenbrach oder an dem die erste Lokomotive über Land rasselte. Am 10. September 1922, mit Unterzeichnung des Vertrages zwischen Krassin und Mr. Leslie Urquhart, dem Aufsichtsratspräsidenten der Russia-Asiatic Consolidated, ist wahrscheinlich eine endgültige und unwiderrufliche Abkehr der Sowjetregierung von vielen entscheidenden Glaubenssätzen ihrer Frühzeit erfolgt; sicher aber — und auch das ist wichtig genug, — ist der erste, sowohl in bezug auf seine Ausmaße als auch in bezug auf seine Partner ins Gewicht fallende, praktische Schritt getan worden, die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Rußland und der Welt wieder ins Vorkriegsgleise zurückzuschieben. Immer ist an dieser Stelle die Meinung vertreten worden, daß die Privatwirtschaft (namentlich diejenige Englands) den ewigen Verhandlungen der Regierungen über die Rückerstattung des sozialisierten Besitzes und über die Anerkennung der russischen Staatsschulden nicht auf die Dauer zusehen werde, daß sie vielmehr, wenn die Regierungen aus dem ganzen Wust nicht mehr herausfänden, schließlich selbst die Initiative ergreifen und zu erkennen geben werde, daß sie weit weniger in praktisch doch belanglose Maximen und Finessen verrannt sei als ihre offizielle Interessenvertretung. Das ist nun ganz genau so eingetroffen, — und es ist wichtig, daß es im Einverständnis mit der englischen Regierung geschah, die, an die Ansprüche ihrer Alliierten gefesselt, jetzt privatim unternehmen läßt, was sie staatlich, obwohl sie es immer für richtig hielt, nicht durchzusetzen vermochte. Der Vertrag zwischen Krassin und Urquhart sichert der Russia-Asiatic die absolut unbeschränkte Ausnutzung ihres gesamten früheren russischen Beitzes, bestehend aus Bergwerken, Forsten und Fabriken im Werte von 56 Millionen Pfund Sterling. Herr Urquhart stand lange Zeit in der ersten Reihe der unversöhnlichen Sowjetfeinde, — wenn er diesen Vertrag jetzt doch abschloß und erklärt, voll von ihm befriedigt zu sein, so ist anzunehmen, daß die Sowjetregierung seinen Ansprüchen in allen wesentlichen Punkten nachkam. Das wird auch alle noch zögernden Schicksalsgenossen der Russia-Asiatic ermutigen, ihr nachzugehen, und es ist hundert gegen eins zu wetten, daß auf diesem privaten Wege die gesamten englischen Unternehmungen in Ruß-

land binnen kurzem restituiert sein werden. So betreibt man, wenn die grundsätzlichen Schwierigkeiten unüberwindbar bleiben, unter ihnen hinweg praktische Wirtschaftspolitik! Was aber ist mit Deutschland? An dem Geschäft der Russia-Asiatic sind in irgendwelcher unbekannten Form auch Krupp und Mendelssohn interessiert. Man versichert, daß der Konzern ausgiebig auf deutsche Lieferungen und Personalhilfe zurückgreifen wird. Aber es gab ja wohl auch eigene deutsche Unternehmungen in Rußland und in bezug auf diese bestehen nach Rapollo nicht einmal mehr die grundsätzlichen Regierungsschwierigkeiten, die von den Engländern unterschlüpft werden mußten. Wird man bald auch von deutschen Verträgen nach Art des Urquhart-Vertrages hören? Oder ist der Kapitalmangel der deutschen Industrie wirklich so groß, daß sie zu neuen Milliardeninvestitionen auf dem aussichtsreichsten Gebiete Europas nicht mehr imstande ist? Es besteht kein Anlaß, das anzunehmen!

Eine große Anzahl industrieller Verbände hat ihre Mitglieder aufgefordert, künftighin auch dem inländischen Käufer nur noch in Dollar zu fakturieren; und es braucht nicht gesagt zu werden, daß man der Aufforderung sofort treulich zu folgen begann. Das Ereignis wurde von der Geschäftswelt, von den Zwischen- und Kleinhändlern, mit Ingrim, aber auch mit jenem Fatalismus entgegengenommen, an den man sich in den letzten Jahren gewöhnt hat. Für die vom Staate repräsentierte gesamte Wirtschaftsgesellschaft ist solch privater Fatalismus aber nicht möglich; denn hier handelt es sich um einen für die Wirtschaftsentwicklung der nächsten Zeit denkbar gefährlichsten Schritt. Es ist zuzugeben, daß sich der Produzent kalkulatorisch in schwieriger Lage befindet, und daß ihm das enorme Kursrisiko, das heutzutage mit jeder Fabrikationstätigkeit verknüpft ist, durch die Dollarfakturierung erspart wird. Aber nicht nur kommt, wenn die Dollarrechnung sich einbürgert, das Ansehen der Mark immer mehr in Verfall (ein psychologisch keineswegs gering einzuschätzendes Entwicklungsmoment), — nein, mehr noch: das Risiko wird ja nur weitergewälzt, von irgendwem wird es schließlich doch getragen werden müssen! Nach dem Fabrikanten wird auch der Großhändler in Dollar fakturieren, nach dem Großhändler der Kleinhändler, und irgendwo auf diesem Wege wird sich die Notwendigkeit einstellen, dem Risiko dadurch zu begegnen, daß man sich zugleich mit der Bestellung auch effektiv — in Dollar eindeckt. Derart wird aus der Dollarfakturierung zwangsläufig eine effektive Dollarbezahlung (wobei zu bemerken ist, daß in manchen Branchen die effektive Dollarzahlung tatsächlich schon verlangt wird). Was ist die Folge? Der Devisenbedarf verdoppelt, verdreifacht, ver-

vierfach sich, entsprechend wächst die Nachfrage an den Börsen und entsprechend sinkt der Wert der Mark in's Bodenlose. Das ganze wäre annehmbar oder sogar erfreulich, wenn wir auf diese Weise langsam aus der Mark- in die Dollarwährung hineinkämen. Aber daß das möglich sein könnte, spukt nur in wirtschaftlich analphabetischen Köpfen. Um in die Dollarwährung hinüberzugelangen, müßte die deutsche Wirtschaft eine Überschufwirtschaft sein, sie müßte Überschüsse in Dollar verwandeln können. Sie ist aber eine Überverbrauchswirtschaft, sie kann nicht einmal bilanzieren, wieviel weniger große Dollar-Umlaufsmittel an sich heranziehen. Unter diesen Umständen muß sie jeden zusätzlichen Dollarbedarf mit zusätzlicher Markentwertung bezahlen, ohne doch von der Mark sich befreien zu können. Diese Erwägung zeigt, wohin die Dollarfakturierung unausweichlich führt. Daß sie für den Kaufmann erleichternd und von seinem privaten Standpunkt aus relativ ideal ist, wurde schon gesagt. Aber hier kollidieren Privat- und Kollektivinteressen in einer Weise, die es unbedingt notwendig macht, rigoros für die letzteren einzutreten. Der Staat muß gnadenlos gegen die Dollarfakturierung einschreiten! Und er hat ein einfaches Mittel dafür in Händen: er muß nur ein Gesetz erlassen, daß auf Dollar lautende Inlandsverträge, -rechnungen und -wechsel gerichtlich nicht einklagbar sind!

Der Erlaß des preußischen Innenministers an die Gemeinden, in dem sie zur Einführung einer Schlemmersteuer aufgefordert werden, ist ein typisches Beispiel jener Art von Verordnungen, die mehr einer an sich verständlichen Gemütsregung als vernünftigem Nachdenken entspringen. Der Erlaß zerfällt in zwei Teile, von denen der erste, der schärfste Einschränkung in der Erteilung neuer Gaststättenkonzessionen fordert, unanfechtbar ist. Umso anfechtbarer aber ist der zweite. Er fordert Sonderbelastungen des „übermäßigen Verzehrs“. Man muß hier sagen: was ist das, übermäßiger Verzehr? Wirtschaftlich bedeutungsvoll ist er erstens, wenn er übermäßig in bezug auf die verzehrten Mengen und zweitens, wenn er nach Lage der Allgmeinwirtschaft übermäßig in bezug auf die verzehrten Güterarten ist. Aber der Entwurf des Ministeriums sieht das Merkmal „übermäßigen Verzehrs“ weder in den Mengen noch in den Arten, sondern in den Preisen; die Preise aber sind kein wirtschaftlich belangreiches Charakteristikum. Die Wirtschaft wird nicht mehr geschädigt, wenn ich bei Heinroth ein Schnitzel zu 500 M. oder wenn ich es bei Aschinger zu 100 M. esse. Der „Verzehr“ ist in beiden Fällen genau derselbe, und es besteht absolut kein Anlaß, den Heinroth-Gast zu Aschinger hinüber zu jagen; er weiß, daß er für die Façon dort ein kräftiges Agio zahlen muß und wenn er dazu bereit

und imstande ist, verliert die Wirtschaft durch seine größere Rechnung nicht. Vermutlich ist der sogenannte „übermäßige Verzehr“ aber fast durchweg nur eine solche Preis-, keine Mengenfrage; denn der quantitativen Aufnahmefähigkeit jedes Menschen sind ziemlich enge Grenzen gesetzt. Für die paar (überdies schwer definierbaren) Grenzfälle, in denen wüste Fresser sich mit fünfzehn Gängen vollstopfen, lohnt sich ein Gesetz aber nicht; und es würde auch oftmals ungerecht wirken, denn wenn zum Beispiel ein Geschäftsmann oder Reisender im Drange der Arbeit sein Mittagessen versäumte und nun zum Abend doppelte Portionen nimmt, — soll er deshalb schon zum Schlemmer gestempelt werden? Dies aber läßt sich nicht durchführen und wird, wenn es trotzdem versucht wird, nur zu lächerlichen Schiebungen führen. Was wir brauchen, ist äußerste Beschränkung der Einfuhr unwichtiger Verzehrsgüterarten, als da sind Kaviar, ausländische Schnäpse und Weine, Ananas, vielleicht sogar Apfelsinen (wenn es ohne Retorsionen möglich ist). Was wir brauchen ist außerdem die Fernhaltung lebenswichtiger inländischer Produkte vom Luxusmarkt, zum Beispiel rigorose Durchführung des Schlagsahnenverbots. Ist dies aber geschehen, so lasse man jeden ruhig die Preise zahlen, die er seiner Finanzlage angemessen glaubt, treibe nicht Wirtschaft da, wo gar keine wirtschaftlichen Tatbestände vorliegen, und treibe nicht Erziehung, wo Erziehung gar nicht möglich ist, — denn der wirkliche Schlemmer wird doch schlemmen, sei es, indem er das Lokal dreimal wechselt, sei es, indem er die Arbeit in seine Wohnung verlegt.

Reiseerfahrung als Illustration zum Eisenbahndefizit: Ich fahre von einem Hause in Frankfurt per Auto zum Bahnhof: Taxe etwa 287 M. Am Bahnhof löse ich eine Fahrkarte 2. Klasse nach Nürnberg: Tarifpreis 220 M. Die Strecke zwischen Frankfurt und Nürnberg ist 233 Kilometer lang; die Autostrecke betrug 2 Kilometer. Ob der Autodroschenkutscher Aussicht hat, mit seiner Taxe Millionär zu werden, sei dahingestellt. Welche Aussichten aber die Bahn mit ihrem Tarif hat, das rechne der vorurteilslose Leser sich selber aus.

G L O S S E N

„KOMMANDIERT DIE POESIE.“

Junge Dichter, eh' ihr nun endgültig plündern, stehlen, einbrechen und unterschlagen müßt, wie es Carl Sternheim kürzlich in diesen grünen Heften mit zwingender Logik bewies, habe ich noch einen letzten leisen Vorschlag: Wollt ihr nicht Gelegenheitsgedichte machen?

Ihr Kohlen-, Stahl-, Papierfürsten mit der Macht der entthronten Monarchen, habt ihr doch auch ihre vornehmen Gewohnheiten übernommen, darunter jenes Gemisch von Luxus und Nächstenliebe, dem der Gönner des Horaz seinen Namen gab. Seid ihr auch richtige Mäzene? Es genügt nicht, daß ihr die ersten numerierten Exemplare besonderer Ausgaben auf Japanpapier kauft. Ihr müßt sie zu euch kommen lassen, die Poeten. Habt ihr nicht Töchter zu verheiraten, Väter zu begraben, Kinder zu taufen, neue Stadtpaläste und Sommervillen einzuweißen, neue Gruben zu eröffnen? Dazu muß, zum Teufel, doch auch etwas gedichtet werden! Es ziemt sich nicht länger, daß das der witzige Vetter oder Neffe übernimmt, der einige Zeilen fertig bringt, die sich hinten reimen, auch nicht, daß ihr gewisse Versfabrikanten in Nahrung setzt, die zu den Melodien der letzten Schlager sogenannte „bezügliche Verse“ machen, Theater aus Anspielungen auf den ersten Zahn, den ersten Schwarm und die musikalische Begabung der Braut. Oder Zwinkerndes über des Bräu-

tigams verlassene Jugendliebe. Das geht nicht. Ihr müßt noch schnell vornehm werden, Bürger, ehe es euch nicht mehr gibt! Das Vornehme vermeidet die persönliche Anspielung, das Kneifen in Oberarme oder -beine, das Rockauf- und -zuknöpfen. Werdet noch schnell typisch, wenn's auch langweilig ist.

Ihr aber, Poeten, wenn euch nicht gleich selbst etwas einfällt zur Feier der Berufs- und Familienereignisse eures Brotherrn, lest nach, was etwa mitten in dem barbarischen Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges Herr von Hoffmannswaldau dichten konnte auf Geburtstage von Monarchen, Durchreisen durchlauchtiger Prinzessen, Absterben weltberühmter Marschälle und Hofräte. Und nach den Feier- und Traueroden lest seine derben und zierlichen Hochzeitscarmina, die sich „verliebttes Vogel-schießen“ oder „bestürmte und eroberte Veste“ oder ähnlich nennen. Es wird euch anregen. Und welch ein Vorbild für das Besingen unserer hohen Industrie könnt ihr in Goethes Festdichtung über die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline mit dem Dialog der Gnomen der Geognosie und Technik finden! — Die alten olympischen Götter könnt ihr allerdings nicht mehr gut herbemühn zu euren Gönnern. Die meisten von ihnen sind jetzt schon allzu bestimmte Begriffe und Firmenmarken geworden, so daß sie nicht einmal mehr allegorisch funk-

Elegante
Damenwäsche

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

tionieren möchten: Jupiter ist nun wohl endgültig ein Streichholz, Amor eine Pille, Eos, die Morgenröte, ein Putzmittel, Neptun ein Schwimmgürtel usw. Also macht neue Gelegenheitsgötter für eure Mäzene, Zigaretten-, Autoreifen-, Margarinegenien. Dichtet Plakate!

Eurer Kunst wird das nichts schaden. Es macht auch mindestens ebensoviel Spaß, als Erzählungen dem Feuilletoncharakter anzupassen, Kritiken über lyrische Gedichtbücher zu ersinnen oder Essays über sechzig-, achtzig- oder zweihundertjährige Kollegen. Und ist kein größerer Verrat an eurer Muse. Die wird mit euch und über euch lächeln, wenn ihr wieder artig „besingt“.

Franz Hessel.

PAZIFISTISCHE WIENER WOCHEN

Armes Wien! Seitdem es so arm geworden ist, muß es zu der Armut noch das Wohlwollen aller Philantropen der Welt ertragen.

Seitdem sich hier Füchse und Wölfe gute Nacht sagen, weil alles Leben einschläft und es nichts mehr bei uns zu rauben gibt — weder aktiv noch passiv — führt es etwa den Titel: „Mittelpunkt Europas“ und ist in Wirklichkeit der europäische Eckstein, an dem jeder Pazifist sein Bedürfnis verrichtet. Im letzten Sommer ertrugen wir heroisch den Frauenkongreß für Frieden und Freiheit (Fr Fr Fr, aber nichts von Frou Frou) und wurden dann durch die Tagung der Völkerbund-

ligen erschüttert (zu schweigen von der internationalen Konferenz der Barbusseschen Kriegsteilnehmer), — jetzt hat die Interparlamentarische Union hier ihre Session abgehalten. Es fehlt uns, weiß Gott, nur noch der Völkerbund, der Sehnsucht nach Wien verspüren soll, damit die herrliche Stadt endgültig zum Krüppelheim gestempelt ist.

... immerhin besprechen wir dieses Ereignis. Also, die Interparlamentarische Union, ein schöner Traum aus besseren Zeiten, ist heute so diskreditiert und ridikulisiert wie alle ähnlichen Gesellschaften von Sommerreisenden, die zu Haus nichts zu sagen haben und sich dadurch bei ihren Nationalisten Lieb Kind machen wollen, daß sie wenigstens den Internationalismus korrumpieren. Man hat es bei der österreichischen Gruppe fein verstanden, dieser Charakterisierung Ausdruck zu geben. Sie nämlich hatte den Präsidenten der Unternehmung zu stellen und wählte dazu den Abgeordneten Mataja, der in weiten Kreisen als der Verfasser des Liedes „Serbien muß sterben“ berühmt ist. Dieser pazifistische und internationalistische Parlamentarier war der Abgeordnete des alten österreichischen Reichsrats, der ganz besonders darauf bedacht war, zu verhindern, daß etwa der Weltkrieg nicht von der Berchtold-Forgach-Hoyos-Platte angezündet werde. Heinrich Kanner, ehemals Herausgeber der friedensfreundlichen Wiener „Zeit“, erzählt anschaulich von ihm, wie er vor der Kriegser-

Steinberg

** Hüte - Kleider - Mäntel - Pelze **

Düsseldorf

Baden-Baden

klärung mit seinen Schwarz-Hundert-Leuten die Redaktion dieses Blattes stürmen wollte. Um nur ja jegliche Spur von Pazifismus von der Erde zu vertilgen, der den witzigen Plan des Ballplatzes bedrohen könnte. So haben, wie gesagt, die Wiener ihren fremden Besuchern auf eine feine, wenn auch nicht unboshafte Art zu verstehen gegeben, was sie eigentlich von ihnen und ihren edlen Absichten halten.

Herrn Mataja stand zur Seite der Graf Appony, das polyglotte Prunkstück der Magyaren, der friedensvolle Reden auf französisch, englisch, deutsch und italienisch zu halten versteht und am 31. Juli 1914 im Budapester Parlament den Kriegsausbruch mit dem einzigen ungarischen Wort: „Endlich!“ begrüßt hat.

Es reihte sich würdig an: Ernst von Plener, der unermüdete Bekämpfer aller tschechischen Ansprüche im vergangenen Oesterreich, dessen Internationalismus ehemals durchaus vor den schwarzgelben Grenzpfählen Halt zu machen verstand.

Dann noch ein französischer Senator namens Merlin, der sich zu der Hyperbel verstieg, „man dürfe die nicht ernst nehmen, die die Behauptung wagten, es habe in Frankreich jemals so etwas wie Imperialismus gegeben“, welcher Ausspruch wohl auch patriotischen Franzosen die Galle zum Herausritt bringen könnte.

Aus der Tschechoslovakei der Abgeordnete Medinger, von dem nichts gesagt zu werden braucht, als daß er ein Deutschnationaler ist und immer war.

Nun und andere. (Es konnte einem in der Seele weh tun, Eduard Bernstein und Schücking in der Gesellschaft zu sehen.)

Daß die Gewaltlosigkeit das Prinzip dieser Versammlung sei, bewies schlagend ein Episödchen in der Geschäftsführung. Als nämlich Emissäre der ungarischen demokratischen Emigranten eine Broschüre verteilen wollten, wurden sie von dem Präsidenten mit der Verhaftung bedroht.

Was aber geschah also eigentlich? Ja nun, Freihändler sprachen für den Freihandel, worauf Schutzzöllner und Protektionisten sich für Schutzzoll und Protektionismus erklärten. Dann wurde abgerüstet! Hier war das Bemerkenswerteste, daß der Bulgare (warum nicht?) verlangte, Bulgarien müsse auch mehr Soldaten haben.

Die kleine Entente hatte keine Vertreter entsandt. Offenbar hat sie Wichtigeres zu tun.

Und dann hatten die ungarischen Sozialdemokraten dankend abgelehnt. Schlechtes wollten sie nicht über Ungarn reden, erklärten sie, Gutes könnten sie nicht. Das ist ein Standpunkt.

Zum Schluß wurde die ganze Festivität (außer Bernstein und Genossen) nach Budapest verlegt, woselbst allen Teilnehmern klipp und klar durch Augenschein bewiesen

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.

KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243

NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE • TEL. STEINPLATZ 13308

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

wurde, daß Juden nicht auf der Straße kastriert werden.

Aber ich kann versichern, daß ein längerer Aufenthalt in Wien es jedem besseren Menschen unmöglich macht, sich Pazifist zu nennen, weil er sich ganz einfach genieren wird. (Uebrigens: 10 Millionen Kronen für die Wiener Armen gab es. Gleich 500 Friedensmark. Dank schön! Küß die Hand! Gschamster Diener! Meine Hochachtung!)

Rudolf Olden.

DER ANGLER AM ZEITUNGSSTROM

DER SÜNDER WIDER DEN GEIST

Arthur Dinter, der Sünder wider den Geist, erläßt in der sogenannten „Deutschen Zeitung“ einen Aufruf, der für die geschäftliche Tüchtigkeit des gewitzten Poesie- und Gesinnungsfabrikanten charakteristisch ist:

Die Ausstellung meiner Bücher in den Auslagen der Buchhandlungen und der Verkauf auf den Bahnhöfen ist von einzelnen Landesregierungen seit Monaten verboten worden. Gestern wurde mein Zeitroman „Die Sünde wider den Geist“ von der Reichsregierung beschlagnahmt. Die Beschlagnahme meiner übrigen Bücher steht bevor. Unter diesen Umständen suche ich einen deutsch-völkischen Gesinnungsgenossen als Privatsekretär, der bereit ist, gegen freie Wohnung und freie Station mir beim Abschluß meines neuen deutsch-

völkischen Zeitromans „Die Sünde wider die Liebe“, in dem ich die sozialen, parteipolitischen und christlich-religiösen Probleme der heutigen Zeit aufrolle und ein deutschvölkisches Programm zu ihrer möglichen Lösung aufstelle, behilflich ist. Vollkommenste Beherrschung von Stenographie und Schreibmaschine unerlässlich. Angebote mit Lichtbild erbeten an Dr. Artur Dinter, Landhaus Waldruh.

Die Schundromane wider den Geist und das Blut und die deutsche Sprache haben mehr als dreihundert Auflagen gehabt. Das Zeug hat in Zeiten der hochwertigen Mark einen Gewinn von vielen Hunderttausenden abgeworfen. Trotzdem schämt sich der wässrige Dinter nicht, öffentlich einen Dummen zu suchen, der für Wohnung, Nachtlager und Essen beim Abschluß einer neuen Sünde als Privatsekretär behilflich ist. Wenn der gesuchte Dichtergehilfe sich wird ein Päckchen Pfeifentabak kaufen wollen, muß er einen vielleicht vergeblichen Kratzfuß vor dem Sünden-Dinter tun, denn ihm ist nicht ein Pfennig Gehalt zugesagt. Dieser deutsche Träumer von so ungenierter Pfiffigkeit, der eine verspätete Beschlagnahme ausposaunt und mit noch nicht beschlossenen Beschlagnahmen als „bevorstehend“ prahlt, um mit alledem einen gläubigen dummen Kerl zu lohnlosem Dienst zu verlocken, dieser Sündenschmierer fühlt sich zuletzt gar als Erzieher der Deutschen!

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei: Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung. Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

FILM

DER GRAF VON CHAROLAIS

Gibt es denn im Volk der Dichter und Denker niemanden, der eine historische Filmhandlung erfinden kann? Fühlt man denn immer noch nicht, daß Filmdramatik etwas ganz Anderes ist als Bühnendramatik? Vielleicht ahnte das der Manuskript-schreiber Lütjge, als er aus Messingers altenglisch-blutrünstigen Trauerspiel und Beer-Hofmanns schönem Drama seinen Film fügte, weil nämlich beide Bearbeitungen viel epische Elemente in sich tragen. Aber auch Epik ist nicht identisch mit dem Tempo der Folge bewegter Bilder (das nämlich ist das Wesen des Films!). Wie die Vorlagen zerfällt das Geschehen auch bei Lütjge in zwei Dramen: 1. „Die Schulden des Grafen Charolais senior“; 2. „Liebe zwischen Charolais junior und Desirée sowie intrigantischer Ehebruch“. Da aber am Filmschluß Leichen noch komischer

wirken als auf dem Theater, so wird die unschuldig ehebrecherische Frau durch ein Gottesurteil gerettet: ein Regenguß löscht den Scheiterhaufen. Viel wunderbarer als dieser pluvius ex machina, der eine Gruppe Volks in Nahaufnahme tüchtig durchnäßte, wirkte es freilich, daß in der Gesamtaufnahme die zweitausend Komparsen trotz des Wolkenbruchs ziemlich trocken geblieben waren.

Der Film wäre mit zweierlei Maßstäben zu messen. Erstens im Vergleich zu der übrigen historischen Monumental-Film-Produktion. Da ist zu sagen, daß Karl Grune durchaus anständige, sorgfältige Arbeit geleistet hat; aufdringlicher Historismus, falscher Pomp ist vermieden, manches wirkt in der Beschränkung wohlthuend, z. B. die Architektur. Als symptomatisch aber ist zu bedenken, daß selbst ein Regisseur von der Fähigkeit Grunes sich nicht von üblen Filmkonven-



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN N. 20
BADSTR. 59
GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER
SCHRANKE



Häuser!
Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.
Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

tionen freimachen kann: in die Realistik dieses Films schiebt sich plötzlich vor dem Urteil das zum Überdruß Gesehene, gänzlich überflüssige Symbol der Wage . . . und der vornehme, reiche Senatspräsident muß nach der Verurteilung der Tochter sofort, den gramzerwühlten Leib nur mit einem zerfetzten, hereren Gewand verhüllt, als Silhouette einen Berg hinaufstolpern.

Zweitens jedoch ist der Film an dem zu fordernden, zu fördernden Idealfilm zu messen. Und da muß festgestellt werden, daß dieser Film zu schwerfällig, zu mühsam dahinrollt; es fehlt Temperament und Tempo . . . oder deutlicher gesagt, das Tempo bleibt sich zu gemächlich gleich. Diese Monotonie verursacht, daß der Film niemals eigentlich spannend, erregend, packend wirkt. Zu dieser Monotonie trug bei, daß sich nicht viel starke Spielszenen für die guten Schauspieler Dieterle, Klöpfer, Licho, Alten und den vor 15 Jahren verschollenen, jetzt im Film auferstandenen Rittern ergaben. Zur oben gerügten Konvention gehört auch, daß die hübschschauende im Minenspiel aber wenig ergiebige Eva May allen oft seelische Bewegung durch ein gewaltiges Wogen des Busens maskierte, das in keinem Verhältnis zur Zartheit dieses Körperteils stand.

Als für alle belehrsam soll eine Episode nicht vergessen werden: als der ungefüge Reitersmann Rittern sich vergeblich bemühte, eine Ziege zu melken, war plötzlich allgemeine Anteilnahme der Zuschauer zu verspüren. Da fühlte wohl jeder, was die Amerikaner längst wissen, daß Derartiges filmgemäßer ist als antiquierte Handlungen, an denen sich das Interesse von Generationen in Theater und Roman bis zur Gleichgültigkeit erschöpft hat.

Kurt Pinthus.

ANEKDOTE

Der Dichter K. P., berühmt durch seine Frechheit, sprach einmal eine vornehme, junge Dame an und redete temperamentvoll auf sie ein. Die wohlerzogene, junge Dame antwortete: „Aber, mein Herr, ich kenne ja Ihren Namen noch garnicht!“ „Den werden Sie,“ antwortete jener, „an meiner Wohnungstür lesen.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

Ludo M. Hartmann: Italien und Oesterreich
 Dr. F. Weil: Die tschechoslowakischen Banken
 Julius Sternheim: Die Filmmillion
 Stefan Großmann: Berliner Regie
 Cläre Heuser: Freundinnen
 Co. Graetz: Irrtümer der Liebenden

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

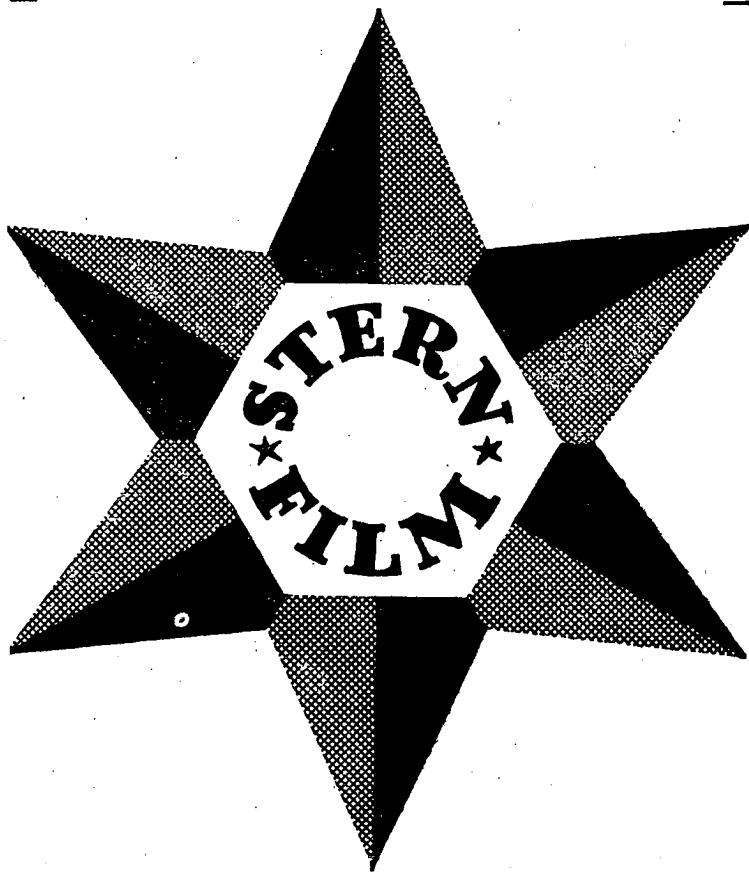
BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

STAWA

STABOU. WECHSELMANN

DIE GUTE MARKE



STERN-FILM G.M.B.H.
BERLIN SW48, FRIEDRICHSTRASSE 223

Unsere Neuerscheinungen u. Neuauflagen

FRANZ HESSEL: VON DEN IRRTÜMERN DER LIEBENDEN Eine Nachtwache

Buchausstattung von E. R. Weiß / Geheftet M. 150.— / Gebunden M. 250.—

Die fast verlorene Kunst der Erzählung hat in Franz Hessel ihren Erneuerer gefunden. In diesem neuen Buch strömt die nie versagende Quelle seiner Erfindung, der Reichtum seiner schöpferischen Laune.

DER KAMPF UM DEN REIGEN

Steif broschiert M. 275.—

Direktion und Darsteller des Kleinen Schauspielhauses, Berlin, vor dem Strafrichter. Vollständiger Bericht über die sechstägige Gerichtsverhandlung. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Heine, Rechtsanwalt, Staatsminister a. D.

WILHELM SPEYER: SCHWERMUT DER JAHRESZEITEN

Geheftet M. 150.— / Halbleinen M. 300.— / Ganzleinen M. 380.—

Die Zerstörung einer Liebe, Idylle, Abenteuer, Landerziehungsheim und Monte-Carlo sind in dieser traumschönen Erzählung die notwendigen Stationen auf dem Passionsweg der Jugend. Es gibt heute kaum einen kultivierteren Erzähler als Wilhelm Speyer.

CURT WESSE: DER GRENZENLOSE SPIEGEL

Gedichte. Dieses Werk wurde in 250 Exemplaren auf der Handpresse der Officina Serpentina auf Blütenpapier gedruckt. / Kart. M. 375.—

LEO SLEZAK: MEINE SÄMTLICHEN WERKE

20.—31. Tausend / Mit 16 Abbildungen / Geheftet M. 200.— / Halbleinen M. 380.—
Aus dem Inhalt: Wie ich zum Theater kam. Das Gehirn des Tenors. — Reisen in Amerika. Pleite. — Mein erstes Gastspiel in Prag. — In Bayreuth. — In London. — Im Wunderland Italien. — Mein erster Orden. — Mein Garderobier. Meine Menagerie. — Konzertarrangeure. — Kinoaufnahme. — Alexander Girardi. — Adolf Robinson. — Gustav Mahler.

CARL LUDWIG SCHLEICH: BESONNTE VERGANGENHEIT Lebenserinnerungen 1859—1919

Kleine Ausgabe (ohne Bilder) 1.—20. Tausend / Gebunden M. 300.—

Zwiebfelisch, München: Herzensgüte, Humor, freier offener Blick für alles in der Welt und eine prächtig nahebringende Darstellungskunst. Wie Kugelgens Jugenderinnerungen eines alten Mannes sollte auch dieses Selbstporträt des großen Arztes Allgemeingut des deutschen Volkes werden.

MENSCHHEITSDÄMMERUNG

Symphonie jüngster Dichtung, herausgegeben von KURT PINTHUS

15.—20. Tausend / Gebunden M. 400.— / Halbleder M. 650.—

Dichtungen von Becher, Benn, Däubler, Ehrenstein, Goll, Hasenclever, Heym, Heynicke, van Hoddiss, Klemm, Lasker-Schüler, Leonhard, Lichtenstein, Lotz, Otten, Rubiner, Schickele, Stadler, Stramm, Trakl, Werfel, Wolfenstein, Zech. Mit den Selbstbiographien der Dichter und ihren Porträts von Kokoschka, Meidner, Lehmsbruck, Engert, Schiele usw.

CARL LUDWIG SCHLEICH: AUS ASKLEPIOS' WERKSTATT

8.—12. Tausend / Geheftet M. 150.— / Gebunden M. 250.— / Halblederband M. 600.—

Schlesische Zeitung, Breslau: Das Buch ist geeignet, den weiten Kreis von Laien über die grundlegenden Allgemeinbegriffe der modernen Medizin, wie über zahlreiche Einzelfragen, aufzuklären und den Lebensmut und den Willen zur Gesundheit zu fördern. Das geschieht in formvollendeter Sprache und unter feinsinniger Schonung der Nerven auch des empfindsamsten Lesers. Vielmehr schöpft auch der Kranke Trost und Ruhe aus den Worten des gemütskundigen Arztes.

Die angegebenen Preise sind unverbindlich

Die Bücher sind durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen.

Ausführliche Prospekte verlange man direkt vom

Ernst Rowohlt Verlag / Berlin W 35



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9 :: Tel.: Nollendorf 1613

Gemischtes Programm
zusammengestellt aus den besten Num-
mern des ersten und zweiten Programms

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 1/9 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON: ZENTRUM 4086

CHARLES BAUDELAIRE

Poèmes choisis

Mit sechs Vollradierungen, Frontispice, Kopfleisten u. Vignetten von Jos. Eberz. Der Text wurde von H. v. Gumppenberg geschrieben und die Schrift auf die Radierplatten übertragen. Das Werk wurde auf der Handpresse in nur 200 nummerierten Exemplaren gedruckt.

*

Ausgabe A

(1—10) auf altes, echt holländisches Büttens abgezogen, die Radierungen von der unverstählten Platte gedruckt, jede Radierung vom Künstler handschriftlich signiert. Ganzlederhandband aus Maroquin mit Kanten- u. Deckelvergoldung, Japan-Vorsatz von G. Eberz handgemalt M. 10 500.—

Ausgabe B

(11—100) sind auf das gleiche holländische Büttens abgezogen, die Radierungen von der leicht verstellten Platte gedruckt, jede Radierung vom Künstler handschriftlich signiert. Ganzlederhandband aus Kalbleder mit Deckel- u. Kantenvergoldg., Japan-Vorsatz von G. Eberz handgemalt M. 7500.—

Ausgabe C

(101—200) auf echt holländisches Büttens, die Radierungen von der leicht verstellten Platte gedruckt, die erste Radierung vom Künstler handschriftlich signiert. In handgemaltes Japan gebunden, Einband und Vorsatz von G. Eberz handgemalt M. 5250.—

*

Prospekte und Bücherverzeichnisse
des Verlags auf Verlangen kostenlos

O. C. Recht Verlag / München

Leopoldstraße 3

Zum Prozeß gegen die Sozialrevolutionäre

- G. Lelewitsch: „Die Konstituante von Samara.“ (Beiträge zur Geschichte der Kämpfe des Proletariats in Rußland.) Mark 37,50. S. 62.
- I. Wardin: „Die sozialrevolutionären Mörder und die sozialdemokratischen Advokaten.“ (Tatsachen und Beweise.) Mark 67,50. S. 40.
- J. Schafir: „Die Ermordung der 26 Kommunarden in Baku und die Partei der Sozialrevolutionäre.“ Mark 67,50. S. 46.
- W. Bystranski: „Menschewiki und Sozialrevolutionäre.“ Mark 90,—. S. 88.
- K. Radek: „Neue Enthüllungen“. (Pariser Geheimarchiv.) Mark 4,50. S. 8.
- W. Knjasew: „Wolodarski.“ Mark 52,50. S. 26.
- Ssemjonow (Wassiljew): „Die Partei der Sozialrevolutionäre in den Jahren 1917/1918. Mark 7,—. S. 88.

Verlag Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley, Hamburg 8

Gute Bücher

in künstlerisch. Ausstattung auf holzfreiem Papier u. in festen Halbleinenbänden bietet der
Volkverband der Bücherfreunde
Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestr. 34

seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberechnet und postfrei.

Soeben erschienen:

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow

Hauff: Lichtenstein

Kappstein: Religionen d. Menschheit, 2. Teil

Keller: Die Leute von Seldwyla

Sinclair Lewis: Hauptstraße

Ludwig: Zwischen Himmel und Erde

Reuter: Franzosentid, Stromtid, I. Teil

Stifter: Bunte Steine

Fichte: Die Bestimmung des Menschen.

Anweisung zum seligen Leben. Herausgeg. von Prof. Dr. Aug. Messer.

Demnächst erscheinen:

Edaard von Hartmann: Das sittliche Bewußtsein

Nibelungenlied, übersetzt von Dr. Karl Wolfskehl

Franz Dülberg: Vom Geist der deutschen Malerei, mit 24 Bildern

Gesamtausgaben von Andersen, Dickens, Fichte, Goethe, Hauff, E. T. A. Hoffmann, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare, Stifter.

An den Volkverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, G. m. b. H.

Berlin W 50, Rankestraße 34

Ich beabsichtige, dem Verband als Mitglied beizutreten und ersuche um kostenlose Zusendung des Verlagsverzeichnisses.

Name:

Stand:

Ort:

EMIL HEINICKE A.G.

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF

Hamburger Handels - Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Aktienkap. 150 000 000 M. Hamburg Reservekap. 60 000 000 M.

Telegr.-Adr.: Hacombank / für Sekretariat: Cariebank / Ferngespräche F 117, 118, 119
Stadtgespräche Hansa 1342, 1343, 5473, Elbe 3444, 3486, 3490 / Girokonto: Reichsbank

Ausführung sämtlicher bank-
geschäftlicher Transaktionen

An- und Verkauf und Beleihung von Wertpapieren : Kupons - Einlösung
Errichtung laufender und Scheck-Konten : Kommissionsweiser An- und
Verkauf von Waren im In- und Ausland : Akkreditive und Auszahlungen
für Warenbezüge

Der
„Kleine
Grade“



der neue
Serientyp,
der Zweizylinder

macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweitakts und der Luft-
kühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.G., Bork

Post Bruck i. Mark.



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9 :: Tel.: Nollendorf 1613

Gemischtes Programm
zusammengestellt aus den besten Num-
mern des ersten und zweiten Programms

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: $\frac{1}{2}$ 9 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.
KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243
NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE • TEL. STEINPLATZ 13308

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

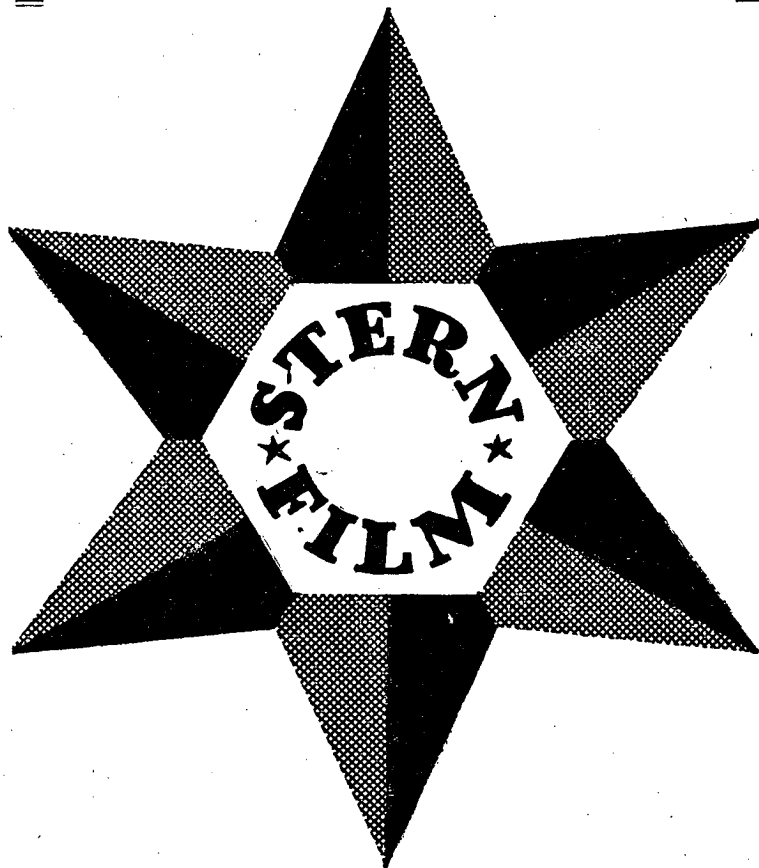
Bekannt wird ihr Name
durch Karo-Reklame

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 b

Fernsprecher: Nollendorf 3396 — Fernsprecher: Lützow 4931

DIE GUTE MARKE



STERN-FILM G. M. B. H.
BERLIN SW 48, FRIEDRICHSTRASSE 223

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Septemberwoche

Armut ist ein bitteres Leiden, sagt Jean Paul irgendwo, doch noch bitterer ist die Verarmung. Wenn es die Aufgabe des Staatsmannes ist, sein Volk zum Thun des unerläßlich Notwendigen zu bewegen, haben wir dann zurzeit Staatsmänner? Kein Zweifel, ein besiegt Volk muß Opfer bringen. Aber in Deutschland wird mehr geraucht, getrunken und genascht als je. Aufgabe des demokratischen Staatsmannes wäre es in diesen Tagen notwendigster Einschränkung, dem Volke die Entbehrung schmackhaft zu machen, das Opfer in ein Verdienst zu wandeln. In Schweden hat vor kurzem eine Volksabstimmung stattgefunden, ob das nach dem Gothenburger System ohnehin schon rationierte Quantum Alkohol den Bürgern ganz entzogen werden solle. Eine knappe Majorität lehnte die Zwangsabstinenz ab. Im Dielen-Deutschland gibt es überhaupt keine Bewegung gegen den Suff. Nie ist mehr Sekt im Reich vertilgt worden als in den Jahren seit der Niederlage, wie im „Tage-Buch“ schon mit Ziffern bewiesen wurde. Die Likörfreude hat sich bis in die Quartiere des Proletariats eingenistet. Der Bayer schwelgt in Starkbier und selbst die tollen Weinpreise haben den Westdeutschen nicht abgeschreckt. Mit der Summe, die in Deutschland alljährlich vertrunken wird, könnten wir Reparationen zahlen und noch aufbauen. Welcher demokratische Staatsmann hat den Mut zur Alkoholgegnerschaft? Hier, mannhafter Stegerwald, allerchristlichster Arbeiter und Deutschlands politischer Fürsorger, wäre Gelegenheit zu einer strengen, nützlichen, wenn auch unpopulären Mission. Und wo ist der Mutige, der gegen die dumme Pafferei aufträte? Der Schützengraben hat das Zigarettenrauchen bis ins kleinste Dorf eingebürgert. Wo ist die nützliche Antinikotinbewegung? Was könnte mit den Millionen geschaffen werden, für die wir jetzt Tabak übers Meer schwimmen lassen? Sind wir noch so reich, um täglich Millionen Mark in die Luft zu paffen? Wie soll primitivste Planwirtschaft betrieben werden, wenn kein Führender den Mut hat, das Unerläßliche in die Köpfe des Einzelnen zu hämmern? Nicht aus lebensfeindlicher, sondern aus staatsfreundlicher Gesinnung brauchen wir Volksbewegungen gegen Tabak und Alkohol. Es muß nicht gleich ein Verbot, ein nicht durchführbares Zwangssystem sein, es genügt eine breite Agitation, die über Vergiftung des Einzelnen und Zerstörung des Staates durch Suff und Rauch aufklärt. Die Not wird uns, zu spät, zur Abstinenz zwingen. Wär' es nicht klug, das Unerläßliche dem Deutschen schmackhaft zu machen?

Herr Erhart Auer, Alleinherrscher in der bayerischen Sozialdemokratie, hat dem Mörder Eisners seinerzeit, als beide krank auf der Klinik des Professor Sauerbruch lagen, einen Blumenstrauß geschickt. Über diesen Blumenstrauß ist er nun nicht gefallen, obwohl die Nürnberger Sozialdemokraten in einem Antrag an den Einigungsparteitag ziemlich deutlich dem Wunsche nach einer stillen Pensionierung des Münchener Führers Ausdruck gaben. Auch der „Vorwärts“ hat den Blumenspender sanft begrüßt. Herr Auer hat freilich erwidert, es habe sich nur um einen rein menschlichen Akt gehandelt; der eine Genesende habe den andern begrüßt. Aber beide Herren haben nicht nur an ihren Wunden, sie haben auch, beide, an Kurt Eisner gelitten! Der Blumenstrauß — das war das Zeichen bayrischer Eintracht gegen den glücklich beseitigten Berliner. Nie wäre Eisner, der gewiß nicht frei von Rappelköpfigkeit war, den Spartakusleuten so nahegekommen, wenn er — lang vor dem Kriege — im Königreiche Auer nicht halb verhungert wäre. Die bayrische Sozialdemokratie hat mit der feinsten Feder der Partei nichts anzufangen gewußt. Geist ist in Bayern immer suspekt gewesen; in diesem Betracht gibt es eine mannhafte Einheitsfront von Kahr bis Auer. Dem Geiste Eisners fehlte die Münchener Bierschwere, so wurde der lebendigste deutsche Journalist von Auer und den Auerochsen in eine bitterfröhliche Bohème gedrängt, die den Alternden bis in die Tiefe seines unbürgerlichen Daseins erschütterte. Auers Blumenstrauß war keine beiläufige Zufallsregung, es war die Gratulation eines entfernten Verwandten.

Unser allergnädigster Herr, wie der alte Hindenburg Herrn Wilhelm Hohenzollern in Doorn nennt, läßt einen schwunghaften Handel mit seinen Erinnerungen treiben. Nachdem Herr Zimmermann die Erzeugnisse Wilhelms durchgerosnert hat, sind die Memoiren in New York, London, Paris, Stockholm, Madrid und Prag verhökert worden. Schwärmer, die glaubten, Wilhelm werde sich das Lokal ansehen, in dem er sich öffentlich erinnert. Nein, der allergnädigste Herr ist nicht wählerisch. In Paris wird der „Matin“ und der „Petit parisien“ dem letzten Kaiser von Deutschland als Tribüne dienen; Zeitungen, die einst nach seinem Kopfe gelehzt haben und sich nun mit dessen bescheidenem Inhalt begnügen. Auch in Madrid ist es keines der deutschfreundlichen Blätter, sondern die „Correspondencia de España“, die sich den kaiserlichen Schriftsteller kaufen konnte. Ob wohl Lloyd George, der Führer des Händlervolkes (der auf jedes Honorar verzichtet hat) sich zu so würdeloser Profitmacherei entschlosse? Aber unser allergnädigster Herr hat immer aufs Geschäft geachtet, ob es sich um Ziegeln aus Kadinen oder Erinnerungsblätter aus der Zimmermannswerkstatt handelt.

Die Krise, in der sich das deutsche Zeitungsgewerbe gegenwärtig befindet, — mit ihm übrigens auch der Buchverlag —, ist keineswegs so jungen Datums, wie es manchem, der nur aus den plötzlich massierten Notrufen der großen Tagespresse davon Kenntnis erhielt, scheinen mag. Die Krise besteht eigentlich schon seit dem Waffenstillstand, sie verschärfte sich nach Freigabe der Papierwirtschaft, und daß sie nach dem letzten Marksturz so schauerliche Ausmaße annahm, war nur eine Folge der Verhältnisse, die man schon früher hatte einreißen lassen.

Diese ganzen vorangegangenen Jahre hindurch aber schwieg die große Presse mehr oder minder intensiv, — schwieg, obwohl schon vor dem Tage, da der Revolver der Techow, Kern und Fischer die Mark endgültig abknallte, über 4000 deutsche Zeitungen und Zeitschriften ihren Odem hatten aufgeben müssen. Niemand, der nicht hinter die Kulissen sah, niemand, der sich aus der großen Presse und ihrer Geschäftsgebarung dem Publikum gegenüber orientierte, ahnte, wie kritisch die Lage eigentlich sei.

Ging es der großen Presse, auch während die kleinen Organe und die Zeitschriften bereits schwer kämpften, noch immer so gut, daß sie unbewegt und unbeweglich auf hohem Roß sitzen bleiben konnte? Das anzunehmen, wäre falsch. Auch die große Presse stand unter dem Druck der Papierpreise, die nicht erst durch den letzten Ukas der Fabrikanten über Goldparität hinaufgetrieben worden sind. Wenn sie trotzdem im wesentlichen passiv blieb, wenn sie weder so aufschrie, wie sie es heute tut, noch eine Abonnements- und Verkaufspolitik trieb, die der Steigerung der Herstellungskosten auch nur einigermaßen entsprochen hätte, so muß sie von ganz besonderen Erwägungen dazu veranlaßt worden sein.

In der Tat behaupte ich (und gebe damit zum erstenmale öffentlich einer Klage Ausdruck, die in privaten Zirkeln seit langem von Mund zu Mund geht!) — ich behaupte, daß die große deutsche Presse bis in allerletzte Zeit versucht hat, aus dem Krisenzustand des ganzen Gewerbes Vorteile für sich selbst zu ziehen. Mehr noch: daß sie den eigentlichen Krisenzustand durch ihre Preispolitik zum guten Teile erst heraufbeschworen hat. Daß also die Notrufe, die auch sie jetzt auszustoßen gezwungen ist, zum mindestens weniger drängend und verängstet wären, hätte sie sich den natürlichen Methoden zur Überwindung der Krise früher nicht planvoll entgegen-gestemmt.

Diese Krise besteht jetzt wie immer in der doppelten Tatsache, daß erstens die Papierfabriken höhere Preise als in Friedenszeiten fordern, daß zweitens aber das Publikum daran gewöhnt ist, weit aus niedere Abonnements- und Einzelverkaufspreise als in Friedenszeiten zu zahlen. Der Papierpreis beläuft sich im September aufs 400fache des Satzes vom Juli 1914, steht also über Goldmarktpari-

tät, der Abonnements- und Verkaufspreis aber schwankt zwischen dem 25- und 80 fachen, steht also weit unter Goldmarkparität. Daß unter diesen Umständen die Existenz jeder Unternehmung, an sich betrachtet, unmöglich wird, ist allzuklar, als daß man viel davon reden müßte. Es fragt sich aber, woher der Zustand rührt, und es fragt sich, wie er geändert werden kann.

Wenn Herstellungs- und Verkaufspreise nicht mehr im Einklang miteinander stehen, kann entweder der erstere unangemessen hoch, oder der letztere unangemessen niedrig, oder es können alle beide unangemessen sein. Wenn ich von einer Schuld der großen Presse an den heutigen Zuständen spreche, möchte ich nun keinesfalls so verstanden sein, als erklärte ich den Preis, den die Papierfabriken für ihre Ware fordern, für angemessen. Beileibe: die Preispolitik der Papierfabriken ist ein öffentlicher Skandal! Selbst der Dollar, die Auslandsware par excellence, steht gegenwärtig nicht auf dem 400fachen seines Friedenswertes. Um wieviel weniger dürfte das bei Papier der Fall sein, das, selbst wenn ausländischer Holzschliff zu seiner Herstellung verwandt wird, zu großen Teilen doch auch billige deutsche Arbeit und relativ billige deutsche Kohle enthält.

Aber schon beim Papierpreis fängt die Mitschuld der großen Presse an. Ein Hauptrohstoff des Papiers ist Holz, Hauptlieferant des Holzes sind die deutschen Landesregierungen (in ihrer Eigenschaft als Waldbesitzer). Aus diesem Zusammenhang ergibt sich ein Interesse der Regierungen an hohen Papierpreisen, die ihnen selbst gestattet, hohe Holzpreise zu erzielen. Was hat die große Presse getan, die Regierungen zu weniger ausbeuterischer Fixierung ihrer Holzpreise (die u. a. auch dem Baugewerbe zugute gekommen wäre!) zu zwingen? Im wesentlichen: Nichts! Was hat sie aber dafür getan, die behördlich regulierte Papierwirtschaft („Zwangswirtschaft“), die das Preisniveau immerhin auf bescheidenere Höhe niederdrückte, unmöglich zu machen? Alles! Tag um Tag, Woche um Woche bohrte sie an dem Gebäude der Höchstpreiswirtschaft, bis es schließlich zertrümmert war, und bis . . . ja, und bis heute der Verein der Zeitungsverleger wieder „energisch Einführung von Höchstpreisen“ und staatliche Kontrolle der Papierfabriken fordern muß! Niemals ist ein Fehlschlag vollkommener gewesen! Was den Irrtum hervorrief, war aber wahrscheinlich weniger falsche theoretische als vielmehr falsche praktische Spekulation. Denn die regulierte Papierwirtschaft bestand nicht nur aus Höchstpreisen, sondern auch aus einer Kontingentierung; jeder Unternehmung wurde ihre Papierquote nach einem bestimmten Verteilungsschlüssel zugewiesen. Die großen Blätter aber wollten mehr Papier, und sie kalkultierten: werden die Preise höher, so werden eine Anzahl kleiner Unternehmungen entweder überhaupt nicht mehr existieren können, oder aber sich noch weiter einschränken müssen; und was hier erspart wird, werden wir Kapitalkräftigeren für uns erwerben

können! Das veranlaßte den Feldzug gegen die regulierte Wirtschaft, dem die Kleineren, — nachahmungsfreudig und blind wie immer, — gegen ihr eigenes Interesse sekundierten. Heute ist auch bei den Großen der Katzenjammer da: Der schwungvolle Export, der bald anhub, machte ihrer Hoffnung auf größere Flüssigkeit des Marktes ein Ende; und die undankbare Art, in der die befreite Industrie ihren Befreiern dankte, zerstörte auch die Erwartung, mit den freien Preisen auf jeden Fall schon mitkommen zu können. Der Pfeil hat sich gegen seine Schützen gewandt. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß sie ihn abschossen.

Ist eine Mitschuld der großen Presse aber schon in bezug auf den unangemessenen Hochtrieb der Herstellungskosten klar, so ist sie noch klarer in bezug auf die unangemessene Niedrighaltung der Verkaufspreise.

Es ist offenbar, daß die obere Grenze für den Abonnements- und Verkaufspreis jedes kleineren Blattes und jeder Zeitschrift vom Abonnements- und Verkaufspreise der paar großen Tageszeitungen bestimmt wird. Über eine gewisse Relation zu diesen Preisen hinauszusteigern, ist moralisch und ökonomisch unmöglich. Die große Presse besitzt in erheblichem Umfang andererseits aber noch eine zweite Einnahmequelle: den Inseratenteil, der bei ihren kleineren Konkurrenten und den Zeitschriften relativ geringfügiger ist. Vor dem Kriege standen Inseraten- und Verkaufspreise überall in einem festen, wohlabgemessenen Verhältnis zueinander. In den letzten Jahren aber verfolgte die große Presse mit einem Mal die Taktik, alle Preissteigerungen möglichst auf den Inserenten abzuwälzen, die Abonnements- und Verkaufspreise aber ziemlich unangetastet zu lassen, — mindestens nicht entfernt in dem Maße zu erhöhen, das der Steigerung der Herstellungskosten entsprochen hätte. Dafür wurde die Formel geprägt: „Man darf dem Volke seine geistige Nahrung nicht verteuern!“ (N.B. Man darf sie nur, durch immer grotesker werdende Redakteurs- und Mitarbeiterhonorierung, verschlechtern!) Aber es wäre zuviel verlangt, an solchen Idealismus als ausschließliches Motiv zu glauben. Eine andere Motivierung scheint weniger philanthropisch. Wenn die große Presse das System der Abwälzung auf den Inserenten länger durchzuhalten vermochte als die kleine und die Zeitschriften, — und daß sie es vermochte, schien gewiß, — konnte sie die gesamte Konkurrenz rasch und sicher zu Tode quetschen und war dann Monopolistin im Pressevalde, mit allen wirtschaftlichen und intellektuellen Chancen solchen Monopolbesitzes! Die Taktik war moralisch freilich nicht anders zu werten als jene, die im Gesetz „unlauterer Wettbewerb“ genannt wird. Dort schleuderhafte Verbilligung von Preisen, hier schleuderhafte Niedrighaltung, — beides aus Gründen der Konkurrenz. Aber da der Wortlaut des Gesetzes und nicht sein Geist entscheidend ist, stand nichts im Wege, die Taktik zu riskieren. Sie wurde riskiert, — und führte zum Ruin!

Zum Ruin, wahrscheinlich, sogar der großen Presse selbst! Denn ich glaube ihr gerne, daß sie nach der letzten Kostenrevolution, die auch auf die Inserenten nicht mehr voll abzuwälzen ist, ihr ganzes bisheriges System zusammengebrochen sieht, und daß sie, nachdem sie Abonnement und Verkauf so lange irrsinnig niedrig hielt, — irrsinnig niedrig im Verhältnis zu den Geschäftskosten! — ernste Sorge trägt, ob das Publikum sich an den großen Sprung, den sie jetzt plötzlich einfach nicht mehr vermeiden kann, zu gewöhnen vermag. Dieser Sprung führt vom durchschnittlich 30fachen Friedenspreis durchschnittlich zum 80—100fachen, — also zu einem Punkt, den Butter vor ungefähr 1½ Jahren erreicht hatte. Es ist eine Steigerung von 250—300 %, und mag abschreckend auf manchen Bezieher wirken. Aber da die Steigerung noch immer weit, weit hinter der allgemeinen Preissteigerung zurückbleibt, wäre sicher überhaupt keine Sorge nötig, hätte man die allgemeine Steigerung, wie anderwärts, schrittweise mitgemacht und nicht eine Mordertaktik versucht, die sich jetzt als nahezu selbstmörderisch entpuppt!

Diese Taktik bestand in einer ebenso konsequenten wie widerlichen sozialen Deklassierung (und daraus folgend in der Erdrosselung jeder geistigen Unabhängigkeit) derjenigen, die eine Zeitung schließlich doch immer noch, mit ihres Hirnes Kräften, „machen“. Sie bestand in der unaufrichtigen Züchtung völlig unzeitgemäßer Preisbegriffe beim Publikum, das zu der Meinung kam, ein Geschenkpriß sei ein gerechter Preis. (In Österreich hat man es anders gemacht!) Niemals wäre die Situation so verfahren gewesen, wäre nicht die törichte Taktik ihr vorausgegangen.

Was kann heute geschehen? Man kann und muß die Papierfabrikanten beim Schopfe nehmen. Aber über die Folgen jener Taktik kann nur das Publikum selbst hinausheifen. Es sollte anerkennen, daß man es nicht zu teuer bedient (ach nein, wahrhaft nicht!), sondern daß man es früher, korrumpiert und korrumpierend, zu schleuderisch bedient hat. Es müßte dies namentlich bei jenen anerkennen, die die ganze bisherige Politik nur widerstrebend und mit voller Erkenntnis ihrer zermürbenden geistigen und sozialen Folgen zwangsweise mitgemacht haben, — bei jenen, die den Erdrosselungstendenzen der Kapitalmächtigen mit schweren Opfern standgehalten und dem deutschen Publikum erspart haben, in die geistige Zwangsvormundschaft einiger weniger Meinungskonzerne zu geraten.

Ein Spiel für das Wursteltheater.

II. Teil.*)

Tod und Kasperl auf der Wanderschaft.

Kasperl: Wohin geht der Weg?

Tod: Zur Sammelstell'. Dorthin kommen der himmlische und der höllische Kommissarius und suchen sich ihre Leut' z'samm'.

Kasperl: Alsdann is das so wie bei der Assentierung? Tauglich oder nicht tauglich? Kann man da auch z'rückg'stellt werd'n auf an Ewigkeit oder zwa?

Tod: Das is, seit i denk', no net vor'kommen.

Kasperl: Na, und der ewige Jud?

Tod: Aba geh', las Di net auslach'n. Das is immer ein anderer! Sie schau'n sich nur so gleich.

Kasperl: Wer bestimmt's denn oben, wo man hinkommt?

Tod: Das G'richt. Da wirst geprüft auf Herz und Nieren. Da gib't's kan Schwindel und ka Protektion.

Kasperl: A so an Amt kann i m'r gar net vorstell'n.

Tod: Freili'. Bist ja a Wiener.

Kasperl: Oh weh, mei Vaterstadt! Geh' hör' amal, ob's für mi' beten.

Tod: Das hört m'r heroben net.

Kasperl: Wer hat Dir denn eigentli' g'schafft, mich zu hol'n?

Tod: Mei Nas'n. Das riech' i, wann eins reif is'. Bei Dir war i eh' lang im Zweifel, Du hast schon bei Lebzeiten immer so ver-dächti' g'wildelt.

Kasperl: Hätt'st mi wirklich no a bisl unt' lass'n können! Wem liegt denn schon was d'ran, ob i tot bin oder lebendi'?

Tod: Du darfst Deine G'ringfügigkeit net überschätz'n, Kasperl! Das war immer a Hauptfehler von Dir (*holt eine Pfeife — kleiner Totenkopf — aus der Tasche, will sie stopfen.*) Der Tabak is mir aus'gang'n. Hast vielleicht Du no a bisserl?

Kasperl (gibt ihm seinen Tabaksbeutel): Da, I brauch' eh' kan mehr.

Tod: (stopft sich die Pfeife, raucht).

Kasperl (zeigt auf ein kleines Kreuzchen, das in der Luft erscheint): Was is' denn dös?

Tod: Da hab' i vor a paar Wochen a Flugzeug abig'haut mit vier Passagier'.

Kasperl: Jessas, a Marterl in der Luft!

Tod (seufzt): Die Fliegerei halst mir auch a Menge Arbeit auf.

Kasperl: Wann'st an jeden extra holst von die Massa Leut', die sterb'n, damußt' freili' viel Lauferei hab'n.

*) I. Teil siehe Nr. 17 des „T.-B.“ vom 29. April 1922.

Tod: I bin ja net der Einzige bei dem G'schäft. Die ganze Welt ist in Rayons ein'teilt, und jeder Tod hat nur a Viertel oder a paar Straßen.

Kasperl: Aha, so wie bei uns die Brieftrag'r. (*Wind, von einem Geigenton begleitet.*) Was blast denn so?

Tod: Sei stad. Das ist das Rauschen von an Engelsflügel. (*Der Geigenton wird stärker.*)

Kasperl (selig): Das hab' i schon amal g'hört. Beim Heurigen.

Ein Engel: Tod, Di' such' i. Du sollst glei' All's steh'n und lieg'n lassen und nach Rußland. Deine Kollegen dort können die Arbeit nimmer allein bewältigen.

Tod: Und was mach' i mit'm Kasperl?

Ein Engel: Ah, da schau her, der Kasperl!

Kasperl: Küß' d'Hand, Fräul'n.

Ein Engel: Auf Di warten's schon.

Kasperl: Ka Wunder net, bei meiner Beliebtheit.

Ein Engel (zum Tod): I führ' ihn schon, das Stückerl, zur Sammelstell'!

Tod: Die Strapaz', die Strapaz'. Dabei is mir's net ganz g'wiß. So haas und a bisl schwindli'.

Kasperl (bei Seite): Das kommt von mein' österreichischen Tabak. Da wird selbst dem Tod speiübel.

Tod: Alsdann, Kasperl, stirb' wo! (*ab.*)

Kasperl: Habe die Ehre.

Ein Engel: Komm! (*fliegt voran, Wind, Geigenton.*)

Kasperl: Fräul'n, net so rasch . . . Hörst, Flugerl! . . . (*singt*) Nimm mich mit, nimm mich mit, in Dein Kämmerlein . . .

(*Verwandlung.*)

(*Gericht, Kasperl, der Richter, der himmlische Kommissarius, der höllische Kommissarius. An der Türe ein Engel.*)

Richter (ein langes Pergament in der Hand): Kasperl, aus Wien! Gegen Dich liegen furchtbare Anklagen vor. Mi hat's graust, wie ich das durchg'les'n hab'.

Kasperl: I bin a guater Kerl. I . . .

Richter: Die Ausred' können wir. Das gilt hier nix. Hier wird g'urteilt über das, was Du 't a n hast.

Kasperl: I hab' nie nix tan.

Richter: Das is schon allein a Todsünd'! Aber hübsch eins nach'm andern. Is wer da, der was 'n Kasperl verteidig'n will? (*Pause.*)

Der höllische Kommissarius: G'hört scho mir!

Der himmlische Kommissarius: Kasperl, Kasperl, hast denn niemand, der a guat's Wort für Dich einleg'n möcht'?

Kasperl: Mir fällt g'rad kaner ein. Vielleicht daß der Völkerbund . . .

Der höllische Kommissarius: (lacht.)

Richter: Pst! Alsdann, da müssen wir ein' ex offo-Verteidiger nehmen. (Zum Engel): Hol' an Advokaten.

Engel: Woher denn?

Richter: Aus'm Fegfeuer. Dort san's Alle. (Engel ab.)

Der himmlische Kommissarius: Der Kasperl war doch immer ein guter Christ. Vielleicht daß „der Glaube“ oder „die guten Werke“ für ihn zeugen könnten, wie für „Jedermann“?

Richter (streng): Wir sind hier in keinem Theater! Der Antrag wird als unerheblich abgelehnt.

(Engel kommt zurück mit einem Advokaten im Talar.)

Kasperl: Jessas na, der Doktor Pollatscheck! Auf der an Seit'n is' er schon ganz durchbrat'n. Er war schon bei Lebzeiten immer a bißl an'brennt'.

Doktor Pollatscheck: Ich beantrage Untersuchung des Geisteszustandes meines Klienten

Richter: Über den sind wir hinreichend informiert. (Die beiden Kommissarii nicken zustimmend). Kasperl, du bist angeklagt (liest) des Leichtsinns und der Völlerei, der Gewissenlosigkeit und Faulheit, der Beleidigung des Geistes, den Gott dir eingehaucht hat, in allen sieben Graden, der nichtsnutzigsten Lebensvergeudung, der Selbstsucht und Roheit, der Anbetung des Darms und des Geschlechtssteils, der Dumpfheit und Stumpfheit wider das Leid des Nebenmenschen, der Kriecherei, Bosheit, Falschheit, Verlogenheit usw. usw. Ich könnt' lesen bis übermorgen und würd' net ferti'.

Kasperl (wischt sich den Schweiß von der Stirne): I geb' Ihnen mein großes Ehrenwort, Herr kaiserlicher Rat, i hab' gar net g'wußt, daß i so a schlechter Kerl bin.

Der himmlische Kommissarius: Verzeih' ihm, er wußte nicht, was er tat!

Der höllische Kommissarius: Er hat den Krieg anzünd't!

Richter (zum Kasperl): Was sagst du da drauf?

Kasperl: I waß von gar nix. I hab' grad' g'schlaf'n, da hab' i Musi' g'hört und Hoch schrei'n und Fahnen san ausg'steckt 'wor'n, und a Hetz' war's und die Straß'n allerweil' bumvoll und die Soldat'n in lauter neuche Uniform mit der Regimentskapell'n voran . . . da hab' i halt mit Hoch g'schrien. I kann net widerstehn, wann i a Musi' hör'.

Der höllische Kommissarius: Der Fall is klar. Todsünd' des gewissenlosen Leichtsinns! Die Welt anzünd'n, weil die Streichhölzel so lusti' brennen! I reklamir' die Seel' für mich!

Der himmlische Kommissarius: Der Fall is klar. Infantile Ahnungslosigkeit. Unschuldiges Werkzeug der Vorsehung! Mangelnder dolus! Nicht Verführer, sondern Verführter! I reklamir' die Seel' für mich.

Doktor Pollatscheck: Höchstes Gericht! Primo: Was die Anklage des Leichtsinns betrifft, so möcht' ich bemerken, daß leichtsinnig sein . . . die Dinge leicht nehmen heißt. Wer aber so tut, beweist, daß er die Nichtigkeit des Irdischen durchschaut. Item ist Faulheit nur eine Konsequenz der völligen Ergebung in den göttlichen Ratschluß.

Der höllische Kommissarius: Talmud!

Kasperl (bei Seite): An ausg'schamfer Antisemit, der Schwarze!

Doktor Pollatscheck: Mein Client wird secundo, auch der Beleidigung göttlichen Geistes bezichtigt. Aber es heißt, meines Erachtens, den göttlichen Geist beleidigen, wenn man ihm zumutet, daß er durch so einen Tropf wie den Kasperl beleidigt werden könnte.

Kasperl (bei Seite): Der Jud' fangt heut' no ane!

Doktor Pollatscheck: Seine schlechten Eigenschaften sind durchwegs Folgeerscheinungen einer Alles aufwiegenden guten Eigenschaft: seiner Lebensfreude! Das Leben ist ein Geschenk Gottes und ein richtiger Kasperl freut sich darüber bis er stirbt. Bedenke das Höchste Gericht übrigens, wieviel schlechte Eigenschaften mein Klient nicht hat. Wo sehen Sie in diesem Mehlspeisegesicht eine Spur von Hochmut? Wo auf dieser flachen Stirn die Spur eines ketzerischen Gedankens? Wo in diesen wässerigen Augen das böse Feuer einer Leidenschaft? Wo um diesen freßfrohen Mund einen Zug von Menschenfeindschaft? Wo

Der höllische Kommissarius: Und doch hat er den Krieg anzettelt!

Doktor Pollatscheck: Wer das getan hat, wird sich erst entscheiden lassen, bis alle Beteiligten vor dem höchsten Richter stehen und die nötige Distanz zur Sache gewonnen ist. Dehalb beantrage ich Vertagung des Prozesses auf den jüngsten Tag!

Richter: Kasperl, hast du noch was zu sagen?

Kasperl: Ja, was ich noch sagen wollt . . . I hab' nie niemanden was 'tan. I sag 's wie 's is. I war immer a guater Kerl. I hab 'n Kaiser gern g'habt, wie a Kaiser war und hab auf ihn g'eschimpft wie kaner mehr war. Mir is alles Wurscht, wann i nur mei Viertel Wein hab und an Tanz und a Musi' und an G'spaß und a paar fesche, resche Madeln

Der himmlische Kommissarius (bei Seite): Ein ekelhaftes Subjekt!

Der höllische Kommissarius (ebenso): Ein widerlicher Kerl!

Kasperl: Und überhaupt san an allem die Juden schuld.

Der himmlische Kommissarius (bei Seite): Er ist zu dumm!

Der höllische Kommissarius (ebenso): Den Tepp'n soll sich der Himmel nehmen.

Richter: Die Kommissarii!

Der himmlische Kommissarius: Die Ausführungen des Verteidigers . . .

Der höllische Kommissarius: Die Rede des Angeklagten . . .

Der himmlische Kommissarius: . . . haben mich überzeugt . . .

Der höllische Kommissarius: . . . haben mir klar gemacht . . .

Beide (auf einander deutend, zuvorkommend, zugleich): . . . daß die Ansprüche des Herrn Kollegen auf den Kasperl durchaus berechtigt

Der himmlische Kommissarius (wie oben): Aber, ich bitt', nehmen's ihn nur!

Der höllische Kommissarius (wie oben): Aber wo werd' ich denn! Die Seel' nimmt Ihnen kein Teufel weg.

Der himmlische Kommissarius (wie oben): Aber ich denke nicht daran, Ihnen Ihr Recht

Der höllische Kommissarius (wie oben): Aber kein Opfer, bitte, bedienen Sie sich!

Beide (wie oben, zugleich): Oh, nicht doch! Keineswegs! Bitte, bitte! G'hört schon Ihnen!

Kasperl: Ein G'riß is um mich!

Richter: Was soll ich denn mit ihm anfangen, wenn der Himmel ihn nicht will und die Höll' auch nicht?

Stimmen von unten: Oh mei, oh mei! . . . Kasperl, wach' auf!

Was tuan m'r ohne di . . . Am End' hat er nur an Mordsrausch . . . oh mei, oh mei . . . die Stadt geht z'grund Hol' ihn der Teufel! (*Der höllische Kommissarius wendet sich ärgerlich ab.*)

. . . . Mann, verlaß' mi net . . . Gib ihm's ewige Leben. (*Der himmlische Kommissarius wendet sich ärgerlich ab.*) . . . **Kasperl, Kasperl!** . . .

Doktor Pollatscheck: Ich beantrage Rückverweisung der Sache an die frühere Instanz.

Richter: Das Gericht wird beraten. (*Alle ab, außer Kasperl.*) (*Es wird finster.*)

Kasperl: Mir scheint, mei' Dummheit war das G'scheid'te, was mir hätt' einfallen können. Oh, auf die kann ich mich verlass'n.

Wenn's heikli wird, mach' i mein sanftes Schafsg'sicht und da geniert sich a jeder, mir a Watsch'n zu geben.

Stimmen von unten: Kasperl! Kasperl!

Kasperl: Meine lieben Landsleut', ich kommet' ja gern z'ruck zu Euch, wann i nur 'n Weg wisset'.

(*Leiser Wind. Ein Engel kommt, zündet die Sterne an.*)

Kasperl: Ah, der Laternanzünder. Erlauben schon, mein Name is Kasperl.

Ein Engel: Aujust! Jewesener Aujust Müller, Professor der Philosophie.

Kasperl: Kasperl und Aujust! Da war'n wir ja g'wissermaß'n Kollegen im Zirkus drunt'.

Ein Engel: Bitte! Ick habe viel zur Erhellung der Jeister beijetragen, deshalb bin ich jetzt hier Sternwart.

Kasperl (auf einen Stern deutend): Der ane dort funzelt a bisl.
Ein Engel: Das ist die Erde. Dieser Stern schwält und stinkt, daß Gott erbarm! Am besten wäre, ihn ganz zu verlöschen.
Kasperl: Die Erde? Die möcht' ich gern a bisl näher sehen.
Ein Engel: Haben noch keene Flügel? Examen rigorosissimum wol noch nich' bestanden? Hängen Sie sich mal an meinen Mantel, ich nehme Sie mit.
Kasperl (bei Seite): I häng' mich an den deutschen Bruder. Das war immer das Beste, was ich hab' tun können. (*Er tut so. Sie fliegen ab. Bühne leer. Sternhimmel. Musik.*)
Stimme des Kasperls: Ich hör' alle Engerl singen.
Stimme des Engels: Musik der Sphären. Halten Sie man feste. So, da wären . . .
Stimme des Kasperls: Verkauft's mei G'wand, i fahr' auf d'Erd'!
Stimme des Engels: Na nu! Jotte doch! Der Mann is' runtergefallen!
Stimme des Kasperls (von unten, fern): Der Wiener geht net unter! (*Musik geht in Donauwalzer über. Vorhang.*)
(Kasperl kommt vor die Kourline und läßt, indem er die Hände bittend taltet, eine Sparbüchse herab, auf welcher steht: „Kredite!“)

WILLY HAAS

WERTHERFIEBER

Ich möchte zuvor eine Geschichte erzählen, eine ganz einfache Geschichte, aber eine fast unerklärliche Geschichte. Ich kenne die Helden nicht persönlich — man hat mir nämlich diese Geschichte so erzählt, wie ich sie kurz weiter erzähle — aber ich sehe sie vor mir; insbesondere den weiblichen Helden sehe ich vor mir.

Dieser weibliche Held ist ein junges Mädchen, ich möchte mich ganz genau ausdrücken: ein junges Mädchen aus der sogenannten „besten Gesellschaft“. Ich will gleich hinzufügen, wie ich sie vor mir sehe: schnippisch, witzelnd, spitzfindig, nicht zu fassen. Ich glaube nicht, daß sie eine Jungfrau war, als sie starb; die verträumte Unruhe, die unbestimmte Erwartung, die sehnsüchtige Allgegenwart des ihr vom Schicksal zubestimmten Deflorators, dieses großen Unbekannten und Unauffindbaren, Gefürchteten und Vergötterten im Leben einer Jungfrau, muß dieses Mädchen sehr bald abgestreift haben, wie ein peinlich brennendes Nesselhemd. Wenn sie ihren Deflorator unter Tausenden überhaupt gesucht hat, so war es sicher nur der Gleichgültigste unter allen, den sie gesucht hat — damit sie dieser leider unumgängliche Moment nicht allzusehr beunruhige.

Schließlich, ein junger Bursche war doch ungeschickt genug, sich in sie zu verlieben. Ich sage ungeschickt — denn wer sich ihr

näherte, hatte natürlich nur die Wahl, sich nicht zu verlieben, sie vollkommen gleichgültig zu lassen, und folglich mit ihr zu schlafen, oder sich zu verlieben, und, ein wenig Ungeliebter, für das Urchristentum zu optieren; und dieser ungeschickte Junge hatte eben die Ungeschicklichkeit, sich für keine dieser beiden Möglichkeiten zu entscheiden, sondern für etwas Drittes, nämlich für eine Unmöglichkeit: sich in sie zu verlieben und geliebt zu werden.

Aber diese Unmöglichkeit war eben unmöglich; und der junge Bursche vergiftete sich mit Blausäure. Zuvor schrieb er ihr einen Brief, in welchem stand, sie möge wenigstens seine Leiche besuchen, da sie den Lebenden in seinem Zimmer zu besuchen immer abgelehnt habe. Sie tat es, aus Pietät. Neben der Leiche stand noch das Fläschchen mit Blausäure. Sie nahm es zu sich. Eine Stunde später war sie gleichfalls eine Leiche. Aus ihren Tagebüchern und einem hinterlassenen Zettel, im Anblick des Todes geschrieben, ging ganz unzweideutig hervor, daß sie den Toten ebensowenig wie den Lebenden geliebt hatte.

*

Warum erschlug sie sich? Niemand wird es verstehen, der noch nicht einen Selbstmörder vor sich gesehen hat; und ich glaube, wenige, die schon die Leiche eines Selbstmörders gesehen haben, werden es nicht verstehen, zumindest nicht ein wenig verstehen.

Die Leiche eines Selbstmörders hat nämlich für jeden Menschen etwas unglaublich Verführerisches an sich; aber für einen gewissen Schlag von Menschen, den ich gleich beschreiben will, muß der Anblick einer Selbstmörderleiche geradezu unwiderstehlich sein.

Der Selbstmörder teilt das Leben seines lebenden Gastes sofort in zwei gleiche Teile, so, wie man einen Apfel durchschneidet: in das Leben des Lebenden und in das Leben des Toten. Ich meine das gar nicht mystisch, gar nicht religiös, gar nicht metaphysisch. Denn, was ist denn das Leben, oder, besser gesagt, was fühlen wir an diesem Worte „Leben“ als lebendig, wenn wir es aussprechen? Eine Erwartung, eine Zukunft, eine Möglichkeit oder tausend Möglichkeiten, kurz gesprochen: ein Fluidum von Verführung.

Auch der Tod ist eine Zukunft, sogar eine ganz sichere Zukunft; auch der Tod ist eine Möglichkeit, sogar eine Gewißheit; dies beides ist er überall und immer. Aber was der Tod nicht überall und immer um sich verbreitet, warum der Tod nicht überall und immer als etwas Ebenbürtiges und im Wesen Gleichartiges neben dem Leben steht, das ist eben die Tatsache jenes Fluidums von Verführung, das ihm meistens fehlt. Ist aber auch diese Verführung vorhanden, dann fehlt kein Merkmal zur Identität, dann steht wirklich der Tod ganz einfach wie ein zweites Leben neben unserem Leben.

Das Gesicht einer Leiche (wenn es nicht durch die Todesart verzerrt ist) ist nicht ungewiß, es scheint nur ungewiß, eben, weil es ganz gewiß ist, und wir unter den Lebenden niemals ein ganz gewisses Gesicht zu sehen bekommen. Vielleicht war der Entschluß zum Selbstmord schwer, vielleicht war er leicht, wir wissen es nicht; aber gewiß, er hat diesen Entschluß gefaßt und durchgeführt, und, da er einmal diesen Entschluß gefaßt und durchgeführt hat, so kann ihm kein Entschluß mehr schwer fallen oder ihn erregen oder ihm imponieren, denn jeder andere Entschluß ist ja doch geringer als dieser, denn der Sprung ins ganz Ungewisse bleibt ja doch der größte Entschluß. Sagen Sie dem Selbstmörder, er soll ins Trommelfeuer gehen, nein, noch schlimmer: er soll seiner Angebeteten ein Geständnis seiner Liebe machen — er wird nicht einmal ironisch lächeln, nein, sein Gesicht wird völlig unbewegt bleiben. Er hat etwas erlebt, vielleicht etwas Angenehmes, vielleicht etwas Unangenehmes, aber, auf alle Fälle: er hat das größte Erlebnis gehabt, das man haben kann, er hat nämlich das Ende des Lebens erlebt. Ihn wird kein Erlebnis mehr erschüttern. Lassen Sie seine Angebetete vor ihm niederknien und ihm ihre Liebe gestehen: glauben Sie, sein Herz wird noch klopfen? Er ist von einer untadeligen Überlegenheit, von einer restlosen Nüchternheit, von einer entzückenden Undurchdringlichkeit, fabelhaft chic, extra dry. Er erfüllt Henry Beyles Gebot an den ausgelernteten Beylisten: „Il faut être sec“ auf die einzige wirklich vollkommene Art.

Kurz, er ist der geborene Liebhaber, pardon: der gestorbene Liebhaber jenes Mädchens, von dem wir am Eingange unserer Betrachtung gesprochen haben. Ganz vergeblich hat sie sich von einem Gleichgültigen deflorieren lassen: ihr Heros, ihr Backfischideal, ihr angebeteter Heldentenor, ihr Gefürchteter und Vergötterter, Erwarteter und Geflohener, ihr . . . ihr Verführer ist doch gekommen. Denn ihr Heros, ihr uneingestandener Heros, der Heldentenor und das Backfischideal ihrer intellektuellen Perversität war die völlige Impassibilité, die völlige Gefühllosigkeit, die völlige Unmöglichkeit, gefaßt und gehalten zu werden; die letzte Übersteigerung ihrer selbst, ihr Herr und König, ist — der Selbstmörder. Und da er ihr Lebensideal ist, ihr Unwiderstehlicher, ewig Bewunderter, weil niemals Erreichbarer (denn er ist eben die letzte, unerreichbare Übersteigerung ihrer selbst): so muß sie ihm auch angehören, und diese zweite, eigentliche Defloration kennt nur ein Symbol: die Solidaritätserklärung durch ihren Selbstmord.

*

Aber ich wollte nicht nur von diesem jungen Mädchen sprechen, ich wollte von einem Typus Menschen sprechen. Ich meine jene, deren höchstes Ideal es ist, sich nicht fassen zu lassen. Ich meine jene, deren höchste Glorie die Unbegreiflichkeit und Undurchdringlichkeit

ist. Ich meine jene, die in der Ebene zwischen Pflanzen und Tieren leben wollen, und doch irgendwo Menschen sind. Ich meine jene, die nie im Leben verführt sein möchten.

Sie alle finden ihren Verführer. Sie alle finden das Abenteuer, das sie unerbittlich in die dämmernden Schluchten treibt, in die finsternen Höhlen, auf die zackigen Grate und ungewissen, fußbreiten Berggipfel. Aber freilich, da ihre heroische Landschaft nicht in jener Hemisphäre liegen darf, die die Sonne bescheint, denn das ginge wider das Programm: so wird ihre heroische Landschaft jenseits liegen, in Dunkelheit und Nacht, doppelt geheimnisvoll, doppelt ungewiß, doppelt heroisch und opernmäßig durch ihre mystische Nächtigkeit. Denn das Tote ist zu überwältigend für sie; das Tote ist zu verführerisch für sie; das Tote ist so sehr eine Übersteigerung ihrer selbst, daß sie nicht werden umhin können, wider ihren Willen verführt, einmal ausnahmsweise auch dem „Höheren“ zuzustreben. Sie brauchen nur einem Selbstmörder ins Gesicht zu schauen, der den Entschluß schon gefaßt und ausgeführt hat; und solcher Selbstmörder gibt es viele, wenn ich bedenke, wieviel Dichter es zum Beispiel gibt, gute und schlechte Dichter.

Goethe gehörte zu den Guten. Auch er hat einmal einem Selbstmörder ins Gesicht geblickt. Und Goethe gehörte ganz genau zu diesem Typus von Menschen, den ich eben beschrieben habe. Und sofort, nachdem er ihn gesehen hatte, diesen Selbstmörder, sofort beging er gleichfalls Selbstmord. Er faßte den ganz festen Entschluß, und dieser Entschluß war so präzise und gegenständlich und unwiderruflich fest, daß er ihn sofort in allen seinen Phasen niederschreiben konnte. Diese Niederschrift ergab ein Buch, und dieses Buch hieß „Die Leiden des jungen Werther“, und war der Selbstmord eines Menschen und die Geburt einer unmenschlich kosmischen Naturmacht.

Und dieses Protokoll seines Entschlusses zum Selbstmord, dieses Buch „Werthers Leiden“ war so genau, so anschaulich, so unwiderstehlich, daß es selbst wie das Antlitz eines Selbstmörders wirkte. Und da es jeder kaufen konnte, so begingen sehr viele zu jener Zeit Selbstmord. Es war wie eine infektiöse Krankheit, und man nannte diese Krankheit „Wertherfieber“. Wie denn dieser übermenschliche Selbstmörder überhaupt Tod und Finsternis verbreitete, von seiner Jugend angefangen, die seine genialen Jugendfreunde Lenz und Klinger vernichtet hat, bis in sein Alter, da der junge Heinrich von Kleist an ihm zum Selbstmörder wurde.

Ich bin der Heilige von Kötzschenbroda und wasche
meine Zehen, daß die Badewanne Wellen wirft
in wilder Lust.

Unter einer Pappel kauere ich und bilde mir ein,
es sei die dunkelrote Sykomore oder der indigoblau blühende Dadap,
zur Gattung der Korallenbäume gehörig, unter welchem ich sitze.
An der Werft von Klotzsche ist das Boot des Bootsmanns Lehmann
verankert, meines Kollegen, des Vizepräsidenten der freiwilligen
Feuerwehr von Kötzschenbroda.

Ernst steht und still der Kranich im Sumpf des Mangohains und
blickt gerührt auf das Träiben der Kinder,
die da spielen.

Es ist aber kein Kranich, sondern eine Kuh, und auch der Mangohain
ist kein Mangohain, sondern eine ganz gewöhnliche Wiese.

Ich will eine Dose Ölsardinen sein, und du der Büchsenöffner, nur
Scherz, ein Mahner zu ewigem Geiste und so. [zum

Der Hirtenknab' locket das Rindvieh mit seinem Hifthorn.

An der Küste der dreizehn unwegsamen Wege locket er das
mit wohl geöltem Hifthorn. [Tamarindvieh

Und nun senkt sich der Abend hernieder
auf meine Zehen,

ich klappe die Badewanne zusammen, denn sie ist aus Gummi,

und fülle das schmutzliche Wasser auf Flaschen

und schicke die Flaschen als Expreßgut nach Darmstadt,
wo ihr Inhalt,

wo ihr köstlicher Inhalt

in höchster Verzückung geschleckert wird.

Das walte Gott,

falls es einen gibt,

was Gott geben möge.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Septemberwoche

Aus New York kommt die Nachricht, daß sich dort, unter der Präsidentschaft des jungen Roosevelt und unter dem Namen „United European Investors Ltd.“ eine Gesellschaft zur Verwertung deutscher Reichsmark gebildet habe. Ähnliche Gründungen sind auch in der Schweiz und in Holland schon versucht worden. Aber nicht nur die Kapitalbasis jener Unternehmungen war schmaler (die New Yorker Gesellschaft tritt mit einem Kapital von 60 Millionen Dollar plus 600 Millionen Reichsmark ins Leben), auch das Publikum, an das sie sich wandten, war viel begrenzter als das amerikanische; und ebenso sein Besitz an Markpapier. Wie groß die in Amerika flottierenden oder von amerikanischen Staatsangehörigen anderwärts untergebrachten Summen deutschen Bargeldes oder auf Mark lautender Guthaben eigentlich sind, entzieht sich jeder Berechnung. Die Schätzungen schwanken zwischen 20 und 70 Milliarden. Jedenfalls aber sind sie groß genug, um, wenn sie organisiert „verwertet“ werden, einen sehr bedeutungsvollen Faktor am deutschen Kapitalmarkt auszumachen. Denn was heißt „verwerten“? Es kann nichts anderes heißen, als: Umwandlung in andere, konstantere Wertarten. Als solche kommen angesichts der eminenten Auslandskaufkraft nur andere deutsche Wertkategorien in Betracht, vor allem Grundstücke, Gebäude, Fabriken, Aktien. Das Unternehmen läuft, mit anderen Worten, darauf hinaus, für den amerikanischen Markbesitz möglichst geschickt deutsche Sachwerte oder Sachwerttitres einzukaufen. Ein Einfluß auf die Märkte und Börsen, eine Gegenwirkung gegen die immer drückender werdende Kapitalknappheit kann also wohl erwartet werden. Andererseits ist die Gründung aber auch ein Zeichen dafür, daß sich wichtige Faktoren der amerikanischen Finanzwelt ganz à la baisse der Mark eingestellt haben, (im selben Augenblick, in dem die österreichische Krone vom New Yorker Kurszettel zum ersten Male vollkommen gestrichen wurde!) Denn so lange noch Wiederaufstiegshoffnungen bestehen, „verwertet“ man nicht und kartelliert sich nicht, sondern wartet ab und spekuliert individuell. Der Zusammenschluß ist eine Erscheinung, die sich immer erst beim wirklichen oder vorausgesetzten Bankrott einstellt, — die Verwertungsgesellschaft ist nichts anderes als eine Art Gläubigerversammlung. Daß man in Amerika die Stunde dafür gekommen erachtet, ist zwar nicht entscheidend, (denn man kann sich mit der Baissetendenz ebenso verhalten, wie seinerzeit mit jener Haussetendenz, die zu den Markkäufen führte), — als Stimmungssymptom aber muß es immerhin verzeichnet werden.

Der volkswirtschaftliche Reichstagsausschuß hat einen Beschluß gefaßt, zu dem er, wenn nicht noch nachträglich auch Reichstag und Reichsrat befragt werden, nicht berechtigt war: den Beschluß, den Preis der Getreideumlage schon jetzt für das erste Jahresdrittel den Indexziffern gemäß zu erhöhen. Daß der Ausschuß dies nicht verfügen konnte, wird klar, wenn man erwägt, daß es sich um Abänderung eines nach vielen Mühen zustande gekommenen, vollgültigen Gesetzes handelt. Peinlichste Innehaltung der staatsrechtlichen Formen wäre hier aber um so mehr zu fordern gewesen, als es sich um eine Frage von außerordentlichster wirtschaftlicher Bedeutung handelt; denn „Vorwärts“ und „Deutsche Tageszeitung“ haben ziemlich übereinstimmend berechnet, daß der neue Modus ungefähr zu einer Vervierfachung des Brotpreises führen muß, — und was das bedeutet, braucht wohl nicht erläutert zu werden. Ob die Behauptung der Landwirte, ohne Zubilligung dieses Aufschlags sei ihre Existenz gefährdet, richtig ist, bleibe hier unerörtert; das „Tage-Buch“ verweist auf seine frühere Stellungnahme, die eine entscheidende Bedeutung der Umlage-Preise für die Landwirtschaft bestritt, weil die Umlage nur ungefähr ein Drittel der Erzeugung erfaßt, während die restlichen zwei Drittel in den freien Markt fließen und der Landwirtschaft den vollen Valutapreis einbringen. Abgesehen von Berechtigung oder Nichtberechtigung dieses speziellen Aufschlags ist aber notwendig, einmal auf eine, aus diesem Zusammenhang besonders klar zutage tretende, fast groteske Inkonzsequenz unserer ganzen Preisregulierungsbestrebungen hinzuweisen. Es gibt in Deutschland nämlich zwei Schulen: eine, die sich für Anpassung auch der Inlandswaren an die Weltmarktpreise einsetzt, eine andere, die den Preis der Inlandsware mit jedem erdenklichen Mittel unter Weltmarktsniveau halten will. Sicher kann nur eine Meinung richtig sein. Und sicher muß man, ehe man Gesetze macht, wissen, was man eigentlich will: Anpassung oder Niedrighaltung. Als man die Getreideumlage machte, entschied man sich dafür, die Inlandsware als vom Weltmarkt unabhängig zu betrachten. Wie kann man da plötzlich wieder mit Weltmarktsargumenten an ihr herumlaborieren? Es ist ein Unding und zeigt die ganze Direktionslosigkeit unserer wirtschaftlichen Methoden. Entweder Anpassung, dann aber auch richtig. Oder Niedrighaltung, dann aber auch konsequent. Was jetzt, — nicht nur in bezug auf Getreide! — betrieben wird, ist nichts weiter als dies: man verfügt etwas, das von der Theorie ausgeht, das Inlandsprodukt unterliege keineswegs der Preisbildung am Weltmarkt; und verändert dann wieder auf Grund von Erwägungen, die ganz im Gegenteil von der Theorie ausgehen, das Inlandsprodukt unterliege dennoch der Preisbildung am Weltmarkt. Das ist ein sehr abwechslungsreiches Wurstei, — aber alles, was so geschieht, muß schon von Haus aus fehlerhaft sein.

G L O S S E N

DAS FRESSENDE DEUTSCHLAND

O, Tage-Buch, Zeitschrift für Unpopularität, Tage-Buch, Zeitschrift für Unbeliebtheit, nimm diesen Generalangriff gegen Berlin auf!

Seit dem Kriege wird in Berlin schamlos gefressen. Wo man hinkommt, in der Straßenbahn, im Amt, im Theater, während der Vorlesung im Hörsaal, bei Leichenbegängnissen und bei Festreden zu Ehren Gerhart Hauptmanns — immer und überall werden Stullen ausgepackt und verzehrt.

Ehedem gab es noch eine Schamhaftigkeit des kauenden Menschen. Man aß nur zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Räumen.

Jetzt ist die Scham des Fressenden zu den Hunden geflohen, die ihren Knochen womöglich in die Ecke schleppen, um ihn in Ruhe, unbeobachtet, abzuknabbern.

Es essen Frauen, die ihre Stullen aus dem Futtersack holen, der ehedem zart und schmal am Arm hing, es fressen Minister, während über deutsche Schicksalsfragen beraten wird, es kauen Rechtsanwälte, während sie im Talar vor Richtern amtieren. Es fehlt nur, daß Tasso im Arrest ein paar belegte Brötchen aus der Tasche zieht, ehe er seinen Monolog beginnt.

Niemand weiß mehr, daß der sich anfüllende Mensch ein ebenso komischer Anblick ist wie der sich entleerende.

Jeder, wer es auch sei, wird trivial, während er das Maul öffnet und Nahrung zwischen die Zähne schiebt.

In Zeiten der Aushungerung Deutschlands war das allgemeine, öffentliche Kauen entschuldbar. Aber nun ist Brot genug im Lande und die Nahrungsaufnahme soll wieder ein privater Vorgang werden.

Kann man nicht einen Verein gegen das öffentliche Fressen gründen? Oder soll man Theaterdirektionen, die Synode, die Universitätsrektoren, die Landgerichtsvorsitzenden und die Straßenbahnleitungen zum Kampf gegen die ungeehrte Stullenfresserei aufrufen? Wird es nötig sein, in Gotteshäusern, Lehrsälen, in den Ministerien, in den Zuschauerräumen der Theater, in den Straßenbahnen und in den Krematorien eine Tafel anzubringen:

**Das Verzehren von Stullen
ist**

bei Strafe verboten!

Von der Verschandelung der Wälder, von der Papierflut auf den Sonntagsgseen gar nicht zu reden.

Tage-Buch, mache das öffentliche Fressen unpopulär!

Carlotto Graetz.

BRIEF AN DAS TAGEBUCH KRIEG DEM KITSCH?

Wer Intelligenz und Kultur genug besitzt, Heinrich Mann, Stendhal und Sternheim zu lesen, dem können die bunten, schlecht gedruckten Sechzehnteilromane à 75 Pf. natürlich nicht das bedeuten, was sie dem geistig Armen sind: Tonicum der Seele. Aber: wir sitzen weich in Klubsesseln, rauchen süße Zigaretten und haben Zeit genug, die barocksten, dicksten Romane zu lesen, — sind wir da im Recht, anderen, die durch stumpfsinnige Arbeit für uns ihren Geist verkrüppeln.

*Reizen Sie doch das
Publikum auf
angenehme
Art*

Dr. SCILESINGER
(MERCUR-FABRIKREKLAME)
BERLIN W 62

pein, ihre Literatur einfach wegzunehmen?

Also protestiere ich gegen das Unwesen, das ein Teil der deutschen Jugend treibt, indem er sich zu „Jugendringen“ scharf: das sind Vereine bresthafter Minderjähriger, meist männlichen Geschlechts; doch schwach an den Lenden, und dunkelst-bürgerlichster Observanz. Diese Jünglinge entdeckten manchmal in den Gerichtsberichten ihrer Provinzblätter die Bemerkung, daß Einer durch die Lektüre der Groschenromane zum Verbrecher geworden sei. In ihren engen, ängstlichen Seelen sahen sie molochgewaltig jede Untat aus den kleinen Heften kriechen, und ihr strohdürrer Idealismus entzündete sich zu Tatedrang: sie wollen der proletarischen Jugend ihre Schundliteratur wegnehmen, mit Feuer und Boykott ausrotten.

Nun ist aber noch nicht bewiesen, die Kitschromane seien wirklich Ursache eines Verbrechens, weil der Täter auch, wie hunderttausend Nichtverbrecher, diese Bücher gelesen hat.

Was wissen denn diese kleinbürgerlichen Don Quichotes von Phantasie, was von der abenteuerlichen Buntheit und vom lebendigen Reichtum des Kitsches, in dem die Träume des geistig Armen münden. Dessen einfache Phantasie kann sich nicht an der „Marquise von O.“ befriedigen, die man ihm statt des Schundromanes großmütig reicht; er will seinen aufregenden Nic Carter, den Neuen Lederstrumpf. In diesen simplen Büchern ist das Leben jen-

seits der Fabrik bei den Villenvierteln so, wie er es sich vorstellt. Auf der schmutzigen Küchenbank oder auf kalten, abgetretenen Treppenstufen hockend, vergißt er seine Not, liest er andächtig von Herren in glatten Anzügen, Damen von herrlichem Wuchs und königlichem Blick, von lichterfüllten Räumen mit schweren, alle Laute erstickenden Teppichen, von Blumen und Edelsteinen, um die man kämpft. (Schade höchstens, daß das alles in so schlechtem Deutsch dargestellt ist.) Moral aber? Eine moralische Anekdote sei hier noch erzählt, der die kleinen und großen Professoren Brunner einige Minuten Nachdenken widmen sollten:

Ein Jünglingsverein wandte sich einst mit einer Bittschrift an Friedrich den Großen, er möchte die Feilbietung einiger näher bezeichneten Romane bei strenger Strafe untersagen, da sie geeignet seien, die Sinnlichkeit des Lesers zu überreizen. Mit markigen Zügen schrieb der Monarch an den Rand: „Heurathen! Heurathen! Ihr Sweyne!“
Adolf Kobitzsch.

FILM FILMKRITIK

Wir haben einen Verband der Berliner Filmkritiker, der von einigen reinlichen Menschen gegründet wurde mit dem Zwecke, die Böcke von den Schafen zu scheiden. Es steht fest, daß unter den Böcken viele Talente sind, gute, verständige Kritiker, und es ist erwiesen,

HEINRICH MAURER

Pianos u. Flügel erster Firmen

An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte
Berlin - Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

daß die Schafe mancherlei Böcke schießen. Sauberkeit der kritischen Amtsführung ist gewiß eine Notwendigkeit. Soll das aber etwa heißen, daß Talent zur Nebensache wird?!

Für diesen Kritikerverband bin ich in einem Vortrag eingetreten, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß er sich von jeder Korruptionsriecherei fernhält und je nach seiner eigenen Erkenntnis die Mitgliederwahl trifft. Eine solche Vereinigung ist wichtig; wichtiger ist die Entdeckung und Erziehung von Filmkritikern. Wer schreibt denn heute über den Film? Richtiger: wer schreibt heute nicht über den Film?

Fragt sich, was man von der Filmkritik erwartet. Sehen wir uns die Interessentenkreise an: der Fabrikant ist manchmal von der Presse abhängig — aber nur manchmal; denn der Käufer aus dem Inland oder Ausland hat seine Meinung von dem Wert eines Films und läßt sich durch keinen kritischen Hymnus bestimmen, auch nur tausend Mark mehr zu bezahlen. Eher schon wird er die schlechte Beurteilung in der Presse dazu benützen, zehntausend Mark abzuwickeln mit der plötzlichen Erklärung, daß die Pressemeinung doch von Wert für ihn geworden ist. Das braucht den Kritiker nicht zu kümmern. Wie ihm auch die Interessen des Kinotheaterbesitzers gleichgültig sein können. Der Kritiker hat die von ihm als gerecht empfundene Meinung zu sagen. Das ist sein Amt und seine Stärke. Gerade das Bewußtsein, von sichtbaren und verschleierte Interesseneinflüssen be-

drängt zu werden, muß den ehrlichen Kritiker dazu bringen, diese beharrlich zu übersehen. Er muß stumm und taub sein. Aber — er muß sehen können.

Diese Gabe des Schauens ist selten zu finden. Wohl gibt es unter den Kritikern der Tagespresse einige, die aus der spezifischen Eigenart der Filmschöpfung eine eigenartige Betrachtungsweise erlernt haben. Sie werden sachverständig mit zunehmendem Schauen. Sie lernen das, was den Wert der Filmkritik in der Fachpresse ausmacht: die differenzierte Kritik. Wem der Zufall das Recht gegeben, auf breiter Tribüne seine Meinung zu sagen, der sollte im Filmfalle sich doch zuerst fragen, ob er das Wort vom Bild unterscheiden kann. Bedingte Überlegenheit und unbedingte Anständigkeit allein tun es nicht. Denn eindrucksvoller als diese gewiß schönen Eigenschaften bleibt dem Kenner das Gefühl, daß mancher von diesen Schützlingen des heiligen Bornifazius überzeugt ist, die Materie „ausgeschöpft“ zu haben.

Selten, sehr selten sind die Ausnahmen! Noch seltener unter den geachteten Literaten, die sich neuerdings in hellen Scharen auf den Film stürzen, um seine Eignung für den seelischen, geistigen, psychischen, ethischen, schmusanten, impreß-expresß-kontrapressionellen Wiederaufbau in fünfzehn ironischen oder achtzig tieferschürfenden Zeilen zu untersuchen. Für manchen von ihnen scheint die völlige Unkenntnis des Theaters ausreichende Legitimation zur Beurteilung eines Films zu sein.

B A D N A U H E I M

Hervorragende Heilerfolge bei: Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

Kerr, der für das Theater alles, für die Filmbetrachtung seinen hellen Humor und seinen stets wachen Sinn für alles Neue mitbringt, braucht das Sachliche der Materie nicht zu verstehen, um doch zu erfreuen und — Entscheidendes erstmalig auszusprechen. Und Herbert Ihering (ich darf es sagen, weil er Filme, die meinem Interesse anvertraut waren, eher negierte) ist unter den literarischen Kritikern eine Erscheinung schon deshalb, weil er, auch als Theaterkritiker von hohen Graden, in der kritischen Analyse des Films sich von allen „Traditionen“ freimacht und für die eigene Form des Gegenstandes den eigenen kritischen Ausdruck findet.

Hinweis für alle „Grübler“, für alle Suchenden und Ringenden: ich meine keinen bestimmten Film und außer den genannten keinen bestimmten Kritiker. Ich meine nur, daß Kritik Vorwärtstreiben, Fördern, Belehren heißt. Ich meine weiter, daß im Film des Kitsches genug geschehen ist, und daß die Versuche, Besseres zu schaffen, eine entsprechende Würdigung auslösen müßten. Darf ich noch meinen, daß es um etliche Kleinigkeiten zu weit geht, wenn der hochverehrte Fritz Engel vom Filmdrama als von „einer verantwortungslosen Kunst spricht?! Und darf ich ganz zuletzt noch meinen, daß die Zahl guter Filme nur wachsen kann mit der Zahl sachverständiger, ernsthafter Kritiker?!..

Max Schach.

DER GRAF VON ESSEX

... Und acht Tage nach dem „Grafen von Charolais“ wieder ein Grafenfilm. Gotthold Ephraim Lessing, fern der Zeit des Papierwuchers und der Eilkritik war gut daran: er schrieb in seiner Hamburgischen Dramaturgie anlässlich der Aufführung von Thomas Corneilles „Graf von Essex“ die Kapitel 22—25 und 54—70, siebzig enggedruckte Seiten, also mehr an Umfang als das ganze Stück lang war. Ich armer Sohn einer armen Zeit habe nicht einmal halb so viel Zeilen wie Lessing Seiten zur Verfügung und wage deshalb nur Kürzestes:

Aus diesem unzählige Male behandelten Stoff polkten sich die Manuskriptmacher die primitivsten Motive und schrieben ein kindliches Szenar, in dem Essex und seine Anhänger allesamt ebenso edel wie seine Gegner allesamt schurkig — intrigantenhaft sind. Zwischen den Parteien steht ein wenig dummlich und hilflos die (Spaß!) jungfräuliche Königin, die (wie schon Voltaire ausgeknobelt hatte) zur Zeit ihrer Liebe zu Essex (Spaß!) 68 Jahre alt war, von Agnes Straub aber trotzdem sehr königlich-schön dargestellt wurde, wenn ihr auch, wie übrigens fast allen anderen, wenig Gelegenheit zu starkem dramatischen Spiel gegeben war. Der Film zeigt nämlich mehr gemütlich-schwerfällige Milieuschilderei und Episoden als dramatisch sich Steigerndes, Formendes, Lösendes. Dennoch wirkten Klöpfer durch

B

anflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Verkehlung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

mannigfaltiges, Erna Morena durch verfeinert-diskretes Spiel.

Miesen Mutes hatte ich mich ins Marmorhaus zu diesem Schlemihl von Essex-Grafen begeben, der um seine Hochzeitsnacht und um seine Siege wie um seinen Kopf gebracht wird. Aber ich verließ diesen xten historischen Kolossalfilm unter xx Filmen dieses nunmehr bis zur Unfruchtbarkeit ausgequetschten Genres mit milderem Sinn. Sieht man dieses Opus lediglich als Bilderbogenerzählung an, so ist es zwar immer noch um ein Drittel zu lang und zu schwerfällig; aber der Film ist in Kostüm und Architektur, in Stimmungen, Aufbau und Bewegung der Bilder sorgfältig und geschmackvoll gearbeitet, und die schöne, vielfältig getönte Photographie erhöht ihn zu ästhetischer Wohlgefälligkeit. *Kurt Pinthus.*

LUMPAZI-VAGABUNDUS

Auch dieser Filmzweig ist berechtigt: Bildliche Erinnerung an einen verrauschten Theatereindruck. Der Regisseur, Herr Wilhelm, hat die hübsche Aufführung des Nestroy'schen „Lumpazi“ (im Staatstheater) in geschmackvollen Bildern festzuhalten gesucht. Keine richtige Neuschöpfung, aber eine willkommene Reminiszenz. In einigen Bildern wird der Versuch gemacht, mehr als gefilmtes Theater zu bringen, da sind dem Photographen einige originelle Einstellungen, dem Regisseur einige drollige Bilder gelungen. Aber gerade das, was auf dem Theater bloß leere Kulisse war, hätte im Film originelle Phantasie werden können, nämlich der wienersische Olymp, das Zauberreich der schlamperten Götter im Himmel. Hier sind zwei, drei Bilder von W. Trier lustig geraten.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKEN
EINMAUER
SCHRANKEN



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

„Sehr frisch, von passender Beweglichkeit, der Komiker Fritz Hirsch, der eine Filmzukunft hat, sehr lustig der schwerere Karl Ettlinger, der vorläufig doch noch Theater im Film gibt. Die Texte von Nestroy sind geschickt gewählt. Sie hatten den größten Erfolg. Das neue Dogma lehnt zwar den Witz in der Überschrift ab aber das Publikum ist über dieses Dogma noch nicht genau unterrichtet und lacht. —n.

glitschige Masse vor sich und rümpelt: „Zittere nicht, Flammery, ich freß dich nicht.“

II.

In einem Kaffee bestellt ein Wiener eine Tasse guten Kaffee.

Der Ober fragt: „Wünschen Sie Kaffee oder Filterkaffee oder Mocca oder Café turc?“

Da antwortet der verängstigte Wiener: „Wissen S' was, bringen S' ma a Bier.“

ANEKDOTEN

ZEITECHO

Der kleine Moritz wird in der Schule aufgerufen.

„Wieviel ist sechs mal sechs?“

— „Sechsenddreißig, freibleibend.“

LEIDEN DES WIENERS

I.

In einer Berliner Pension, wo man mit landesüblicher Talentlosigkeit kocht, wird einem Wiener wieder einmal ein Flammery-Pudding vorgesetzt. Der Wiener sieht die

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 37):

Tagebuch der Zeit

Walther Federn: Vor der Katastrophe in Oesterreich

Herbert Eulenberg: Abschied von der Bühne

Friedrich Markus Hübner: Den Weibern

Arnolt Bronnen: Gerda Müller

Tagebuch der Wirtschaft

Glossen

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

STABOU

STABOU WECHSELMANN

*Moderne
Seidenbänder*

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Berlin, Potsdamer Straße 123 B (Potsdamer Brücke), Lützow 153, Nollendorf 104

Friedrichstraße 81, zwischen Behren- u. Französische Str., Zentrum 8724

Königstraße 56/57, gegenüber dem Rathaus, Zentrum 8724

Sprechzeit 9-12, 4-7, Sonntag 10-12 nur Potsdamer Straße 123 B

Behandlung auch außer der Zeit nach vorheriger Anmeldung.

Breslau, Ortschaftener Straße 41, 9-11, 3-6, Sonntags 10-12.

München, Theresienstraße 5, 10-1, 4-6, Sonntags 10-12, Telephon 31 170

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte

ECHE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße

TELEPHON, ZENTRUM 4086

Originelle Glasbläsereien ges. gesch.

Alleinige Bezugsquelle

Blaues Haus

Kurfürstendamm 244 :: Fernsprecher: Steinplatz 12969

13 NEUE BÜCHER IM DRUCK

Autor	Titel	Ausgaben	Grundpreis
Henri BARBUSSE	<i>Das Messer zwischen die Zähne</i> Ein Aufruf an d. Intellektuellen	broschiert	etwa Mk. — 80
		Pappband	" " 1.80
Alexander BLOCK	<i>Der Untergang der Humanität</i>	broschiert	" " 1.40
		Pappband	" " 2.60
George GROSZ	<i>Ecce homo</i> Zeichnungen und Aquarelle	Ausgabe A, sign.	" " 700.—
		Ausgabe B, ..	" " 100.—
		Ausgabe C	" " 40.—
		Ausgabe D	" " 15.—
George GROSZ	<i>Abrechnung folgt</i> 55 politische Zeichnungen	broschiert	" " 2.—
		Pappband	" " 4.50
		Halbperg., sign.	" " 40.—
George GROSZ	<i>Gedichte</i> mit eigenen Illustrationen	broschiert	" " 6.—
		Halbseidenband	" " 40.—
Franz JUNG	<i>Mehr Tempo, mehr Glück, mehr Macht</i> Der „Technik d. Glücks“ 2. Teil	broschiert	" " 1.60
		Pappband	" " 4.—
Oskar KANEHL	<i>Steh auf, Prolet!</i> Gedichte, illustr. v. G. Grosz	broschiert	" " 1.20
		Pappband	" " 2.50
Georg LUKACZ	<i>Politische Essays</i>	broschiert	" " 2.80
		Pappband	" " 6.—
Hermynia zur MÜHLEN	<i>Ali der Teppichweber</i> 4 Märchen	kartoniert	" " 1.50
John dosPASSOS	<i>Drei Soldaten</i> Amerikanischer Roman	broschiert	" " 3.50
		Pappband	" " 4.50
		Halbleinen	" " 7.50
		Ganzleinen	" " 11.50
Upton SINCLAIR	<i>Man nennt mich Zimmermann</i> Roman	broschiert	" " 2.50
		Pappband	" " 3.20
		Halbleinen	" " 5.50
		Ganzleinen	" " 8.—
Upton SINCLAIR	<i>Das Buch des Lebens</i> Band 2 und 3	Pappband	" à 2.50
		Leinen	" à 4.80
		Halbleder	" à 8.50
Karl August WITTFOGEL	<i>Wer ist der Dümme</i> Groteskes Märchenspiel	kartoniert	" " 2.10

Die Grundpreise multipliziert mit der vom Börsenverein deutscher Buchhändler herausgegebenen „Schlüsselszahl“ (z. Z. 60) ergeben den Ladenpreis in Papiermark. — Bestellungen sind zu richten an jede Buchhandlung oder direkt an uns.

Der Malik-Verlag / Berlin-Halensee

Kurfürstendamm 76

Das Große Bestiarium der modernen Literatur

von

Franz Blei

(Peregrin Steinhövel)

*

Ausgabe A:

Auf van Geldern-Bütten in 30 nummerierten Exemplaren abgezogen mit je sechs handkolorierten Lithographien von Olaf Gulbransson, Thomas Theodor Heine und Rudolf Großmann, von den Künstlern und dem Verfasser signiert.

In Handmaroquinband M. 12000.—, kartoniert M. 7000.—

*

Ausgabe B:

Auf Hadernpapier in 400 nummerierten Exemplaren abgezogen mit je sechs handkolorierten Lithographien von Olaf Gulbransson, Thomas Theodor Heine und Rudolf Großmann

In Halblederband M. 1500.— Kartoniert M. 1000.—

*

Ausgabe C:

Auf holzfreiem Papier ohne die Lithographien

Geheftet M. 350.— In Halbleinenband M. 500.—

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Industrie- und Handels-A.-G.

**Internationale Arbeiterhilfe für Sowjetrußland
Berlin W 8, Unter den Linden 11**

Filmamt für Sowjetrußland

Berlin, Moskau, New York, London, Paris, Amsterdam

*Weltmonopole der Produktion
der staatlichen Photo-Kino-Komitees
Moskau und Petrograd und der
Filmgenossenschaft Russ, Moskau.
Einkauf von Rohmaterialien, Appa-
raten und Maschinen, Filmen für die
staatlichen und die konzessionierten
Filmbetriebe in Sowjetrußland*

**ersucht alle diese Abteilungen betreffenden
Anfragen zu richten an die Generalvertretung**

Deutsch - Amerikanische Film-Union A.-G.

Berlin W 35, Lützowstraße 102/104 - Fernsprecher: Amt Nollendorf 2487/98

Industrie- und Handels-A.-G.

**Internationale Arbeiterhilfe für Sowjetrußland
Berlin W 8, Unter den Linden 11**

Filmamt für Sowjetrußland

Berlin, Moskau, New York, London, Paris, Amsterdam

*erteilt authentische Auskunft in allen
Sowjetrußland
betreffenden Filmangelegenheiten.*

Zentralbureau: Berlin W 8, Unter den Linden 11

Fernsprech-Anschluß: Zentrum 7053, 12790 u. 12791

EMIL HEINICKE A. G.

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF

Hamburger Handels - Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Aktienkap. 150 000 000 M. Hamburg Reservekap. 60 000 000 M.

Telegr.-Adr.: Hacombank / für Sekretariat: Carlebank / Ferngespräche F 117, 118, 119
Stadtgespräche Hansa 1342, 1343, 5473, Elbe 3444, 3486, 3490 / Girokonto: Reichsbank

Ausführung sämtlicher bank-
geschäftlicher Transaktionen

An- und Verkauf und Beleihung von Wertpapieren : Kupons - Einlösung
Errichtung laufender und Scheck-Konten : Kommissionsweiser An- und
Verkauf von Waren im In- und Ausland : Akkreditive und Auszahlungen
für Warenbezüge

Der
„Kleine
Grade“



der neue
Serientyp,
der Zweizylinder

macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweitakts und der Luft-
kühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.-G., Bork

Post Bruck i. Mark.



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9 -: Tel.: Nollendorf 1613

Gemischtes Programm
zusammengestellt aus den besten Num-
mern des ersten und zweiten Programms

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 1/9 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.

Russische Korrespondenz

Er scheint einmal monatlich und
bringt das wichtigste Original-
material über Sowjet - Rußland

Vom III. Jahrgang bereits
erschienen Nummer 1-6

Verlag Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley
Hamburg 6



Shakespeare expressionistisch

Falstaff:

~~Gib mir ein Glas
Sekt, Schurke!~~

Ist denn keine
Tugend mehr
mit Gefühl

~~Eggschurke,
gib mir endlich
eine Flasche~~

Schönberger
Cabinet



AN DIE LESER

Dreiviertel der deutschen Zeitschriften schicken sich an, zu sterben.

Die ehemals gelesene Zeitschrift Deutschlands unterbricht am 1. Oktober vorläufig ihr Erscheinen.

Naumanns „Hilfe“ soll nur mehr 14 tägig herauskommen.

Die ausgezeichnet informierende „Auslandspost“ in München hat ihr Erscheinen eingestellt.

Das „Tage-Buch“, fester gegründet, und von wachsender Abonnenten- und Inseratenschar gestützt, wird bleiben. Aber es muß seine Bezugspreise erhöhen. Lange, zu lange haben wir gezögert, in der Hoffnung, den großen Schritt vermeiden zu können. Wir waren billiger als wir verantworten konnten.

Der Leser bedenke, daß wir seit März d. J. für das Papier des „T.-B.“ den zwölffachen Preis bezahlen und daß die Druckkosten, durch allmonatliche Tarifizuschläge, auf das vierzehnfache gestiegen sind.

Deshalb kostet ein kleines Büchlein der Inselbücherei, dessen Friedenspreis 50 Pf. war, heute 90 Mk. Ein gebundener Roman, der vor einem Jahre um 20 M. zu haben war, ist heute nicht unter 500 M. käuflich. Eine Broschüre von 32 Seiten (also im Umfange des „T.-B.“) ist im Buchhandel nicht mehr unter 100 M. zu haben.

Die Zeitungspreise haben die gleiche Steigerung mitgemacht. Es kostet die „Frankfurter Zeitung“ vierteljährlich 1350 M., vorbehaltlich einer etwaigen Nachforderung. Das „Berliner Tageblatt“ kommt im Quartal auf 1200 M.

Wir haben den Preis des „Tage-Buches“ vom 1. Oktober an fürs Vierteljahr auf

350 Mark,

den Preis des Einzelheftes auf 35 Mark festgesetzt. Hört die tolle Steigerung der Produktionskosten nicht auf (wie wir immerhin erwarten), so müssen wir uns eine Nachforderung in den Grenzen der Teuerung vorbehalten.

Dennoch sehen wir mit Zuversicht der Zukunft entgegen. Das „Tage-Buch“ hat sich, der Zeit trotzend, siegreich durchgesetzt. Es ist, von Leser zu Leser empfohlen, dem überparteilich denkenden Deutschen unentbehrlich geworden.

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte bei. Wir hoffen, sie, von alten und neuen Abonnenten ausgefüllt, bald zurückzuerhalten.

Redaktion und Verlag

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Septemberwoche

In Wien ist jetzt der Briefwechsel des Kronprinzen Rudolf mit einem liberalen Journalisten, Moritz Szepe, erschienen. Unsere Regenten haben sich und ihren Untertanen eingeredet, daß zwischen den Herrschern von Deutschland, Österreich, Rußland eitel Liebe und Verständnis herrsche. Die russische Memoirenliteratur hat diese Illusion korrigiert und die Briefe Wilhelm II. an den Zaren, in ihrer dumm-pädagogischen, anmaßend-freundschaftlichen Art haben den bohrenden Ingrim Nikolaus verständlich gemacht. Nun beweisen diese Briefe Rudolfs, des Sohnes Franz Josefs, wie kritisch, wie ablehnend, ja sogar wie ungerecht-feindselig man in Wien der Sache Wilhelm II. gegenüberstand. Vergengens warb Wilhelm II. um den österreichischen Kronprinzen. Rudolf schrieb an seinen Vertrauten: „Preußen ist nur zärtlich, wenn es Jemanden braucht.“ Das war in der Mitte der Achtziger Jahre! Schon damals in Wien, das sich die militaristische Maske aufzwingen mußte, in der Hofburg instinktive Abneigung gegen das allzsoldatische System „Was ist Deutschland?“ schreibt der Kronprinz 1882 „nichts als eine enorm erweiterte preußische Soldateska, ein purer Militärstaat . . . zu den kleinen Königen und Fürsten haben sie noch einen Kaiser bekommen und ein von Soldaten, Polizei und strammem Beamtentum erhaltener und gedrillter Reichs- und Einheitsgedanke schwebt auf den Flügeln eines anbefohlenen und anerkognen Patriotismus an der Spitze der Bajonette“. Dieser Kronprinz, der hellsehende Sohn einer bedeutenden Mutter, malte 1888, knapp nachdem Wilhelm II. den Thron bestieg, die Wirksamkeit des letzten Kaisers mit folgenden profetischen Worten: „Wilhelm II. macht sich. Er dürfte bald eine große Konfusion im alten Europa anrichten. Er ist ganz der Mann dazu . . . Energisch und eigensinnig . . . Sich selbst für ein großes Genie haltend. Er dürfte im Laufe weniger Jahre das hohenzollersche Deutschland auf den Standpunkt bringen, den es verdient.“ Aber wenn sie einander begegneten, küßten sie sich schallend auf die Wange.

Wenn die Zeitungen nicht sterben, so werden sie wenigstens mägerer. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ kündigen an, daß sie vom 1. Oktober an nur mehr ein mal am Tage erscheinen (noch immer um einmal zuviel), aber auch in Berlin dürften die meisten Abendblätter der Zeitungen verschwinden. Nur Mosse wehrt sich noch, vielleicht in der Hoffnung, ein Teil der Kollegen, die Hand in Hand mit ihm gegen den Papierwucher kämpfen, werde in der gemeinsamen Schlachtfrent den Atem verlieren. Im Text werden alle Zeitungen mägerer, und das ist vielleicht nicht ungesund. Die Tageszeitung soll Nachrichten bringen, nicht hurtig

werten; um Gotteswillen, nicht Weltanschauung zum Frühstück servieren. Debatten über Einsteins Theorien in Tageszeitungen sind lächerlich. Fast ebenso absurd, daß Pfitzner, der über seinem Palästina jahrelang gebrütet, in der Nachtstunde von 11 bis 1 ergründet und gewertet werden soll. Die schlank gewordene Zeitung ist die bekömmlichere. Sie beschränke sich wieder auf ihr eigentliches Gebiet: die Nachricht, die Schilderung, das Stenogramm. Sie maße sich nicht länger an, die Bibel des Tages zu sein, sie verzichte auf vorschnelle Wertungen, die nur zu einer verächtlichen Witzigkeit führten, sie sei behutsamer in der Bildung von Meinungen und Gesinnungen, die nicht im Saal der Druckerei erzeugt und geboren werden sollen. Die Suggestion der großen Lettern schwinde endlich wieder. Die Zeitung, magerer geworden, werde auch stiller! Naturgemäß steigt damit die innere Berechtigung und Notwendigkeit der Zeitschrift. Bringt das Tageblatt die Nachricht, so kann die Wochen- und Monatsschrift die Sichtung der Ereignisse besorgen, die erste Vorbereitung zu gewissenhafter Urteilsbildung. Gehört die Zeitung der Meldung, so sei der Zeitschrift der Kritik, der Betrachtung, der geistigen Verarbeitung gewidmet. Wenn endlich wieder diese natürliche Besinnung in die Köpfe einzieht, dann wird die Zeitschrift wieder in ihre natürlichen Rechte gesetzt werden.

Herr Dr. Stresemann hat in öffentlicher Rede erklärt, man tue Stinnes bitter Unrecht, wenn man meine, er werde die 6 % aus dem Lubersac'schen Übereinkommen in die eigene Tasche streichen. O nein, Stinnes wolle nichts verdienen, er werde die Provision aus dem französischen Wiederaufbaugeschäft den wahrhaft Bedürftigen in Deutschland zukommen lassen. Da diese 6 %, wie im „Tage-Buch“ ausgerechnet wurde, etwa 1650 Millionen Mark betragen, so würde es sich um einen philanthropischen Akt von ungewöhnlicher Art handeln. Als Philanthropen großen Stils hat man Stinnes bisher nicht kennen gelernt, und eine Klausel im Vertrag oder sonst eine rechtliche Bindung wäre überzeugender als die unverbindliche rednerische Ausschweifung eines Unbeteiligten. Aber warum Stinnes in einen Wohltäter umkostümieren? Sein Kaufmannsgehabe ist überzeugender. Es fehlte Herrn Stinnes die letzte motorische Kraft, wenn er als Philanthrop Geschäfte ersinnen mußte. Der Tiger als Vegetarier — da käme kein kühner Sprung zustande. Aber selbst wenn Herr Stinnes, dem niemand persönliche Schwelgerei vorwirft, seinen französischen Gewinn zu deutschen Wohltaten benutzen wollte, so würde diese Art der Armenversorgung nur mit sehr gemischten Gefühlen zu betrachten sein. Das ergäbe vielleicht eine stinnesische Sozialversicherung für treue, gehorsame Stinnesen, Prämien für willig geleistete Dienste an stumme Bergarbeiter und Matrosen, an Abgeordnete und Redakteure, ein Belohnungssystem für gehorsames Stinnesentum. Keine Wohltaten, oh Stinnes!

Ich verließ Deutschland gerade in den Tagen, als der schwärzbärtige Germane, Hugo Stinnes, mit dem Vertreter der französischen Wiederaufbaukommission jenes Abkommen traf, wonach er die Sachlieferungen für Frankreich übernimmt, und nicht etwa im Auftrage der deutschen Regierung, sondern aus eigener Initiative den von ihm sehr bekämpften Wiesbadener Vertrag in Praxis überführte.

Freilich dachte Rathenau in jenen Tagen, als er mit Loucheur zusammen sich an den grünen Tisch setzte und trotz einer Klausel, wonach dem Privat-Kapital gestattet werden sollte, sich direkt am Wiederaufbau Nord-Frankreichs zu interessieren, nicht daran, daß dieses eines Tages auf eigene Faust vorgehen könnte. Denn Dr. Walter Rathenau war nach eigenem Ausspruch Hugo Stinnes ein heillosen Ideologe, zu tief von der Wirklichkeit irgend eines diplomatischen Paktes überzeugt, als daß er glauben konnte, irgend jemand würde es unternehmen, über Buchstaben und Papiere die Solidarität des Weltkapitals mit mehr als einer Geste zu dokumentieren. Rathenau sollte, wieder nach einer Bemerkung von Stinnes, die diplomatische Fähigkeit, nein, der praktische Aktionswille, deswegen abgehen, weil er nicht Familienvater wie Stinnes selbst gewesen sei. Womit er zweifellos sagen wollte, daß, wer die engeren Bande nicht kennt, auch keine wirklichen Verpflichtungen gegen irgend eine Gemeinschaft empfinde.

Die Frage bleibt offen, welche Gemeinschaft Hugo Stinnes gemeint hat.

Die des Kapitals, die des Volkes, oder jene Schiller'scher Humanitätsideale?

Die letzte sicher nicht, die andere kaum, die erste wahrscheinlich. Zufälligerweise decken sich die Interessen aller drei Gemeinschaften in dem neuen Stinnes-Vertrag. Die Pointe bleibt nicht übrig, wie nahe verwandt Schiller'sche Pathetik den wackeren Absichten des Weltkapitals ist.

Jedenfalls ist praktisch in Deutschland ein Schritt auf dem Wege der Kapitalisierung und, man erlaube mir das Wortspiel, zur Kapitulation der bürgerlich-demokratischen Regierung getan. Und auf diesem Wege steht als weiterer Meilenstein die Ablösung der kapitalistischen Macht durch das Proletariat.

*

Zur selben Stunde, als ich Moskau erreichte, versammelte Trotzki die ausländischen Journalisten und prägte einen seiner berühmten, lapidaren Schlagsätze: „der Kapitalismus kann nicht mehr — das Proletariat kann noch nicht.“

Auf die Gefahr hin, die Prägnanz des Ausspruchs zu verwässern, muß man ihn ergänzen. Kann der Kapitalismus oder das Proletariat noch nicht regieren? Nicht faktisch herrschen?

Wir sahen in Deutschland, wie dort das Kapital, wenn auch äußerlich nicht regierend, faktisch dennoch herrschte. Und wir sehen in Rußland, wie das Proletariat regiert, aber dennoch nicht herrscht. Wo bleibt die Lösung? Daß Herrschen und Regieren nicht dasselbe ist.

Und worauf kommt es an? Auf das fiktive Regieren, oder auf das faktische Herrschen?

Ich glaube, daß der Ausspruch Trotzki's nach beiden Richtungen hin unrichtig ist, wenn man als Verbum aktivum das Regieren einsetzt. Denn ich nehme an, daß der Proletarier ebensogut wie der Kapitalist regieren kann. Nur herrscht der Kapitalismus in Westeuropa, trotz demokratischer Parlamente, in Rußland etabliert sich der Nep-Mann, trotz Tscheka und Sowjets, oder wird wenigstens von ihnen geduldet. Jedenfalls schnauft die kapitalistische Macht noch ordentlich Revanche und kann sich nicht über schlechte Verdauung beklagen.

Der Grundsatz aber, von dem die sozialistische Revolution ausging, war: diejenige Klasse, welche tatsächlich herrscht, soll auch regieren. Das Proletariat schuf Werte, war also tatsächlich im wirtschaftlichen Organismus die lebensbeherrschende Klasse, also mußte es regieren. Der Kapitalist regierte, mußte also in der Attrappe historischer Notwendigkeit verschwinden. Nun kehrt sich das Blatt. Und auf der Bildfläche erscheint der Kapitalismus frisch und rosig.

Die revolutionären Führer Rußlands wollten nichts anderes, als daß Herrschen und Regieren eins werde. Doch der Dualismus ist wieder da und es zeigt sich, daß die Werte produzierende Klasse vorläufig nicht beide Aufgaben, (die des Herrschens und Regierens) besorgen kann, in Zukunft aber, wenn durch historische Entwicklung beides zusammenfällt, Staat und Kapital — Kapital und Arbeit nicht eine Kette mehr, sondern ein Glied nur bilden.

Bis zu diesem Zeitpunkt bleiben fiktive Regierungen an der Spitze.

Der Sowjetregierung bleibt nichts übrig, als dieser ihrer Stellung bewußt, mit allen Kräften sich zu behaupten. Denn es ist klar: das Proletariat hat die Macht ergriffen, es muß sie behaupten, bis die Entwicklung den Vorsprung des Regierenden vor dem Herrschenden einholt.

Die Sowjetregierung hat diese Pflicht, an die sie die Opfer der Revolution mahnen. Die Ströme von Blut dürfen nicht umsonst geflossen sein!

*

In das Rad politischer Evolution greift noch ein anderes Rädchen ein. So wie als Ziel aller revolutionären Kämpfe die Vereinigung der Herrschaft und der Regierung ist, so ist in's Wirtschaftliche

übersetzt, die Übereinstimmung des Wertes mit dem Preise zielsetzend gewesen

In irgendeinem Stück von Oscar Wilde sagt einer seiner snobistischen Reflektionsmenschen: „Der Unterschied zwischen einem Zyniker und einem Sentimentalen ist der, daß während der erste nur die Preise und keine Werte kennt, der andere nur Werte, aber nicht die Preise weiß.“

Der Sozialismus will nichts anderes, als daß Wert und Preis ein und dasselbe seien. Den Unterschied schuf bis jetzt die kapitalistische Wirtschaftsform. Jede Form ist aber trennend, klassierend, schafft Unterschiede. Die sozialistische Wirtschaftsform wird, sobald verwirklicht, auch Unterschiede schaffen. Sie wird die Bourgeoisie deklassieren, sie wird, sofern sie Bestand hat, auch innerhalb eigener Mauern Werte von Preisen sondern.

Und die Werte werden ihren Kampf um die Herrschaft wieder aufnehmen, werden zur individuellen Auflehnung gegen die Diktatur der Etikette schreiten.

Der Dualismus der Welt wird fortbestehen, Luzifer gegen Gott, Wirklichkeit gegen das Ideal, Herrschender gegen den Regierenden. Wert gegen den Preis stürmen.

Doch aus dem Kampf wird Leben geboren.

Und dieses ist herrlich.

*

Form ist Isolierung.

Natur aber ist ein Zusammenhang, Wiederholung.

Der russische Mensch ist ein Naturmensch, deshalb ein soziales Tier.

Das Leben ist hier formlos — triebhaft.

Das russische Volk weiß endlose Lieder zu singen. Eins davon (es ist eigentlich kein Lied, sondern ein Amusement) lautet in der freien Übersetzung etwa so:

Bei'm Popen gab es einen Hund, den er sehr liebte. Doch fraß der mit seinem Mund mehr, als ihm geziemte. Deshalb schlug der Pop ihn tot, und beim frühen Morgenrot grub er ihm ein Grübelein, deckte den Hund mit Sand fein ein, setzte ihm 'nen Leichenstein und gravierte in den ein:

„Bei'm Popen gab es einen Hund . . . etc.“

Man sage mir, was man wolle — hier ist russische Volksseele und auch der Schlüssel zur russischen Geschichte.

Das tätige äußere Leben verschlingt das innere, dauernde, und keins von beiden will seine Rechte fallen lassen; worüber denn beinahe alle beide verloren gehen.

Goethe an Grothus 1812

(Aus dem „Unbekannten Goethe“, Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, 1922.)

Die Leser des „T.-B.“ kennen Helene von Böhler, sie wissen, daß Frau von Böhler auf anderem politischen Boden steht als die Herausgeber des „Tage-Buches“. Aber eben weil hier eine verletzte Frau spricht, die von einem idealen Monarchismus sich nicht trennen kann, glauben wir unserer Mitarbeiterin die Gastfreundschaft nicht verweigern zu dürfen.

Vor einigen Monaten war ich in Warschau. Man erzählte mir vom Staatspräsidenten Pilsudski mancherlei Gutes, um mich alte konservative Frau von den Vorzügen der republikanischen Staatsform zu überzeugen. Aber mit weißem Scheitel wird man niemandem mehr untreu, nicht einmal einem Prinzip. Man wies mich auf Pilsudski, auf Masaryk und auch auf Ebert, um mir zu beweisen, daß die Präsidenten der Republiken durchaus keine Puppen, sondern sehr kräftig ins Staatsleben eingreifende Persönlichkeiten seien. Und, fügte man hinzu, sie leben nur dem Staate! Nicht sich selbst! Pilsudski zum Beispiel, erzählte mir ein Abgeordneter, der ihn seit Jahren kennt, hat nur einen Wunsch. Er möchte wie in früheren Jahren abends ins Café gehen, dort Zeitungen lesen und mit seinen Freunden plaudern. Er darf es nicht. Ein Präsident darf nicht ins Café gehen.

An diesen Zwang des Staatsoberhauptes mußte ich denken, als ich in der Zeitung die niederschmetternde Nachricht las, Kaiser Wilhelm werde wieder heiraten. Ein Präsident darf nicht ins Café gehen und ein Kaiser darf nur kaiserlich handeln! Als eine alte Frau, die mit der Denk- und Fühlweise vieler deutscher Frauen wohl vertraut ist, muß ich sagen: Die Wiederverheiratung des Kaisers hat uns einen fürchterlichen Stoß gegeben, einen Ruck vom Kaiser weg, stärker als die ganze, übrigens kaum spürbare republikanische Strömung.

Ein Kaiser muß kaiserlich handeln. Seine Wiederverheiratung ist nicht wie die neue Ehe des Krämers um die Ecke eine bloße Familiengeschichte, sie ist ein politisches Faktum. Man hat uns nicht vergebens das Bild der kürzlich verschiedenen Kaiserin gemalt: Sinnbild der Güte, sorgende Gattin und Mutter, ewig hilfreiche Seele. Ist sie das alles gewesen, ein Vorbild einfacher deutscher Frauentugenden, dann muß sich unser Gefühl gegen die schnelle Wiederverheiratung sträuben, auch wenn es sich nur um den Krämer um die Ecke handelte. Noch trägt der Kaiser das Band der Trauer am Arm und schon hat er den neuen Verlobungsring am Finger. Gegen so hurtiges Erleben eines Dreundsechzigjährigen wehrt sich ein Instinkt in uns. Ich ginge ungern in den Laden des Krämers um die Ecke, wenn ich seine brave Frau dort jahrzehntelang walten gesehen und nach kurzer Witwerfrist eine unbedenkliche Nachfolgerin hantieren sähe. Die Ehe eines Sechzigjährigen ist immer weniger erfreulich als die Vermählung eines jungen Men-

schen. Aber die Eiligkeit eines greisen Witwers hat etwas Abstoßendes.

Ein Kaiser aber ist zu kaiserlichem Handeln verpflichtet! Ein Kaiser darf nicht schnell vergessen und ersetzen. Der Kaiser zerstört die monarchische Vorstellung der wackersten, der einfachen Leute. Was soll der Papierhändler mit den pietätvoll ausgestellten Bildern der verstorbenen Kaiserin anfangen, wenn er von der Ansichtskartenlieferung schon die Sendung der neuen Kaiserinbilder erhält? Ein Gefühl der Getäuschtheit bemächtigt sich gerade der einfachen Frauen. Es ist, als wende sich Wilhelm II. nicht allein von der einen Frau ab, sondern als lasse er sie alle, die ihr Dasein einem einzigen Manne geopfert, im Stiche. Der Kaiser hat eine Legende zerstört, in dem er sich als schnell getrösteter Witwer öffentlich zeigte. Noch ist uns allen das Potsdamer Leichenbegängnis in Erinnerung. Sollen wir uns morgen in den illustrierten Blättern mit Wilhelm II. pompösem Hochzeitsarrangement vertraut machen?

Ein Kaiser muß kaiserlich handeln. Wilhelm II. sah den Zusammenbruch seines Hauses, die Niederlage seines Heeres, die Zerstückelung seines Reiches, den Tod seiner Frau. Ward je in solcher Laun' ein neues Weib gefreit? Berührt ihn — so denkt die einfache Frau — der Zusammenbruch Deutschlands so wenig, daß er, der vielfache Großvater, noch Lust zu neuem Liebesleben fühlen kann? Er wäre zur Trauer verpflichtet. Er wäre mindestens zur Geste der Nachdenklichkeit verpflichtet. Das Volk, das schlicht und gradlinig denkt, wird sich nie in die Beherztheit dieses greisen vergeßlichen Bräutigams hineindenken können.

Wollte aber Wilhelm II. sein Leben noch einmal genießen, so hätte er den kaiserlichen Mantel von sich abtun sollen. Dann hätte er in aller Form als Chef des Hauses abdizieren müssen. Um den lebenslustigen Greis, der jeder Würde entsagt hat, dürfte sich keiner kümmern. So lange aber Wilhelm II. sich als Kaiser von Deutschland und König von Preußen, als allergnädigster und allerdurchlauchtigster Herr anreden läßt, dürfte er nicht das desillusionierende Schauspiel des lustigen Witwers auf Freiersfüßen aufführen. Er hat dem monarchischen Gefühl der Frauen einen Stoß ins Herz gegeben und fast wäre man versucht, eine solche Betrachtung mit dem Rufe zu schließen: Ebert lebe hoch!

Aus Europa kann man nun einmal die Türken doch nicht treiben, da keine christliche Macht Konstantinopel besitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden. Aber bescheiden reduzieren kann man die türkische Macht in Europa, soweit als die griechischen Kaiser in den letzten zwei Jahrhunderten. *Goethe zu Müller 1824*

Aus dem „Unbekannten Goethe“ (Ernst Rowohlt-Verlag).

Eifersucht ist die Angst, teurer zu bezahlen als ein Anderer. Nicht nur mit Geld natürlich, auch mit Gefühlen. Aber auch mit Geld. Es ist ein Gefühl, das mit Liebe unendlich wenig zu tun hat.

Dem jungen Schiller war es gewiß nur um die heiligsten Gefühle zu tun, als er „Kabale und Liebe“ schrieb. Aber was ist dem großen Realisten herausgerutscht? Ferdinand, den gefälschten Brief durchfliegend, „halb erstarrt, halb wütend herausstürzend“, spricht: „Sie hat meine ganze Seele gesehen. Mein Herz trat beim Erröten des ersten Kusses sichtbar in meine Augen — und sie empfand nichts?!“ Da haben wir es: die entsetzliche Furcht, überzahlt zu haben, geneppt zu sein um ein Stückchen seines Gefühls. Bedarf es noch des Beweises, daß dieser klassisch Liebende niedrighändlerisch in der Eifersucht ist? So liefert ihm die nächste Szene, als er den mesquinen kleinen von Kalb anschreit: „Bube! Wenn Du genossest, wo ich anbetete?“ Unterstreichung von Schiller selbst. Also darum vergiftete Limonade, Verfluchung der Schöpfung Gottes, Selbstmord und Mord an dem liebenswertesten Geschöpf, weil ein Anderer dasselbe oder mehr billiger gehabt haben könnte, als der edle Jüngling.

Hier ist die pathetische Form dieser edlen Empfindung. Aber es ändert sich nichts, wenn das Pathos wegfällt. Im „Karussell“ von Verneuil hat die Heldin zwei Freunde. Erst hat der Eine, dann der Andere Glück an der Börse. Eifersüchtig ist immer nur der, dessen Effekten steigen. Dem Andern sind die Liebesrechte des Rivalen höchst gleichgültig. Ihm kann nichts passieren, denn er zahlt nicht. Das also, bestätigen die Dichter, haben wir aus der Liebe gemacht.

„Die Seele ist ein weites Land“, sagt Arthur Schnitzler. Aber die Seele seines Fabrikanten Hofreiter, dem die Hauptsache („Ihr — Ihr — Ihr“) die Frauen sind, ist so eng, wie die irgend eines Eifersüchtigen. Ihm liegt schon garnichts an der schönen Genia, die seine Frau ist. Dem Schiffsfähnrich liegt wirklich etwas an ihr. Aber doch erschießt er Den. Selbst der Schein muß vermieden werden, der arme Teufel könnte etwas umsonst gehabt haben, für das er eine Villa mit Zubehör hält. „Man will doch nicht der Hopf sein“ sagt der Bougeois-Libertin und schießt immerhin. Damit ja niemand meinen kann, es dürfe einer ungerochen an seinem reichbesetzten Tisch schmartzoten. (Alles wollen sie sein, am liebsten ein Schurke, nur nicht der Hopf, der dupe, der Dumme, die Wurzeln, das wäre der Todesstoß für ihr Ehrgefühl.)

Was soll man erst von dem braven Sekretär sagen, der in Hebbels „Maria Magdalena“ eine so schöne Rolle spielt? Klara, die er liebt, hat ihm gerade jetzt das leidenschaftlichste Liebesgeständ-

nis ins Gesicht geschrien. Er läßt sie stehen, weil er schnell erst einmal hingehen muß, den Bösewicht zu strafen, der für ein (übrigens höchst zweifelhaftes) Vergnügen („denn sie war kalt gegen mich wie der Tod“) nicht blechen will. „Darüber kann kein Mann weg!“ sagt er zu der angeblich so sehr Geliebten. „Vor dem Kerl, dem man ins Gesicht spucken möchte, die Augen niederschlagen müssen?“ Aber der stolze akademische Bürger ist weit entfernt von dem Stolz, dem Verachteten ins Gesicht zu spucken. Ehe er sich des so begehrten Besitzes versichert, muß er die Beute dem abjagen, der die Rechnung für sie nicht beglichen hat.

Ein böser Abschnitt dieses trüben Themas ist der von der vorhelichen Virginität. Bei Völkern, die zwar keine elektrischen Bahnen aber mehr Kultur hatten, als wir, wurde das Hymen bei der Geburt oder auch beim Eintritt der Pubertät durchstoßen. Damit war einer infamen Legende wenigstens das körperliche Symbol genommen. Für die Männer unserer Zeit aber dient es als pupillarisches Sicherheit gegen posthume Eifersucht. Sie kümmern sich wenig darum, was vor der Ehe die Seele ihrer Frauen bewegt hat, solange nur jene lächerliche leibliche Intaktheit vorhanden ist. Ein junges Mädchen aus Glauchau i. S., die zu mancherlei Scherzen aufgelegt war, verlagte das Letzte, indem sie sprach: „Die Herren können sich amüsieren, aber bei einer Dame muß alles tipp-topp sein.“ Wer, der die Glauchauer Männerwelt kennt, von der ihre Zukunft abhing, könnte ihr diese Sprache verdenken?

Aber der prinzipienfreieste Besucher literarischer Kaffeehäuser leidet noch (und läßt leiden) unter der Vergangenheit seiner Geliebten. Er ist in einem verhängnisvollen Irrtum befangen. Wäre die Psycho-Chemie schon etwa weiter fortgeschritten, als sie es ist, so würde sie ihn lehren, daß die Frau, die er liebt, ein Produkt aller Einflüsse ist, denen sie unterlegen war. Und daß er also, wenn er sie liebt und so liebt, wie sie ist, nicht anders kann, als auch die Erlebnisse mitzulieben, die sie erlebte, bevor er sie liebte. Diese Erkenntnis sollte man durch die Welt schreien, bis sie eine Tradition erschüttert hat, durch die Frauen die grausamsten Leiden erdulden müssen.

Natürlich ist die posthume Eifersucht ebenso differenziert wie die andere. Der Hebbelsche Sekretär erschießt ja den bösen Leonhard nicht deshalb, weil er Klara besessen hat, sondern weil er ihr den schnöden Abschiedsbrief schrieb. Würde Klara den Verführer um des Sekretärs willen aufgeben, dieser dächte garnicht daran, Leonhard zu hassen, er würde nicht vor ihm die Augen niederschlagen, sondern ihn triumphierend mustern, wo er ihn trafe. Aber nur ja nicht teurer zahlen als de Vorige! Männer ziehen frohgemut aus, einem reichen, berühmten, vornehmen, starken Manne die Frau wegzunehmen und tragen ganz leicht an dem Gefühl, daß Der früher genoß, was sie jetzt genießen. Aber hat sich die Geliebte gütig zu

einem Schwachen, Armen geneigt, hat sie sich „erniedrigt“, so leiden sie Tantalusqualen. Wenn's nur billig ist für sie selbst, teuer für die Andern! Casanova, der an sich keine eifersüchtige Natur war, hat doch oft vor Wut geschäumt, wenn er eine seiner Freundinnen mit einem unbedeutenden Nebenbuhler, mit einem armen Schlucker, gar mit einem Diener ertappte. Aber er rühmt sich, eine fünfzehnjährige Schönheit geschont zu haben, um sie unversehrt in den Hirschpark König Ludwig XV. liefern zu können. Ein König! Da ist von Eiferfucht doch nicht die Rede. Es muß leider ausgesprochen werden, daß es bei Othello, der doch „für Ehre Alles“ tat, auch nicht an solchen Motiven mangelte. Zwar hütet er sich, der große ruhmbedeckte Feldherr, so kleine Empfindungen selbst zu äußern. Aber Jago spekuliert ganz richtig, wenn er von Cassio sagt: „Und wie er lächelt, soll Othello wüten“ oder den General fragt: „Bemerket Ihrs, wie er zu seiner Schandtat lachte?“ Da stöhnt Othello: „O, Jago!“ Auch der edle Mohr, das Naturkind rast nicht deshalb, weil Cassio seine Gemahlin besaß, sondern weil Cassio nicht in Leidenschaft vergeht, weil die Eroberung zu wenig kostspielig war. Ja, fast sagt er selbst: „O, die Welt besitzt kein süßeres Geschöpf; sie hätte an eines Kaisers Seite ruhen und ihm Sklavendienste gebieten können.“ Das also hätte ihm gepaßt, oder er hätte es wenigstens ertragen. Aber sein eigener Leutnant? Und auch noch lächelnd? Nur Mord kann die verletzte Eitelkeit kühlen.

Die Liebesfähigkeit der Frau ist unbegrenzt, der des Mannes hat die Natur enge Schranken gezogen. Um diesen natürlichen Vorzug zum Nachteil der Frauen auszugleichen, haben die boshaften und neidischen Männer, die die Gesetze nach ihrem Belieben verfaßt haben, rechtlich die Liebe der Frauen beschränkt. In der Stadt Prato, so erzählt Boccaccio, bestand sogar die Bestimmung, daß eine Ehefrau, im Ehebruch betroffen, verbrannt werden sollte. Bis einmal eine schöne Patrizierin, statt zu leugnen, wie es ihr der Richter riet, kühnlich die verbotene Liebe gestand und zugleich ihren grausamen Gatten vor versammeltem Rat fragte: „ob sie nicht jedes Mal und so oft es ihm beliebte, ohne einmal nein zu sagen, ihm seine volle Lust an ihr gewährt habe?“ Und weiter den Podestà fragte: „was sie, wenn jener zu jeder Zeit sich genommen, wessen er bedurfte und wessen ihn gelüstete, mit dem machen solle, das er übrig läßt? Ob sie es vielleicht den Hunden vorwerfen solle?“ Worauf die Bewohner von Prato, ehe noch ein Urteil gefällt werden konnte, jenes Gesetz abschafften, die Dame aber fröhlich und frei und siegreich in ihr Haus zurückkehrte. Glückliche Stadt!

Es war in Mannheim, im März des Jahres 1922.

Ich trat im Kabarett Rumpelmayer auf und war ununterbrochen bei feinen und netten Leuten eingeladen. In Mannheim gibt's das.

Aber das Kabarett war schrecklich.

Eines Abends trat ein Herr an mich heran.

Es sind in meinem Leben schon viele Herren an mich herangetreten; aber der, den ich jetzt meine, war noch nie an mich herangetreten.

Er trug Monokel, knallrotes Oberhemd, Bartlosigkeit und Reserveleutnantsallüren. Vorstellen tat er sich als Abukadnezar Becker. Und auf seiner Karte stand zu lesen, daß er Diplom-Ingenieur sei.

Ich hielt den Menschen für einen Hochstapler und setzte mich infolgedessen bereitwillig an seinen Tisch.

Dort saß bereits eine zweite Type, die mir als Machandelboom präsentiert wurde. Oder so ähnlich.

Sie verfügte über einen mit Humagsolan gedüngten Vollbart und zwinkerte schelmisch mit den Augen.

Wir unterhielten uns äußerst angeregt über Tagore, Keyserling, Werfel, Fritz von Unruh und andere Verkörperer geballter Mentalität.

Dazu tranken wir einen mit Hilfe einer Drogue (offenbar in den Leuna-Werken) hergestellten Malage und rauchten furchtbar schwarze Zigarren.

Es war ein bemerkenswertes Milieu.

Plötzlich zog Herr Machandelboom, von dem sich inzwischen erwiesen hatte, daß er Vertreter eines graphischen Verlages war, ein schönes Blatt Papier aus der Aktentasche und begann eifrig zu schreiben.

Abukadnezar und ich schlichen diskret nach der Toilette.

Als wir zurückkehrten, bat mich Herr Machandelboom, das Schriftstück zu unterzeichnen.

Ich tat ihm den Gefallen.

Angeheiterten soll man nichts abschlagen.

Dann las ich, was er mir vorgelegt hatte.

Es handelte sich um einen regelrechten Vertrag, demzufolge ich sofort zehntausend Mark erhalten sollte.

Ich nahm die zehntausend Mark in Empfang.

Dann tranken wir etliche Schnäpse und sangen die „Lorelei“.

Dann brachten wir Herrn Machandelboom in sein Hotel, und dann brachte mich Abukadnezar bis zu meiner Behausung.

Und dann vergaß ich den Vertrag.

Aber am ersten August 1922 erhielt ich ein Telegramm — des Inhalts, daß die zehn Radierungen fällig seien, und daß ich sie bis spätestens Ende August zu liefern habe.

Daraufhin las ich den Vertrag zu Ende.

Es war mein Ruin.

Ich telegraphierte postwendend an den Verlag, daß ich einem neuerlichen Vorschuß mit Spannung entgegenblicke.

Zwei Tage darauf hatte ich ihn, den Vorschuß.

Und das rührte mich sehr. Und ich sagte mir: diese braven Leute darfst du nicht sitzen lassen. Es wird zwar ein großer Mist werden, was du da zusammenradierst, aber immerhin . . . du mußt deinen guten Willen bekunden.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich bis dato keine Ahnung hatte, was eine Radierung eigentlich ist.

Das Wort „Kaltnadel“ hat mir seit je gewaltig imponiert. Weiter wußte ich nichts von der gewünschten Technik.

Das eine stand fest: ich brauchte Kupferplatten. Im Lexikon hieß es klar und deutlich, daß man auf Kupferplatten radiere.

Also ich beschaffte mir zehn Kupferplatten.

Die betrachtete ich aufmerksam, ohne zu ergründen, was vorn ist und was hinten.

Dann holte ich mir allerhand Gerät, von welchem ich annahm, daß es zur Bearbeitung meiner Kupferplatten geeignet sei.

Dann kratzte ich los.

Es war ein schauriges Geräusch, und ich bekam Zahnschmerzen. Es klang, wie wenn jemand mit dem Messer auf dem Teller herumkriekelt.

Doch ich preßte wacker die Kiemen aufeinander und dachte an den Vorschuß.

Die Stecknadeln waren bald stumpf. Auch die Spicknadel funktionierte wunschgemäß.

Da entdeckte ich im Nähmaschinen-Kästchen meiner Frau einige prachtvolle Dinge: ein niedliches Rädchen, eine spitzige Feile und mysteriöse Bohrer.

Es ging ganz gut. Bloß die Hände schmerzten schlimm.

In wenigen Stunden war die Radierung Numero I unter Dach und Fach.

Schade, daß man nichts erkennen konnte.

Ich wußte mir zu helfen, indem ich aus dem Kinderzimmer Vasenol beschaffte und die Platte einpuderte.

Der oder das Puder setzte sich in den Rinnen fest und ließ meine Krakelei ans Tageslicht treten.

Ich bewunderte meine Fertigkeiten und rannte in die Hainstraße zu einem Drucker.

Der Drucker druckte.

Man sah nichts. Die Linien waren zu matt.

Der Drucker meinte, ich hätte nicht stark genug gegraben.

Anscheinend erregte ich sein Mitleid, und er verehrte mir ein Gerät, das er scherzhafterweise „Mullett“ betitelte

Zuhause nahm ich meinen alten Zirkel und außerdem das Mullett und boxte die Kupferplatte in blinder Wut.

Am nächsten Tag erwachte ich mit Blasen am Mittelfinger.

Gleichwohl galt es, die restierenden neun Radierungen zu bewirken.

Ich legte ein paar verjährte Hefte des „Simplicissimus“ neben mich und zeichnete fleißig ab. Hin und wieder änderte ich etwas absichtlich, damit niemand den Beschuß merkt, aber im großen und ganzen wurde das, was ich radierte, leidlich originell — eben dadurch, daß ich keinen Dunst vom Zeichnen habe, geschweige denn vom Radieren.

Allmählich bildeten sich Hornhäute auf meinen Fingern, die ich heute noch mit Kukirol behandle. (Jedermann wärmstens zu empfehlen!)

In vier Tagen hatte ich die Serie fertig.

Der Drucker staunte nicht schlecht, als ich mit dem ganzen Segen angerückt kam.

Wir schickten die zehn Blätter an die Firma Othmar Kern in Pasing, was zur Folge hatte, daß ich wiederum Geld bekam.

Liebe Menschen.

Und nun haben sie mir nicht etwa (was ich insgeheim befürchtete) einen Prozeß auf den Hals geladen, sondern sie haben sich gefreut und eine Mappe aus den Radierungen gemacht.

Man soll da nicht hineinreden.

Gott verzeihe mir meine Sünden; aber sobald ich von meinen Wunden genesen bin und die letzten Hornhäute von den Fingern streife, radiere ich abermals. Ein Freund hat mir Hermann Strucks „Kunst der Radierung“ dediziert, und was die andern können, das kann ich auch.

Das wäre doch gelacht.

Die ersten richtigen Drucke hat Max Pallenberg zur Hälfte bekommen, und die andere hängt im Frankfurter Polizeipräsidium.

Und alles dies ist wirklich wahr. Sonst wäre es nicht halb so lustig.

Das hier so eindringlich empfohlene Werk heißt: „Die sächsische Seele in ihren Wallungen“, zehn Radierungen mit Text, und ist als Mappe im Verlag Othmar Kern & Co. (Pasing bei München) erschienen. In 175 signierten Exemplaren.

Also im Juni 1924 (nicht früher und nicht später, meine Lieben) ist es mir bestimmt, den vierten Abschnitt in der an wechselvollen Schicksalen reichen Geschichte des Lessing-Theaters zu beschließen.

Was wird den Abschied von diesem Hause leicht — sagen wir leichter — machen? Die Antwort liegt im Grundgedanken meiner neuen Pläne, etwa so: Um die Wende des vorigen Jahrhunderts erfuhr der Komplex Theater eine entscheidende Wandlung, indem, mit dem immer weiter rasenden Expansionstrieb des Deutschen auf materiellem Gebiet, eine Veränderung der geistigen und seelischen Einstellung zu diesen Dingen — im Großstädter zum mindesten — sich vollzog. Das Theater, bis dahin und seit beträchtlicher Zeit wieder der Sammelpunkt aller geistig und künstlerisch Beflissenen, konnte seine Machtstellung nicht lange behaupten, weil in einer Epoche der Mechanisierung die seelische Disposition vieler für künstlerische Dinge naturgemäß verkümmern mußte. So entstand, nach immer neuen, vergeblichen Versuchen — in erster Linie Brahms und Reinhardts — das künstlerische Theater von den Einflüssen des neuen Tempos und des neuen „Ideals“ frei zu halten, schließlich das Geschäftstheater, das, von einigen Ausnahmen abgesehen, sich rapid zu der Höchstleistung kommerzieller Ausschachtung heutigen Tages entwickelte.

Als ich vor Jahren einmal in einer Versammlung der Berliner Bühnenleiter das Wort „künstlerisches Theater“ wiederholte, schwoll einem meiner verehrten Herren Kollegen die Zornesader, weil er sich durch meine anmaßende Bemerkung verletzt fühlte. Er hatte ganz recht von seinem Standpunkt aus, da er als erfolgverwöhnter Leiter eines Revue- und Operettentheaters sich darauf berufen wollte und konnte, subjektiv wenigstens, künstlerisch gestrebt und gewirkt zu haben. Um mich nun nicht Ähnlichem wieder auszusetzen, und damit niemand Ärgernis an meiner Betrachtungs- und Darstellungsweise nehme, möchte ich das Wort „künstlerisches Theater“ einfach mit dem Worte „Repertoiretheater“ vertauschen, wodurch ich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen glaube. Denn dieser formelle Unterschied bedeutet zuinnerst den wesentlichen Unterschied in der Problemstellung, weil, nämlich für andere Wege und Ziele nicht so sehr die persönliche Leistung als vielmehr die Gesinnung, oder sagen wir der Wille, unbeeinflußt vom materiellen Gewinn, wieder einmal ein Privattheater mit wechselndem Spielplan, was auch kommen mag, möglich zu machen, von entscheidender Bedeutung ist. Da sage ich nun gleich den Spöttern und Zweifler voraus, damit sie mir nicht schöne Worte wie „hoffnungsloser Idealismus“ oder aber „unverfrorener Snobismus“ an den Kopf werfen, daß ich tatsächlich für das, was zunächst utopisch erscheinen mag, durchaus gangbare Wege sehe.

Wie aber? Ganz einfach: Man pachte den Gesamtkomplex des Landesausstellungsparks (mit Ausnahme des Gebäudes für die Kunstausstellung, die durch das neue Projekt in ihren Möglichkeiten gestärkt und beileibe nicht, beschränkt werden soll), setze sich mit einer Gruppe zielbewußter, unternehmungslustiger und erfahrener Kaufleute zusammen, überlasse ihnen die praktische Ausnutzung des Gegebenen in vollstem Ausmaße und fordere nur von ihnen, daß sie ihre Kalkulationen so aufstellen, daß im Kreislauf der auf Gewinn gerichteten übrigen Unternehmungen sie sich den Luxus künstlerischer Theaterbetriebe leisten können. Werfen die

Theater einen Gewinn ab, um so besser. Bleibt er ihnen versagt, so müssen eben die reichen Hilfsquellen der Unternehmungen praktischerer Natur der Kunst ein Opfer bringen. Mit anderen Worten also: Nicht mehr das Theater als Geschäft, sondern das Geschäft im Dienste des Theaters!

Ist dieser glückliche Zustand erreicht, und sind dadurch auch die Interessen des Theaterleiters unabhängig gemacht von den wechselnden Launen des Kassenrapports, so rückt die Hoffnung in greifbare Nähe, die gesunkene Kurve des künstlerischen Repertoiretheaters und die noch tiefer gesunkene Kurve des Ensembles wieder — ich wage kaum, es zu denken — wieder auf jene Höhe zu bringen, die uns, den Heutigen mit ergraudenden Schläfen, wie ein holder Jugendtraum in der Erinnerung haftet.

Wenn die Erfüllung dieses Traumes bisher in nebelhafte Ferne gerückt schien, weil eine neue Energie oder sagen wir — Industrie, inzwischen die Kräfte und Mächte des Theaters zersplittert und geschwächt hat, indem sie aus heutigen Lebensnotwendigkeiten heraus den Schauspieler von seinem eigentlichen Wirkungskreise ganz oder teilweise fortzog in die Flimmerwelt des Kinos hinein, so fällt von den frohen Hoffnungen des neuen Unternehmens auch ein Lichtschein auf dieses etwas trübe Gebiet des gegenwärtigen Theaterlebens, weil ein dem Projekt angegliedertes Filmunternehmen dem Schauspieler hinfort die Möglichkeit bieten soll, neben seiner eigentlichen Berufstätigkeit (diejenigen Hilfsquellen zu finden, die durch die Zeitverhältnisse als unerlässlich anerkannt werden müssen).

Unter der Voraussetzung, daß die Ansprüche und Bedürfnisse des Schauspielers durch solche Regelung glücklich befriedigt würden, erwüchse nunmehr der Theaterleitung die Möglichkeit, konsequenter und unbeirrbarer als bisher ihr künstlerisches Programm zur Ausführung zu bringen, um so eher, als die breite Basis des Unternehmens, rein praktisch genommen, einen Personalbestand gestatten wird, der auch, trotz vorübergehender Ausschaltung einzelner Darsteller, jederzeit imstande wäre, dem Niveau der Aufführungen und damit des Theaters überhaupt unbedingte Stetigkeit zu verleihen.

Das Repertoire der Theater? Wie ich schon sagte: Im großen Hause (14—1500 Plätze) von Aeschylus bis zu den Jungen und Jüngsten. Kein Serienspiel. Unbedingt wechselnder Spielplan bei ausgedehntem Abonnement und mittleren Eintrittspreisen. Die Folge hiervon: Die Möglichkeit, jedem zur Darstellung gelangenden Werke, besonders denjenigen der zeitgenössischen Autoren, eine Mindestzahl von Aufführungen sicherzustellen. Und der Tummelplatz (wohl verstanden: nicht Rummelplatz!) für die Allerjüngsten — das kleine Haus — als Pflegestätte keimfähiger, vorwärtsdrängender Kräfte in inniger Verschmelzung von Wort, Farbe, Form und Ausdruck.

Daß sich all diesen Plänen und Hoffnungen noch mancherlei Hindernisse und Schwierigkeiten entgegenstellen werden, bedarf nicht besonderer Betonung. Aber an Mut und Entschlossenheit wird es den Gründern nicht fehlen. Und so ist zu hoffen, daß Berlin in absehbarer Zeit um ein Unternehmen reicher sein wird, das die unwahrscheinliche Kraft besitzt, zugleich einem groß angelegten kaufmännischen-industriellen Gebiet und einem Theater rein künstlerischen Charakters neue Daseins- und Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen.

Das preußische Finanzministerium wollte den Ausstellungspark am Lehrter Bahnhof nützlich verwerten. Es hatte zu beachten, daß hier die große Berliner Kunstausstellung alljährlich tagte und es hätte selbstverständlich sein müssen, daß der Staat rund um die Heimstätte deutscher Maler keinen brüllenden Jahrmarkt und keinen quietschenden Rummelplatz errichte. Hat der Staat die Verpachtung des Geländes öffentlich ausgeschrieben? Im Stillen verhandelte im Frühjahr 1921 Herr Victor Barnovsky mit den preußischen Ministerien, um das Gelände für sich zu gewinnen. Der kleine, geschäftige Herr, nur putzig, wenn er sich als Brahms Erbe aufbläht, ist der ideale Kattowitzer Makler. Er wußte, daß man vor die braven Beamten im preußischen Finanzministerium mit einem pompösen Programm treten müsse, er fabrizierte (im Juni 1921) die vorstehende, aus dem „Berliner Tageblatt“ wieder abgedruckte Phantasie von zwei zu errichtenden Bühnen — zu einer Zeit, in der nach dem Gutachten sachverständiger Theaterbaumeister der Bau zweier funkelneuer Theater schon absurd schien, weil weder die Kosten, noch die Dauer des Baues vorher annähernd zu bestimmen war. Barnovsky-Kattowitz spannte die Bühnengenossenschaft vor seinen Karren und ließ sich attestieren, was für ein Segen die Errichtung zweier neuer Kunsttempel in Berlin wäre und posaunte das pffiffig-kunstfreundliche Projekt unter dem Titel: „Das Theater als Geschäft? Das Geschäft fürs Theater!“ im „Berliner Tageblatt“ vom 15. Juni 1921 aus. Die Redaktion, gutgläubig und glücklich, einen Mann als Mitarbeiter gewonnen zu haben, der sich Direktor nennt, schickte dem Aufsatz noch die rührende Notiz voraus, daß „Barnovsky sich nur in den Dienst des künstlerischen Teils dieses Programms stellen werden.“ Nun, wie stellte er sich?

Barnovsky brachte das preußische Finanzministerium dazu, ihm den großen Ausstellungspark für einen Pappenstiel, für 300 000 M., auf zehn Jahre zu verpachten, mit einer Möglichkeit, den Vertrag auf dreißig Jahre zu verlängern. Für die ersten zehn Jahre war nicht einmal die kleinste Steigerung der Pachtsumme vorgesehen! Nachdem Barnovsky das Gelände in der Tasche, den Plan der Errichtung der zwei Theater verkündet hatte — was tat er nun? Ließ er die Theater bauen? Ließ er anstandshalber auch nur Pläne ausarbeiten? Nie hat das preußische Finanzministerium auch nur eine Skizze dazu gesehen.

Victor Barnovsky, mit der Fahne: „Das Theater als Geschäft? Das Geschäft dem Theater!“ in der Hand, stürmte zu den bewährtesten Industriellen des Rummelplatzes. Er gab die Konzession, die er mit Hilfe seiner Kattowitzer Überredungskünste, seiner Kunstprogramme kostenlos erschwatzt hatte, einem Konsortium, das ihm bloß für die Überlassung der Konzession einen Betrag garantierte, der fast so viel wie die Pacht an den Staat ausmachte und überdies

saß er als Gewinnbeteiligter in jenem Konsortium, das sich nun beeilte, eine Berg- und Talrutschbahn, ein Tanzlokal für Cocotten und ihre bürgerliche Konkurrenz zu errichten. Dem Lunapark war im Ulap eine Konkurrenz entstanden, freilich eine ziemlich freudlose, die nicht gedeihen wollte. Bloß das hölzerne Dorf Alt-Berlin gefiel. Im übrigen kreischte der neue Rummelplatz rings um die Große Kunstausstellung, ohne viele anzulocken.

Das preußische Finanzministerium begann einzusehen, daß bei steigender Markentwertung die Vergebung des Geländes um den Pappenstiel von 300.000 M. eine Torheit, schlimmer als eine Torheit gewesen ist. Es hat unlängst eine Diskussion in der Presse und im Reichstag gegeben, warum das Reichsverkehrsministerium Bahnhofsbuchhandlungen an die Firma G. Stilke vergeben habe. Immerhin, Stilke betreibt seine Buchhandlungen selbst und er versteht sein Unternehmen. Hier hatte das Ministerium die Konzession einem Schönschwätzer verliehen, der nicht einen Taler riskierte, sondern sogleich die ihm übertragenen Rechte weiter verpachtete, der weder ein Risiko, noch eine Arbeit auf sich nahm. Es ist anzunehmen, daß die gegen Stilke ergrimnte Presse sich nun mit gleicher Energie gegen das preußische Finanzministerium wenden und es fragen wird, wie es die Umrahmung der großen Kunstausstellung durch einen Rummelplatz überhaupt, wie es diesen miserablen Pachtvertrag rechtfertigen könne. War es nicht möglich, die Verpachtung öffentlich auszuschreiben? Konnte das Finanzministerium nicht ebenso pffiffig wie der Makler Barnovsky sein und sich selbst — ohne Zwischenhändler — mit den eigentlichen Unternehmern in Verbindung setzen und sich selbst am Gewinne beteiligen?

Aber der Erbe Brahms setzte seinem mühelosen Verdienst die Krone (keine österreichische) auf, indem er vor kurzem an das preußische Finanzministerium herantrat, es möge seinen Vertrag auf dreißig Jahre verlängern. Das Ansinnen war selbst den blau-äugigen Beamten zu starker Tabak. Eine Bewilligung hätte Barnovsky ein Millioneneinkommen für Jahre gesichert, ohne daß er selbst nur einen Finger hätte rühren müssen. So notwendig schien die reichliche Alimentierung Barnovskys dem preußischen Staate denn doch nicht. Aber der Bohrwurm arbeitet im Stillen, schon hat der pffiffige Schwärmer, wieder im „Berliner Tageblatt“, verkünden lassen, daß er seine Baupläne durchaus nicht begraben hat. Das bedeutet, da ja kein Mensch mit fünf Sinnen an Theaterneubauten denken kann, daß Barnovsky die Hoffnung nicht aufgegeben hat mit seinem Gründungsschwatz die Referenten des preußischen Finanzministeriums doch noch zu benebeln. Er wird irren. Wenn in der nächsten Spielzeit Barnovskys Bühnenherrlichkeit, die auf den Säulen Hugo Hirsch und Hans Müller ruht, endigt, dann mag er noch acht Jahre die Berg- und Talbahn im Ulap leiten, und wenn er sich literarisch betätigen will, dann lasse er seinen Eloesser die groteske Gründungsgeschichte eines Rummelplatzes schreiben.

G L O S S E N

TATÜ-TATA

Ich bin zwar selbst eine Art Berliner, aber um die Stadt besser kennen zu lernen, benehme ich mich bisweilen wie ein Fremder, bleibe vor Sehenswürdigkeiten stehn, befrage die Wissenden. — So stand ich neulich vor dem Brandenburger Tor und studierte erst die Architektur, dann den Verkehr. Das Brandenburger Tor, 1789—93 von K. G. Langhans nach Motiven der Propyläen in Athen in Sandstein aufgeführt, bis zur Spitze der Figur 26 m hoch, hat fünf durch sogen. dorische Säulen geschiedene Durchfahrten, zwei zur Rechten, zwei zur Linken und die fünfte, oder erste, die eine, in der Mitte. Durch die beiden rechten sah ich Droschken, Autos, Autobusse in die Linden hineinfahren, durch die beiden linken sah ich Droschken, Autos, Autobusse aus den Linden herausfahren. Aber in der Mitte die fünfte oder erste Durchfahrt blieb immer leer. Leeres Pflaster, hohle Halle. Ja, da konnte wohl auch nur ein Gefährt hindurch, dem kein anderes begegnete, eins, das hin und zurück durch dieselbe Durchfahrt durfte. Wer durfte das? Der eine Herr — mit dem schönen Signal. Aber jetzt?

Schließlich wandte ich mich an den Sipo, der an der nächsten Säule stand, zeigte hin und fragte mit möglichst ausländischem Akzent: „Oh Herr Constable, warum niemand fahren durch das Mitte?“

Er lächelte, ein Schatten Weltgeschichte wanderte über seine redlichen Mienen. Dann sagte er schlicht: „Weil's verboten ist.“

Ich sah noch eine Weile auf diese Leere. Sie verdroß mich. Wenn ich eine Spreewälderin wäre, würde ich meinen Kinderwagen durch die mittlere Durchfahrt des Brandenburger Tores schieben. Ob man

mir's erlaubte? Ob man nicht dem Magistrat bitten könnte, diese Durchfahrt den Kinderwagen zu gestatten? Bis auf Widerruf? Zwei Kinderwagen könnten gut einander ausweichen.

— — damit ich diese Leere loswerde. Sie ist wie das unangenehme Gefühl an der Stelle, wo der Zahn saß, den man dir gestern gezogen hat. Du hast da noch eine Weile Schmerz in der Luft.

Schnellpfeffer.

FREUDENMÄDCHEN —

LEIDENSMÄNNER

Durch den kleinen Teil der Presse, der den Mut hat, zuzugeben, daß der Mensch ein Geschlechtsorgan besitzt, geht jetzt ein Dokument aus Bonn am Rhein, das man dem toten Frank Wedekind aufs Grab legen möchte. Wenn dieses Stück Papier ihm nicht mehr das Blut durch die erstorbenen Adern treiben kann, dann ist mit seiner Auferstehung nicht mehr zu rechnen. Das Dokument führt den Titel „Polizeiliche Vorschriften zur Sicherung der Gesundheit und der öffentlichen Ordnung in Bonn a. Rh.“ Diese am 2. Dezember 1921 erlassenen Bestimmungen regeln das Leben der unter Sittenkontrolle stehenden Frauen. Nur die entscheidenden Sätze seien hier zitiert:

Über die Wohnungen der Frauen bestimmt die Bonner Behörde: „Jeder unter Sittenkontrolle stehenden Person ist verboten, in der Nähe von Kirchen, Schulen, höheren Lehranstalten, öffentlichen Gebäuden und Kasernen, sowie in Häusern zu wohnen, in denen Gast- oder Schankwirtschaft, Theater oder Variété betrieben wird. Es ist insbesondere verboten, in Häusern zu wohnen,

in denen Kuppler und Zuhälter wohnen oder verkehren oder in solchen Häusern, in denen sich Familien mit minderjährigen Kindern befinden, ferner in Häusern, welche von der Polizei als ungeeignet bezeichnet worden sind.“ Frage: Wo sollen die Mädchen eigentlich wohnen? Ist nicht überall eine Schule, eine Kirche, ein Wirtshaus in der Nähe? Gibt es Häuser ohne Familien mit Kindern?

Über das Baden bestimmt die Bonner Polizei: „Der Besuch von Schwimm-, Wannen- und Heißluftbädern in öffentlichen Badeanstalten und des Strandbades ist untersagt.“ Da in den schmutzigen Häusern, die den Mädchen zugewiesen werden, keine Badezimmer sind, ist also den Freudenmädchen von Bonn das Baden verboten.

Über die Nächte der Mädchen verfügt die hochlöbliche Behörde von Bonn: „In der Zeit vom 1. August bis 30. September hat sie (die Frauensperson) von 9 Uhr abends bis Sonnenaufgang und in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. März von 7 Uhr abends bis Sonnenaufgang sich in ihrer Wohnung aufzuhalten. Zur Verlassung der Stadt hat sie vorher Urlaub bei der Sittenabteilung zu erreichen. Für jeden Urlaubsschein sind 20 Mark Anfertigungsgebühr zu zahlen.“ Was sagt der Staatsanwalt in Bonn zu dieser strafgesetzwidrigen Beschränkung der persönlichen Freiheit? Woher nimmt der Gemeinde-Zar von Bonn das Recht, über eine Menschenklasse allnächtlichen Arrest zu verhängen und die behördliche Erpressung so weit zu

treiben, für das Verlassen des Arrestes eine hohe Gebühr zu fordern? Gesetzt, eines dieser Mädchen, die manchem Stadtverordneten, Staatsanwalt und Polizeirat freudvolle Stunden bereitet hat, würde zur Erholung abends am Rhein spazieren gehen wollen. Müßte ein armes, von Gästen und Behörden schändlich mißbrauchtes Kind jeden Abendspaziergang mit einer an die Stadtkasse zu entrichtenden Gebühr büßen?

Die deutsche Presse findet Worte der Entrüstung über die schwarze Schmach am Rhein. Ist diese weiße Schmach sittenpolizeilicher Kerkermeister nicht ebenso empörend? Ist sie nicht, weil Franzosen solchen Bürokraten-dünkels doch kaum fähig sind, nicht eigentlich Aufreizung zum Landesverrat? Die Freudenmädchen, die in Bonn nicht wohnen, nicht baden, nicht ausgehen dürfen, haben nur das Recht, für die Ausstellung des Buches, für jede Untersuchung, für jeden Spaziergang hohe Gebühren an die Stadtkasse von Bonn zu bezahlen. Und keiner der Schmerzensmänner schämt sich, den mißhandelten Freudenmädchen die bitter erworbenen Scheine abzunehmen.

Frank Wedekind. Steh' auf, zeichne die parasitären Nutznießer der Prostitution, stelle sie aus, die Sittenkommissäre in schwarzem Rock und gemeinderätlicher Würde. Es müßte, wenn der Simplizissimus noch lebendig wäre, ein Sturm beschämenden und befreienden Gelächters über die Bonzen von Bonn herniederbrechen.

Carlotto Graetz.

B A D N A U H E I M

Hervorragende Heilerfolge bei: Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

TISCH MIT BÜCHERN HAUPTMANNLITERATUR

Das erste der Hauptmannbücher hat Konrad Haenisch geschrieben (Gerhart Hauptmann und das deutsche Volk. Verlag J. H. W. Dietz Nachf. Berlin 1922.). Es ist ein Werk des redlichsten Willens. Haenisch will Hauptmann den Massen nahe bringen, sein Buch ist ein starkes Volksversammlungsreferat. Leise darf man in Massenversammlungen nicht reden. An Franz Mehring, den biegsamsten Stilisten, darf man nicht denken. Haenisch schreibt ein kunstloses, kaum gehobeltes Zeitungsdeutsch. Auch seine Gedankengänge sind derb gezimmert. Er nennt Hauptmann den „großen Dichter der Not, des Mitleids und der Sonnensehnsucht“ und meint, Hauptmann „sei der Sache der armen Leute immer treu geblieben“. Das ist ein sehr allgemeines Lob und überdies ein zweifelhaftes. Hauptmann wäre kleiner und übersehbarer, wenn er nur ein landläufiger Armeleutdichter wäre. Weder der „griechische Frühling“ noch der „Ketzer von Sonna“ noch „Pippa tanzt“ sind in diesem primitiven Schema unterzubringen. Auch ein derber Holzschnitt darf nicht so vereinfachen. Deshalb wird dieses Buch schneller vergilben als das Holzpapier, auf dem es (häßlich) gedruckt ist.

Das zweite Hauptmannbuch sieht schon äußerlich weniger ungepflegt aus. (Paul Fechter: Gerhart Hauptmann, Sybillenverlag, Dresden 1922.) Fechter ist der

Theoretiker einer abstrakten Kunst, die nicht da ist. Als Dozent einer mathematischen Aesthetik ist Fechter unerbittlich. Er setzt die Formeln ein, die Erscheinungen haben zu gehorchen. Er hat eine dicke Abhandlung über Wedekind geschrieben und nun wird Hauptmann in allen Phasen mit Wedekind konfrontiert. Das Verhör des Professors Fechter fällt ungünstig für Hauptmann aus, er erhält im Geistigen und im Ethischen die Note: Kaum genügend. Will man sich ein Bild der voraussetzungs-vollen Strenge Fechters machen, so braucht man nur seine kategorische Feststellung herzunehmen, das Hauptmann der Dichter des Mitleids, aber nicht des Mitleidens sei. Das erläutert Fechter: „Mitleid ist eine passive Tugend, bei aller Schönheit, es strahlt auf vor dem Anblick des Leidens, aber es verbleibt in dem Menschen als bloßes Gefühl, strahlt vielleicht Wärme aus, wird aber nicht aktiver Faktor in seiner Seele, sondern höchstens in einer Handlung. Mitleiden dagegen ist, so paradox das klingen mag, nur möglich in einer aktiven Seele, weil es nur durch innerlich tätiges Leben überwunden und ertragbar gemacht werden kann. Mitleid hat, da es bloße Reaktion eines für sich Verbleibenden, Isolierten ist, die Annehmlichkeiten jeder aufrichtigen Sentimentalität für sich; Mitleiden dagegen beruht auf jenem geheimnisvollen Verbundenwerden eines Menschen mit dem Schicksal eines

Steinberg

** Hüte - Kleider - Mäntel - Pelze **

Düsseldorf

Baden-Baden

anderen, das die Isoliertheit aufhebt und keinerlei Angenehmes mehr enthält, sondern eben ein Leiden ist. . . . Hauptmann kennt das Mitleid . . . Die Aktivität des Mitleidens verspürt man kaum“. Man braucht nur die Figuren der Rose Bernd und des Fuhrmanns Henschel heraufzubeschwören, um die müßige Spekulation dieser unbarmherzigen Analysirerei zu empfinden. Schon dies Wegwenden von der altruistischen Ekstase, von den Webern zu Florian Geyer, von Rose Berndt zur Pippa beweisen, daß es Hauptmann nie um ethische Selbstbefriedigung zu tun war, sondern um einen unbewußten Identifizierungsprozeß, der die Voraussetzung seiner dichterischen Produktivität ist. Fechtens Aufsätze sind Turnversuche am psychologischen Trapez.

Da bleibt das dritte Hauptmannbuch, Schlenthers alte Biographie, von Arthur Eloesser weitergeführt (Verlag S. Fischer) noch immer das Nahrhafteste. Eloesser ist Schlenther nicht nur als Stilist überlegen, er hat die Kunst der paradoxen Formel. Er verliert sich nie, wie Fechter, in Abstraktionen, geschweige denn, daß er, wie Haenisch, Hauptmann agitatorisch interpretieren wollte. Eloessers Enthusiasmus (z. B. für Anna) scheint zuweilen an Flammen der Vernunft gewärmt. Aber Enthusiasmus, selbst der leichtgewollte, erquickt mehr als Ironie, die bei den Fontaniden meist nur ein Kostüm für innere Verschlafenheit war. Man

möchte wünschen, daß Eloesser mit ungeniertem Mut das ganze Buch Schlenthers erneuere. Es wird dabei gewinnen. *St. Gr.*

BRIEFE AN DAS „TAGE-BUCH“ I.

BESTEUERT DIE TINGL-TANGL

Ein Lichtspielbesitzer schreibt: Wenn der Herr Stadtkämmerer sich doch einmal auf Kosten der Stadt Berlin in den „Wintergarten“ bemühen wollte. Er würde Folgendes gewahr werden: Erstens sind die Tingl-Tangl, Wintergarten, Skala, Tauentzienvariété usw. usw. so stark besucht, daß eine Horde von Agioteuren vor den Vergnügungslokalen lauert, sicher, ihre Plätze allabendlich um das Doppelte des Kassapreises (von vielen hundert Mark) loszuwerden. Zweitens profitieren Variétés wie der Wintergarten auch als Restaurationen. Man darf getrost annehmen, daß jeder Wintergartenbesucher durchschnittlich mindestens 500 M. springen läßt. Dafür kann er auf schlechtem Platz ein untermittelmäßiges Programm sehen. In der Skala, die teurer ist, sieht er wenigstens vorzügliche Jongleure, Tänzer, amerikanische Clowns. Wenn man weiß, daß jedes dieser Lokale allabendlich Millionen-Einnahmen erzielt, dann fragt man sich: Woher hat das verarmte Berlin Tag für Tag zehntausend Leute, die sich dieses teure Vergnügen leisten können? Nun, es sind die Fremden aus dem Reich und dem Ausland, sie füllen täglich diese

Banflavin-Pastillen (gef. geschützt)

Schmerzhaftes und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Verdickung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

Riesensäle. Eine Besteuerung der Tingl-Tangl ist also eine durchaus gerechte Fremdensteuer, im Gegensatz zu der Besteuerung der Lichtspieltheater, die nur von Heimischen, von Arbeitern und Bürgersleuten besucht werden. Will man Steuern einheimsen, Herr Stadtkämmerer, dann muß man die Betriebe individualisieren können.

Georg Königstein,
Lichtspieltheaterbesitzer.

II.

ANKLAGE EINES ZEITUNGSSCHREIBERS

Seit Monaten klagen die Zeitungen über ihre Not. Wirklich hat das große Sterben begonnen. Dennoch fällt es den einzelnen Ländern, die über die Holzvorräte und damit über die Papierpreise entscheiden, nicht ein, sich um die Pressenot zu kümmern. Bayern, das holzreichste

Land, verhandelt sein Holz an Stinnes, die Zeitungen sind ihm wurst.

Warum veranstalten die deutschen Zeitungen nicht einen dreitägigen Demonstrationsstreik?

Warum rührt sich, trotzdem hunderte von Existenzen zugrunde gehen, weder der Reichsverband der deutschen Presse, noch der Schutzverband deutscher Schriftsteller?

Josef R.,
Redakteur einer Berliner Tagesztg.

III.

DIE THEATERSTEUER DER AUSLÄNDER

Nicht nur die erste Klasse der Eisenbahnen gehört jetzt den Fremden, sondern auch die größten Theater. Vor allem die Oper in Berlin und München. Es ist in der Ordnung, daß der Engländer in der Oper erhöhte Preise bezahle, warum aber



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 29

GELDSCHRANKE
TREASORAN. APP. M.
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKEN
EINMAKER
SCHRANKEN



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

genießt er in der Eisenbahn den für ihn spottbilligen Preis ohne Aufschlag? Und bei der Durchführung der Trennung zwischen preußischen und ausländischen Opernbesuchern geht man viel zu summarisch vor. Es leben in Berlin seit Jahrzehnten viele Tausende Deutsche, die sich nicht mit Paß und Lichtbild als Deutsche ausweisen können, einfach, weil sie mit den Friedensschlüssen Auslandsdeutsche oder Staa'enlose geworden sind. Ein guter Deutscher, der in Böhmen geboren wurde, und hier seit 20 Jahren lebt, wird von der Opernkasse eingeschätzt wie ein devisen-gespickter Amerikaner. Ein armer Balte, ein abgetrennter Schlesier, ein aus Südtirol hier angesiedelter Berliner — sie alle genießen die Vorrechte ihres bitter erlebten Deutschtums nicht. Die Opernverwaltung wird sagen: Auf solche Einzelfälle können wir uns nicht einlassen. Das nenne ich bürokratische Bequemlichkeit. Denn es gibt ein sehr einfaches Mittel, diese hier an-sässigen Deutschen zu legitimieren. Man lasse sie statt des Passes den Steuerzettel vorweisen, und so wer-

den alteingesessene Leute erweisen, daß sie außerhalb Deutschlands ge-boren, aber in Deutschland wohn-haft und tätig sind. H. L.

ANEKDOTEN
DIE RETTUNG

Ein Kaufmann im Prager Juden-winkel empfiehlt mürrisch seine Ware.

„Ich zahl drauf“, beteuert er jedes-mal, wenn er einen Preis nennt.

Diese Beteuerungen werden dem Käufer zu dumm. Er fragt: „Zum Teufel, wenn Sie bei jeder Ware, die Sie verkaufen, draufzahlen, wie kann denn dann Ihr Geschäft bestehen?“

Der Händler sieht den Käufer achselzuckend an: „Schabbes hab ich geschlossen“.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 38):

- Tagebuch der Zeit
- Leopold Schwarzschild: Die Zei-tungskrise
- Alfred Polgar: Der unsterbliche Kasperl
- Willy Haas: Wertherfieber
- Hans Reimann: Die Fußwaschung
- Tagebuch der Wirtschaft

Diesem Hefte liegt ein Prospekt des Ernst Rowohlt Verlages, Berlin bei, auf den wir besonders hinweisen. Auf die Juli-Preise dieses Prospektes kommt ein der Markentwertung ent-sprechender Aufschlag.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8 **UNTER DEN LINDEN 5**
 $\frac{10}{32}$ PS $\frac{10}{50}$ PS

STABOU

STABOU WECHSELMANN

Die
besten Kurzwaren

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

Wir verkaufen
gebrauchte Kisten jeder Größe

Ernst Rowohlt-Verlag, Potsdamer Straße 123b

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON, ZENTRUM 4086

AEG
Licht- und Kraftanlagen

Bau und Betrieb
von Elektrizitätswerken, elektrischen Bahnen,
elektrochemischen Anlagen

ALLGEMEINE
ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082—2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am
20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von
DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseien Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehär.



Schönmann & Lederer
ANTIQUITÄTEN KUNSTGESAMMELN
RAUMKUNST TEL. STEINPL. 15260

Gegründet 1813

A. WARMUTH
HAUPTSITZ: BERLIN C 2

Fernruf:
Norden 9731-38

Umzüge ☐ Lagerung

Sammelladungen nach allen Teilen Deutschlands einschließlich Oesterreiche. Günstigste Uebernahme nach Böhmen, Polen, Ungarn

V e r t r e t e r b e s u c h k o s t e n l o s

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

Bekannt wird ihr Name
durch Karo-Reklame

Karo-Reklame G. m. b. H.
Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 b

Fernsprecher: Nollendorf 3396 — Fernsprecher: Lützow 4931

Im Spätherbst dieses Jahres erscheint

DAS PRISMA

EINE GRAPHISCHE REIHE

I. FOLGE

Bd. 1/2: OSKAR WILDE, DER GEBURTSTAG
DER INFANTIN U. ANDERE MÄRCHEN
Mit Steinzeichnungen von LUDWIG KAINER

Bd. 2: HONORÉ DE BALZAC, DER SUCCUBUS
Mit Steinzeichnungen von ERNST STERN

Bd. 4: THEODOR STORM, EEKENHOF
Mit Steinzeichnungen von FRIEDRICH WINCK-
LER-TANNENBERG

Bd. 5: CHARL. DICKENS, LONDONER BILDER
Mit Steinzeichnungen von RAHEL SZALIT-
MARCUS

Bd. 6: DIEGO HURTADO DI MENDOZA, LA-
ZARILLO DE TORMES
Mit Steinzeichnungen von PAULKLEINSCHMIDT

Bd. 7: FRANZ GRAF VON POCCHI, KASPERL-
KOMÖDIEN
Mit Steinzeichnungen von ALPHONS WOELFLE



Jeder Band in Halbleder gebunden. Von sämtlichen
Werken eine numerierte Vorzugsausgabe, auf Bütteln,
in Ganzleder gebunden, jede ganzseitige Zeichnung vom
Künstler signiert.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom

Hans Heinrich Tillgner-Verlag

BERLIN W 35, Lützowstraße 15 — Fernruf: Lützow Nr. 4398

A M E R I K A

von gestern, heute
und morgen

L E B T

in unseren beiden
neuen Romanen:

U P T O N S I N C L A I R M A N N E N T M I C H Z I M M E R M A N N

Autorisierte Uebersetzung aus dem amerikanischen Manuskript
von HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Z 12 Bogen

„Jesus von Nazareth 1921 in Western City, einer amerikanischen Großstadt... Mit wundervoller Ironie malt Upton Sinclair diese Gestalt in seinem Roman, scharf und bitter zeichnet er die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Amerika der Nachkriegszeit...“

Unerhört treffend gezeichnet sind die einzelnen Figuren des Buches, bezeichnende Typen dieser neuen Zeit, denen alles Geschäft ist: der Filmkönig z. B., der es „durch eigene Kraft“ vom Trödler bis zu seiner jetzigen Position gebracht hat und der nun sofort erkennt, welch glänzendes Geschäft es wäre, diesen „Zimmermann“ für den Film zu gewinnen...“

Obwohl das Buch amerikanische Verhältnisse zur Voraussetzung hat, ist es doch nicht weniger bedeutsam für jedes andere Land, da es, vielleicht leider, überall gleich aktuell ist.“

Aus einer langen Besprechung im „Temesvarer Volksblatt“ vom 2. 9. 22

„Man kann Sinclair mit dem Russen Gorki, dem Franzosen Zola, dem Dänen Nexö messen, doch würde man ihm dadurch noch keinesfalls gerecht.“

Wer sich für den inneren sozialen Charakter des modernen Amerikas, wer sich für die dortige Arbeiterbewegung interessiert, dem leisten die spannend geschriebenen Romane Upton Sinclairs gute Führerdienste.“

Die „Neue Zeit“ im Juni 1922

J O H N D O S P A S S O S D R E I S O L D A T E N

Autorisierte Uebersetzung aus dem amerikanischen Manuskript
von JULIAN GUMPERZ

Z 21½ Bogen

„Dieser Roman ist das klarste, ausgesprochenste amerikanische Buch, das seit den Tagen, da Christoph Columbus Amerika entdeckte, geschrieben worden ist.“

Chicago Daily News

„Die Herrscher der Welt, die Präsidenten, Premierminister, Diplomaten und Generäle werden die „Drei Soldaten“ und die Tatsachen, die in diesem Buch erzählt werden, bei jedem künftigen internationalen Schritte, den sie tun, in Betracht ziehen müssen.“

New York Herald

„Dos Passos „Three Soldiers“ sind ein offenes und ehrliches Bekenntnis aus vollem Herzen und aus unmittelbarer Lebenserfahrung heraus gestaltet, von der ersten bis zur letzten Seite überzeugend und interessant. Kurz, der erste hochbedeutsame und voll anzuerkennende Beitrag Amerikas zur Weltliteratur.“

Vossische Zeitung, Berlin

Weitere anerkennende Besprechungen großer deutscher Tageszeitungen wie der „Frankfurter Zeitung“ usw. und bekannter deutscher Zeitschriften („Tagebuch“ usw.) liegen bereits vor.

Auf holzhaftigem Papier: M. broschiert Grundpreis 2.50 Pappband „ 3.20	Die Grundpreise sind zu multiplizieren mit der v. Börsenverein bestimmten Schlüsselzahl (zuletzt 60)	Auf holzhaltigem Papier: M. broschiert Grundpreis 3.50 Pappband „ 4.50
Auf holzfreiem Papier: Halbleinenb. Grundpreis 5.50 Ganzleinenband „ 8.— Halbjapanband „ 8.—		Auf holzfreiem Papier: Halbleinenb. Grundpreis 7.50 Ganzleinenband „ 11.— Halbjapanband „ 11.—

DER MALIK-VERLAG

EMIL HEINICKE A.G.

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF D.D.

Hamburger Handels - Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Aktienkap. 150 000 000 M. Hamburg Reservekap. 60 000 000 M.

Telegr.-Adr.: Hacombank / für Sekretariat: Carlebank / Ferngespräche F 117, 118, 119
Stadtgespräche Hansa 1342, 1343, 5473, Elbe 3444, 3486, 3490 / Girokonto: Reichsbank

Ausführung sämtlicher bank-
geschäftlicher Transaktionen

An- und Verkauf und Beleihung von Wertpapieren : Kupons - Einlösung
Errichtung laufender und Scheck-Konten : Kommissionsweiser An- und
Verkauf von Waren im In- und Ausland : Akkreditiv und Auszahlungen
für Warenbezüge

Der
„Kleine
Grade“



der neue
Serientyp,
der Zweizylinder

macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweitakts und der Luft-
kühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.-G., Bork

Post Bruck i. Mark.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Oktoberwoche

Die Erinnerungen Wilhelms II. sind, soweit man nach den bisher erschienenen Teilen urteilen kann — und man kann urteilen, denn ihre Gebrechen sind kaum zu ändern — eines der langweiligsten Bücher der Gegenwart. Wenn der Stil wirklich der Mensch ist, dann muß Wilhelm II. langsam zu Leder geworden sein. Kein lebendiger Satz, kein frisches Bild, kein Schwung und keine Steigerung. Das ist nicht aus der Seele strömende Erzählung eines innerlich lebendigen Menschen, das ist die trockene, blutlose, gelegentlich rechthaberische Darstellung eines wenig beteiligten Actuarius. Als noch vor Erscheinen der Erinnerungen Wilhelms angekündigt wurde, daß Herr Zimmermann, ein Redakteur von Scherl, die Memoiren durchgesehen habe, da hatte man den fatalen Verdacht, auch der frühere Kaiser habe sich von einem Literaten modernes Seelenerleben anschminken lassen. Der Verdacht war ungerecht und wir bezeugen hier öffentlich, daß Wilhelms II. Erinnerungen ungefälscht sind. Sie sind echt — aber eben darum unlesbar. Unser allergnädigster, allerdurchlauchtigster Herr beweist darin mit trockner Umständlichkeit, daß er immer recht gehabt habe. Bismarck gegenüber, den Buren gegenüber, Caprivi gegenüber. Die Welt ist aus den Fugen, weil sie unfolgsam war . . . Übrigens wird uns von Freunden des Tage-Buches eine Notiz übersandt, die in Provinzzeitungen erschienen ist und sich mit dem Erlös der kaiserlichen Erinnerungen beschäftigt. So schreiben die kaisertreuen „Düsseldorfer Nachrichten“:

Nach einem Bericht hat der frühere deutsche Kaiser eine Verfügung über die Verwendung des Ertrages seiner „Erinnerungen“ bis nach seiner Hochzeit vertagt. Es sei in Aussicht genommen, wie es bei den vergleichenden Geschichtstabellen geschehen sei, die finanziellen Erträgnisse zum größten Teil Wohlfahrtszwecken zuzuführen. Die Gesamterträgnisse des Buches betragen unter Hinzurechnung der amerikanischen Tantième 1650 000 Dollar, gleich 1½ Milliarden Mark.

Man beachte die ungewöhnlich vorsichtige Form dieses „Berichtes“. Er schwimmt anonym. Niemand ist für ihn verantwortlich. Man kann ihn nötigenfalls verleugnen! Aber selbst dieses anonyme Gerücht beschränkt sich darauf, mitzuteilen, daß der Kaiser über das empfangene und garantierte Honorar noch nicht verfügt, sondern die Entscheidung bis nach seiner Hochzeit vertagt habe. Dann soll es — zum Teil — Wohlfahrtszwecken gewidmet werden. Man vergleiche mit dieser zögernden, behutsamen, durch

die öffentliche Diskussion aufgezwungenen Mitteilung, die nichts Bestimmtes sagt, die einfache präzise Bekanntmachung Lloyd Georges: „Meine Kriegserinnerungen sollen mir keinen Penny tragen.“ So spontan handelte der Repräsentant des Händlervolkes. Der deutsche Heldentypus wird gewiß ebenso gentlemanlike handeln. Aber er kann sich offenbar nur schwer und langsam zu seiner Noblesse entschließen . . .

Die in Griechenland nach dem Unglück in Kleinasien entstandene Bewegung hat bei einem Teil meiner Untertanen den Gedanken bestärkt, daß mein Verbleiben auf dem Throne unsere mächtigen Freunde hindere, Griechenland wirksam zu Hilfe zu kommen.“ Also motivierte Konstantin seine Abdankung. Er zielte damit offenbar auf Frankreich, Griechenlands ehemaligen Alliierten ab. Frankreich hatte stets heftigste Abneigung gegen diesen Schwager Wilhelms II. bekundet; und daß es nach seiner zweiten Inthronisation offen gegen Griechenland und für die jüngst-hin noch so gehaßten Türken eintrat, wurde nicht zum wenigsten mit der mißtrauenweckenden Person Tinos gerechtfertigt. Nun, nach und dank Tino's drittem Hinauswurf, glaubten die liberalen Parteien Griechenlands also auf eine veränderte Haltung Frankreichs hoffen zu dürfen. Aber was geschah? Die „nationale Revolution“ war kaum 24 Stunden vollzogen, da schrieb das offiziöse Organ des Quai d'Orsay, der „Temps“, schon in catonischer Strenge, „falls die Griechen geglaubt haben sollten, sie könnten, nachdem sie den Krieg mit König Konstantin verloren hätten den Frieden mit Veniselos gewinnen, so hätten sie sich trügerischen Hoffnungen hingegeben.“ Also: Konstantin hin, Konstantin her, Griechenland muß die Zeche zahlen! Das erinnert merkwürdig an den Vorgang mit Wilhelm II.! Es bedeutet keine Inschutznahme weder des einen noch des anderen der beiden widerwärtigen und verdienstermaßen mattgesetzten Schwäger, wenn man feststellt: Hier wie dort war die Lockung mit milderer Behandlung der Völker, sofern sie nur ihre Fürsten fortjagten, Schwindel. Der alte, grausame Satz: „Quidquid delirant reges plectuntur Achivi“ ist praktisch auch bei denjenigen in Kraft geblieben, die den Unterschied zwischen Herrschern und Beherrschten rhetorisch zuweilen sehr deutlich unterstrichen.

Da die Einigung der beiden sozialistischen Parteien jetzt vollzogen ist, scheint es angebracht, das Fazit der vorangegangenen Zwistjahre zu ziehen und eine historische Würdigung des Zusammenschlusses zu versuchen. Man kann das in langen Artikeln besorgen, man kann es aber auch in eine einzige Formel zusammenpressen. Über Kampf und Frieden der beiden Parteien flattert als Fahnenspruch ironisch die Umkehrung eines Moltke-Wortes: „Getrennt sich schlagen, vereint abmaschieren!“

I.

Was fällt einem zuerst auf, wenn man den braunen, holzgetäfelten Saal des Reichsgerichts betritt? Die beiden überlebensgroßen Kaiserbilder an der Wand? Nein, man ist gewohnt in den Gerichtssälen der deutschen Republik Kaiserbilder anzutreffen. Im Saale des Staatsgerichtshofes, der zum Schutze der Republik eingerichtet wurde, hätte man sie nicht vermutet. Ich weiß schon, es ist keine Absicht, sie sind schwer aus der Holztäfelung zu entfernen, die Kosten einer Renovierung des Saales kann der verarmte Staat sich nicht leisten. Dennoch wirkt es absurd, daß zwei deutsche Kaiser auf die Verhandlungen des Gerichtshofes, der zum Schutze der Republik wirken soll, herabsehen. Sparsamkeit? Es gibt eine Sparsamkeit, die grotesk wirkt.

Das Auffälligste, das man bemerkt, wenn man in den braunen Sitzungssaal des Reichsgerichtes eintritt, ist eine weiße Tafel an der Wand, auf der ein Straßennetz der Kolonie Grunewald mit derben Strichen aufgezeichnet ist. Da ist die Königsallee, durch die das Auto Rathenaus fuhr, da ist mit roter Farbe der Punkt gemalt, an welchem das Auto der Mörder lauerte, da ist der Weg eingezeichnet, auf welchem es entkam. Das ist heute, wenn man ersten Eindrücken folgt, kein politischer Prozeß, das ist ein Prozeß über den die weniger erregenden Worte stehen: „Der Mord in der Königsallee“.

II.

Zuerst werden die vom Präsidenten ernannten Beisitzer des Senates vereidigt. Die Herren Fehrenbach, Hartmann, Jäckel, Müller im schlichten schwarzen Jackett nehmen neben den Reichsgerichtsräten Platz, die im roten Talar ihres Amtes walten. War für einen „Mord in der Königsallee“ dieses Aufgebot von politischen Beisitzern nötig? Daß Rathenau erschossen wurde, hätten auch Berufsrichter festgestellt, und sie hätten vermutlich, da der erwischte Mörder immer mißbilligt wird, gerecht zu richten und zu sühnen gewußt. Der große Aufwand: ein eigenes Schutzgesetz, um dessen willen das Reich beinahe aus den Fugen gegangen wäre, die Ernennung von Politikern zu Beisitzern, hatte nur dann innere Berechtigung, wenn man einen gründlichen politischen Prozeß führen wollte. Was alle in Deutschland republikanisch Fühlenden wünschen, das war vor allem die Aufdeckung der unterirdischen Organisation, aus denen dieser Mord entstand. Der Titel dieser Verhandlung sollte nicht heißen „Der Mord in der Königsallee“, sondern „Die Taten der Organisation C“. Wenn man nach den ersten Eindrücken urteilen darf, dann kann man schon heute sagen, daß die Hoffnung, hier werde das Netz von geheimen Verschwörungen aufgedeckt werden, sich nicht erfüllen wird.

III.

Von den Angeklagten sind nur zwei dem politischen Psychologen interessant, der Kapitänleutnant Tillessen, der Bruder des Erzberger-Mörders und Herr Günther, der Leutnant aus der Türkei. Zu den Kindergesichtern der beiden Techows und ihrer Freunde wünscht man sich einen Jugendgerichtshof. Diese sechs oder sieben Jungen benehmen sich auch im Gerichtssaal mit der Naivität der noch nicht Erwachsenen. Sie haben sich für die Verhandlungen sauber herausgeputzt, das Haar glatt gescheitelt, Sonntagsanzüge angelegt, und frisch rasiert sind sie hauptsächlich deshalb nicht, weil die meisten sich noch nicht zu rasieren brauchen. Sie sitzen und stehen vor der Verhandlung heiter auf ihren Plätzen, plaudern ungezwungen miteinander, verbeugen sich artig, wenn ein Verteidiger auf sie zukommt, schütteln ihnen freundlich die Hände und benehmen sich so frei und harmlos, wie Jungens, die gerade in die Tanzstunde gehen wollen. Jeder hat einen Pack Stullen vor sich liegen und darunter eine Tafel Schokolade und sie freuen sich wahrscheinlich über das bunte Papier. Sie schauen neugierig in den Zuschauerraum, kein Schatten liegt auf ihren glatten Gesichtern und wenn man nicht wüßte, daß sie des Mordes und der Beihilfe zum Mord angeklagt sind, so möchte man meinen, irgendein kleiner Unfug habe sie in den Gerichtssaal geführt, nicht aber eine Tat, die das Reich bis in den Grund erschüttert hat. Als der Vorsitzende die Knaben einzeln aufrief, erscheinen sie ungezwungen, höflich, aber auch ohne eine Spur von Bedrücktheit vor dem Richtertisch. Sie antworten ohne Zögern, ihre Stimme zittert nicht im geringsten und weder Reue noch Nachdenklichkeit oder Furcht vor der Strafe scheint die Knaben zu bedrücken. Sie sehen alle etwas jünger aus als sie sind, besonders der ältere Techow, der das Auto gegen Rathenau geführt hat, macht einen für sein Alter infantilen Eindruck. Infantil ist zweifellos auch die Unbekümmertheit der jungen Leute, es fehlt ihnen, wie bei ihren Taten, auch jetzt vollkommen das Gefühl der Situation.

Als ich den Gerichtssaal verließ, hörte ich einen älteren Herrn einen Verteidiger fragen: „Machen sie nicht einen sympathischen Eindruck? Sie antworten so frei und geradezu.“ Sicher hat ihnen damals wie heute das Bewußtsein der Verantwortlichkeit gefehlt, es paßt zu diesem Bilde, daß der jüngere Techow nach der Ermordung auf den Tennisplatz ging und daß der ältere in sachlicher Gelassenheit an dem Auto herumreparierte.

IV.

Zwei Leute tragen auch geistig keine kurzen Hosen mehr. Ein Blick über die Köpfe der Angeklagten, und man findet diese beiden Erwachsenen sofort heraus. Herr Tillessen, Generalsohn, Kapitänleutnant, gehört keinesfalls vors Jugendgericht. Sein schmales Gesicht mit scharfen listig blickenden Augen kann nicht einmal auf

den nachsichtigsten Betrachter „sympathisch“ wirken. Herrn Tillessens Name ist mit drei Attentaten verknüpft. Sein Bruder hat Erzberger getötet, er ist in die Voruntersuchung des Scheidemann-Attentates verwickelt und wenn man ihn hier neben den Knabengesichtern betrachtet, wie er forschend und lauernd dasitzt, weniger heiter als die anderen, so ahnt man, daß er einer von den sozusagen geistigen Köpfen der Bewegung ist.

Der zweite Erwachsene ist Herr Günther. Ein kleiner wohlgenährter Herr mit großen Brillengläsern im runden Gesicht. Auch in diesem Kopf scheint eine Ahnung der Situation aufzudämmern. Aber auch Herr Günther benimmt sich mit vollendetem Gleichmut. Er muß es erleben, daß ihm vor Augen gehalten wird, er sei wegen Fahnenflucht im Kriege verurteilt worden, aber er echauffiert sich auch bei dieser Gelegenheit nicht. Es wird ihm vorgehalten, daß er Mitglied des Offiziersbundes geworden sei, ohne je Offizier gewesen zu sein, und als man ihn fragte, ob er wirklich türkische Orden getragen habe, ohne daß sie ihm je verliehen worden sind, antwortet er ganz ruhig und ohne Beschämung: „Ja, zeitweise.“ Den Verteidigern der Techows, die oft den Eindruck erwecken, als seien sie Verteidiger der deutschnationalen Volkspartei, bemühen sich den früher so verwendbaren Herrn Günther abzuschütteln. Auch das erregt den gleichmütigen Mann nicht. Er betont ohne besondere Emphase, daß ihm die Mitgliedskarte der deutschnationalen Partei doch wieder zugestellt worden sei.

Die Knaben Techow sind Mitglieder von vier oder fünf deutschvölkischen Trutzbänden gewesen. Der kleine Techow wird nur ein einziges Mal ein bißchen verlegen, als ihm vorgehalten wird, daß er aus der Organisation C ausgeschlossen worden sei, weil er sich gegen die Verschwiegenheitspflicht vergangen habe. Man hat den Eindruck, als ob diese jungen Leute nichts sind als das Opfer einer agitatorischen Infektion, der sie nicht widerstehen konnten, weil ihnen dazu alle Widerstandskraft, alle politische Schulung gefehlt hat. Und so führen diese Verhandlungen den leidenschaftslos Denkenden zu einem entscheidenden politischen Problem, zu der Frage der politischen Erziehung unserer reiferen Jugend. Wo haben die Techows das ABC des politischen Denkens gelernt? Wer sind ihre politischen Mentoren gewesen? Verzweifelte und deklassierte Offiziere oder gar Abenteurer, die nicht einmal Offiziere werden konnten. Es muß für solche entwurzelten und gefährdeten Jünglinge eine Form der politischen Fürsorge gefunden werden. Solcher widerstandsunfähiger kleiner Techows gibt es viele. Sie sind im Krieg gewesen, oder wenigstens Zeitfreiwillige in späteren Brigaden. Ihr kindischer Tatendrang ist mißleitet worden. Wie wären sie zu führen? Wie wären sie politisch zu erziehen? Hier tut sich dem Betrachter die wichtigste politisch-pädagogische Frage Deutschlands auf.

GOTTESLÄSTERUNG?

Gegen Carl Einstein und seinen Verleger Ernst Rowohlt ist Anklage wegen Gotteslästerung erhoben worden, das Verbrechen soll durch die Herausgabe der Szenenreihe „Die schlimme Botschaft“ begangen worden sein. Der Gotteslästerungsparagraph, in den letzten Jahren in Vergessenheit geraten, taucht damit wieder als Zeitproblem auf. Das Tage-Buch hat einige Politiker, Juristen und Schriftsteller befragt, ob der Gotteslästerungsparagraph noch notwendig oder wie er abzuändern sei.

KONRAD HAENISCH, M. d. L.

Lieber Herr Großmann! Der Gotteslästerungsprozeß, dem vor einem Vierteljahrhundert der arme Oskar Panizza zum Opfer fiel, war eine Brutalität. Ein Gotteslästerungsprozeß gegen den Verfasser der „Schlimmen Botschaft“ wäre etwas noch Ärgeres — eine Dummheit. Wer nach sorgfältiger Lektüre dieser zwanzig Szenen Carl Einstein die im besten Sinne des Wortes ethischen Beweggründe abspricht, der sollte überhaupt nicht mitreden.

Was den Gotteslästerungsparagraphen selbst angeht, so ist mir schon seine bloße Existenz stets einfach grotesk erschienen. Anständige Menschen lästern den Gott der Anderen nicht. Und daß dieser Gott durch dummes Geschwätz von Narren oder Rohlingen beleidigt werden könnte, ist eine alberne Vorstellung. Wie sagte doch Friedrich der Zweite, als man ihm jenen Deliquenten vorführte? „Daß er Gott gelästert hat ist ein Zeichen, daß er ihn nicht kennt. Daß er mich gelästert hat, verzeihe ich ihm. Daß er aber einen löblichen Magistrat gelästert hat, dafür soll er auf einen Tag nach Spandau.“

PROFESSOR D. KAHL, M. d. R.

Ich habe bisher wissenschaftlich und gesetzgeberisch eine Strafbestimmung gegen Gotteslästerung stets für nötig erklärt. Da aber Gott in irgendeiner Vorstellungsweise unmöglich selbst das Schutzobjekt sein kann, so halte ich für ausreichend, die böswillige und rohe Verletzung des religiösen Empfindens einer Religionsgesellschaft unter Strafe zu stellen. Dadurch wird die Freiheit der Wissenschaft oder der dichterischen und philosophischen Literatur nicht berührt. Man kann verlangen, daß sich jeder der böswilligen Absicht und der rohen Form enthalte.

Lieber junger Freund. So sagt man doch, wenn man an keinen bestimmten Kollegen denkt? Also, lieber junger Freund, ich entschließe mich, Ihnen heute einen Brief zu schreiben, obwohl Briefschreiben eine undankbare Kunst ist, aber schließlich ist es keinem Schauspieler verboten, an einen Kollegen zu schreiben. Nur Briefe an Kritiker sind unstatthaft, und ich habe mir sie selbst in 28 Jahren meiner schauspielerischen Tätigkeit untersagt. Unlängst in Breslau wurde ich mir selbst untreu, ich schrieb einem Mann, der nicht im besten Geruch steht, daß mir dies nicht entgangen sei. Aber ich bereue auch diese Ausschweifung, ich hätte schweigen und mir die Nase zuhalten sollen. Mein lieber Kollege, Briefe an Kritiker sind immer schädlich. Wenn Du in Bukarest einen Brief an einen Kritiker geschrieben hast, so spürst Du seine Folgen noch in Barcelona. Schweigen ist weise, aber, Herrgott, es ist unwürdig, immer nur weise zu sein. Gönn einem Menschen von Fleisch und Blut doch einmal eine befreiende kleine Entgleisung. Morgen geht's wieder nach dem vorsichtigen Fahrplan. So erfrischend ein kleines Zusammenstößchen ist, ich widerrate es Dir entschieden, lieber Kollege. Unsere Befreiungen von Freund und Feind (man kann sie zuweilen nicht genau unterscheiden) müssen auf der Bühne erfolgen. Das Briefpapier ist für uns zu glatt.

Willst Du ungestört schaffen, lieber Kollege, so besorge Dir eine feste, verlässliche, bis zum Halse schließende Hornhaut. Je empfindlicher Du bist, also je künstlerischer Deine Seele, umso dringender hast Du eine engsitzende Hornhaut nötig. Tu sie ab, so lange Du schaffst. Trage sie nicht, so lang Du erlebst und gestaltest, aber knöpfe sie fünf Minuten nach dem Fallen des Vorhangs um. Kritik muß sein. Aber laß Dir eines sagen, nicht existierender Kollege, Du wärst weniger als Du bist, wenn Du nicht Deiner eigenen inneren Stimme folgst. Eine Windfahne, wer von jedem Hauch der öffentlichen Meinung bewegt wird! Wer aus sich herausgestaltet, muß in sich die letzte Instanz finden. Du mußt lernen, zu hören — ohne zu gehorchen. Ich habe vor zweiundzwanzig Jahren als Max Piccolomini schöne, gedruckte Erfolge gehabt. Dennoch spiel ich ihn nicht mehr, den Max, ich bleibe nicht bei ihm, und wenn mir Engelstimmen dazu rieten. Ich glaube, ich bin heute doch kein Maxe mehr.

Rüste Dich mit Gleichmut, junger Kollege. Versuche Dich in den schwersten Gedanken hineinzudenken, der uns alle jetzt angeht: Das Theater ist nicht mehr das Wichtigste auf der Welt! Es ist Abendbeleuchtung über der Institution des Theaters, schönes rotes Abendlicht, untergehende Sonne.

Ich erinnere mich, bei einer „Orpheus“-Probe neben Max Reinhardt gestanden zu haben. Wir zwei warteten, daß der aus Görlitz herangezogene Darsteller X. Y. erscheine. Aber er hatte wichtigeres zu tun und erschien nicht. Da sagte Reinhardt zu mir: „Es wird

Abend für das deutsche Theater!“ Das ist Schicksalsstimmung, da kann man nix machen. Zuerst hat das Kriegstheater das andere verdrängt, dann wurde die Politik gefährliche Konkurrenz (besonders für uns Komiker) und schließlich zwang die Not zu filmen. Übrigens habe ich für meine Person diesem Laster nur ein einziges Mal gefröhnt. Ich bin ein schrulliger Kerl, mir macht das schlechteste Theater mehr Freude als der beste Film. (Toitoittoi, ich will nichts verschwören.) Nicht einmal, wenn ich zu wählen hätte zwischen einem lebenslänglichem Engagement in Breslau und einem Filmengagement, entschiede ich mich für Reinhard Schünzel. (Was Lubitsch nicht hindern soll, mir zu nahen.) Unsinn, den Schauspielern Vorwürfe zu machen. Wer's nicht glaubt, daß wir das Theater noch immer lieben und ihm Opfer bringen, der hätte zu den Gerhart Hauptmannspielen fahren sollen. Das war unser, der Schauspieler, Werk. Wir spielten gegen bescheidene Entschädigung unserer Kosten. Wir haben draufgezahlt, und es hat uns Freude gemacht. Und wenn ich nächstes Jahr nach Wien ans Josefstädter Theater gehe, um unter Reinhardt zu spielen, so werde ich, wahrhaftig, nicht durch Honorare verlockt und die Anderen eben so wenig, denn wieviel Millionen Kronen müßten wir Tagesgage bekommen, um dort gute Geschäfte zu machen? Wir sind, Gottseidank, alle noch Idioten oder Idealisten, das Spielen macht uns Freude.

Ich möchte mit Vergnügen in einer phantastisch lustigen oder tragischen deutschen Komödie spielen. Die Direktoren wünschen, daß es ein Stück sei, das vom Publikum nicht gemieden werde. Ich lese ein Jahr vierzig bis fünfzig deutsche Theaterstücke. Dann fahre ich nach Garmisch und erhole mich. Es gibt Länder, in denen die Autoren an die Darsteller, die ihre Zeitgenossen sind, denken. Herr Molière hat das getan, auch Herr Shakespeare, Nestroy, Anzengruber und zuletzt Gerhart Hauptmann. Aber seit zwanzig Jahren besteht zwischen deutschen Verfassern und deutschen Darstellern ein sehr loses Verhältnis. Wir fahren auf verschiedenen Geleisen und wenn wir uns treffen, gibt es meist bloß einen Zusammenstoß. Ist es da sündhaft, wenn ich nach einem englischen Stück greife, das eine, scheint mir, originelle Figur im Mittelpunkt hat? Nächstens werd' ich noch einmal einen Sündenfall tun, ich werde in einem französischen Stück spielen, das Alfred Polgar gefunden und übersetzt hat. Schon heute verhülle ich mein Haupt in ein schwarzrotgoldenes Tuch: Deutsche Verfasser, Ihr laßt den Armen sündig sein, dann überlaßt Ihr ihn der Pein.

Lieber Kollege. Umgürte Dich mit einer gesunden, festen, unzerreißbaren Hornhaut! Keinem Hornhäutchen! Lerne leiden ohne zu klagen, zu deutsch: Lerne spielen ohne zu schreiben! Laß Dich in allen deutschen Städten von allen prominenten Förderern auffordern, in Stücken zu spielen,

die es nicht gibt, eingefügt in ein Ensemble, das es auch nicht mehr gibt. Laß Dich jeden Tag in jeder Stadt belehren, lerne in bescheidener, gehorsamer Haltung Belehrungen entgegennehmen, danke für jeden Rat, den Du nicht befolgen kannst und schreibe über den Spiegel in Deiner Garderobe die Worte, die Herr Wolfgang von Goethe gesagt hat im Jahre 1781 zu Frau von Stein: „Es bleibt immer gewiß: dieses so verehrte und verachtete Publikum betrügt sich über das Einzelne fast immer und über das Ganze fast nie.“

CLÄRE HEUSER

VERHEIRATEN — ODER
NICHT VERHEIRATEN ?

Weißt du, es ist doch eigentlich recht schade, daß du nicht verheiratet bist, meinte meine Freundin.

Wir saßen um den Teetisch, es war fünf Uhr, das Zimmer kuschelig warm und von der Lampe matt erleuchtet. Draußen Herbststurm und Kälte. Alles so wie es sein muß bei einem gemütlichen Fünfuhrtee.

Ja, daß du nicht verheiratest bist! Und sie malte mir auf die reizendste Weise aus, wie sie sich mein Heim vorstellt.

Du magst schon recht haben. Manchmal denke ich ja auch, daß es schade ist. Aber dann denke ich auch wieder anders. Es kommt ganz darauf an, wie gerade meine Stimmung ist.

Kürzlich, zum Beispiel, als ich in Salzburg war, da dachte ich auf der Heimfahrt über alles Mögliche nach. Und es kam mir plötzlich in den Sinn, mir vorzustellen, wie schön es wäre, wenn mich mein Mann in München an der Bahn abholte.

Er würde da stehen, wenn der Zug einfährt, er würde mir aus dem Wagen helfen, meinen Arm fassen und mir Weg bahnen in dem Menschenknäuel. Dann würde er zu mir sagen: Wie froh bin ich, daß du wieder da bist. Du warst nur einen einzigen Tag fort, aber mir war, als seien es vierzehn Tage gewesen.

Und ich würde ihm dafür einen kleinen, zärtlichen Kuß auf den Ärmel seines Mantels geben, mitten unter den Menschen. Aber die merkten es gar nicht. Es träfe gerade seinen Arm ganz oben, und es sähe nur so aus, als hätte ich meinen Kopf ein wenig rasch zur Seite gewendet, und hätte dabei mit meiner Nasenspitze seinen Arm berührt.

Das wäre natürlich nur möglich, wenn mein Mann sehr groß wäre!

Und dann würde er sagen: So jetzt nehmen wir eine Droschke, damit wir bald zu Hause sind. Ich habe mit dem Abendessen auf dich gewartet, selbstverständlich! Und ich habe der Resi gesagt, daß sie den Tee fertig hat, bis wir kommen. Du wirst durchgefroren sein, armes Kind, und du bist ganz blaß. Es hat dich wohl dieser Tag sehr angestrengt? Nein, nein, wirklich, würde ich sagen, gar

nicht, und ihn zärtlich dabei ansehen, weil ich seine Besorgnis so rührend fände.

Dann kämen wir nach Hause und da wäre der Tisch gedeckt, ein paar Blumen ständen in der Mitte, und alles wäre so behaglich. Und Resi würde sagen: Grüß Gott, gnä Frau. Darf ich der gnä Frau den Schlafrock bringen, damit's die gnä Frau bequem haben nach der Reise. — —

Ach, ja, das wäre alles sehr schön! Wie aber, wenn es anders wäre?

Wie anders? meinte meine Freundin.

Ja, wenn zum Beispiel, mein Mann wohl da wäre an der Bahn, und auf mich wartete, wenn ich aber mit dem ersten Blick eine Wolke um seine Nasenflügel zittern sähe? Das würde wie eine kalte Douche auf mich wirken. Schweigend folgte ich ihm zur Droschke. Dann würde ich endlich fragen: Ist alles gut gegangen, heute, ohne mich?

Ja, es ist alles gut gegangen.

Aber am Ton würde ich erkennen, daß irgendetwas nicht stimmte. Schweigend führen wir eine Weile. Aber nicht weit vom Bahnhof, gerade in dem Moment, da der Kutscher in die Luisenstraße einbiegt, da platzt die Bombe, das Bömbchen, eigentlich.

Weißt du, daß du nach Salzburg fährst und mich ohne Zucker hier läßt, das ist doch zum mindesten recht unaufmerksam von dir. Wieso ohne Zucker?

Du hast den Zucker eingeschlossen, es war kein Körnchen mehr in der Zuckerschale. Ich mußte meinen Tee bitter trinken und die Resi konnte den Apfelstrudel nicht machen, auf den ich mich so gefreut hatte. Pflaumen hat sie mir hingestellt zum Nachtsch. Pflaumen. Man kann es von dem Mädchen auch nicht verlangen, daß sie weiß, daß ich keine Pflaumen esse. Aber du solltest es wissen. Genau so wie du wissen könntest, daß in ganz München momentan kein Zucker zu haben ist. Da hättest du eben heute früh dran denken müssen, ich muß ja auch an meine Sachen denken.

So, darf ich dir jetzt auch einmal etwas sagen? Nämlich, daß du nur vergrämst bist, weil ich einmal einen Tag fort war und weil du heute allein frühstücken mußt. Aber schließlich kann ich nichts dafür, daß der Zug so früh geht. Und was ist schon dabei, wenn du einmal deinen Tee allein trinken mußt! Ich habe oft genug allein gefrühstückt in meinem Leben, früher, und es war mir gar nicht unangenehm, im Gegenteil. Ich konnte in Ruhe meine Zeitung lesen, ich mußte nicht hören, daß der Haushalt zu viel verschlinge und daß ich immer Wäscherinnen heraussuchte, die keine Kragen bügeln können. — Ja, ja, nur weil du einmal einen Tag ohne mich warst, das ist das Ganze! Ich könnte mich eigentlich geschmeichelt fühlen, aber es ist nicht der Fall. Ich kann es einmal nicht leiden, wenn sich ein Mann so von seiner Frau abhängig macht. Es ist mir geradezu unerträglich.

Ich sollte nicht vom Hundertsten ins Tausendste kommen, lenkte er ein. Er habe ja nur vom Zucker gesprochen. Das hätte ihn eben so verstimmt. Bei seiner ersten Frau wäre so etwas nicht vorgekommen. Sie hätte gewiß ihre großen Fehler gehabt, aber sie wäre nicht nach Salzburg gefahren und hätte ihn ohne Zucker in München gelassen. — Du bist eben einmal nicht so aufmerksam, wie sie es gewesen ist, liebes Kind, ich kann dir nicht helfen.

Ach, diese erste Frau! Weshalb hast du dich dann von ihr scheiden lassen, wenn sie so eine Perle war, deine erste Frau? Du kannst es auch noch einmal mit einer dritten versuchen, wenn du so unzufrieden mit mir bist. Ich stürze mich deshalb nicht in die Isar, das kannst du mir glauben. — Ich sei nicht aufmerksam, sagst du? Hier habe ich dir hundert Stück „Dritte Sorte“ mitgebracht, die du so gern hast. In alle Tabakfabriken von ganz Salzburg bin ich gegangen, bis ich sie endlich am Bahnhof bekam. Ich hatte mich so gefreut!

Ich steigerte mich immer mehr in meine Erregung hinein, und eigentlich war ich innerlich gar nicht so erbost, wie ich tat. Es redete einfach aus mir heraus wie ein Strom, der den Damm durchbrochen hat; er kann einfach nicht mehr einhalten. Das mit der ersten Frau, und das mit der Isar, das war sehr häßlich von mir. Ich weiß auch gar nicht, weshalb ich das gesagt habe, denn ich bin von Natur durchaus nicht boshaft. Aber schließlich, er sollte mich auch nicht immer reizen! Man darf mich nicht reizen.

Mir war nicht behaglich zumut, ich war recht unglücklich über das alles. Ich sah ihn von der Seite her ein wenig schief an. Da saß er, das Kinn ganz auf den Krägen gedrückt. Auch ihm schien nicht behaglich zu sein. Der Mund, der dem Mund der Schauspieler ähnlich war, war ganz schmal geworden.

Ich ergriff seine Hand. Also jetzt wollen wir diese dummen Geschichten lassen, nicht wahr! Es ist wirklich nicht der Mühe wert. Und ich küßte ihn. Ich fühlte, wie es ihn erleichterte und glücklich machte. — Auf mir aber lag noch ein dumpfer Drück, als wir das Haus betraten.

Aber dies alles sind ja nur Phantasien, nichts davon ist wahr. Nur das Eine stimmt, daß ich kürzlich in Salzburg war, wie du weißt. Ich bin weder mit dem einen, noch mit dem andern dieser Phantasiemänner nach Hause gefahren. Ich war ganz allein. Ich fuhr auch nicht mit der Droschke. Nur einfach mit der Trambahn. Und zu Hause war keine Resi, die mir den Schlafrock brachte. So habe ich ihn halt selbst aus dem Schrank geholt, was ist dabei — ein Griff! Und das Teewasser, das war schnell gekocht, nichts ist einfacher. Dann machte ich es mir in meinem Korbsessel recht bequem. Ich hatte alles da, was ich brauchte, Brot und Butter, Eier, Schinken. Das war im Handumdrehen auf dem Tisch. Ich hatte fürchterlichen Hunger. Zwei Scheiben Schinken wollte ich mir aufheben zum Frühstück für den andern Tag. Aber da redete ich mir

auf einmal so nett zu: Ach, iß sie nur, was sollst du sie aufheben, wenn du noch Lust darauf hast! Und trinke noch eine Tasse Tee mit ordentlich Zucker. Es kostet alles ein Heidengeld, aber es ist ja gleich. Morgen früh läßt du dir einfach wieder Schinken holen, und wenn das Geld nicht langt, dann läßt du's eben aufschreiben. Du bist doch schließlich nicht nur auf der Welt, um dich ewig abzuquälen. — So, und die Schokolade, die ißt du jetzt auch noch, hebst sie nicht auf.

Ach, es war wohltuend, wie ich mir so zuredete. Kein Mann auf der Welt hätte es liebevoller tun können. Und ich folgte mir gern und aß alles auf.

Also, sag selbst, wendete ich mich an meine Freundin, meinst du, daß die Chancen groß sind, wenn man sich verheiratete? Ich glaube es nicht. Was tauscht man ein, wenn man sich mit so einem fremden Menschen zusammentut, von dem man nicht einmal weiß, wie er sich nachher entwickelt?

Und das kann ich dir sagen: quälen tun uns die Männer immer. Entweder, weil sie uns zu sehr lieben oder weil sie uns zu wenig lieben. Das ist eine alte Weisheit.

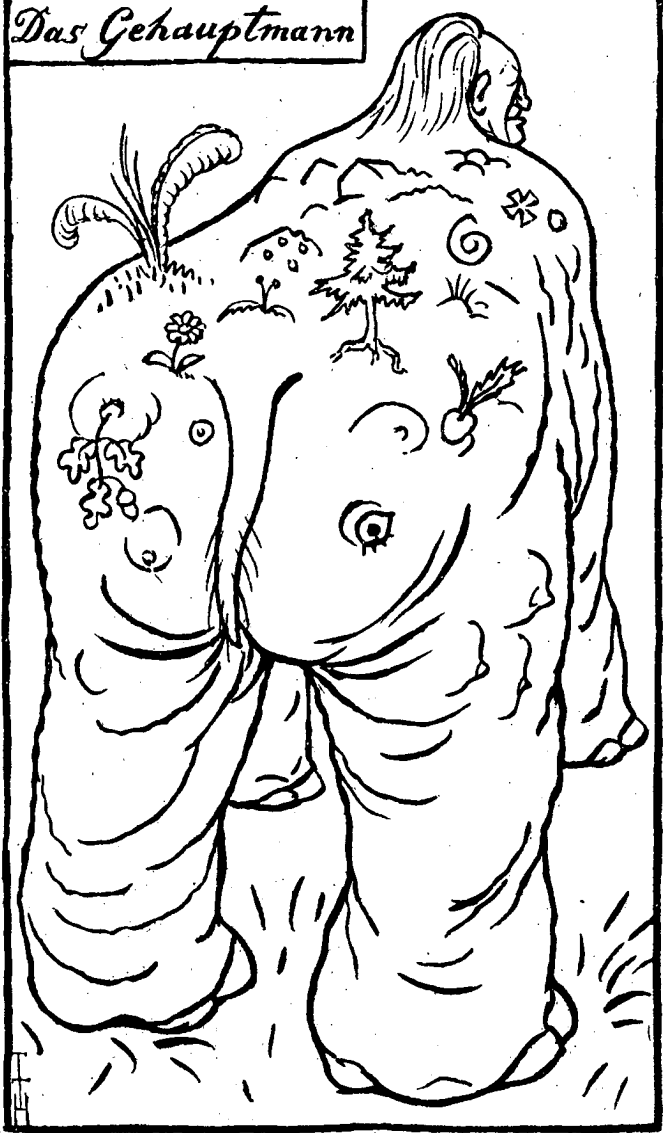
Nachdenklich nickte meine Freundin.

DAS GEHAUPTMANN

Das Gehauptmann ist der umfangreichste Vierfüßler der deutschen Fauna, bei außerordentlich kleinem Kopf, der mit zunehmendem Alter immer kleiner wird, dafür wächst der Leib immer mehr. Die ursprüngliche Form dieses Leibes ist nicht mehr zu erkennen. Es bleibt erstaunlich, daß vier Füße alle diese Buckel, Wülste, Täler, Auswüchse, Beulen, Geschwülste tragen können. An manchen Stellen dieses Leibes wachsen kleine Federn, an andern wieder Haare, an dritter liegt die Haut ganz bloß, an vierten ist sie eingestürzt oder zu Stein geworden. Die Unförmigkeit unseres Tieres erklärt es wohl, daß sich auf einige Stellen seines Leibes ganze Schichten von Schutt angehäuft haben, die es geduldig trägt, ebenso wie auf andern Stellen wieder eine kleine Wiese grünt. Ja, an einer Stelle hatte sich eine Zeitlang ein pygmäisches Köhlervolk angesiedelt. Aber das Gehauptmann ist so ungeheuerlich, daß seine Moral gar nicht merkt, was auf ihm vorgeht. Das Gehauptmann ißt nur Vegetabilien in ungeheuren Mengen. Fleischnahrung bekommt ihm schlecht. Sein kleiner Kopf bleibt oft ganz unsichtbar; oft enthält er sich aller Funktionen. Voraus sich auch das ungeheure Leibwachstum und der unsicher schwankende Gang unseres Gehauptmann erklären dürfte.

(Aus dem soeben im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, erschienenen „Bestiarium literaricum“ von Franz Blei.)

Das Gehauptmann



Unsere Neuerscheinungen Herbst 1922

WILHELM SPEYER: SCHWERMUT DER JAHRESZEITEN

Erzählung. Geheftet 150 Mark, Halbleinen 350 Mark, Ganzleinen 450 Mark.

Walter Hasenclever im „8-Uhr-Abendblatt“: Der Reiz der ersten Begegnung, das Verhängnis der letzten Nacht: Diese unaussprechlichen, unnachahmlichen Schwingungen sind Melodie geworden. Ein Buch von Frauen. Ein Buch für Frauen. Ein Buch für alle Liebenden.

FRANZ HESSEL: VON DEN IRRTÜMERN DER LIEBENDEN

Eine Nachtwache. Buchausstattung von E. R. Weiß. Geheftet 200 Mark, gebunden 350 Mark.

Stefan Großmann im „Tage-Buch“: Es ist ein amüsantes und ein gedankenvolles, ein lyrisches und ein psychologisches Buch. Es stehen Anekdoten neben Lebensschicksalen, sogenannte Entgleisungen neben sehr seelenvollen Romanen, sehr französische neben sehr deutschen Erlebnissen. So ist ein zartes, musikalisches Buch entstanden, der delikateste Casanova, der in deutscher Sprache geschrieben wurde.

HERMANN UNGAR: DIE VERSTÜMMELTEN

Roman. Geheftet 250 Mark, gebunden 350 Mark.

Der Verfasser, dessen Erstlingswerk „Knaben und Mörder“ von Thomas Mann und anderen Berufenen als Verheißung begrüßt wurde, übertrifft mit seinem zweiten Versuch auch höchstgespannte Erwartungen.

ZSIGMOND MORICZ: HINTER GOTTES RÜCKEN

Roman. Geheftet 250 Mark, gebunden 350 Mark.

Zsigmond Móricz hat in diesem, in einer Kleinstadt sich abspielenden Roman, ein Seitenstück zu Flauberts Madame Bovary geschaffen. Mit dem Schicksal der sich langweilenden Frau verknüpft sich unlöslich und erschütternd die Tragödie eines Knaben.

ARNOLT BRONNEN: DIE SEPTEMBERNOVELLE

Geheftet 150 Mark, gebunden 250 Mark.

Arnolt Bronnen zeigt in dieser Novelle, daß er auch als Epiker zu den Führern der heutigen Generation gehört.

MARTIN BORRMANN: VENUS MIT DEM ORGELSPIELER

Erzählung. Mit 6 Zeichnungen von Sigfrid Sébba. Geheftet 150 M., gebunden 250 M.

„Vossische Zeitung“: Hier ist ein Schaffender am Werk, der sich nicht „genial“ gebärdet, ohne etwas von seinem Handwerk zu wissen. Hier schreibt ein zur Epik Berufener, der in sich fühlt, was nur die Erfahrung zur Sicherheit erheben wird: die Bedingungen seines Schaffens.

ALBRECHT SCHAEFFER: DEMETRIUS

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Geheftet 250 Mark, gebunden 350 Mark.

Dieses bühnenwirksame Trauerspiel setzt die Tradition der großen Tragödie mit Erfolg fort.

GARL LUDWIG SCHLEICH: BESONNTE VERGANGENHEIT

Lebenserinnerungen von 1859—1919.

Kleine Ausgabe (ohne Bilder). In solidem Pappband 350 Mark.

„Zwiebelfisch“, München: Herzensgüte, Humor, freier offener Blick für alles in der Welt und eine prächtig nahebringende Darstellungskunst. Wie Kugelgens Jungenderinnerungen eines alten Mannes sollte auch dieses Selbstporträt des großen Arztes Allgemeingut des deutschen Volkes werden.

Die angegebenen Preise sind unverbindlich.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Unsere Neuerscheinungen Herbst 1922

JULIUS MEIER-GRAFE: SPANISCHE REISE

Mit 9 Lichtdrucken nach Gemälden von El Greco.
Geheftet 500 Mark, Halbleinen 850 Mark, Halbleder 1100 Mark. Fünfzig nummerierte Exemplare auf Bütten vom Verfasser signiert in Ganzpergament 5000 Mark.

Buchausstattung von E. R. Weiß.
Unvergleichlich ist das Temperament, die Verve, die Einfühlungskraft dieses Buches, das ein fremdes Land, eine fremde Kultur vor unseren Blicken erstehen läßt.

EMIL LUDWIG: VOM UNBEKANNTEN GOETHE

Eine neue Anthologie. Mit einem Lichtdruck nach David d'Angers Weimarer Goethebüste.

Geheftet 250 Mark, gebunden 350 Mark, Balbleinen 380 Mark, Ganzleder 2000 Mark.
Zum ersten Male sehen wir hier den Politiker und Weltweisen Goethe in seiner Bedeutung für unsere Zeit. Es läßt sich kaum ein aktuelleres Buch denken als diese Sammlung von Goethes weltlichen Gedanken.

DIE BRIEFE DER MADAME DUBARRY

Herausgegeben von Victor von Koczian.
Geheftet 400 Mark, gebunden 550 Mark, Halbleder 900 Mark.
Dies Buch ist mehr als das Lebensbild einer Courtisane, es ist die Chronik eines Landes, eines Jahrhunderts.

FRANZ BLEI:

DAS GROSSE BESTIARIUM DER MODERNEN LITERATUR

Ausgabe A: vergriffen. Ausgabe B: Auf Hadernpapier in 400 nummerierten Exemplaren abgezogen mit je sechs handkolorierten Lithographien von Olaf Gulbransson, Thomas Theodor Heine und Rudolf Großmann. Halbleder 2000 Mark, kartoniert 1400 Mark. Ausgabe C: Auf holzfreiem Papier ohne die Lithographien. Halbleinen 600 Mark, gebunden 400 Mark.

R. BORCHARDT: WALTER SAVAGE LANDORS IMAGINÄRE UNTERHALTUNGEN

Geheftet 250 Mark, gebunden 350 Mark, Halbpergament 600 Mark.
Walter Savage Landor hat die große Gattung der imaginären Unterhaltungen geschaffen, deren einziger Meister er geblieben ist. Er war ein Zeigenosse der französischen Revolution und Lord Byrons. Im Alter huldigten ihm Robert Browning und Swinburne. Friedrich Nietzsche erhob ihn in den Rang der europäischen Klassizität.

EMIL LUDWIG: REMBRANDTS SCHICKSAL

Mit 18 Kupfertiefdrucken nach Gemälden Rembrandts.
Geheftet 250 Mark, gebunden 350 Mark, Halbleder 450 Mark.
Emil Ludwig hat hier seine zuletzt vor Goethe bewährte Kunst und Kraft der dichterischen Gestaltung historischer Menschen in einen ganz neuen Stil gefaßt. Einfach wie eine Legende, doch bennend wie ein Gedicht erzählt er in fünf knappen Kapiteln die tragische Entwicklung dieses Künstler-Dramas: wie der Genius vom Müllerssohn über den Edelmann zum Bettler wird, und er belegt diese ergreifende Dichtung mit den Werken und vor allem den Selbstbildnissen, die die Geschichte dieser Seele widerspiegeln.

PAUL KORNFELD: DER EWIGE TRAUM

Komödie. Geheftet 250 Mark, gebunden 350 Mark.
Diese Komödie ist eine Satire gegen das Maulheldentum der Intellektuellen, gegen die Revolutionäre der Phrase, gegen den Kult der großen Worte, gegen die Menschheitsbeglucker aller Spielarten.

ARNOLT BRONNEN: DIE EXZESSE

Lustspiel. Geheftet 150 Mark, gebunden 250 Mark.
Während der „Vatermord“ die den Menschen zerstörenden Triebe enthüllt, ist das neue Lustspiel ein Hymnus auf die Kräfte, die Leben erzeugen und erhalten.

Die angegebenen Preise sind unverbindlich.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

A M E R I K A

von gestern, heute und morgen **LEBT** in unseren beiden neuen Romanen:

U P T O N S I N C L A I R M A N N E N N T M I C H Z I M M E R M A N N

Autorisierte Uebersetzung aus dem amerikanischen Manuskript
von HERMYNIA ZUR MÜHLEN

Z 12 Bogen

„Jesus von Nazareth 1921 in Western City, einer amerikanischen Großstadt ... Mit wundervoller Ironie malt Upton Sinclair diese Gestalt in seinem Roman scharf und bitter zeichnet er die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der Amerika der Nachkriegszeit ...

Unerhört treffend gezeichnet sind die einzelnen Figuren des Buches, bezeichnende Typen dieser neuen Zeit, denen alles Geschäft ist: der Filmkönig z. B., der es „durch eigene Kraft“ vom Trödler bis zu seiner letzten Position gebracht hat und der nun sofort erkennt, welch glänzendes Geschäft es wäre, diesen „Zimmermann“ für den Film zu gewinnen ...

Obwohl das Buch amerikanische Verhältnisse zur Voraussetzung hat, ist es doch nicht weniger bedeutsam für jedes andere Land, da es, vielleicht leider, überall gleich aktuell ist.“

Aus einer langen Besprechung im „Temesvarer Volksblatt“ vom 2. 9. 22

„Man kann Sinclair mit dem Russen Gorki, dem Franzosen Zola, dem Dänen Nexö messen, doch würde man ihm dadurch noch keinesfalls gerecht.

Wer sich für den inneren sozialen Charakter des modernen Amerikas, wer sich für die dortige Arbeiterbewegung interessiert, dem leisten die spannend geschriebenen Romane Upton Sinclairs gute Führerdienste.“

Die „Neue Zeit“ im Juni 1922

J O H N D O S P A S S O S D R E I S O L D A T E N

Autorisierte Uebersetzung aus dem amerikanischen Manuskript
von JULIAN GUMPERZ

Z 21½ Bogen

„Dieser Roman ist das klarste, ausgesprochenste amerikanische Buch, das seit den Tagen, da Christoph Columbus Amerika entdeckte, geschrieben worden ist.“

Chicago Daily News

„Die Herrscher der Welt, die Präsidenten, Premierminister, Diplomaten und Generale werden die „Drei Soldaten“ und die Tatsachen, die in diesem Buch erzählt werden, bei jedem künftigen internationalen Schritte, den sie tun, in Betracht ziehen müssen.“

New York Herald

„Dos Passos „Three Soldiers“ sind ein offenes und ehrliches Bekenntnis aus vollem Herzen und aus unmittelbarer Lebenserfahrung heraus gestaltet, von der ersten bis zur letzten Seite überzeugend und interessant. Kurz, der erste hochbedeutsame und voll anzuerkennende Beitrag Amerikas zur Weltkriegsliteratur.“

Vossische Zeitung, Berlin

Weitere anerkennende Besprechungen großer deutscher Tageszeitungen wie der „Frankfurter Zeitung“ usw. und bekannter deutscher Zeitschriften („Tagebuch“ usw.) liegen bereits vor.

Auf holzhaltigem Papier: M.
brotschirt Grundpreis 2.50
Pappband „ 3.20

Auf holzfreiem Papier:
Halbleinenb. Grundpreis 5.50
Ganzeleinenband „ 8.—
Halbjapanband „ 8.—

Die Grundpreise
sind zu multipli-
zieren mit der
v. Börsenverein
bestimmten
Schlüsselzahl
(zuletzt 80)

Auf holzhaltigem Papier: M.
brotschirt Grundpreis 3.50
Pappband „ 4.80

Auf holzfreiem Papier:
Halbleinenb. Grundpreis 7.50
Ganzeleinenband „ 11.—
Halbjapanband „ 11.—

DER MALIK-VERLAG

Dem deutschen Drama regt sich nach zehnjähriger Dürre endlich ein wenig flaumiges Grün. Unsere jüngsten Dramatiker langen hinaus über nur „ätzende Gesellschaftskritik“ und nebelnde Ideologie nach Fester-Greifbarem. Sie knüpfen gar nicht erst an den Menschentypus vor dem Krieg an. Wozu auch? Sie haben erkannt, daß der Mensch von heut ganz ohne Tradition und ohne innere Bindung dasteht, daß es gilt, diesen technisch hochzivilisierten und seelisch bodenlosen, in der Luft hängenden Menschen auf irgendeine Art neu einzupflanzen, ihn seelisch irgendwo zu verankern. Konventionen sind keine da, die Moral von vor dem Krieg ist entweht. Unsere jüngsten Dramatiker müssen sich also den Menschen ihrer Stücke ganz neu schaffen; keine Bindung hat dieser neue Mensch an die Natur, an seine Mitgeschöpfe, als die sie ihm aus ihrem Blut heraus mitgeben. Die jungen Dichter, die ich im Auge habe, haben noch nichts Repräsentatives zustande gebracht, aber aus Blut und Dreck stößt in ihren Stücken endlich der Mensch unseres Jahrhunderts an Licht, noch ganz unfertig, noch feucht vom Werden und umkrustet mit allem Schlamm und Kot der Entstehung. Aber randvoll von wilder Ehrlichkeit des Bluts und von einer neuen, niegekannten, fanatischen Sachlichkeit der Seele.

Von den Dichtern dieses neuen Menschen, den Barlach, Brust, Hans Ganz, Bronnen, Brecht, scheint mir dieser letzte, Bertolt Brecht, am meisten reich, schöpferisch, repräsentativ. Drei Dramen von ihm liegen vor: „Trommeln in der Nacht“, „Baal“, „Dickicht“. Auch diese Stücke sind nicht fertig und keineswegs so geglückt wie etwa die Werke der Epiker der gleichen Richtung, der Döblin und Ullitz. Aber Stücke, die nichts Totes mit sich herumschleppen, Stücke ganz aus dem Blut heraus, voll von Keim und großer Verheißung.

Die äußere Struktur der Brecht'schen Dramen ist durchaus nicht provokatorisch revolutionär. Es ist bei aller Wildheit der Stücke kein Geschrei darin, keine steile Geste, nichts Plakathafte. Das Wesentliche ist nicht auf primitive Manier einfach durch Weglassung des weniger Wesentlichen plakatiert, die Formel für Brechts Technik findet man vielmehr vielleicht am besten in einem gewissen Hell-Dunkel: das Wesentliche hebt sich aus dem braungoldenen Schatten des minder Wesentlichen ins Licht, seine Wirkung erst erreichend durch die erregend dunkle Tönung des Hintergrunds. Es ist dem Dichter die Idee weniger wichtig als die Kurve, die Stelle, an der eine Situation steht, wichtiger als die Klarheit der Gesamthandlung, die Tönung der Aktion wichtiger als ihre äußere Logik. Gibt etwa Georg Kaiser nur das Skelett einer Handlung, so kommt es Brecht viel mehr auf ihr Fleisch an, auf ihre Farbe, ihre Ausstrahlung. Die Abtönung der Situationen untereinander, ihr Spektrum ist ihm wichtiger als ihre klare Entwicklung, die Bindung der

Menschen untereinander wichtiger als die theatermäßig einleuchtende Rundheit dieser Menschen.

Da ist sein erstes Stück: Trommeln in der Nacht. Es setzt ein wie ein wildes revolutionäres Volksstück. So etwa, als ob einer Kabale und Liebe heute schriebe, nur natürlich aus unserer Zeit heraus, weniger sentimental und dafür mit einer sonderbaren, bitteren, ungestümen Sachlichkeit. Auf diese Art werden die drei ersten Akte zum weitaus besten deutschen Revolutionsstück, himmelweit natürlich von aller politischen Tendenz. Von dem aber, was das Eigenste an Brecht ist, ist in diesen drei Akten noch wenig zu spüren. So erkennbarer bricht es dann heraus aus dem letzten Akt, auch den früheren Teil auf eine verwirrende beängstigende Manier beschattend. Einer hat Kot und Not des Krieges mitgemacht, war gefangen in Afrika, Knochen und Mark sind ihm verdorrt, wie durch ein Wunder ist er herausgekommen. Und nun ist er zurück, und sein, des Verschollenen, Mädels hat ein anderer, und von dem andern hat sie ein Kind im Bauch, und er ist lächerlich, ein Gespenst, sehr fehl am Ort und ohne Geld. Und er geht hin, oder vielmehr es nimmt ihn hin, und er wird die Stimme der Revolution, wird, in einer der erfülltesten Szenen des deutschen Theaters, Spartakus' Stimme. Und jetzt kommt dieser tief verwirrende, atemhemmende letzte Akt mit seiner genialen, komplizierten und doch so selbstverständlichen Pointe, selbstverständlich, weil sie eben nicht aus der Ratio, sondern geradewegs aus dem Blut stammt. Das Mädchen nämlich geht dem Revolutionsmann nach, durch alles Geschiesse und alle Gefahr, und da sieht er ihr Gesicht, und er läßt die Zehntausende, die er wild gemacht hat, einfach stehen und kaputgehen wie Fliegen und geht heim mit dem Mädchen und sieht nur ein großes, weißes Bett und sich und das Mädchen. Und das ist so gemacht, so aus Not und Trieb und Selbstverständlichkeit heraus, daß auch dem mäkligsten Kritiker das Wort „konstruiert“ im Hals stecken bleibt, und daß auch der philiströseste Moralpatzke keinen Atem findet, um von Feigheit und Zur Fahne stehen zu deklamieren.

Das zweite Werk Brechts: Baal erinnert in der äußeren Struktur an Büchner (und ganz fernher an Johsts „Einsamen“). Ein genialischer, wilder Mensch schlägt um sich, bringt seine Freunde um, stößt seine Weiber ins Unglück, zeugt, urkräftig böse, rings um sich lauter Schlechtes und Elend. Je mehr er von den Menschen weggeht, so mehr wird er er selbst, ein prachtvoll starkes, böses Stück Natur. Man kann vielleicht auch sagen, dieser Mensch Baal sei ein giftiges Geschwür, das die Natur langsam eiternd aus sich herausstößt. Wie immer, das Stück ist reich genug, daß jeder seinen eigenen Sinn heraus- oder hineinhören kann. Die Kurve ist da, die wichtiger ist als die Idee; Luft und Himmel und Wasser und Bäume sind da, von denen der Mensch Baal ein Teil ist, und die andern Menschen sind da, von denen er wegwächst. Trotzdem noch die

Eierschalen Büchners daran kleben, ist da etwas ganz Neues und Einmaliges gewachsen.

In dem dritten Stück, in „Dickicht“, ist die äußere Handlung fast ganz schon aufgelöst. Geblieben ist die Haßliebe zweier Männer, die aneinander gebunden sind, unerklärlich, ohne jeden äußeren Grund, die sich verderben müssen, triebhaft, ohne Spur von vernünftigem Motiv, und doch spürt der Zuschauer dieses wilden und unerhörten Kampfes, daß das so sein muß. Es ist dabei auch unwichtig und nur für die Tönung, nicht für die Idee von Belang, daß der eine ein Weißer und der andere ein Gelber ist. Ist in Baal versucht, den Menschen in die Natur einzufügen, so ist hier der neue Mensch zwischen Menschen gestellt. Vor einem Hintergrund voll dunkeln Gewimmels heben sich hell die Gesichter der beiden Kämpfenden, und jede Regung ihres dumpfen Blutes wellt sichtbarlich darüber. Dabei geschieht dieser grauenvolle Kampf ganz unsentimental, ein sehr realer Holzhandel ist sein Zentrum, und der Zuschauer ist in den furchtbaren, fiebrigen Wirbel gerissen, er weiß nicht wie.

Die Verzauberung geschieht vor allem durch Brechts Sprache. Dieser junge Mensch schreibt ein Deutsch ganz ohne Beispiel und ohne Vorfahren. Vollkommen unliterarisch dabei und unverkrampft. Vor diesem Deutsch sieht man, wieviele Worte, die wir noch aus der Vor-Kriegszeit mitschleppen, ausgelaugt sind, sinnlos geworden, entwest, ohne Entsprechung in der Wirklichkeit. Brechts Deutsch ist die Stimme der Zeit, von einer enormen Sachlichkeit und Sinnfälligkeit, von einer wilden, fanatischen Präzision. Wie da jedes Wort Muskel und Atem hat, gerade aus dem Heut' herausgesprungen, gerade aus dem Blut des Dichters erzeugt, kein Wechselbalg aus Mode und Makulatur. Und wie ohne Macherei das alles, wie straff, sehnig, selbstverständlich blühend. Die Sprache der Zeit und doch die Sprache eines singulären Menschen. Man kann einzelne seiner Wendungen nachmachen, aber unnachahmlich ist sein Tonfall, ein Melos, das unmittelbar an die Nieren geht.

Und das Beste. Hier endlich wieder ist dramatisches Deutsch. Nicht zerkrampft: gewachsen, notwendig. Nicht die hysterische Gehetztheit Georg Kaisers, nicht die peinvoll dressierte, militärische Kürze, das tragikomisch kahle Telegrammtempo Sternheims, nicht der ideologisch geschwollene Sturm Werfels oder Unruhs, nicht die plumpe Holzhackerlackelei Schönherrs. Nein, junge, prachtvolle Sicherheit in stürmischem Vorwärts, Luft, Farbe, Blühen bei aller Präzision, strotzender Saft bei aller Sachlichkeit. Berthold Viertel hat unlängst das schöne Wort geprägt von der Sachlichkeit der Seele als dem Kriterium wahrer Dichtung; nun denn, Bertolt Brechts Dramen sind von einer beseelten Sachlichkeit, die ohne Beispiel ist in der deutschen Dichtung.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Oktoberwoche

Das Land Oldenburg braucht Geld und entschließt sich, eine Anleihe aufzulegen. Soweit ist der Fall nicht besonders erwähnenswert, er ist nur eine Wiederholung der üblichen Misere und ihrer üblichen Bekämpfung. Aber als Typ der aufzulegenden Anleihe hat die oldenburgische Regierung etwas Neues herausgefunden; und über dies Neue sind einige Worte am Platze. Die Anleihe wird nämlich, wenn die Zeitungsnachrichten stimmten, den Namen „Roggenanleihe“ tragen: — jedes Stück lautet auf eine gewisse Roggenmenge. Nun zahlt der Anleihezeichner natürlich nicht Roggen; sondern Papiermark ein, und zwar in der Menge, die nach der Marktlage des Einzahlungstages der angegebenen Roggenmenge entspricht. Auch die Rückzahlung soll, ebenso natürlich, nicht in wirklichem Roggen, sondern in einer am Rückzahlungstage marktentsprechenden Geldsumme erfolgen. Aber die oldenburgische Regierung sagte sich: die alte Geldanleihe ist, weil niemand weiß, was er eigentlich an realem Wert zurückerhalten wird, kompromittiert; Sachwerte dagegen sind einigermaßen wertstabil und auch entsprechend angesehen; also fügen wir statt des Geldbegriffes den Sachwertbegriff in unsere Schuldverschreibung ein! Unzweifelhaft hat die oldenburgische Regierung wirklich so und nicht anders gedacht; und unzweifelhaft hat sie mit ihrem Typ gewisse Erfolgsaussichten in einer Zeit, die ohnehin schon allzuviel mit dem Gedanken spielt, daß wir vor einer Periode neuen Naturaltausches stünden. Dennoch ist die ganze Sache Unsinn, wenn auch populärer. Denn entweder bleibt der oldenburgische Roggenpreis, das was er ist, nämlich ein freier Weltmarktpreis: dann ist der ganze Umweg über den Roggen unnötig, dann könnte man ebensogut und klarer den Weg wählen, der im Reiche jetzt erwogen wird: eine nicht auf Sachwerte sondern auf Goldmark lautende, also in goldmarkgemäßen Papiersummen rückzahlbare Anleihe auszuschreiben. Oder der oldenburgische Roggenpreis wird zum Rückzahlungstermin durch irgendwelche gesetzlichen Maßnahmen reguliert, das heißt unter Weltmarktpreis herabgedrückt sein: dann sind die Hoffnungen der Anleihezeichner wieder einmal betrogen worden, sie werden tatsächlich nicht den Gegenwert ihrer jetzigen Einzahlung empfangen. Die Roggenanleihe ist also entweder Spielerei oder Quelle neuer Enttäuschung. Sie ist ganz etwas anderes, als die berühmte russische Getreideanleihe, die an manchen Köpfen zur spuken scheint. Denn in Rußland wollte man eben das substantielle Getreide, die Einzahlung mußte in Natur erfolgen. Bei uns,

umgekehrt, will natürlich niemand Getreide- sondern Geldeinzahlung, das Getreide soll nur den wertstabilen Maßstab abgeben. Dieser Maßstab ist und bleibt in der modernen Wirtschaft aber das Gold, und jeder Versuch, aus dumpfer „Sachwert“-Stimmung heraus einen anderen einzuführen, ist, wie gesagt, notwendigerweise dazu verurteilt, entweder überflüssig oder erfolglos zu sein.

Man sollte meinen, daß wissenschaftliche Erfindungen nicht nur um ihrer selbst willen gemacht, sondern bereitwillig und dankbar auch von der beruflichen Praxis angewandt würden. Leider ist das durchaus nicht immer der Fall, und oft ist es weniger begründete Opposition als vielmehr einfach Trägheit, die davon zurückhält. Seit Jahr und Tag bemüht sich die Wirtschaftswissenschaft, das Indexwesen, das in dieser Zeit fortgesetzt fließender Zahlenbegriffe besondere Bedeutung gewonnen hat, der Wirtschaftspraxis ans Herz zu legen. Wie dürftig aber sind noch immer die Resultate, wie spärlich wird für Lohnbestimmung, Preiskalkulation, Rechtsprechung und dergleichen von Indices noch Gebrauch gemacht! Ein Berufszweig, der von der Existenz solch relativen Wertmessers überhaupt noch nichts gehört zu haben scheint, ist das Versicherungsgewerbe. Jeder Versicherungsnehmer muß die Versicherungssumme heute, entsprechend den gleitenden Marktwerten, von Zeit zu Zeit erhöhen. Habe ich aber meinen Hausrat, um ein Beispiel anzuführen, Anfang 1920 mit 100 000 Mark gegen Feuer versichert, und will die Summe jetzt, September 1922, den veränderten Verhältnissen anpassen, so ist die Versicherungsgesellschaft nicht imstande, mir zu sagen, nach welchem Index das geschehen soll. Die Versicherungssumme war sehr hübsch spezifiziert in Möbel, Teppiche, Wäsche, Silberzeug und so fort; aber die Versicherungsgesellschaft hat es offenbar nie für nötig gehalten, Indices über die fortschreitende Durchschnittssteuerung von Möbeln, Teppichen, Wäsche, Silberzeug und so fort aufzustellen. Die Folge davon ist nicht nur, daß in jedem einzelnen Falle langwierige Berechnungen notwendig werden, die durch einmalige Publikation einiger weniger Zahlen vermieden werden könnten; die Folge davon ist auch, daß der Versicherungsnehmer, im wesentlichen auf sein Gefühl angewiesen, oft arg daneben haut und im Schadensfalle bei weitem zu kurz kommt. Wann wird die wirtschaftliche Praxis sich entschließen, ihre Trägheit zu überwinden, und von einem der wenigen Mittel, das die Wissenschaft zur Klärung unserer unklaren Verhältnisse gefunden hat, Gebrauch zu machen?

G L O S S E N

REINHARDT'S EINZUG IN WIEN

Redoutensaal der ehemaligen Hofburg: Gold in Weiß, zeremoniöse Geradlinigkeit, Schwung zweier Treppen am Ende; Gobelins an den Wänden, und herrliche Glastrauben von Lustern. Man glaubt keine Bühne zu sehen, sondern bloß einen Teil des Saales ohne Stühle. Was die Szene braucht, wird auf ein Glockenzeichen von Dienern herbeigetragen, und vor größeren Verwandlungen zieht sich ein Vorhang zusammen, der kaum bis zur halben Höhe des Raumes emporreicht. Hier und so hat Max Reinhardt seinen Einzug in Wien gehalten, nachdem ein Jahr lang von seiner Sehnsucht danach die Rede gewesen war, und die verschiedensten Möglichkeiten ausgesprengt, bekämpft, als sicher hingestellt und doch widerrufen worden sind.

Gespielt wurde Clavigo.

Die Entwicklung dieses Stückleins — das aus fünf Bildern besteht, die Akte heißen, — läuft zwischen Extremen hin und her, aber immer hübsch geradlinig. Bald ist Clavigo gut, bald treulos. Bald zieht es ihn zu Marien, bald zu all den anderen, die man noch nicht genossen hat. Bald ist er Mensch, bald Genie, das sich über einen Menschen hinwegsetzt. Schwach spürt man Erlebtes dahinter. Stark die Beschäftigung mit Grundsätzen. Es ist etwas Unveränderliches in all der Veränderlichkeit Clavigos:

nachdem einmal feststeht, wozwischen er schwankt, schwankt er regelmäßig und ohne Komplikationen. Nicht etwa „Psychologie“ vermisst man, sondern eine Mehrfalt an Ethik. Es ist ein frühes Stück; geschrieben mit 25 Jahren; zur Zeit des Werther. Die Synthese von Nachdenklichkeit und Gefühl, welche der folgenden Epoche der Empfindsamkeit ihre fast reformationszeitliche Seelenlebendigkeit schenkte, ist darin noch nicht bis zu Ende vollzogen. Aber es leitete sie ein, und das ist ebensoviel wie vollenden.

Für unser Empfinden hat die Sprache jener Zeit etwas Papierenes und Unnatürliches, man sank sich an den Busen und drückte seine Gefühle in langen Reden aus. Es schien dem jungen Goethe ein natürlicher Ausdruck der Situation zu sein, Carlos und Beaumarchais und Clavigo sagen zu lassen, was er, Goethe, gehörig, angemessen und erschöpfend fand. Wir heute aber, die hinter den Expressionismus geguckt haben, können uns kaum vorstellen, daß sie wirklich so redselig gewesen sind, wie sie schreibselig waren, die Menschen jener Zeit, und in Wahrheit werden sie wohl sehr intellektuell empfunden haben, und ihre Abhandlungen, wenn sie auch nicht immer ausgesprochen wurden, schwangen gewiß stets im Hintergrund ihrer Worte. Hier steht die Regie vor dem Problem, Sie kann entweder die Illusion jener Zeit spielen lassen, Gewesenens mit einem leichten Akzent der Vormaligkeit, oder sie kann

Sanatorium Dr. Kohnstamm, Königstein im Taunus IV	
für Nerven-, innere und Stoffwechselerkrankungen — Entziehungskuren	
Dr. M. Frjedemann	Dr. B. Spinak
Das ganze Jahr geöffnet	Kein Ausländerzuschlag

in der Illusion jener Zeit spielen lassen, als ob diese langen Reden und dogmatischen Gefühle das Natürliche selbst wären. Das erste würde leise erschütternd daran erinnern, wie die Zeiten ins Grab sinken, und entspräche allein dem wahren Verhältnis zu jener Kunst, aber es würde merkwürdigerweise den meisten als eine artifizielle und historisierende Auffassung erscheinen, während kein Kenner des Theaters daran zweifeln wird, daß die stärkste Abweichung von unserer Natur, so sie nur nach hinten vollzogen wird, auf dem Theater natürlich oder doch in keiner Weise anstößig wirkt. Es wird also jeder begreifen, daß Reinhardt, der das Stück mit seinen besten Berliner Kräften (Moissi, Lossen, Dieterle usw.) besetzt hatte, diesen alten jungen Goethe, ohne mit der Wimper zu zucken, spielen ließ, als läge nichts dazwischen, und auch daß es gelang. Er setzte eigentlich auf die Unnatur des Schreibstils die zweite Unnatur eines Bühnenstils, sorgfältig sich drehende Bilder, an einem Drahtstiftchen gehaltene Leidenschaften, Dieterle in jedem Zoll der ganze französische Konvent, Moissi ein mit wunderholdem Gesang begabtes Goldfasanenmännchen, gestufteste Töne und Optik, jede Stofffalte Samt und Brokat zwischen den Zeilen herausgeholt und kunstvoll ausgebreitet. Hochstehende, subtile, verzweigt entwickelte Komödie.

Ich glaube deshalb, daß sich den Wienern mit Reinhardt jene Theatersehnsucht erfüllen wird, die sie

mit dem kaum noch verstandenen Wort Burgtheater bezeichnen, und daß er in Wien jenen Boden findet, wo seine Kunst sich vollenden wird, die im letzten Ziel, wenn ich sie recht erkenne, eine hochstehende Gesellschaftskunst ist. Es gibt kluge und feine Leute in Wien, die in einer solchen die Spitze des Theaters erblicken. Ich gehöre (mit Respekt) zur anderen Partei.

Robert Musil.

BIOLOGISCHES ZUR FILM-TECHNIK

Ich glaube, der biologische Kreislauf aller Kunstformen kann im wesentlichen in drei Stadien zusammengefaßt werden. Erstes Stadium; Handlung, Formirende, Freude an sich selbst, hemmungslose Expansion; vegetatives Stadium.

Zweites Stadium: dämmernde Ich-Erkenntnis, metaphysische Sicheinfügung ins Weltganze, Hindurchgehen durch sich selbst. Selbstauflösung, Vergeistigung; reflexives (eventuell religiöses) Stadium.

Drittens: Sieg des Weltganzen über das Einzelne, der Idee über die Form, des Geistes über die Materie; ideologisches Stadium.

Aber in diesem Stadium ist schon, nach dem Weltgesetze der Antithese, das erste; das Vegetative, wieder mitenthalten, um den Kreislauf von neuem zu beginnen.

Selbstverständlich steht der Film, als Kunst gesehen, im ersten. Die

BAD NAUHEIM

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmark-, Frauen- und Nervenleiden. Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Vielseitige Unterhaltungen: Tennis, Golf, Krocket, Wurftaubenschießstand. — Schöner angenehmer Erholungsaufenthalt. Man fordere die Auskunftsschrift D 19 von der Bad- u. Kurverwaltung Bad Nauheim

maßlose Expansion in Groß- und Ausstattungsfilmern bezeichnet dieses Stadium ebenso wie die gegenwärtige wirtschaftliche Form der Produktion und merkantilen Ausbeutung.

Er hat sich also regulär gegen das zweite Stadium hin zu bewegen, wenn eine moralische wie wirtschaftliche Katastrophe vermieden werden soll. Er muß, im kosmischen Sinn, „er selbst werden“, ein Individuum mit seinem Widerspruch, das heißt mit der problematischen Unauflöslichkeit seines Daseinsinnes und seines von der Natur gegebenen Platzes im Weltganzen. Er hat, möchte ich sagen, jetzt, gerade jetzt, durch sein menschliches Stadium hindurchzugehen.

Sein Objekt in diesem Stadium kann nur wieder der Mensch sein, Zoon problematikon, dasjenige, was sich selbst zu erkennen versucht, sich selbst zu widersprechen vermag, sich selbst — einem rätselhaften biologischen Gesetz folgend — durch sich selbst zersetzen will. Die biologisch gegebene Kunstform des Filmes ist gegenwärtig die realistische — auch die des phantastischen oder phantastisch inszenierten Filmes.

Die technische Ausdrucksform in diesem Stadium kompliziert sich in ganz parallelem Sinne: sie wirkt sich nicht in der grenzenlosen Ausnützung ihrer Ausdrucksmöglichkeiten aus, sondern im grenzenlosen Widerspruch; man könnte mit einer etwas kühnen Metapher sagen: Sie fliegt nicht, wie

ein Blatt, mit dem Luftstrom, sondern wie ein Vogel, dem die Luft ja Hemmnis ist, das er zu durchstoßen hat, doch gleichzeitig Stütze der Flügel, ohne die er nie zu fliegen vermöchte. André Gide nennt in den „Prétextes“ dieses problematische Stadium mit einer vielleicht unerlaubten, jedenfalls echt französischen Verkürzung schlechtweg „Klassizismus“.

Hier auch meine Bedenken gegen die Mitwirkung der „Literatur“ an Filmclingen. Die Literatur seit 1918, im Wesen ideologisch gerichtet, berührt sich auf eine allzugefährliche Weise mit den biologisch tieferliegenden, vegetativen, expansiv-hemmungslosen Sphären des Filmes. Ein Beispiel: die ungeheure Überschätzung des (natürlich überaus talentierten) Clowns Charlie Chaplin gerade in Literaturkreisen; die Unterschätzung des reinen Spieldramas, des Theaterfilmes. Aber gerade dieser bedeutet die künstlerische Zukunft des Filmes. *Willy Haas.*

GENIESSE FROH, WAS DU NICHT HAST.

Diesen Spruch (der Gebildete merkt gleich, daß er durch Auslassung einer verständigen Mitte so schön geworden. Oder sollte da schon jemand witzig gewesen sein?) fand ich, Ehrenwort, auf meinem Abreißkalender. Und seitdem habe ich eine neue Weltanschauung. Ich bin auch einer von denen, die sich erst Zeit ließen und nachher nicht

HEINRICH MAURER

Pianos u. Flügel erster Firmen

An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

auf den Schwung aufpaßten. Aber nun kann mir die Armut nichts mehr anhaben. Ich genieße. Alles, was in den bestauntesten Schaufenstern ausliegt, Aal, Caviar, Weintrauben so gut wie Ledermäntel, seidne Krawatten, Reithosen, ist mein, ich hülle meine imaginäre Geliebte in alle Sealmäntel, lege ihr die kostbarsten Füchse um den Hals, öffne die heimlichen Oesen ihrer zarten Crêpe-de-Chine-Robe. Lange stehe ich vor Adlon und warte, ein wenig ungeduldig pfeifend, auf alle Herzoginnen, Dollartöchter und Filmsterne die herauskommen. Ich gehe weder in den „Grafen von Charolais“ noch in den von Essex. Mir genügt es, die Renaissancebausche, -koller und -beine der bunten Reklamebilder am Eingang des Kinos anzusehen und zu versinken in die Augen der Großaufnahmen, die „bitte Pupille“ machen, und während die unglückliche besitzende Klasse heraus- und hineinschiebt und -stößt, bin ich glücklich. Manchmal warte ich auch neben dem blaßblonden jungen Edelmann — er kennt mich nicht, aber ich ihn — am Tiergartenrand auf die schönste Verkäuferin des Modedesigns. Wenn sie frei ist nachher, werden wir beide, das heißt, er und sie, Tee trinken gehen ins Esplanade Auf der Reklame im Glasfenster des anrollenden, wartenden Autobus entziffere ich: „Liebeswerben, das Parfum der Dame. Berauscher Wohlgeruch.“ Und während ich lese und genieße, ohne in die Arizonaparfumerie gehen und kaufen zu müssen, sind immerhin die beiden andern schon davon. Es tut

nichts, ich besaß. Mein seelenverwandter Gegenspieler ist jener rasendgewordene Dielenbesitzer, von dem ich nun in dem Zeitungspapier lese, in welches mir der Bäcker meine schwarze Kartenschrippe eingewickelt hat. Dieser Besitzer „einer jener Dielen, wie sie in den hell dunklen Seitenkanälen der Friedrichstraße leider so üppig gedeihen“ (so spricht die Zeitung) schmiß neulich allen Schmuck seiner Geliebten, Perlen, Ohringe, brillantbesetzte Uhren, in großem Bogen einzeln in den Landwehrkanal. Die Andern, die, die nicht so sind wie er und ich, haben dann einen Taucher hingeschickt, der vor den Augen der gaffenden Menge ins Wasser stieg und tagelang unten im Schlamm suchte. Während er unten ist, starrt das Volk auf seine Leiter und die Luftpumpe. Ich bin mit dabei unter den Straßenjungen, Kindermädchen, Arbeitern, ich starre mit äußere Meinungen, so berlinisch sachlich mit „da muß er doch“ und „da wird er erst“. — Aber genug davon. Ich lese weiter. Eine Reklame. Was ist erregender als Reklamen? „Selbst für schöne und geistreiche Frauen bleibt das Rauchen eine Frage der Aesthetik.“ Ich inhaliere diesen tiefen Gedanken, werde selbst die Schöne und Sensible, die mit manicürtestem Finger silbergraue Asche auf kristallinen Aschbecher abklopft.

Ja, so genieße ich, so rauche ich. Neulich aber habe ich eine wirkliche Zigarette geraucht und was ich rauchte, war mehr als eine Zigarette. Ich traf meinen reichen

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Berlin, Potsdamer Straße 123B (Potsdamer Brücke), Lützow 153, Nollendorf 104
Friedrichstraße 84, zwischen Behren- u. Französische Str., Zentrum 8724
Königstraße 56/57, gegenüber dem Rathaus, Zentrum 8724
Sprechzeit 9-12, 4-7, Sonntag 10-12 nur Potsdamer Straße 123B
Behandlung auch außer der Zeit nach vorheriger Anmeldung.
Breslau, Gräbischer Straße 41, 9-11, 3-6, Sonntags 10-12.
München, Theresienstraße 5, 10-1, 4-6, Sonntags 10-12, Telefon 31170

Freund Machulke, er stieg gerade aus seinem Privatauto und wollte ins Bristol. Er begrüßte mich mit derbem Wohlwollen. Er gehört zu denen, die einem schon mit Blicken auf die Schulter klopfen. Wir sind Kriegskameraden, duzen uns. Ich treue mich, daß der Chauffeur hören kann, wie Machulke mich duzt. Lässig faßt er in seinen Mantel, die Hand sucht das silberne Zigarettenetui, das ist wohl aber im Rock, die Hand holt statt dessen eine vornehm rotweißgestreifte Pappschachtel hervor und bietet mir Zigaretten an. Ich lese innen:

Massary Fritz Massary:

Die Zigarette, die ich berühre, ist länglich und doch voll, „vollschlank“ wie die Heiratsvermittlerinnen es, glaub ich, nennen. Der Göpner sagt: „Rauche das mit Verstand, mein Junge. Es ist eine Zi-

garette von Rang.“ Und dann ist er fort.

Ich rauche: Schon beim Anstecken hat die Massary etwas Zündendes, beim ersten tiefen Lungenzug ist sie durchdringend, ohne zu kratzen, die Zunge leicht prickelnd, den Gaumen mit sanfter Gewalt füllend. Ich gehe langsam weiter, habe keinen Blick mehr für Farben, Läden, Menschen. Um mit der Massary allein zu sein, geh ich auf die mittlere Allee und setze mich auf eine Bank. Ich schließe die Augen! Wie sie sich anschmiegt, ohne zu kleben! Wie sanft sie zieht, sie, die ich nie in Wirklichkeit gesehen, nicht einmal von der fernsten Bank des letzten Ranges! Ich öffne die Augen: In bläulichen Wirbeln tanzt sie von mir fort in Wolkenferne und hält mich doch eng umschlungen mit ihren Rauchscheitern. —



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
 BERLIN, Linkstr 3
 W 9 a. Potsdam. Pl.
 Lützow 4379
 Nollendorf 3162, 3163

Ja, so besaß ich sie mindestens eine Viertelstunde lang. Eine vom Range der Fritzi Massary will in langsamer Andacht genossen sein. Je mehr sie schwand, je mehr Duft ließ sie auf meinen Lippen, in meinem Innern. Und als sie ganz hin war und nur das glimmernde Goldmundstück in meinen glückzitternden Fingern zurückblieb, da wickelte ich es sorgsam in ein goldgelbes Herbstblatt, das von der nächsten Linde auf die Bank gefallen war, und trug es heim. Und zu hause löste ich die goldne Hülle und streute den Tabak in meine Pfeife. Und jetzt, während ich dies schreibe, rauche ich in meiner einsamen Pfeife die letzten köstlichen Reste der Unvergleichlichen. *Schnellpfeffer.*

ALBATROS

Thomas Wehrlin ersucht aus triftigen Gründen um die Feststellung, daß ihn nur Ferienfröhlichkeit vom Reinigen der Albatros-Wäsche abgehalten hat. Aber nun will er sich mit aufgekremelten Ärmeln an den Trog stellen.

„Gib eine Norm zur Bürger-
Hinfieden [führung!“
im Frieden
kehre jeder vor seiner Türe;
bekriegt,
besiegt,
vertrage man sich mit der Ein-
quartierung. *Um 1820*
Aus Emil Ludwigs Buch:
„Vom Unbekannten Goethe“
(Ernst Rowohlt-Verlag), Berlin 1922.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 39):

An die Leser
Tagebuch der Zeit
Stefan Grünberg: Moskauer Briefe
Helene von Böhler: Der Kaiser
heiratet
Rudolf Olden: Eifersucht
Hans Reimann: Wie man Graphiker
wird
Victor Barnovsky: Das Theater als
Geschäft?
Stefan Großmann: Geschichte eines
Rummelplatzes
Glossen

Von den bereits erschienenen Jahrgängen sind jetzt wieder alle Einbanddecken zum Preise von je 150 M. lieferbar. Von den gebundenen Jahrgängen liegen 1921 I. und II. Halbjahr, 1922 I. Halbjahr zum Preise von je 500 M. vor.

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte bei.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN
10/50 PS

STABOU WECHSELMANN

DAS NEUE FRANKREICH

FÜR FRIEDEN UND WIEDERAUFBAU
wirkt, wer Frankreichs Dichter zu erkennen trachtet

*

E. R. CURTIUS

Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich

Gide / Rolland / Claudel / Suarès / Peguy

292 Seiten - Halbpergament - 3. Tausend

„Über dem fesselnden Inhalt übersieht man fast die ungewöhnlich hohen schriftstellerischen Eigenschaften des Verfassers: welche Fülle von Berührungspunkten zwischen dieser neuen französischen Geistigkeit und dem wahren Deutschtum, ohne daß mehr als eine kleine Minderheit in beiden Ländern darum wüßte! „Es ist eine Freude, das Buch zu lesen, fast eine Wohltat. Als wissenschaftliche und schriftstellerische Leistung reiht es sich ebenbürtig an das Shakespeare- und Goethebuch Gundolfs an.“
(Der Bund, Bern)

JACQUES RIVIÈRE

Studien

Aufsätze über Baudelaire / Cézanne / Gide / Matisse
Claudel / Debussy / Gauguin / Moussorgsky u. a.

Aus dem Französischen übersetzt von Hans Jacob

218 Seiten - Halbpergament

„Rivière erinnert in seiner Art an Lessing.“ (Berliner Tageblatt)

„Diese Essays gehören nicht mehr der Journalistik an, sondern sind in sich geschlossene Dichtungen.“ (Prager Presse)

ANDRÉ GIDE

Bathseba

Deutsch von Franz Blei

Kartonierte - 2. Tausend

„Unerhört schön Gides Bathseba, eine zarte Elfenbeinmalerei mit bestürzend tiefer seelischer Fundierung.“
(Volkswille)

„Großartig ist der Franzose Gide, der in seinem Bathseba mit wohlthuender Einfachheit ein ganz neuartiges, packendes, dramatisches Erleben gibt.“
(National-Zeitung)

GEORGES DECHANEL

Der Athletenbünd

Deutsch von Nanny Colin

Kartonierte - 2. Tausend

„Diese Satyre wird nach dem abendländischen Untergang eines der wenigen Abbilder der Zeit sein. Darin liegt die Gewähr, daß sie ein Dichter schuf und darin auch ihre Größe.“
(Prager Presse)

„Eines der schönsten Dokumente des Guten Frankreich.“ (Lit. Echo)

Gültige Preisliste auf Wunsch

**GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
POTSDAM**

Volksverband der Bücherfreunde

Wegweiser-Verlag G. m. b. H. • Berlin W 50, Rankestraße 34

Was bietet der V. d. B. ?

- 1.** Eine Jahresreihe von 4 Bänden, meist Neuerscheinungen, erster Verfasser, darunter Bände schöngeistigen Inhalts (Geschichte, Philosophie, Ästhetik usw. und Romane); ferner Bücher naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Inhalts und Reisewerke. Diese 4 Bände sind von allen Mitgliedern für den laufenden Jahrgang zum Preise von M. 300,— pro Band zuzüglich Versandkosten zu beziehen.
- 2.** Alljährlich mindestens 8 Bände zu freier Wahl. Die Auswahlreihe, die alljährlich um mindestens 8 Bände vermehrt wird, umfaßt bereits 64 Bände, die nur gegen Bestellung geliefert werden.
- 3.** Klassikerausgaben, beginnend mit Goethes Werken, denen zunächst Schiller, Kleist, Herder, Shakespeare folgen sollen. Alle Bände des V. d. B. werden seit 1920 auf holzfreiem Papier gedruckt, schön ausgestattet und in dauerhaftem Leinen- oder Halbleinenbande gebunden. Die Preise der Bände sind infolge der hohen Auflageziffern außerordentlich günstig.

Was sucht der V. d. B. ?

Mitglieder, die gleich ihm das seichte Buch ablehnen, die Freude am ernstesten Buche haben und auch von dem Buche, das unterhalten will, fordern, daß es künstlerisch wie sittlich hoch steht.

Was fand der V. d. B. ?

Bis jetzt viele Zehntausende von Mitgliedern, die seine Bestrebungen gut heißen und durch Werbung weiterer Mitglieder beständig fördern. Der V. d. B. veröffentlicht vorzugsweise Bücher, welche die Weltbedeutung deutscher Kultur bezeugen. Er bringt auch Werke fremder Zunge in deutscher Übertragung, falls es sich um einwandfreie und anerkannte Schöpfungen handelt.

Wilhelm Busch-Ausstellung



Unbekannte Gemälde

und

Originalzeichnungen

1.—15. Oktober 1922



Kunsthandlung Dr. Kreitner & Co.

Kommanditgesellschaft

Kurfürstendamm 243, nächst der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche

EMIL HEINICKE A.G.

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF

Hamburger Handels - Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Aktienkap. 150 000 000 M. Hamburg Reservekap. 60 000 000 M.

Telegr.-Adr.: Hacombank / für Sekretariat: Carlebank / Ferngespräche F 117, 118, 119
Stadtgespräche Hansa 1342, 1343, 5473, Elbe 3444, 3486, 3490 / Girokonto: Reichsbank

Ausführung sämtlicher bank-
geschäftlicher Transaktionen

An- und Verkauf und Beleihung von Wertpapieren : Kupons - Einlösung
Errichtung laufender und Scheck-Konten : Kommissionsweiser An- und
Verkauf von Waren im In- und Ausland : Akkreditive und Auszahlungen
für Warenbezüge

Der
„Kleine
Grade“



der neue
Serientyp,
der Zweizylinder

macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweitakts und der Luft-
kühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.G., Bork

Post Bruch I. Mark.



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: $\frac{1}{2}$ 9 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.



Aladin Film-Co.

A.-G.

Berlin - Charlottenburg

Kantstrasse 8-10

Das fränkische Lied

Regie: Hubert Moest u. Friedrich Weissenberg

ist fertiggestellt und vorführungsbereit

*

Die Sonne von Sankt Moritz

nach dem bekannten Ullsteinroman von Paul Oskar Höcker

Regie: Hubert Moest u. Friedrich Weissenberg

ist in Vorbereitung

Der große Rex-Film der Ufa

**Zum
Paradies
der Damen**

nach

Emile Zola



In der Hauptrolle:

Edith Posca

Regie:

Lupu Pick



Täglich 7 und 9 Uhr im



PALAST AM ZOO



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Téléfon: Norden 2082-2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am
20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von
DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzendste Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was anmutet wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war zauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseisen Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 25. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel entfalten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.



VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN

DEMNACHST ERSCHEINEN:

OTTO FLAKE
ERZÄHLUNGEN

INHALT:

DER GEPARD / ZWISCHEN DEN SCHLACHTEN
DER KNABE / BRUDER / DIE KAISERIN / BYK

GEORG KAISER
DIE FLUCHT NACH VENEDIG

SCHAUSPIEL IN 4 AKTEN

GEORG KAISERS NEUESTES BÜHNENWERK

ERNST WEISS
DIE FEUERPROBE

ROMAN

VERLAGSVERZEICHNISSE WERDEN AN
INTERESSENTEN KOSTENLOS VERSANDT

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN W 50
AUGSBURGER STR. 52 — TEL.: STEINPLATZ 330

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

Im Fechenbachprozeß, der jetzt in München aufgeführt wird, erklärte der Vorsitzende, es sei ihm schon deshalb nicht eingefallen, die Presse zu beeinflussen, weil ihn die Presse überhaupt nicht kümmere. Die Presse sei ihm ganz egal . . . Hat jemand anderes vermutet? Zwar hat der Vorsitzende, der sich nicht kümmert, die Presseberichte, selbst Berliner Zeitungen, sehr genau gelesen und sogar in öffentlicher Sitzung gegen sie polemisiert, aber die Münchener Richter, berühmt durch ihre von allen Staatsrechtlern bestaunte Entscheidung, in der die Lerchenfeldschen Schutzgesetzlerlässe gebilligt wurden, sind natürlich unabhängig von Volksmeinung, Parlamentsmeinung, Professorenurteil und Zeitungsartikeln. Deshalb verhandeln sie am liebsten in geheimer Sitzung. Aber wozu überhaupt der alte Kram der öffentlichen Verhandlung? Die Justizcäsaren von München könnten auf diese antiquarischen Methoden getrost verzichten. Sie mögen sich von ihrem Justizminister die Akten ins Haus schicken lassen, die im bayerischen Interesse nötigen Strafen daheim ersinnen und das Urteil per Post zuschicken. Die Resultate werden dieselben, das Verfahren wird aber noch einfacher sein. Und was Deutschland und die Welt dazu sagt, das ist ganz egal.

Die Sachsen werden als helle gerühmt, aber zuweilen sind ihre Wege dunkler als schlichtester Menschenverstand annimmt. Das Land hat ein sozialistisches Ministerium, aber ein leidendes, das die Landtagswahlen, die vor der Tür stehen, schwerlich überdauern wird. In dieser Situation hat es der Unterrichtsminister Fleißner für notwendig erachtet, eine Verordnung herauszugeben, die es allen Schülern verbietet, an staatlich nicht anerkannten Feiertagen dem Unterricht fern zu bleiben. Drei jüdische Schüler des Döbelner Realgymnasiums, die am jüdischen Neujahrstag der Schule fern blieben, wurden mit Karzerstrafen bedacht. Man weiß nicht, was man an dieser Verordnung mehr bewundern soll, das taktische Geschick des Ministers oder die prinzipielle Plumpeheit seines Denkens. Glaubt Herr Fleißner wirklich, mit Karzerstrafen festgläubigen Katholiken und Juden ihre Religionstreue austreiben zu können? Oder hält er dies törichte Schulcäsarentum für ein Mittel, die wacklige Majorität im Landtag zu befestigen? Herr Fleißner war einer der sächsischen Führer der bis zur Stupidität radikalen U. S. P. D. Er ist immer ein kleiner, atheistisch bornierter Agitator

gewesen. Daß er aber seine Borniertheit bis zum politischen Selbstmordversuch steigern werde, hätte keiner geahnt. Die sozialistische Bewegung in Deutschland hat einen Todfeind: Das sind ihre Adolf Hoffmänner, die ihren Vereinsradikalismus im Ministersessel austoben. Bedrückend der Gedanke, daß diese Hoffmannsucht eigensinniger Greise wieder im Innern der stärksten Partei Deutschlands wirken soll. Könnten denn die verschiedenen Fleißner nicht freigebig an den wackeren Deklamator Ledebour abgetreten werden?

Zeitungsnachricht: „Der verantwortliche Redakteur Hermann Müller hat sich erschossen, weil sein Blatt, der ‚Striegauer Anzeiger‘ verkauft wurde und an rechtsgerichtete Kreise überging“. Das Wandern, von einer Partei zur andern, ist nicht dieses Müllers Lust gewesen. Der alte Mann war nicht so elastisch, wie’s für einen Journalisten nötig ist! Er konnte sich nicht so geschwind umstellen, wie’s der Zug der Zeit erfordert. Da lob ich mir die leistungsfähigeren jüdischen Redakteure Scherls, die fröhlichen Sinnes den anbefohlenen Hakenkreuzzug mitmachen. Wie kann man nur als armer Zeitungsschreiber glauben, man dürfe andere Überzeugungen haben als der jeweilige Verleger? Im Interesse dieser braven, ungeschickten Leute sollte der „Reichsverband der deutschen Presse“ eine vertrauliche Instruktion herausgeben, die solchen unzeitgemäßen Träumern den Übergang in ein cynischeres Zeitalter erleichtert.

Eduard Bernstein, immer noch der klügste Rabbi des Marxismus, hat auf dem Parteitag seine Genossen gewarnt, Stinnes als Kinderschreck auszuschreien. Es ist richtig, daß niemand in Deutschland von dichterem Legendenkranz umgeben wird als Hugo Stinnes, merkwürdigerweise sind es weniger seine Schreib- und Redeknechte als vielmehr die neidvollen Feinde, die sein Piedestal bauen. In einer Epoche der Schwäche des Staates, der verarmten Parteien und Gewerkschaften, ist jedermann geneigt, die Stärke eines phantastisch-nüchternen Unternehmers zu überschätzen. Aber noch ist Deutschland kein stinnesisches Reich, und noch besteht die Vierfünftelmajorität der Deutschen nicht aus Stinnesen. Wer Deutschland vor dem Schicksal bewahren will, die Ware eines genialen Kaufmanns zu werden, der hat zweierlei Pflichten: Erstens die Macht und Autorität des blutarm gewordenen Staates zu stärken, und zweitens bei der Durchorganisation des ganzen Volkes mitzuhelfen. Ein in Unternehmervereinigungen, Gewerkschaften, Genossenschaften, Produktionsgemeinschaften festzusammengefügt Volk wird dem Stinnesentum nicht verfallen, nur ein dekomponiertes, in isolierte Einzelne zerfallendes Volk wäre dem käufmännischen Cäsarentum preisgegeben.

GOTTESLÄSTERUNG

Zur Zeit der Drucklegung dieses Heftes ist das richterliche Urteil im Gotteslästerungsprozeß gegen Carl Einstein und seinen Verleger Ernst Rowohlt noch nicht gefällt. Das „Tage-Buch“ hat hier ein höheres Forum geschaffen, um über den Begriff der Gotteslästerung und Einsteins Schuld zu beraten. Hier die Äußerungen der geistigen Beurteiler:

THOMAS MANN:

§ 166 des B. G. B. scheint mir wirklich recht antiquiert. Das öffentliche Ausstoßen von Gotteslästerungen ist ein Ordnungsdelikt, das unter den Paragraphen fallen sollte, der das Verüben „groben Unfugs“ mit Disziplinierung bedroht. Gedanke und Dichtung hätten den Nutzen davon. Gegen ein Werk von dem bittern Ernst des Einstein'schen mit dem Unfug-Paragraphen vorzugehen, könnte die Behörde doch wohl eher Abstand nehmen.

PROFESSOR Dr. A. MENDELSSOHN-BARTHOLDY:

Ihre Anfrage wegen der „Schlimmen Botschaft“ trifft mich auf der Reise und ich kann Ihnen deshalb nur kurz, ohne Eingehen auf den einzelnen Fall, sagen, daß also:

1. mein Gesamteindruck von der Dichtung Einsteins sicherlich nicht der einer Gotteslästerung, wohl aber der einer Menschenlästerung ist, und

2. daß ich meine, mit monarchischer oder republikanischer Verfassung habe der Gotteslästerungsparagraph im Strafgesetzbuch nichts zu tun. Gerade am Vergleich mit der Lästerung des Monarchen, der des strafrechtlichen Schutzes bedürftig ist, sieht man doch recht deutlich, daß der Strafgesetz-Paragraph über die Gotteslästerung ein Unding ist, um so mehr ein Unding, je erhabener der Gottesgedanke über allen staatlichen Wesen steht.

PROFESSOR LEONARD NELSON, GÖTTINGEN:

Ich halte es nicht für notwendig, daß das Strafgesetzbuch der deutschen Republik eine Schutzbestimmung für den Gotteslästerungsbegriff enthält; denn

1. Gott bedarf keines Schutzes. Ihn gegen Urteile von Menschen schützen zu wollen, ist — wenn überhaupt etwas — selbst eine Gotteslästerung.

2. ist eine damit zusammenhängende gesonderte Schutzbestimmung der Kirche oder religiöser Gemeinschaften und ihrer Mitglieder überflüssig, da diese nach den allgemeinen Strafbestimmungen über Beleidigung bereits dem staatlichen Schutz unterstehen. Eine gesonderte Schutzbestimmung der Kirche sollte um so mehr entfallen, als nach der neuen Verfassung Staat und Kirche als getrennt zu gelten haben.

Das Werk Carl Einsteins „Die schlimme Botschaft“ ist offensichtlich der Ausdruck einer ernsten ethischen Gesinnung. Ich

möchte das umsomehr betonen, als in Hinsicht des Stils und der Gedankenverbindungen mein Verständnis vielfach versagt.

Ich finde in dem Werk Carl Einsteins, dessen Tendenz sich, wie mir scheint, geradezu mit dem christlich asketischen Ideal nah berührt, nicht so sehr eine Interpretation von Jesus' Persönlichkeit als vielmehr eine solche ihrer Wirkung auf bestimmte Arten von Menschen.

Der wirklich religiöse Mensch kann durch die Einstein'schen Szenen gar nicht gekränkt oder auch nur angegriffen werden, und ich möchte annehmen, daß ich damit auch des Verfassers Absicht treffe.

Wenn jemand sich durch Einsteins Sprache in seiner Religiosität verletzt fühlt, so wirft das ein merkwürdiges Licht auf die eigene Gläubigkeit dessen, der solche Klage erhebt.

PROFESSOR FERD. JAK. SCHMIDT, BERLIN:

Auf die mir vorgelegten Fragen bezüglich der Schutzbestimmung für den Gotteslästerungsbegriff im Strafgesetzbuch der deutschen Republik gestatte ich mir zu bemerken:

1. Da sich nach meiner Auffassung eine jede Gotteslästerung an ihrem Urheber von selbst richtet, und da etwa damit verbundene Störungen, Verleumdungen usw. der religiösen Gemeinschaften schon durch die allgemeinen Strafbestimmungen hinreichend geschützt werden so halte ich eine besondere Schutzbestimmung für den Gotteslästerungsbegriff nicht für notwendig.

2. Diese Frage erledigt sich nach der zu 1 gegebenen Antwort von selbst.

PROFESSOR FERDINAND TÖNNIES, KIEL.

Ich habe die Szenenreihe gelesen, mit Interesse, aber nicht mit Behagen. Es ist geistreiche Satire darin, aber auch manches Bizarre und Zerrbildhafte, was mich abstößt. Ich finde aber keine Gründe, an dem sachlichen Ernst zu zweifeln, der den Verfasser zu erfüllen scheint. „Beschimpfende Äußerungen“ über den Gott, an den Juden und Christen glauben oder zu glauben angeben, habe ich nicht darin gefunden. Die „Gottheit Christi“ ist offenbar in § 166 nicht gemeint. Beschimpft wird aber auch diese nicht. Daß gläubige Christen aber an den Szenen Anstoß nehmen, verstehe ich. Sie nehmen aber auch mit gutem Grunde an unzähligen Büchern Anstoß, deren Verbot sie selber nicht befürworten würden, und die auch nicht unter den § 166 fallen. „Juristisch“ wage ich nicht zu beurteilen, ob Stellen aus dem Einstein nach § 166 straffällig sind, aber als Laie halte ich es für unmöglich.

Ihre Fragen beantworte ich dahin:

1. ich halte für begründet, daß Glaube und Weltanschauung von welcher Art auch, einem strafrechtlichen Schutz gegen Schimpf

und Schändung unterstellt werden. Besonderen Anspruch darauf hat ein so alter festgewurzelter Glaube, wie der Glaube an Gott, der immer noch für unzählige Menschen den Inbegriff alles Heiligen und Guten darstellt.

2. Ich würde den § 166 so fassen, daß a) das Wort „roh“ oder „unflätig“ hineinkommt; b) statt „Gott lästert“ würde ich setzen: „eine Weltanschauung, die für größere Teile des Volkes besonders hohen Wert hat, lästernd angreift.“

Ich zweifle nicht daran, daß der von Herrn Minister Radbruch demnächst einzubringende Entwurf eines neuen Str. G. B. eine Neuerung in dieser Art enthalten wird.

Dr. EDUARD DAVID, M. d. R.:

Ich halte die kriminelle Ahndung dessen, was man gemeinhin „Gotteslästerung“ nennt, für überflüssig. Sie ist aber auch ein Unrecht, solange die schlimmste „Gotteslästerung“, die Inanspruchnahme des Gottes der Liebe für Kriegspolitik und Völkermord Gebets- und Kultpraxis gilt.

HERMANN SCHÜTZINGER

ABSCHIED VON MÜNCHEN

Der Führer des Republikanischen Schutzbundes in München, Hauptmann Hermann Schützinger, ist in diesen Tagen nach Hamburg übersiedelt. Hier gibt Schützinger ein Bild des Kampfes, wie er in der dümmsten und rohesten Stadt Deutschlands drei Jahre lang gegen einen jungen Republikaner geführt wurde.

Meine Werkstatt als stiller Kämpfer für ein neues Deutschland und für die Verlebendigung der alten Werte, die in dem Begriff des deutschen Volksstaates schlummern, diese Werkstatt stand noch vor kurzem hinter den Büschen und Laubbäumen an der Münchener Pinakothek. Jetzt dringt das breite Gebrüll des Hamburger Hafens durch den herbstlichen Nebel in meine Arbeitsstube. Unlängst fragte mich die Frau eines neu gewonnenen Hamburger Freundes nicht ohne einen Schein von Berechtigung: „Wären Sie in Bayern nicht nötiger gewesen? Bei uns gibt es ja doch immer noch eine leidliche Anzahl von Republikanern in Verwaltung, Polizei und Wehrmacht. Wird man Sie in München nicht sehr vermissen?“

Da kann ich nur Eines sagen: In München stehen die gefährdeten Vorposten der deutschen Republik! Sie müssen sich nicht allein mit ehrlichen Waffen bekämpfen lassen, sondern auch mit Jauchekübeln der Lüge, mit Spritzen der Gemeinheit. Und diese Gemeinheit entwaffnet eher als die schärfste sachliche Kampfemethode. Im Kampf gegen die Gemeinheit auf dem Münchener Vorposten aber tut Eines dringend not: Ablösung der Posten und bis zu deren Wiederkehr Ersatz durch junge Kräfte!

Wenn ich in Gedanken nach München zurückschaue durch die von Bubenhänden zerschlagenen Scheiben meiner Wohnung, in das Krankenzimmer meiner nervös zusammengebrochenen kleinen Frau — so sehe ich trotz aller bitteren Enttäuschungen drei Jahre politischer Wirksamkeit hinter mir liegen, die durchsonnt sind von der belebenden Wärme einer famosen verlässlichen Freundschaft und Kameradschaft des schaffenden Volkes in Werkstatt und Studierstube, einer Freundschaft, wie sie nur hinter den hellen Fenstern von Schwabing und in den Vorstadtquartieren über der Isar, Giesing und der Au emporwachsen konnte.

In der dämmerigen Säulenhalle des Odeon sprach ich zum erstenmal zu einer Massenversammlung, die wir zu einer stimmungsvollen, mit Orgelklängen durchwehten Totengedächtnisfeier „Nie wieder Krieg“ einberufen hatten. Die Münchener Pressetiger horchten auf: wie? Ein Hauptmann der alten Armee redet so? Ich bin unter dem seelischen Druck des Krieges Pazifist und Sozialist geworden, habe im Frühjahr 1919 eine demokratische Arbeitergruppe aufgestellt und mit einem „gemischtem Detachement“ die Räterepublik (leider vergebens) durch kampflose Zernierung Münchens abzuschnüren versucht. Das tut ein Hauptmann? Der Mann mußte zu Tode gehetzt werden; er war vielleicht eine ernsthafte Gefahr für Kahr und die Kahrträger.

Die Zersplitterung und Ohnmacht des republikanischen Bayern suchten wir zu beheben durch die Gründung eines republikanischen Bundes, der die geistigen Führer des kriegsgegnerischen Bayern aller Schattierungen mit der parteipolitisch zerklüfteten Arbeiterschaft verband. Man antwortete uns mit Haussuchungen, Schutzhaft und vor allem mit unerhörten Presselügen zusammen mit Pistolen und Handgranaten der deutsch-völkischen Sturmtruppe; aber immer wieder unter anderem Namen erstand der Bund von neuem. „Schutzbund“ hieß er zuerst, der Name zündete und rußige Gestalten aus Werkstätten, Kohlenhalden und Maschinenhallen kamen zu uns, weil sie wußten, daß es etwas zu schützen gab in jener Zeit: Die nackte Existenz der Republik.

Als Hochverräter wurden wir ein halbes Jahr lang an den Pranger gestellt, weil wir daran gingen, unbewaffnete, aber fest geschlossene Verbände zu schaffen, die wissen sollten, was sie im Fall des Rechtsputsches zu tun hatten, dann stellte der Staatsanwalt die Komödie ein.

Der Bund wuchs; er faßte die Hand- und Kopfarbeiterschaft allvierteljährlich zu großen Demonstrationen am Königsplatz zusammen; er wurde das Sammelbecken aller Kampfhandlungen gegen den Kahrismus.

Gift und Galle spie das Kahr-Ludendorffsche Bayern über mich aus. Anlaß dazu gab ihm meine journalistische Werkstatt, in der

sich bald die Fäden nach Berlin, nach Tirol, in die Schweiz, die Tschecho-Slowakei, nach Holland und Schweden spannen. Die Verleumderzentrale schäumte Gift. Drohungen aller Art sollten uns mürbe machen. Sie taten sich brüderlich zusammen, um den „Verderber“ des bayerischen Untertanenverbandes zu zerschlagen: Jeder Straßenaufmarsch wurde in breiter Öffentlichkeit als Mißachtung des „roten Hauptmanns“ besprochen, jeder Vortrag wurde verzerrt und entstellt wiedergegeben. Die Polizei brüstete sich allvierteljährlich mit einer Durchsuchung meiner Wohnung. Sie leistete der von mir verklagten völkischen Presse eifrige Zutreiberdienste, sie ging sogar soweit, mich körperlich (selbstverständlich vergebens) zwangsweise auf Krankheitserscheinungen zu untersuchen. Dazu kamen private Schikane, ständige Wohnungskündigungen, Beschimpfungen meiner Frau, Drohbriefe, Anpöbelungen auf der Straße u. a. Die beiden Zentralen, die in München systematisch Dreck auf den politischen Gegner schleudern, sind die Redaktionsräume des dümmsten Blattes, der „Münchener Neuesten Nachrichten“ und der 3. Stock der Polizeidirektion, wo die hartnäckigste und blindwütigste Clique des alten Offizierkorps in Sipo-Uniform haust.

Diese beiden Geschwüre müssen mit fester Hand aufgeschnitten werden; sie sind die Träger des atemraubenden politischen Nahkampfes, der jede Arbeitskraft an der Festigung der Volksstaatsidee in München auf die Dauer lähmt.

Wenn wir im Feld nach dem üblichen 14tägigen „Aderlaß“ der Großkampferperiode im Morgennebel unsere Gräben, Stollen und Trichter verließen, um der ersehnten Ablösung Platz zu machen, dann packte uns trotz aller Freude doch immer der abgrundtiefe Jammer über unsere Toten und über die verstümmelten und zerschlagenen Menschenleiber, die aus unseren Gräben wieder von Neuem zurückgetragen worden waren. Ich muß sagen, ein ähnliches Gefühl beschlich mich, als ich aus der Münchener Bahnhofshalle nach Norden rollte. Wie viel gute Freunde, aufrichtige und begabte Männer, die an meiner Seite in München für die Republik stritten, sind während meiner Großkampferzeit in Bayern der Münchener Verpestung am Faerbergraben und an der Ettstraße erlegen.

Ich will aber auch an zwei Männer erinnern, deren persönliche Schwächen und Mängel zuviel Angriffsflächen boten: Leoprechting und Schmalix. Die Methode aber, mit der die Hetzhunde der bayerischen Reaktion diese schwachen Menschen zur Strecke brachten, war erbärmlich und niederträchtig. Dem ehemaligen Sekretär des republikanischen Reichsbundes, Schmalix, wurden ebenso wie dem Psychopathen und Phantasten Leoprechting, Dirnen an den Hals gehetzt und dann daraus schmutzige Bettgeschichten produziert und entsprechend konsumiert. Bei Leoprechting wird mit Hilfe einer

Prostituierten „von Amts wegen“ eingebrochen, um das nötige Belastungsmaterial herbeizuschaffen. Die Verteidigung Leoprechtings wird vom Verhandlungsleiter sabotiert, dadurch daß dem in Aussicht genommenen Verteidiger, Alwin Saenger, nicht die Möglichkeit zur Durchsicht der Akten gegeben und während der Verhandlung ein wichtiger Teil des Entlastungsmaterials unterdrückt, die Vernehmung von Entlastungszeugen hintangehalten wird — alles zur höheren Ehre der bayerischen Staatsräson und der Auswertung des Leoprechtingschen Materials — nicht etwa gegen die Franzosen, sondern gegen das Reich.

Während der Niederschrift dieser Zeilen stehen zwei weitere Weggenossen meiner Münchener Frontdienstzeit vor dem Richter: Fechenbach und Lembke. Der Telegraf berichtet über finsternen Hochverrat. Wer in die Werkstatt der raffiniertesten politischen Verleumdung auf deutschen Boden hineingeblickt hat, der denkt sich sein Teil dabei. Fechenbach wie Lembke waren mir — mag das Urteil gegen sie ausfallen, wie es will — gute Kampfgefährten, arme Teufel, die vielleicht in dem zähen Kampf um das tägliche Brot in der Wahl der Abnehmer ihrer journalistischen Erzeugnisse nicht vorsichtig genug waren. Beide aber haben ihrer Überzeugung wegen sichere „Positionen“ aufgegeben und dem harten Verdienst des Korrespondenten nachgehen müssen.

Franz Carl Endres, einer meiner ersten politischen Weggefährten hat in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse den Staub von Ganting bei München von sich geschüttelt. Wie lange wird mein Nachfolger, der Landtagsabgeordnete Niekisch seine Pflicht erfüllen können, bis er wieder hinter den Türen von Niederschönenfeld verschwindet?

So stehe ich am Ende meiner politischen Vorpostenkämpfe in München inmitten eines Leichenhaufens politischer Kampfgenossen. Niedergedrückt von dem Gefühl, Tag und Nacht die Schußwaffe in der Manteltasche griffbereit umfassen zu müssen, geh ich nach Norden — nicht geschlagen und unmöglich gemacht — sondern aufrecht gehe ich für eine Zeitlang aus dem Vorpostengraben. Möge der Tag bald kommen, an dem die deutschen Republikaner in der Abwehr auf den unvermeidlichen Rechtsputsch in Bayern vor München ziehen und die beiden Pestbeulen im Zentrum Münchens aufstecken werden! Der Gedanke an die verhärmte Frauengestalt an der Bahre des ermordeten Gareis, den roten Rosenstrauß der Münchener Arbeiterschaft in den blassen Händen, der Gedanke an meine eigene junge Frau, ließ mich kurze Zeit hinter die Front treten. Ihr sollt unterdessen nach vorn, Ihr Jungen!

Das Verhör der Angeklagten ist beendet. Wenn man den Knaben und ihren Führern glauben will, so ist Rathenau eigentlich gar nicht ermordet worden. Eigentlich verhielt sich die Sache so:

Der Gymnasiast Heinrich Stubenrauch hat das Testament Friedrich des Großen gelesen. Sein Papa, der General Stubenrauch, hat den 15 jährigen Buben in den Bund der Aufrechten als Mitglied einschreiben lassen und nun ist der kleine Junge von der Aufgabe erfüllt, den alten deutschen Geist, wie er sagte, zu pflegen. Diesen alten deutschen Geist, der dem Testament Friedrichs des Großen entspricht, glaubt er am besten zu hüten, indem er — rein theoretisch, wie er vor Gericht betonte — den Gedanken äußert, man müsse Walter Rathenau im Reichstag erschießen. Aber dann müsse man sich selber eine Kugel geben oder vor Gericht für seine Tat eintreten. Er hat seinen Plan nicht verwirklicht und zwar aus zwei Gründen. Erstens weil er für seine Person gar nicht daran dachte, sich selbst zu opfern und zweitens, weil er keinen Revolver besaß. Aber er hat den Plan dem falschen türkischen Leutnant Günther mitgeteilt, damit er ihn der Organisation C. in München weitergebe. Vor Gericht hat er erzählt, daß er sich nicht deshalb an die Organisation C. gewendet habe, damit sein Plan Unterstützung finde, — so hat er freilich der Organisation C. geschrieben — sondern, damit er endlich in den Besitz eines Revolvers gelange. Den Revolver aber habe er durchaus nicht für ein Attentat auf Rathenau gebraucht, sondern einen Revolver habe er sich nur deshalb verschaffen wollen, weil er Radfahrer sei und weil man in den heutigen Zeitläuften bei längeren Touren doch unbedingt etwas zum Schießen mithaben müsse. Der kleine Gymnasiast ist zwar ein entschiedener Gegner von Rathenau gewesen. Erstens, weil Rathenau dem Testament Friedrich des Großen nicht entsprochen hat, und zweitens, weil er den Vertrag von Rapallo geschlossen hat. „Trauen Sie sich denn zu, als Gymnasiast mit ihren Erfahrungen und ihren Kenntnissen den Vertrag von Rapallo zu beurteilen“, fragte der frühere Reichskanzler Fehrenbach den kleinen Stubenrauch. Stramm erwiderte der Generalssohn: „Jawohl“. Unzweifelhaft hat der alte Herr General Stubenrauch seinem Sohne eine erstaunliche Sicherheit des Urteils anezogen. Im Bund der Aufrechten sind offenbar die Babys Diplomaten und die Lausbuben verhängen Todesurteile. Natürlich nur rein theoretisch. In Wirklichkeit brauchen sie Revolver, Maschinenpistolen und Handgranaten nur für nächtliche Radfahrten. Aus dem Attentat des Bubi Stubenrauch ist nichts geworden, die Untersuchung gegen ihn wurde eingestellt und das Steglitzer Realgymnasium hat ihn mit offenen Armen wieder aufgenommen. Es gibt in Preußen Fürsorgeanstalten für moralisch zurückgebliebene oder sittlich verlotterte Kinder, aber der Generalssohn, der Mordpläne ausheckt und weitergibt, ist keiner

Fürsorge bedürftig. Er kann ruhig in die Unterprima zurückkehren, und seine politische Begabung auf seine Mitschüler ausstrahlen; vielleicht findet er im nächsten Jahre ein paar Kameraden . . . zu gemeinsamen nächtlichen Radtouren mit Revolver.

Der Stubenrauchsche Mordplan kommt an Herrn Günther. Herr Günther ist ein Gegner des politischen Mordes, erzählt er heute. Das hat ihn nicht gehindert, den Stubenrauch mit dem Mörder Kern bekannt zu machen. Herr Leutnant Kern kommt nach Berlin wegen einer „großen Sache“. Er hat zwar dem älteren Techow erzählt, daß Rathenau getötet werden müsse, erstens weil seine Schwester den Kommunisten Radek geheiratet habe, zweitens weil Rathenau eingeständenermaßen einer von den 300 Weisen von Zion sei, die sich in die jüdische Weltherrschaft teilen, und drittens, weil er den Vertrag von Rapallo abgeschlossen habe. Ernst Werner Techow, 22 Jahre alt, behauptet vor Gericht, er habe diese Begründung Kerns nur teilweise für richtig gehalten. Das mit den 300 Weisen von Zion sei allerdings richtig. Aber im übrigen habe er, Techow, ganz genau gewußt, daß Rathenau ein Idealist sei, der selbstlos wirke. So erzählte er in der Verhandlung. Nach der Ankunft des Leutnants Kern sei er allerdings nach Dresden gefahren, um ein Auto zu holen. Dieses Auto, das später zur Ermordung Rathenaus benutzt wurde, ist aber gar nicht zu diesem Zweck ausgeliehen worden. Es habe sich vielmehr um eine „nationale Sache“ gehandelt, nämlich um die Befreiung deutscher Offiziere im besetzten Gebiet. Um das Auto zu erproben, wurden Fahrtübungen veranstaltet, zufälligerweise gerade in der Königsallee, im Grunewald, wo Rathenau wohnte. Vorher wurde aus Schwerin eine Maschinenpistole abgeholt. Alles für die nationale Sache im besetzten Gebiet. Mit der Maschinenpistole wurden Schießübungen gemacht. Aber Techow, der das Auto führte, hat die nahen Schüsse nicht gehört. Er hat sich ganz dem Auto gewidmet und hörte immer nur den Motor knattern, nicht die Pistole. Am Tage vor dem Mord treffen sie den Kapitänleutnant Tillessen, den Bankbeamten von Salomon, Günther und andere. Sie ziehen von Bierlokal zu Bierlokal, von Likörstube zu Likörstube, sie haben vorher an Geldnot gelitten, nach Tillis Ankunft bessert sich das. Aber trotz der Probefahrten im Grunewald, trotzdem Kern von seinem Mordplan an Rathenau redete und zwar in der diktatorischen Weise, die dem alten preußischen Geist entsprach, war Techow überzeugt davon, er werde für eine nationale Sache im besetzten Gebiet gebraucht.

Am Abend vor dem Mord gibt es eine längere Besprechung zwischen Tillessen und Kern. Herr Tillessen erzählt, er habe in dieser Unterredung dem Kern den Mordplan entschieden wider-raten. Auch er ist im Gerichtssaal von der moralischen Persönlichkeit Rathenaus überzeugt. Auf seine Einwände hat Herr Kern aller-

dings geantwortet: „Kerls, wollt ihr mich schlapp machen, soll ich als altes Weib im Bett sterben?“ Aber diese Antworten Kerns hat Tillessen für ein Rückzugsgefecht gehalten. Er ist am nächsten Morgen vollkommen beruhigt nach Flensburg gefahren in die Sommerfrische, ein heiterer Ferialmensch. Ja, er konnte beruhigt verduften. Kern veranstaltet die angekündigte große Sache am nächsten Vormittag, nicht in Düsseldorf, sondern in der Königsallee. Der gehorsame Techow fährt nicht rasch genug dem Rathenau-Auto nach, Kern ruft ihm zu: „Kerl, mach doch schneller!“ Aber Techow hat immer noch geglaubt, es handle sich nur um eine Probefahrt. Zwar hat er selbst die Maschinenpistole nicht nur gesehen, sondern auch ins Auto getragen, aber, mein Gott, wenn man ins besetzte Gebiet fährt, braucht man Waffen. Selbst als die Schüsse fielen, hat Techow nichts vernommen. Er gehört seinem Auto und bemerkt nichts.

Auch die Besitzer der Garage wußten von nichts. Sie hatten nur gehört, es handelt sich um eine nationale Sache. Für einen so edlen Zweck mußten sie die Garage zur Verfügung stellen, ja, sie mußten, als der Polizeikommissar nach dem Auto Umschau hielt, die falsche Angabe machen, das Mordauto, das dastand, habe seit Tagen die Garage nicht verlassen. Sie waren Studenten und wußten, was sie einer nationalen Sache schuldig sind. Einer Dame, die bei ihnen wohnte, hatten sie tiefstes Schweigen angeraten, „weil wir sonst alle über den Haufen geschossen werden“. Aber von Rathenau und seiner Ermordung haben sie nichts gewußt. Auch sie sind heute Würdiger Rathenaus und Feinde jeden Mordes. Unter den dreizehn Angeklagten ist nur ein einziger, der frank und frei erklärt: „Ich billigte die Mordpläne.“ Dieser eine ist ein kleines Männchen, von Beruf Privatdetektiv und vorbestraft und von Gott-Shakespeare Niedrig benannt.

Die Angeklagten sind, wenn man ihren Äußerungen glaubt, eigentlich alle Rathenauverehrer. Der Vorsitzende hat einige von ihnen gefragt, ob sie seine Schriften gelesen haben. Leider hat sich diese Untersuchung auf ein paar oberflächliche Fragen beschränkt. Die meisten Angeklagten versichern, sie hätten die Schriften Rathenaus gelesen. Der kleine Techow erzählt, er habe sogar einen Aufsatz von Rathenau in der „Zukunft“ studiert. Unglücklicherweise war Harden seit Jahren mit Rathenau verfeindet und die „Zukunft“ hat zu einer Zeit Aufsätze von Rathenau veröffentlicht, in der auch der größere Techow noch kurze Hosen trug. Er muß früh mit seinem Rathenaustudium begonnen haben. Auch Tillessen erzählt, er habe Rathenaus Schrift über „Autonome Wirtschaft“ gelesen. Er hat zugeben müssen, und Tillessen ist der älteste von den Angeklagten, ein Mann von 31 Jahren, er habe einmal gesagt: „Wenn der Bolschewismus in Berlin beginnt, dann ist noch immer Zeit, Rathenau abzuschießen.“ Ob die Lektüre der sachlichen Broschüre über „Autonome Wirtschaft“ diesen Ausspruch gezeitigt hat?

Ich habe diese Verantwortung der Angeklagten widergegeben, um den kläglichen Zustand dieser jungen Heroen zu schildern. Es hat Attentäter gegeben, die geköpft werden mußten und denen ihre Richter die Achtung doch nicht versagen konnten. Sie irren, mußten ihren Irrtum mit dem Leben zahlen, aber sie bekannten sich stolz zu ihrem tragischen Irrtum. Diese Jünglinge, mit dem Testament Friedrich des Großen in der Hosentasche, die sich Hüter des alten deutschen Geistes nennen, die am Nestabend des Jungdeutschen Bundes einen Schwadronneur, der sich als Rathenaus Mörder ausgab, mit Hallo begrüßten, diese Jünglinge sind um ihr Alibi besorgter, als um ihr politisches Ideal. Nichts ist kläglicher als diese plötzlich ausgebrochene Rathenauverehrung auf der Anklagebank. Die Angeklagten, die am ersten Tage munter und verwegen in den Saal blickten, sind zittrig und weinerlich geworden. Und der weinerlichste von allen ist gerade der älteste unter ihnen, der Kapitänleutnant Tillessen. Wie das Urteil des Staatsgerichtes ausfällt, steht dahin. Vor dem Urteil der Geschichte steht das Bild dieser kläglichen Heroen fest. Das sind keine politischen Attentäter, das sind politische Karikaturen.

WILLY HAAS

HELENA IN ÄGYPTEN

.. Ach, ich möchte auf den wilden Meeren
Immer nur mit ihrem holden Bild verkehren . . .
(Lenau, im Anblick seiner Braut.)

Menelaos, Schiffskapitän, Geheimschreiber (schreiend, keuchend, vom Meeresufer herkommend): „Helena . . . ! . . . Helena . . . ! ! ! . . .
Hele“ (*Der König fällt erschöpft und mutlos in den Sand.*)

Kapitän: „ . . . entsetzlich! . . . Zehn Jahre Krieg um sie . . . die schönste Frau der Welt . . . und nun dieses Unglück! Und wenn man wenigstens wüßte . . . aber du willst ja nicht reden, König . . . du stotterst dunkle Worte . . . uns, deinen Treuesten, könntest du wirklich . . .“

Menelaos: „Aber ich, ich weiß doch nichts! Ich weiß doch selbst nichts!! Wir hatten Troja, wir hatten Helena . . . schön! Wir schifften uns ein — sie auf ein anderes Schiff — — man kann sie doch nicht aus einem Bett direkt in das andere zerren, — — es war eben etwas Fremdes zwischen uns gekommen, natürlich — — aber heute, da wir zum erstenmal geankert hatten, konnte ich meine Sehnsucht nicht mehr bezähmen — — ich gehe in ihre Kajüte — — ich umarme sie — — zum erstenmal — — die Sehnsucht von zehn Jahren — — ich halte sie — — ich bin toll, sinnlos . . . das Bewußtsein schwindet — alles in mir strömt ihr zu . . . da . . . da ist sie. — — verschwunden! Weg! In nichts zerronnen! Ich umarme die Luft . . . oh . . . kommt weiter, kommt, ich muß sie finden . . . ich sterbe . . .“ (*Sie gehen weiter, wankend, stolpernd, stundenlang,*

der Wüste zu . . .) „Helena . . . ! Helena . . . ! ! . . . Königin ! ! !
. . .“ (Jetzt vor einem einsamen, zerfallenen Tempel.)

Helena (hervortretend, einfach): „. . . hier bin ich schon, mein
Gebiet . . .“ (Aufschrei der Drei)

Menelaos: „Ah! Du!! Hier!! Wie kommst du . . . nein, das ist
sie nicht! . . . rühr' mich nicht an!! Du bist ein Wüsten-
gespenst!! Ein Phantom!!!“

Helena: „Du irrst, König! Fürchte dich nicht! Ich bin kein Phan-
tom! Jene war es, die, dort, auf dem Schiff, ein Phantom!
Nicht ich! Ich bin Helena, dein treues Weib, die dich seit zehn
Jahren sehnsüchtig hier erwartet, wie die Götter es prophe-
zeiten“

Menelaos: „. . . aber . . . um Himmelswillen . . .“

Helena: „Du glaubst nicht? So hör! Damals, als ich von dem
Urteil des Paris hörte — das war mir sehr unangenehm. Denn
ich wollte doch keinen anderen außer dir! Ich hatte dich ja
lieb! Und ich flehte zu Juno, der Beschützerin des Ehebünd-
nisses, sie möge mir gegen Venus' Machtspruch helfen . . .
und sie erhörte mich. Sie schuf ein Phantom nach meinem
Ebenbild, aus der Lava des Ätna und dem Tau der Blumen . . .
mich selbst aber entführte sie hierher, in ihren einsamsten
Tempel. Hier wartete ich geduldig. Hier solltest du mich
finden, wenn es an der Zeit war. — —

Und nun komm', umarme mich, deine treue kleine Frau . . . !
— . . . Wie, du zögerst . . . ? . . . du glaubst nicht . . . ??“

Menelaos: „. . . aber ja, Helena, . . . doch . . . warum nicht? Es
geschehen so viele Wunder . . . du mußt nur eine Minute ver-
zeihen . . . die Überraschung . . . zu denken, daß ich zehn Jahre
Europa und Asien auf den Kopf gestellt habe, deinetwegen . . .
und daß ich doch fast nur meine Hand hätte ausstrecken müssen,
um meine brave Frau kampflös in den Armen zu halten
verzeih' . . .“

Helena: „. . . aah . . . sooo! Du bist — enttäuscht!?! Es hat dir
wohl . . . sehr geschmeichelt . . . die berühmte Cocotte ins
Bett zu bekommen, die mit allen Helden Trojas geschlafen
hatte . . .“

Menelaos: „. . . aber nein, Helena, nein, das sicher nicht . . . aber
bedenke nur . . . zehn Jahre, zehn Jahre männermordender
Krieg! Mein ganzes Königreich mobilisiert! Ein Weltteil blut-
getränkt . . . ganz umsonst . . .“

Kapitän: „Herrin, du mußt ihm wirklich verzeihen! Er hat recht!
Zehn Jahre Strapazen, Qualen, Hunger, Wunden — hundert-
tausend Mann haben sie geduldig ertragen, damit ihr König
glücklich sei! Und nun! Wegen eines Phantoms! Oh, es ist
nicht auszudenken! Ich ertrage den Gedanken nicht! . . .“

Geheimsschreiber: „Entschuldigen Sie, Kapitän — aber mir scheint denn
doch, daß gerade für Sie und das Volk die Sache höchst gleich-

gütig sein kann. Hätten etwa sie oder einer der hunderttausend schlichten Braven etwas von jenem Phantom gehabt? Hättet etwa Ihr mit ihr geschlafen? Auch sie wäre nur für Prinzen zu haben gewesen! Nein! Es ist also durchaus keine politische Angelegenheit, sondern bloß Privatsache des Königs . . . Sie, ich, wir alle — wäre sie uns je etwas anderes geworden, als ein von ferne bewundertes Phantom?“

Kapitän: „Oh, Sie sind ein Unmensch! Sie sind ein Individualist! Sie haben gar kein soziales Gefühl! Wenn man zehn Jahre im Schützengraben war, so möchte man doch zumindest die Gewißheit haben, daß man um etwas Reales gekämpft hat, wenn dieses Reale einem auch gar nicht zugute kommt . . . Sie verstehen die Seele des Volkes nicht . . .“

Geheimsschreiber: „ . . . und?? . . . und?? . . . ist etwa etwas geschehen?? Garnichts ist geschehen! Die dort war Helena — die hier ist auch Helena. Es ist dieselbe! Eine kleine Revision der Lehre von der Identität — notwendig geworden durch ein Wunder, ein Eingreifen der Götter, wie es eben nicht täglich vorkommt . . . für Sie, mich, uns alle ist garnichts geschehen . . .“

Menelaos: „Oh! Nein! Es ist viel geschehen! Es ist alles geschehen! Es ist eine andere Helena, es ist nicht dieselbe . . .“

Geheimsschreiber: „ . . . eine Kleinigkeit. Fast gar nichts, König. Du hast ein Phantom umarmt. Die Sinne schwanden dir. Du bist wieder aufgewacht. Du hast es wieder als brave Ehefrau. Das geschieht schließlich alle Tage.“

Menelaos: „Nein, ich habe sie nicht wieder! Nein, ich habe sie nicht wieder! Es ist nicht dieselbe! Ist dieser Mund jener? Diese Arme jene? Sind das etwa ihre Beine? Niemals waren zwei Menschen einander weniger ähnlich . . .“

Oh, ihre Arme, ihre Gelenke, ihr Körper, wie der indische Bernstein, der in der warmen Hand zerschmilzt . . .

Wie konnte ich es nicht sehen, daß diese Knöchel, diese Gelenke, dieser Körper, von unberührbarer Zartheit, unter meinen Fingerspitzen zerfließen müssen? Wie war es möglich, daß ich es nicht wußte?

Jetzt, jetzt weiß ich, daß ich Strafe verdiene, weil ich es gewagt habe, die schönste Frau der Welt zu berühren . . .

Oh, jetzt weiß ich Alles, wie von einem Gotte erleuchtet!

Jetzt weiß ich, warum du hier stehen mußt, du Arme, kompakt, fleischig, und dich schamlos anbieten mußt! Du mußt dich nicht mit der Mythologie entschuldigen, daß du so hierstehst! Ich glaube sie nicht!

Jene — ein Phantom des Olympos?!

Ah, jetzt erkenne ich auch dich, Lügnerin! Ich habe mich nicht geirrt, als ich vor dir erschrak, höllisch verzerrtes Gespenst meiner erfüllten Sehnsucht! Du, du selbst bist ein Phan-

tom, ein Phantom des Hades, ein Bote meines nahenden Todes

. . . Laßt mich, oh, laßt mich, ich will allein sein! Ich will keinen sehen! Lebt wohl! In der Einsamkeit der Wüste wird sie mir wiedererscheinen . . . ich fühle es . . . ja, ich fühle sie schon im bloßen Gedanken daran . . . lebt wohl . . . alle . . . ich fürchte mich vor dem Tode . . .“

Juno (auf dem Felsen erscheinend): „Halt, König! Was willst du tun? Ziehst du eine Dirne deinem gesetzlichen Weibe vor? Willst du etwa mit einem Phantom schlafen? Willst du dich mit dem Feuer der Erde und dem Tau der Luft vermählen? Willst du eine Ehe mit den Elementen des Chaos schließen? Willst du ewig leben? Gut! Aber dann hast du deinen Anspruch auf eine Ordnung in dieser Welt verwirkt — dann bist du heute auf den letzten Tag König von Lakedämon gewesen! Lebe ewig — aber als Bettler!“

Geheimsschreiber: „Hör' die Göttin, König! Folge ihrem Rat! Es wird, fürchte ich, so geschehen, wie sie sagt! Sieh dir diesen Kapitän an, der doch ein relativ aufgeklärter Mann des Volkes ist! Er erträgt den Gedanken nicht, er hat es selbst gesagt! Das ist der Anfang vom Ende! Wie wird sich das Volk damit abfinden? Nimm sie auf's Schiff. Du schuldest es deinem Berufe, dem Throne, der menschlichen Gesellschaft!“

Kapitän: „Verzeih, König, aber ich verstehe dich wirklich nicht! Beleidige die Göttin nicht, die das Ebenbild geschaffen hat! Ich bin vielleicht zu einfach, aber ich finde sie zum Sprechen ähnlich, direkt ganz genau dieselbe! Und dann, diese Undankbarkeit, diese fürchterliche Undankbarkeit! Sie, dein treues braves Weib . . die zehn Jahre auf dich geduldig gewartet hat . . . aber sag's ihm doch selbst, Königin . . .“

Geheimsschreiber: „Ja, . . . sprechen Sie selbst, Helena . . . reden Sie ihm zu . . . um seiner Ehre willen . . .“

Helena: „Oh, ich würde ihn lieben . . . ich würde mich bemühen, ihr ähnlich zu werden . . . und da ich ihn liebe, wird es mir vielleicht gelingen . . . aber wenn du weggehst . . . werde ich sterben . . . oh, welcher gräßliche Irrtum . . .“

Geheimsschreiber: „Du hörst es — sie wird sterben. Ein Sieg verpflichtet, König. Ich glaube, ein Sieg ist stärker als der Sieger. Wer gesiegt hat, muß sich schon mit etwas abfinden, was so aussieht, wie eine Siegesbeute . . . wenn's auch vielleicht nicht ganz genau das Phantom ist, um das man gekämpft hat. Nimm sie mit, König! Ihr Anblick wird dir süß sein als Erinnerung an deine herrlichen Siege! Nimm sie mit — sie wird sonst sterben . . .“

Menelaos: „ . . . ich will nicht, daß ein Mensch stirbt — damit ich ewig lebe“

Stimme eines Intellektuellen (unsichtbar aus dem Nichts, schüchtern):
„Vielleicht könnte man eine Synthese aus Ideal und Körper
...???“

Menelaos: „Das nicht! Um Gotteswillen! Nur keine Synthese! Da
bleib' ich schon lieber bei den Körpern und nehm' sie auf's
Schiff!“

Geheimsschreiber: „Siehst du, König — es wird schon gehen — und
niemand soll von dem kleinen, unbedeutenden Zwischenfall
erfahren . . .“

Helena: „Ja. Das eine verlange ich. Das mußt du mir unbedingt
versprechen. Als einziger Lohn für meine zehnjährige Treue . . .“

Menelaos: „ . . . dir . . . warum dir versprechen? Was liegt denn
dir daran? . . . Willst du als treulose Dirne gelten . . .?“

Helena: „ . . . ich . . . es wäre . . . die Erinnerung an diese Szene
wäre mir peinlich. Ich will, obgleich es mir natürlich sehr
schwer fällt, denn doch lieber als die berühmte Cocotte gelten —
wenn auch tausend Männer um sie gestorben sind! . . . Ver-
sprich's mir! Bitte!“

Menelaos: „ . . . na . . . meinethalben. Hier meine Hand. Mir ist
schon alles egal . . .“

Geheimsschreiber: „Und nun — zurück zu den Schiffen!“
(*Alle ab.*)

Apollo (spricht den Epilog): „Schade, ich habe ihn so sehr geliebt! Ich
würde ihn wirklich gern unsterblich gemacht haben! Warum
hat er meiner Stimme nicht gefolgt? Er hatte so gute Instinkte
. . .!“

Juno (neben ihm): „Du hast ihm eine Lüge eingeflüstert! Sie ist die
wahre Helena! Jene, in Troja, war ein Phantom! Du weißt
es!“

Apollo: „Lieber Gott, wer will das so genau unterscheiden, welche
Helena das Phantom ist, und welche die Wirklichkeit . . .“

Venus (bei ihnen): „Ah, was für Haarspaltereien! (*ad spectatores.*)
Ich bin die einzige zuverlässige Göttin. Ich habe Paris die
schönste Frau der Welt versprochen — und ich habe sie ihm
gegeben. Phantom oder Wirklichkeit — das hat ihm wenig
Kopferbrechen gemacht . . .“

Helena hat sich für mich erklärt, ihr habt's gehört. Laßt
euch nicht einfangen, nicht von Apollo und nicht von Juno!
Sie beide machen euch nur unglücklich!

Laßt euch von Helena belehren! Folget ihr!“

(*Vorhang.*)

(*Das Geheimnis wurde auch wirklich streng gehütet. Nur ein Ein-
ziger, der Dichter Euripides, erfuhr es auf intuitivem Wege und
schrieb daraufhin sein wundervolles Drama „Helena in Ägypten“.
Aber kein Mensch liest's, so daß der kleine, unbedeutende Zwischen-
fall wohl als allgemein unbekannt vorausgesetzt werden darf.*)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Oktoberwoche.

Die Bargeldnot hat in den letzten Wochen immer groteskere Formen angenommen und es ist wohl kein Zweifel mehr darüber möglich, daß das Übel nicht, wie anfangs behauptet wurde, eine Nachwirkung des Druckerstreiks ist. Wäre das richtig, so hätte die Knappheit sich allmählich vermindern müssen, während sie in Wirklichkeit noch ständig zunimmt. In Südwestdeutschland zum Beispiel war es zum Ultimo überhaupt unmöglich, Schecks eingelöst zu bekommen, und in Frankfurt, Wiesbaden und Darmstadt schwirren schon die mannigfachsten Arten privaten Notgeldes umher, ausgegeben von Banken und großen Fabriken und auf Beträge bis zu 1000 Mark lautend. Nicht jener längst vergessene, kurze Streik, sondern die falsche Einstellung der Reichsbank dem ganzen Papiergeld- und Inflationsproblem gegenüber ist an so prähistorischen Zuständen schuld. Sie sind letzten Endes nur eine Folge der hier oft genug bekämpften Theorie, daß der vergrößerte Papiergeldumlauf, also die sogenannte Inflation, für die Entwertung der Mark verantwortlich sei. Aus diesem Irrglauben heraus entstand die Idee, daß es wünschenswert sei, den Papiergeldumlauf mit allen Mitteln einzuschränken. In Wirklichkeit ist aber der Zuwachs an neuen Noten seit Jahren nicht entfernt so groß gewesen, wie die (aus der Gestaltung der Zahlungsbilanz stammende) Markentwertung und die von ihr verursachte Aufblähung der Preise. Während also die Preise und damit der Bedarf nach Geldzeichen namentlich seit dem Juni dieses Jahres fortgesetzt rapid anschwellen, versuchte man den Notenumlauf künstlich niedrig zu halten, — so lange, bis er in immer weniger zureichendem Mißverhältnis zum allgemeinen Geldbedarf stand. Man sieht, zu welchen Folgen die verquere Inflationstheorie selbst in solchen Fragen rein monetarischer Technik führt. Heute scheint sie, endlich, auch von der Reichsbank aufgegeben. Sie hat sich zu der Einsicht entschlossen, daß, solange der Notendruck nicht stärker ist als die gleichzeitige Erhöhung des Preisniveaus, von inflationistischer Wirkung neuer Papiergeldausgabe nicht die Rede sein kann; sie hat darum, da die Reichsdruckerei nicht mehr ausreicht, das lang Versäumte nachzuholen, auch mit verschiedenen Privatdruckereien in großen Städten Abkommen getroffen und hofft dadurch in kurzer Zeit 8 Milliarden pro Tag herausbringen zu können. Diese riesigen Beträge neuen Papiergeldes sind, wenn der Verkehr aufrechterhalten werden soll, notwendig, sie sind legitime Geldschöpfung als Folge der schon vollzogenen Geldentwertung (also nicht Ursache weiterer!) und eine Aufklärungsarbeit sollte vor allem in der Hinsicht einsetzen, daß die be-

vorstehenden Reichstagsausweise von der sachunverständigen Presse nicht mit irrigen Alarmkommentaren aus der Inflationperspektive versehen werden.

Im besetzten Gebiet besteht die Verordnung, daß jede in einem Schaufenster ausgestellte Ware mit Preisen versehen sein muß. Diese Verordnung wird mit unnachsichtiger Schärfe durchgeführt, jede Verfehlung bringt empfindliche Strafen ein, und die Folge davon ist, daß tatsächlich in keinem Schaufenster und an keiner Ware das Preisschild fehlt. Die Wirkung ist so wohlthätig, daß man sich in dieser Zeit fortwährend fließender Preise auch im übrigen Deutschland zu gleichen Bestimmungen entschließen sollte. Wer einkaufen will, braucht nicht mehr, um sich über das Preisniveau zu orientieren, durch die Läden zu wandern und seine Zeit zu verplempern, der Vergleich zwischen den Preisen der verschiedenen Läden ist erleichtert und ebenso wird endlich auch dem breiten Publikum eine Kontrolle der fortlaufenden Preiserhöhungen ermöglicht. Dabei muß freilich die Auszeichnungsmethode verboten sein, die man im besetzten Gebiet zuweilen angewandt sieht (und gegen die die Interalliierte Kommission merkwürdigerweise noch nicht eingeschritten ist): die Auszeichnung in Goldmark. Sie ist identisch mit der Dollarfakturierung, für die auch bei (berechtigter!) Zugrundelegung des Wiederbeschaffungspreises keine Rechtfertigung vorhanden ist, da weder die inländischen Rohstoffpreise noch die Löhne mit dem Gold oder Dollarpreis Schritt halten.

Ein interessantes Beispiel für Preissteigerungen sei aus den Preislisten einer Tabakfabrik zusammengestellt. Für 50 Gramm einer und derselben Tabaksorte wurden in den verschiedenen Preislisten gefordert:

Preisliste vom	Waren-	Steuer	Ges. Groß-	Kleinver-
	grundpreis		verkaufspr.	kaufspreis
	M.	M.	M.	M.
15. November 21	13,50	3,—	16,50	22,—
24. April 22	24,—	3,—	27,—	36,—
1. Juli 22	35,—	40,—	75,—	100,—
18. Juli 22	49,—	56,—	105,—	140,—
26. August 22	87,50	100,—	187,50	250,—
15. September 22	175,—	200,—	375,—	500,—

Der Kleinverkaufspreis ist demnach in 10 Monaten aufs rund 22fache gestiegen. Der prozentuale Verdienst des Kleinhändlers (25 %) blieb sich gleich. Der Preis, den der Fabrikant erhält, ist aufs 13fache gestiegen. Die Steuer aber hat das 67fache ihrer Vorjahrshöhe erreicht. Diese Steigerung, man soll sich keiner Täuschung darüber hingeben, kommt einer Prohibition ohne soziale Gesichtspunkte, einer Prohibition für die Unvermögenden allmählich auf's Haar gleich.

G L O S S E N

DIE WIENER POLIZEI

Die Wiener Polizei wird jetzt energisch. Das einzige, was noch erschwinglich ist, weil es umsonst ist und nicht importiert werden muß, soll ausgerottet werden: die Liebe. Eines Abends überfiel sie — auf mehrfache Anzeigen, wie sie unschuldsvoll bemerkt, aber immerhin, also aus heiterem Himmel, wenn auch nach Sonnenuntergang, überfiel die Wiener Polizei — man kann es nicht anders nennen, als überfallen — überfiel sie den Hopfner. D. h. also: sie drang mit Gewalt ein in die Séparés des Restaurant Hopfner in der Bösendorferstraße, und dort Liebespaare in flagranti oder so ähnlich zu überraschen.

Man muß das erklären: die Séparés beim Hopfner, das ist eine der ehrwürdigsten Einrichtungen und wenn die Polizei auf einmal auf die Idee kommt, dort Liebespaare zu überraschen, so ist das ungefähr ebenso, als ob sie — auf mehrfache Anzeigen hin — in den Stephansdom eindringe, um dort Betende zu „überraschen“. Aber nein, im Stephansdom wird nicht annähernd so viel auf den Knien gelegen wie beim Hopfner seit Jahrzehnten seit Jahrhunderten. Nur die Polizei hat das nicht gewußt.

Worauf sich ein Staatsanwalt fand, der eine Anklage erhob. Und eine Gerichtsverhandlung, in der natürlich festgestellt wurde, daß es gar keine flagrante Liebespaare beim Hopfner gibt.

Aber man muß den Gerichtssaalbericht gelesen haben. Was da alles enthüllt wird! „Die Kommission fand drei chambres séparés besetzt.

Die Mehrzahl der Zimmerchen war innen mit Riegeln versehen.“ (Nein, nein, daß es so etwas gibt!) „Während der Amtshandlung der Kommission waren noch zwei Paare erschienen, die Einlaß in ein Séparé beehrten.“ (Paare! Paare!!!) „Darunter eine Kontoristin mit ihrem Chef.“ (Nun, daraus geht doch hervor, daß beim Hopfner offenbar in erster Linie geschäftliche Dinge verhandelt werden. Der Chef wollte diktieren, die Kontoristin hatte schon den Bleistift gespitzt.)

„Laut Inhalt des Polizeiberichtes war die Sachlage eine derartige, daß die Zimmerchen wahllos (wahllos!) an Liebespaare überlassen wurden, wobei in einzelnen Fällen die Damen, die daselbst verkehrten, in mehrfacher Beziehung (in mehrfacher Beziehung!) nicht ganz einwandfrei gewesen sein sollen.“ Nicht ganz einwandfrei. Gewesen sein sollen. Laut Inhalt des Polizeiberichtes.

Nun kommt aber die Verantwortung der „Angeklagten“.

Was der Oberkellner sagt.

„.... und habe ihm nie einer der Kellner über eine verfängliche Situation etwas gemeldet.“ „.... auch sei die Gesellschaft erstklassig, wenn man auch nicht jeden, wenn er noch so elegant gekleidet ist, in die Seele hineinschauen könne.“ (In die Seele möchte er ihnen hineinschauen.)

Die Angaben des Herrn Hopfner.

„Die Chambres séparés“, erklärte Herr Hopfner, „bestehen schon seit vielen Jahren und sei ihm niemals zu Ohren gekommen, daß sie zu unzüchtigen Zwecken verwendet wer-

Sanatorium Dr. Kohnstamm, Königstein im Taunus IV
für Nerven-, innere und Stoffwechselerkrankungen — Entziehungskuren

Dr. M. Friedemann

Dr. B. Spinak

Das ganze Jahr geöffnet

Kein Ausländerzuschlag

den.“ „Der Richter hielt dem Angeklagten vor, daß es seine Pflicht sei, sich um die Séparés, die immer etwas Gefährliches seien, mehr zu kümmern, zumal, wie es allgemein bekannt sei, die Moral infolge des Krieges sehr gesunken sei.“ (So der Richter. Es gibt noch Richter in Wien.) „Der Verteidiger hob hervor, daß die Chambres séparés sowohl baubehördlich, als auch von der Gewerbebehörde genehmigt worden seien.“ (Baubehördlich genehmigt. Sie fallen nicht ein. Was soll gefährlich sein?) Was die Bedienerin gefunden hat.

Nein was sie nicht gefunden hat. „... erklärte, daß sie beim Aufräumen der Séparés nur Staub und Mist, Zigarettenstümpfe und hie und da ein Paar Handschuhe gefunden hat. Sonst habe sie nichts Verdächtiges gefunden, was sie ruhig beschwören könne.“ (Kurzum, sie hat es nicht gefunden, obwohl die Polizei es so aufgenommen hat. Ich bitte: Die Blockade! Und dann überhaupt, ist es denn notwendig? Oder die Herren haben es in den Sektkübel geschmissen.

Die Kellner.

„Drei als Zeugen vernommene Kellner erklären übereinstimmend, daß sie, wenn sie nach vorherigem Anklopfen die Séparés betraten, niemals Personen in verfänglicher Situation angetroffen haben.“ (Niema! Wenn sie, nach vorherigem Anklopfen...)

Das Entscheidende.

„Herr Hopfner wies schließlich darauf hin, daß er für seine Betriebe im letzten Monat allein 240 Millionen

Kronen an Gemeindeabgaben geleistet habe.“ (Mit Recht weist er darauf hin. Ein Wohltäter der jungen Menschheit. Und zahlt auch noch Gemeindeabgaben. Aber die müssen doch die Gäste tragen. Also Steuern muß man dafür zahlen, wird von der Polizei dabei gestört, der Wirt soll sich darum kümmern, in die Zeitung kommt es, und zum Schluß wird man eingesperrt.)

Der Richter vertagte „zur weiteren Aufklärung“. Das, was die Bedienerin nicht gefunden hat, das muß gesucht werden. Dann ist es klar. In Amerika gibt es Séparés mit Badezimmern. Bei uns kann man sich nicht einmal — nun die Hände — waschen. Und man weiß nicht, wohin man so etwas wegschmeißen soll, was doch unter Kulturmenschen nicht mehr zu brauchen ist. Komfort schwach. Aber der Ernst, der heilige Ernst, den macht uns niemand nach.

Rudolf Olden.

FILM

ZUM PARADIES DER DAMEN

Mit der Verfilmung Zolas hat man in Deutschland kein Glück. War „La bête humaine“ ein sehr schlechter Film, so ist „Au bonheur des dames“ sicherlich kein guter geworden. Grund des Mißlingens ist in beiden Fällen der gleiche: man klaubt aus Zolas Reichtum eine wenig wichtige handgreifliche Handlung und dehnt sie kino-kitschig, während man das, worauf es Zola ankam: Milieu, soziale Kontraste, wirtschaftliche Kämpfe, Entzündung erotischer Verwirrungen in der geladenen Atmosphäre nicht deutlich

Feinste

Luxuswäsche

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

werden läßt. Hier wird die verhaltene Liebe der kleinen Verkäuferin zum Warenhaus-Napoleon so abgerollt, daß die internationalen Pastorentöchter von Potschappel bis Minneapolis (Minnesota U. S. A.) über diese perverse Sittsamkeit sich entrüsten werden. Der Manuskript-schreiber, Schauspieler und Regisseur Lupu Pick, sonst vielfach bewährt, hatte Zolas wundervollen Wirrwarr nicht in die Möglichkeiten des Films umgeformt, sondern (Eischehnisse und Schauplätze verengt und verärmlicht. Das machte sich umso peinlicher bemerkbar, weil mannigfaltige Aufnahmen aus dem heutigen Paris und ein pompös aufgebautes Warenhaus kontrastierend eingestreut waren.

VANINA

Diese völlig umgeformte Novelle Stendhals nennt Karl Mayer eine Ballade, hindeutend auf starke, tragisch-heroische Handlung und Stimmung in konzentriertester, lyrisch-dramatischer Form. A. v. Gerlach, zum erstenmal als Filmregisseur sich versuchend, unternimmt die Durchführung dieser balladesken Formung mit einem energischen Elan, der noch lobenswerter wäre, wenn er sich weniger gewaltsam, weniger bewußt-beabsichtigt gezeigt hätte.

Objektivität und Distanz Stendhalscher Erzählung, abenteuerliche Stimmung und Atmosphäre, platzend gefüllt mit menschlicher Leidenschaft wird hier im Film-Stil gesucht und beinahe gefunden. Thema: Der grausame Gouverneur-Vater läßt den von seiner Tochter zum Gatten begehrten Revolteur, nachdem er

ihm die Verschwörerpläne erpreßt hat, in der Hochzeitsnacht hinrichten. Dies alles geschieht in einer einzigen Nacht, während im Schloß ein Fest, in den Straßen der Stadt Aufruhr braust. Keine Szene also spielt im Tageslicht . . . alles huscht, rast, poltert im Dunkel vorüber unter Fackeln, Kerzen, Qualen, aufzuckenden Schüssen und Explosionen, begleitet von brutal-raffinierter Musik, in ganz kurzen Bildern, aufspritzenden Visionen, wie ein grausiger Alb.

Das Schauspielerische ist auf drei Personen beschränkt. Alle drei sollen offensichtlich mit sehr wenigen, aber gesteigertsten Bewegungen, fast nur mit dem im Gesicht gesammelten Spiel, heftigste seelische Erregungen suggestiv entzünden. Wegener: teuflisch-wüst an Krücken, furchtbares Schreckbild, das nach den heftigen Eingangsszenen kaum zu erweitern ist; Asta Nielsen: herrlich wie immer, mit sehr sparsamen Ausdrucksmitteln, jedoch in ruhiger Haltung, nur mit Augen und Mund spielend, besser als in Bewegung; Hartmann: in edler Passivität Liebe und Leid monumental manifestierend. Das Spiel war wie die Inszenierung: ein wenig zu krampfzig, zu übersteigert, zu sehr die Leidenschaft durch das bewußte Prinzip der Zusammenraffung formend, deshalb mehr ästhetische Schauer als innere Erschütterung erzeugend.

Dennoch: trotz der Gewaltamkeit ein Fortschritt; dennoch: der beachtenswerteste deutsche Film, den man in den letzten Monaten sah.

Kurt Pinthus.

Banflavin-Pastillen (gef. gefügt)

Hochwirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen **Grippe** sowie bei **Halsentzündung** und **Verfälschung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

TISCH MIT BÜCHERN

Wilhelm Speyer: Schwermut der Jahreszeiten. Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin 1922.

In gesegneter Entlegenheit des deutschen Waldes liegt die glückhafte Schule, die platonische Akademie des liebevollen Lehrers, der seine Knaben und Jünglinge fern von der Welt bürgerlicher Genüsse und Karrieren lehrt, ihre Seelen wie den Garten zu bauen, ihr werdendes Wissen wie das Feld zu bestellen, der mit Andacht das verwegene und zaghafte, frühreife und kindliche, freche und fromme Wesen der Jugend pflegt. Diese Herzensheimat verläßt einer, den alle dort lieben. Lehrer, Altersgenossen, Jüngere, und geht in die Welt der Erwachsenen, um auch dort viel geliebt zu werden, leidenschaftlich und spielerisch, zart und grausam. Aber die Mächte, die ihn auf Bergschloß und Landgut, in Großstadt und Waldhütte, in die Arme leuchtender und dunkler Wesen betten und den „Traum von Lust und Vernichtung“ träumen lassen, sind den Genien seiner Lehrjahre feindlich und sein Herz kommt nicht los von der „immerwährenden Kindheit“ und den unvergeßlichen Gestalten der ersten Gemeinschaft, darunter auch der mütterlich-bräutlichen der Jugendgeliebten, die er immer wieder verraten muß.

Diese Jugend und Wanderschaft eines, der viel geliebt wird, aber eigentlich nicht lernt, selbst zu lieben, schildert, mit November beginnend und mit November endend, Wilhelm Speyer in seiner Erzählung *Schwermut der Jahreszeiten*. Er dichtet die Jahres-

zeiten, von denen jede herrschende schon die Trauer der kommenden in sich trägt, jene „éternelles funéraires“ des französischen Poeten. In erlesene Worte und Beiworte bannt er die wunderbaren Wechselwirkungen von Welt und Herz, von Landschaft und Leidenschaft: kristallenes Leuchten der Schneefelder um zwei Umschlungene, die mit ihrer Seligkeit die starre Welthöhe durchpulsen, rasches Erleben von Tierweide und Dorfstube im vorüberrollenden Expresszug, die Perlen rosig leuchtend auf dem perlenblassen Hals der Bittersüßen in der grellen Hotelhalle am Mittelmeer, den Blick der säugenden Magd auf dem Kornbündel, das Boot, in dem drei junge selbstverschwenderische Liebende im Mond und Meerwind und Lust „ihr Wesen dahinstreuen wie Asche und Staub“, das Gelächter des Übermütigen, welches „das matt zum Ufer hinsprechende Meer ermuntert“, innige Bewegung eines Knaben, der schlaftrunken durch dunkle Luft nach der Hand des Freundes tastet und einschläft, ehe er sie erreicht, die Jünglinge auf dem Hügel in ihren Kapuzen, die aussehen wie „junge Heilige Väter“

Zwischem all dies Sichtbare, Klingende, Duftende sind die schwermütigen und munteren Erkenntnisse des Helden und seines Dichters mit einer gewissen weltmännischen Grazie der Beiläufigkeit eingestreut, und das Ganze hat den Reiz der seltenen Bücher, die eigentlich weiser sind als ihre Verfasser und mit der sinnlichen Intensität ihrer Worte weiter reichen als jeder erklärende Gedanke.

Franz Hessel.

Steinberg

* *Hüte - Kleider - Mäntel - Pelze* *
Düsseldorf *Baden-Baden*

Mechtild Lichnowsky: Geburt. Verlag Ernst Reiss, Berlin 1922.

Niveau, Prägnanz des Ausdruckes und Vermeidung der allgemeinen Fehler schreibender Frauen können bei Mechtild Lichnowsky als selbstverständlich angenommen werden.

Ihre bisherigen Werke, besonders aber das lebendige und sehr persönliche Buch über Ägypten, haben ihr ohne Kampf gegen übelwollende Kritik sogleich den Platz angewiesen, den sie verdiente.

Das neue Buch „Geburt“ hat in die harmonische Folge der Farben, die die früheren Werke aufwiesen, neue Töne eingefügt, welche die Harmonie noch nicht stören, aber doch als die ersten Zeichen einer gewaltsamen und tiefgreifenden Veränderung gedeutet werden können.

Bisher war die Autorin ihrer Umgebung wohl in bedeutendem Maße

entwachsen, setzte aber die Linie ihrer Entwicklung auf dem gewohnten Wege fort, in dem Buche „Geburt“ aber zeigte sich hinter klugen und dichterisch schönen Worten ein dunkles und zerrissenes Antlitz, — die Lüge der Harmonie beginnt zu schwinden und der leidende Mensch tritt hervor.

Der Gewinn, den Mechtild Lichnowsky aus ihrer Umgebung zog, alte Kultur, Wissen, Überlieferung einer gewählten Art zu schauen und aufzunehmen, kann ihr nicht verloren gehen, — wir aber blicken nach dem Menschen der beginnenden Verwandlung aus, der den Schranken entwachsen und in einer Welt münden wird, die Leiden und Sehnsucht aller umfaßt.

Elisabeth Janstein.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT
BERLIN N. 20
BADSTR. 59
GELDSCHRANKE
TRESDANKAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHMANK
EINMAUER
SCHANK



Häuser!
Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

ANEKDOTE

DER GAST BEI SICH

Walther Rathenau hatte das alte kleine Schlößchen der Königin Luise in Freienwalde gekauft. Er hatte es mit liebevollster, sachkundigster Hand renoviert. Es war jetzt echter wie ehemals. Es war so echt, daß man nicht wagte, die Beine in einem Fauteuil der Königin von sich zu strecken. Jede Tapete strotzte von achtzehntem Jahrhundert, jedes Deckchen auf dem Kanapee hatte sein historisches Dessin. Rathenau selbst schonte das Sommerhaus. Er benutzte meist nur ein kleines Neben-zimmer. Eines Tages war sein Freund Max Sch. in Freierwalde zu Gast. Er ging mit Rathenau durch

das museumsechte Haus. Als sie es wagten, sich zu Tisch zu setzen, fragte Sch.: „Sagen Sie, Rathenau, ist es eigentlich ein Vergnügen, bei sich selbst eingeladen zu sein?“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 40):

Tagebuch der Zeit
Stefan Großmann: Prozeß Techow
Gotteslästerung?
Max Pallenberg: An einen Schau-
spieler
Cläre Heuser: Verheiratet — oder
nicht verheiratet?
Das Gehauptmann
Lion Feuchtwanger: Bertolt Brecht
Tagebuch der Wirtschaft
Glossen

Durch ein Versehen sind in der vorigen Nummer die Bezugs-
preise des „Tage-Buches“ falsch angegeben gewesen. Es kostet:

das Einzelheft 35 Mark
das Viertelsjahrabonnement 350 Mark

Auf der Zahlkarte, die auch diesem Heft beiliegt, ist der Abonne-
mentspreis richtig genannt.

Wir rechnen auf die Treue der „Tage-Buch“-Leser. Wir er-
hoffen, daß jeder Freund des „Tage-Buch“ mindestens einen neuen
Abonnenten bringt.

Redaktion und Verwaltung des „Tage-Buches“.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.:
Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen
Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen
Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt
Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.
Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

STABOWE

STABOWE WECHSELMANN

RUSSISCHE KUNST

Konstantin Umanskiy

NENE KUNST IN RUSSLAND

Vorwort von Dr. Leopold Zahn / 54 Abbildungen
104 Seiten / In Ganzleinen

„Wer im Geiste Dostojewskis die russische Seele im Spiegel der bildenden Kunst erleben will, wird an diesem wertvollen Buche nicht vorübergehen können, das den Aufstieg der endlich autochthon gewordenen Kunst des neuen Rußland schildert.“
(Der Kunstmarkt)

DIE

ARCHIPENKO-ALBUM

Mit Einführungen von Theodor Däubler und Iwan Goll und einem Gedicht Von Blaise Cendrars / 33 Abbildungen Halbleinen

„Man ist dankbar dafür, einmal über den rätselhaften Russen näher orientiert zu werden. Immer zeigt sich der starke Sinn für Linie und Rhythmus.“
(Neue Züricher Zeitung)

„Manchem Philisterherzen täte es not, sich mit Kühnheiten vertraut zu machen, die den trüben Schlamm des ewigen Gestern einmal zum Heute schwellen.“
(Der Ruhrbote)

KUNST MARC CHAGALLS

Mit Aufsätzen von A. Efross und I. Tugendhold / Aus dem Russischen von Frida Ischak-Rubiner / 63 Abbildungen Halbleinen

„Das Muster einer guten Monographie. Wie hier aus einer menschlich durchblüteten Erzählung — mit geistigen Anekdoten ausgeziert — die Schaffenslinie des großen Meisters aufwächst: das ist ganz vortrefflich.“
(Der Kritiker, Berlin)

„Die Abbildungen sind wohlgelungen, immer bewährt sich die Gewohnheit des Verlags, die Bilder in den Text zu bring.“
(Blätter f. akad. u. geist. Leben)

DAS KUNSTBLATT

Herausgeber Paul Westheim

Jährlich 12 Hefte im Umfange von je 48 Seiten mit je 15 Lichtdrucken und zahlreichen Autotypien / Jahrgänge 1917-18 in wenigen kompletten Exemplaren der nummerierten Liebhaberausgabe (jedem Heft ist eine Originalgraphik beigegeben)

Dezemberheft (Sondernummer):

RUSSISCHE KUNST UND KLEINKUNST

„Wer es noch nicht wissen sollte: ‚Das Kunstblatt‘ ist die Standard-Monatschrift für neuzeitliche Kunst, begleitet von mustergültigen Reproduktionen.“
(Berner Theaterzeitung)

„Es ist beglückend, daß in Deutschland so etwas doch noch gegeben wird.“
(Krefelder Zeitung)

„Es war eine Tat, als Kiepenheuer 1917 gemeinsam mit Paul Westheim die neuzeitliche Kunstrevue ‚Das Kunstblatt‘ herausbrachte.“
(Baseler Nationalzeitung)

„Das Kunstblatt‘ von Paul Westheim steht in ganz Europa konkurrenzlos da.“
(L'esprit Nouveau, Paris)

Man verlange gültige Preislisten

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagegeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*
Elegante Damen-Wäsche feinsten Ausführung

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEFON: ZENTRUM 4086

Vertrauensstellung

Geb. Dame, repräsentable Erscheinung, perf. Stenotypistin (m. eig. Schreibmaschine) sucht in Berlin entsprechende Tagelohn für Stunden oder halbe Tage bei Großindustriellem, Bankdirektor usw., der zeitig regsame, vertrauenswürdige Mitarbeiterin sucht. Allererste Referenzen vorhanden. Off. unter L. L. 32 an die Expedition des „Tage-Buches“.

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITN u R & Co.
KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243
NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE - TEL. STEINPLATZ 133 08

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

Bekannt wird Ihr Name durch Karo-Reklame

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 b

Fernsprecher: Nollendorf 3396 — Fernsprecher: Lützow 4931

EMIL HEINICKE A.G.

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF

Hamburger Handels - Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Aktienkap. 150 000 000 M. Hamburg Reservekap. 60 000 000 M.

Telegr.-Adr.: Hacombank / für Sekretariat: Carlebank / Ferngespräche F 117, 118, 119
Stadtgespräche Hansa 1342, 1343, 5473, Elbe 3444, 3486, 3490 / Girokonto: Reichsbank

Ausführung sämtlicher bank-
geschäftlicher Transaktionen

An- und Verkauf und Beleihung von Wertpapieren : Kupons - Einlösung
Errichtung laufender und Scheck-Konten : Kommissionsweiser An- und
Verkauf von Waren im In- und Ausland : Akkreditive und Auszahlungen
für Warenbezüge

Der
„Kleine
Grade“



der neue
Serientyp,
der Zweizylinder

macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweitakts und der Luft-
kühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.-G., Bork

Post Bruck l. Mark.

D E R H E R B S T R O M A N

Wilhelm Speyer
Schwermut der Jahreszeiten

Auf holzfreiem Papier

Geheftet M. 200.—

Halbleinen M. 400.—

Ganzleinen M. 500.—

★

Walter Hasenclever im „8-Uhr-Abendblatt“:

Von den Prosabüchern Speyers ist dies das reinste, wahrhaftigste; es gibt Seiten darin, die an die hohe Meisterschaft von Thomas Mann heranzureichen, an die Schulung russischer und französischer Romanciers. — Der Reiz der ersten Begegnung, das Verhängnis der letzten Nacht: Diese unaussprechlichen, unnachahmlichen Schwingungen sind Melodie geworden. Ein Buch von Frauen. Ein Buch für Frauen. Ein Buch für alle Liebenden. — Ich liebe dieses Buch, weil es Stück meiner Jugend ist.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

S O E B E N E R S C H I E N

ALEXANDER BLOCK

Der Untergang der Humanität

Gesammelte Essays aus den Jahren 1906-1918
mit einem Vorwort von
ARTHUR HOLITSCHER

Jeder Leser und Freund des berühmten
Revolutionsgedichtes

DIE ZWÖLF

wird sich für diesen Essay-Band interessieren

Grundpreis brosch. 1.20 M. Pappband auf holzfreiem Papier 2.80 M.

HENRI BARBUSSE

Das Messer zwischen die Zähne

Ein Aufruf an die Intellektuellen

Der bekannte französische Autor und Dichter des
berühmten Kriegsromans

DAS FEUER

hat in diesen Blättern sein politisches und
soziales Bekenntnis abgelegt

Grundpreis brosch. 1.— M.

Pappband 2.60 M.

Die Grundpreise sind mit der jeweils gültigen Börsen-
vereinsschlüsselzahl, zurzeit 80, zu multiplizieren

DER MALIK-VERLAG

BERLIN-HALENSEE

Gute Bücher

in künstlerisch. Ausstattung auf holzfreiem Papier u. in festen Halbleinenbänden bietet der **Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestr. 34** seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberechnet und postfrei.

Soeben erschienen:

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow
Hauff: Lichtenstein
Kappstein: Religionen d. Menschheit, 2. Teil
Keller: Die Leute von Seldwyla
Sinclair Lewis: Hauptstraße

Ludwig: Zwischen Himmel und Erde
Reuter: Franzosentid, Stromtid, I. Teil
Stifter: Bunte Steine
Fichte: Die Bestimmung des Menschen.
Anweisung zum seligen Leben. Herausgeg. von Prof. Dr. Aug. Messer.

Demnächst erscheinen:

Eduard von Hartmann: Das sittliche Bewußtsein
Franz Dülberg: Vom Geist der deutschen Malerei, mit 24 Bildern
Nibelungenlied, übersetzt von Dr. Karl Wolfskehl
Andersen (H. C.): Märchen, 1. Band, ill.
Reuter: Ut mine Stromtid, 2. und 3. Teil
Dickens: Die Pickwickier, 1. Band

Schumann: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker
Keller: Gedichte
Stifter: Studien, 1. Band
Deutsche Volkslieder des Mittelalters, ausgewählt von Prof. Dr. Fritz Kern
Roda Roda: Morgensonne, Morgenland
Bilderbuch: Propp-Kopsch. „Die Heinzelmännchen“ mit 25 farbigen Bildern

Gesamtausgaben von Andersen, Dickens, Fichte, Goethe, Hauff, E. T. A. Hoffmann, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare, Stifter

Als Werbeband wird auch an Nichtmitglieder abgegeben:

Sinclair Lewis: „Die Hauptstraße“

Die Geschichte der Carola Kennivott. Aus dem Amerikanischen übersetzt. 384 S. Original-Halbleinen. Preis Mk. 250.— zuzüglich Porto und Verpackung



Russisch - Deutsches Theater „Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 1/29 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.

Wir beginnen mit dem zweiten GroB-Film
unserer Produktion 1922-23

BOHÈME

Nach dem Roman „La vie de bohème“ von Henry Murger

Der internationale Spielfilm

mit

MARIA JAKOBINI

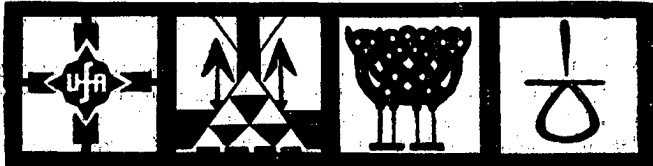
als Miml

unter der Regie von

GENNARO RIGHELLI



Nationalfilm A.-G.



Der erste französische Großfilm

ATLANTIDE

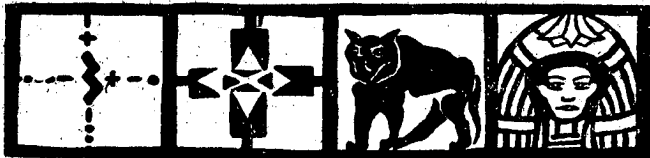
Ein phantastisches Liebesabenteuer im Herzen Afrikas
Nach dem Roman von Pierre Benoit

Regie J. Feyder

Darstellerin der Antinea:

Stasia Napierkowska

Läuft ab Freitag, den 20. Oktober, in den
UFA-Lichtspielen, Tauentzienpalast



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Oktoberwoche

Einen Brief mit der Adresse „An den Herrn Reichspräsidenten Ebert“ hat die Berliner P o s t kürzlich mit dem Vermerk zurückgehen lassen: „Ohne nähere Adressenangabe unbestellbar“. Der in Berlin tatsächlich vorhandene Herr Ebert ist für gewisse Postbeamte also nicht vorhanden. Umso bemerkenswerter, daß der in Berlin tatsächlich nicht mehr vorhandene Wilhelm II. für die gleiche Kategorie von Postbeamten gottlob noch immer vorhanden ist. Dieser Tage kam eine Karte aus Belgien an, — französisch, wenn auch falsch geschrieben. „A monsieur l'Empireur“, lautete die Anschrift; gezeichnet war sie „Un homme avec deux femmes“. Der Inhalt war wirr, kaum richtig zu entziffern, es sprach ein Geisteskranker daraus. In diesem Falle verstand der Postmann nicht nur die fremde Sprache, er ergänzte dienstefrig sogar selbst die Adresse mit dem — für das frühere Hofpostamt durchaus zutreffenden — Tintenstiftvermerk „Berlin C 2, Schloß“. Leider befindet sich in Berlin C 2, Schloß, nicht mehr das Hofpostamt, sondern das Institut für angewandte Psychologie, Direktor Professor Otto Lippmann. Das war also die geeignetste Instanz, Betrachtungen über die Geistesverfassung nicht nur des belgischen Schreibers, sondern auch des deutschen Postmenschen anzustellen.

Die feierliche Rektoratsübergabe der Berliner Universität endet herkömmlicherweise mit einem gemeinsamen Schlußgesang der Anwesenden, und es besteht der Brauch, daß der scheidende Rektor als letzte Amtshandlung das abzusingende Lied selbst bestimmt. Diesmal verabschiedete sich Herr Geheimrat Nernst, und seine Wahl fiel zeitgemäß auf „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd...“ Er begründete das auch: das Lied paßte zwar nicht zur Rektoratsübergabe, aber es möge die Studenten zu „intensiver Lebensbetätigung“ ermuntern. Das ließen sich die Ermunterten nicht zweimal sagen, und mit Lust stimmten sie die Aufforderung an, ins Feld zu ziehen, weil im Felde der Mann noch was wert ist. Die Kürassiere, Dragoner und Kroaten in Wallensteins Lager können's nicht begeisterter gesungen haben. Daß diese Herrschaften vagabondierende Landsknechte, vaterlandslose Abenteurer, mit einem Wort: Gesindel waren, und daß aus Schiller's Versen ihre, nicht Schillers Auffassung von intensiver Lebensbetätigung spricht, daran dachten natürlich weder Studenten noch Rektor.

Es ist festzustellen, daß der General Ludendorff plötzlich erstens Erfüllungspolitiker, zweitens Verzichtspolitiker und drittens Illusionspolitiker geworden ist. Das offenbarte er, wie im „Matin“ vom 12. Oktober nachzulesen ist, dem Deputierten für Basses-Alpes, M. Paul Reynaud. Dieser Herr frug ihn, ob er, da das deutsche Einkommen für die Reparationszahlungen nicht ausreiche, mit einer Kapitalabgabe, mit einem „prélèvement sur le capital des particuliers allemands au profit des réparations“ einverstanden sei. „Le général s'en déclara partisan, tout en faisant prévoir des résistances dans le monde des industrielles allemands.“ (Interessanter Gegensatz übrigens zwischen Ludendorff und der Industrie!) Herr Reynaud meinte weiterhin, die öffentliche Meinung Frankreichs könne aber auch nicht beruhigt sein, solange Deutschland die Frage Elsaß-Lothringen noch nicht als endgültig geregelt anerkenne. Darauf antwortete Ludendorff mit einem Verzicht: „La question d'Alsace-Lorraine ne sera plus posée par le peuple allemand, si des rapports normaux s'établissent entre les deux peuples.“ Der Deputierte schnitt schließlich noch das Thema: deutsch-französische Zusammenarbeit an, und auch hier pflichtete ihm Ludendorff ausdrücklich bei; er beendete das Gespräch sogar mit einem wahrhaft völkerbündlichen Appell: „Il faut créer les Etats-Unis de l'Europe!“ Dies alles ist hochinteressant und berechtigt Ludendorff sicher zum Vorsitz in jedem Pazifistenverein. Es erhebt sich aber eine Frage: Ludendorff wohnt in München; das Münchener „Volksgericht“ ist soeben im Begriff, drei Journalisten wegen Landesverrat mit Zuchthaus zu bestrafen, weil sie Äußerungen mit keineswegs verräterischerer Tendenz an ausländische Blätter weitergaben; wird auch gegen den General jetzt Anklage erhoben, werden auch für ihn fünfzehn Jahre Zuchthaus beantragt werden?

In diesem Münchener Hochverratsprozeß wird das Urteil am Erscheinungstage unseres Heftes gefällt werden. Schon vorher aber sind einige Worte zum ganzen Um und An der Veranstaltung am Platze. Denn es handelt sich um die abscheulichste Mache, die im Bereiche deutscher Rechtspflege seit Menschengedenken aufgeführt worden ist. Die Abscheulichkeit beginnt damit, daß das Münchener „Volksgericht“ sich überhaupt anmaßte, einen Hochverratsprozeß zu führen, da Hochverratsprozesse von Gesetzes wegen doch ausschließlich unter die Jurisdiktion des Reichsgerichts fallen. Sie findet ihre Fortsetzung darin, daß die von Fechenbach, Lembke und Gargas ins Ausland weitergeleiteten Nachrichten gar nicht geheim, sondern in Deutschland schon veröffentlicht waren, was eine Anklage nach klarem Gesetzeswortlaut verbot. Sie erhellt aus der strafprozessualen Ungeheuerlichkeit, daß der Staatsanwalt sich während des ganzen Prozesses ausdrücklich weigerte, anzugeben, welche der vielen vorgelegten Berichte seiner

Ansicht nach eigentlich geheimzuhalten waren und sich lediglich auf allgemeine Tiraden beschränkte. Dazu kam eine Prozeßführung, die Objektivität nicht einmal mehr vorzutäuschen suchte, in der der Vorsitzende den Ankläger übertrumpfte, wie ein rabiater Versammlungsredner mit den Verteidigern herumschrie und im übrigen ein geistiges Niveau erwies, das in mittelafrikanischen Palavern, bei Kaffern und Hottentotten, nicht als übernormal aufgefallen wäre. Wer diese Verhandlung mit der Verhandlung von Leipzig vergleicht, der weiß, wo das „Parteigericht“ sitzt, als welches die Dreckschleuder „Münchener Neueste Nachrichten“ den Staatsgerichtshof schon im voraus darzustellen liebte. Wenn das Urteil dieses rechtswidrigsten aller Ausnahmegerichte vorliegt — je 15 Jahre Zuchthaus sind beantragt! — wird man Gelegenheit haben, es mit dem Urteil wider die nationalen Schießjünglinge zu vergleichen!

Zuweilen ist es notwendig, darüber nachzudenken, mit welchem Rechte sich die Parlamente eigentlich als Repräsentanten des Volkswillens fühlen dürfen. Wo es sich nicht um Fragen handelt, die ganz klar und spezialisiert in den Wahlprogrammen behandelt wurden, ist die Legitimation dazu mindestens doch fraglich, zuweilen geschehen sogar Dinge, die das Gegenteil beweisen. In der Schweiz hatten Nationalrat und Ständerat, also die erwählten Legislativkörperschaften, mit erheblicher Mehrheit kürzlich das sogenannte „Umsturzgesetz“ angenommen, eine Art Sozialistengesetz, aus der Bolschewistenfurcht geboren. Sein Inhalt war ein Verbot des politischen Generalstreiks, Gefängnisdrohung wider die Leiter und Teilnehmer solcher Streiks, Strafbarkeit auch der unausgeführten Absicht, ferner ein Kautschukparagraph wider jeden, „der im In- oder Auslande eine Handlung vornimmt, die, wie er weiß oder annehmen muß, in rechtswidriger Weise die Störung der verfassungsmäßigen Ordnung oder inneren Sicherheit der Eidgenossenschaft oder der Kantone vorbereitet.“ Das Gesetz hatte, wie gesagt, die parlamentarische Mehrheit gefunden. Die Minderheit drang aber auf ein Referendum; und siehe da: wider alles Erwarten ergab sich, daß eine Volksmehrheit von rund 25 % das Gesetz ablehnte. Schlagender ist selten nachgewiesen worden, daß ein Parlament (sogar ein nach dem Proporzsystem gewähltes) durchaus nicht immer den Bevölkerungswillen zu repräsentieren braucht, daß Abgeordnetenwahlen noch kein Ersatz für Referenden und Volksabstimmungen sind. Dieser Nachweis ist auch für Deutschland nicht unwichtig in einem Augenblick, da wiederum erörtert wird, ob die Verfassungsbestimmung über direkte Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk nicht abgeändert und Wahl durch den Reichstag stipuliert werden solle.

Wiederum ist Benesch Minister geworden. Was ist es mit dem Mann, der fast als einziger europäischer Diplomat jeden Kabinettswechsel von vier Jahren überlebt hat? Eine Antwort aus dem Lande selbst mag vielen erwünscht kommen. Daß sie, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet, in mancher Hinsicht nicht erschöpfend scheint und nicht befriedigt, kann keine Hinderung sein, ihr Raum zu gewähren.

I.

Beneš's politische und diplomatische Schule war Paris, im Kreise französischer Staatsmänner, in französischer Atmosphäre verlebte er die bedeutendsten Jahre seiner diplomatischen Karriere. Obwohl dies nicht ohne Einfluß auf seine Sympathien blieb, wäre es doch falsch, wollte man seine Politik aus dieser Tatsache allein erklären. Politik ist und bleibt Sache der Persönlichkeit; daher trägt auch Beneš's Politik, im Guten wie im Schlechten, seine charakteristischen Züge. Deren wichtigste scheinen mir ein Denken in scharfkantigen Realitäten und eine ausgeprägte Benützung psychologischer, man möchte fast sagen: psychoanalytischer Methoden.

Als oberste Realität gelten ihm die Friedensverträge. Aus ihnen entstand die Tschechoslowakei. Daher kehrt er stets wieder zu ihnen zurück. Darin findet er an Frankreich einen ständigen Verbündeten; denn auch Frankreich baut seine Zukunft auf den Friedensverträgen auf; so sehen wir, daß Beneš's Freundschaft für Frankreich eine sekundäre Erscheinung ist. Das primäre Gefühl ist seine Überzeugung, daß nur die Friedensverträge die Tschechoslowakei sichern, daß sie ihre Rolle noch nicht zu Ende gespielt haben. Deshalb ist jeder, dessen egoistische Interessen durch die Integrität der Friedensverträge gesichert erscheinen, sein Freund, also in erster Reihe Frankreich. Wäre England dieser natürliche Bundesbruder, Dr. Beneš hätte, seine Sympathie zu Frankreich überbrückend, die Politik der Kleinen Entente in englischer Richtung geführt.

Zu den psychologischen Elementen seines Wesens gehört ein außerordentlich entwickelter Sinn für die Zukunft. Die während der nächsten zehn Jahre führenden Männer Frankreichs möchte er am liebsten heute schon kennen. Da dies unmöglich ist, enthüllt er sie mit seiner psychoanalytischen Methode. Allerdings birgt dies Kampfmittel des modernen Staatsmannes eine Gefahr in sich: Wunschgedanken! Sind die Nerven des Psychoanalytikers nicht absolut sicher, dann kann es geschehen, daß die Analyse falsch ausfällt: er überträgt seine eigenen, bewußten Wünsche in das Unterbewußtsein des Analysierten und ruft sie, ohne sich bewußt zu werden, daß sie in ihm selbst ihren Ursprung nahmen, hervor. Ist Dr. Beneš Affekten, Liebe und Haß, aber wirklich so unzugänglich, wie es scheint, so dürfte er diese Klippe mit Leichtigkeit umschiffen. Wenn ich nach seinen Taten urteilen soll, gewinne ich die Überzeugung, daß nach seiner Analyse die Politik Frankreichs in Zukunft

in gemäßigter Richtung steuert, weg von dem radikalen Nationalismus. In dieser gemäßigten Richtung sieht Beneš seinen Bundesbruder. Warum sollte er, der ein Feind aller Affektpolitik ist, diese an den Franzosen lieben? Das wäre ein logischer Purzelbaum, den ich dem Ingenieur-Staatsmann nicht zutrauen möchte. Daher scheint dies die einzige Erklärung: er wartet auf eine Zukunft, die die abstoßende Gegenwart ablösen wird. Wir werden von einem dauernden Erfolg Beneš's internationaler Politik erst sprechen können, wenn die Entwicklung Frankreichs jenen Weg gehen wird, den Beneš voraussagt. Und wenn er heute die radikale Politik Frankreichs unterstützt, so müssen wir wohl annehmen, daß er in ihr eine naturnotwendige Phase in Frankreichs Entwicklung sieht.

II.

In einer Frage allerdings nähert sich Beneš mehr der englischen als der französischen Politik. Nämlich in der Gestaltung der Beziehungen zu Rußland. Er betrachtet das heutige russische Regime als bestehendes Faktum, das russische Problem gilt ihm vor allem als wirtschaftliches. Ihm ist es im Grunde gleichgültig, ob den Franzosen ihre russischen Vorkriegsforderungen bezahlt werden oder nicht. In der vorwiegend formellen Frage, ob der Unternehmer in Rußland Eigentümer nach römischem Recht oder langjähriger Pächter eines Bodens oder seiner Fabrik sein soll, wird Beneš, der Feind von Allgemeinprogrammen, keine Schwierigkeiten machen. Er will die russische Frage stückweise lösen, er glaubt nicht an ein tabula rasa in dieser Sache; seine Politik ist eine Politik der „Segmente“; teilweise Erfolge bedeuten ihm Teile des Erfolges. So hatten Frankreich und Belgien in Genua, auch in der russischen Frage, an Beneš zwar einen treuen Verbündeten, dies hinderte ihn aber nicht, sobald die Notwendigkeit sich ergab, einen Geschäftsvertrag mit der Sowjetregierung abzuschließen. Es heißt von Beneš, daß er Konstellationspolitik treibe; in der russischen Sache tat er es sicher nicht. Jeder, selbst der unwichtigste Wirtschaftsvertrag mit der Sowjetregierung stört im Grunde die franko-belgische Politik; dennoch kam es zu einem tschecho-russischen Abkommen.

III.

Wilson glaubte, daß die in seinen Punkten enthaltenen Thesen den Krieg beenden und für den Staatenverkehr maßgeblich werden würden. Beneš glaubt, obwohl er alle Prinzipien Wilsons anerkennt, an keine allgemeinen Thesen. Er kann in Verhandlungen über politische Verträge Punkt für Punkt der Prinzipien Wilsons benutzen; niemals aber wird er sie als unumstößlich oder als an sich weltverbessernd proklamieren. Er, der geborene Antiapostel, glaubt nicht an die Verbesserung der Welt durch das Wort; deshalb scheint es mir auch ganz unmöglich, sich Beneš an der Spitze irgend einer, wie immer gearteten, „Bewegung“ zu denken. Seine

Eigenschaften, vor allem das Fehlen jeglichen Fanatismus', sind unvereinbar mit dieser Vorstellung. Er will nur durch die Tat selbst wirken, nicht durch Mitteilung derselben und nicht durch die Suggestion, die in des Apostels Worten liegt. (Überdies ist er oratorisch nicht begabt.)

In Genua bedeutete die Frage des Friedensgarantievertrages — Nonaggressionpakt — für Lloyd George die Krönung des Werkes. Es besteht kein Zweifel an der Aufrichtigkeit der englischen Friedenspolitik in Europa. Die Kriegspolitik, heute unvorteilhaft, wurde ad acta gelegt. Sowohl in Deutschland als auch in Rußland kann England durch Friedenspolitik nur gewinnen. Daher kam Lloyd George mit dem Nonaggressionpakt zur Genueser Konferenz und vertrat damit den Standpunkt aller, die ein Interesse an der ungestörten Entwicklung Europas nehmen. Die Divergenz zeigt sich aber in der Frage nach der Durchführbarkeit solchen Paktes. In ihrem Lichte wird die Kriegsfrage aus einer Frage der Ethik und Moral zu einer Frage geschichtlicher Logik. Beneš's erste Frage lautet also: Wer wird als Erster durch die Umstände gezwungen werden, den Friedenspakt zu brechen? Findet er einige ihm „Verdächtige“ und unter diesen eventuell jetzige Fürsprecher des Vertrages, so ist sein Glaube an die Durchführbarkeit dahin; er negiert, obwohl nicht gegen den Pakt selbst, dessen Realisierungsfähigkeit, tritt also dennoch in die Opposition. Statt um den Pakt, bemüht er sich um die Anerkennung bereits bestehender internationaler Bündnisse, in erster Reihe der kleinen Entente. Nur in der (großen und kleinen) Allianz sieht er eine Exekutivmöglichkeit gegen den zukünftigen Friedensstörer und diese, allerdings nur engbegrenzte, Realisierung des Friedensgedankens dünkt ihn akzeptabler als die anscheinend radikalere Art, deren Funktionieren nicht sicher zu sein scheint. Es ist nicht bekannt, in welcher Art sich Lloyd George die Lösung der überstaatlichen Exekutive dachte; wie er z. B. die bei jeder, selbst der pazifistischsten Intervention immer wieder in den Vordergrund tretenden Annektionswünsche ausschalten wollte. Staatsmänner von Beneš's Art werden an die Erfolge allgemeiner Friedensverträge aber niemals glauben, so lange diese Details in Unklarheit bleiben. Staatsmänner dieser Art glauben, daß Vereinbarungen und Verträge nur dann feststehend und einhaltbar sind, wenn sie, offensiv oder defensiv, konkrete Ziele verfolgen. Darum müssen Konfliktursachen vorerst individuell und lokal beseitigt werden, — der allgemeine Friedenspakt ist erst die Krone einer Entwicklung, deren erster Schritt die Beseitigung lokaler Konflikte ist. Den Frieden in einem Allgemeinvertrag heute schon allen geben wollen, das heißt, nach Beneš's Meinung, ihm keinem wirklich geben.

Schade, daß es nicht möglich oder üblich ist, Prozesse nicht bloß stenographisch, sondern auch phonetisch aufzunehmen. Nach allen Berichten, die Ohrenzeugen aus München brachten, ist die Führung der Verhandlung gegen Fechenbach und Genossen ein Meisterstück der Justiztheatralik gewesen. Der Vorsitzende, unzweifelhaft ein schauspielerisches Naturtalent, wußte die verschiedensten dramatischen Regungen zu markieren: Entrüstung, Erstaunen, Biedermannsbefriedigung, Unnahbarkeit, richterliches Hoheitsgefühl, Indignation, Verachtung. Vor solcher Justiztheatralik wußten sich die Richter im Leipziger Staatsgerichtshof freizuhalten. Haßloser kann ein Prozeß, gar ein politischer, nicht geführt werden. Es war unzweifelhaft das Bestreben des Vorsitzenden Hagens, den Prozeß gegen die Rathenau-Mörder nach Kräften zu entpolitisieren. Damit hat der Staatsgerichtshof wahrscheinlich besänftigend und entgiftend gewirkt und man kann mit dem Herrn Senatspräsidenten hoffen, daß die Milde, die sich im Urteil wie vorher im Verhör offenbart hat, den letzten Rest von Attentatsirrsinn aus Deutschland vertreibe. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß es dieser gütigen, von Skepsis und Psychologie gleich freien Untersuchungsmethode nicht beschieden sein konnte, mit starkem Griff die Schleier von der Geheimorganisation — Organisation oder Schutz- und Trutzbund — wegzureißen. Nicht ein einziges Mal ist Herr Kapitänleutnant Tillessen gefragt worden, woher er denn das Geld zur Anwerbung von Spitzeln habe. Der Name nicht eines einzigen Mordmäzens durfte in offener Sitzung genannt werden. Als die Diskussion einmal in die Nähe dieses interessanten Themas geriet, schnitt der Vorsitzende die Erörterung sofort ab, weil die Untersuchung — nach drei Monaten! — noch nicht abgeschlossen und weil vielleicht ein falscher Name genannt werden könnte. Dieser Mangel an Neugier lähmte auch die Beisitzer. Die Schweigsamkeit der Beisitzer, ihre dauernde Passivität, ihr absoluter Mangel an Schlagfertigkeit muß alle konservativen Gemüter beruhigt haben. Was haben Deutschnationale und Bayern über die politischen Beisitzer des Staatsgerichtshofes gezetert, und, siehe da, Herr Jäckel, der unabhängige Sozialist, hat sein Amt ebenso stumm und einfallslos verwaltet wie Herr Dr. v. Calker. Der Gewerkschafter Brandes ist kaum in Versuchung gekommen, den Mund aufzutun und wenn der Genosse Hillebrandt etwas fragen wollte, so hat es sein Nachbar am Richtertisch, Herr Fechenbach schnell vorgetragen. Fechenbach war überhaupt der Lebendigste von allen. Dem Süddeutschen lag demokratische Lebendigkeit in Fleisch und Blut, die sozialistischen Beisitzer, theoretisch zur unerbittlichen Enthüllung entschlossen, haben praktisch vollkommen versagt, sei es, daß es ihnen an Geistesgegenwart und Scharfsinn mangelte, sei es, daß sie durch die neue richterliche Würde und Lokalität um ihren kleinen Besitz an Initiative gebracht wurden.

So ging die Führung der Verhandlung eigentlich auf die deutsch-nationalen Verteidiger über, die einen einfachen Verantwortungsplan abgesteckt hatten. Darin war erstens festgelegt, daß alle deutsch-nationalen Organisationen geschützt werden müssen. Zweitens aber waren sie bemüht, die Verabredung unter den Angeklagten so weit als möglich abzuleugnen. Diesem System fügten sich die Knaben, aber auch Herr Günther, der sich aus dem Schutzgebiet der arischen Verteidiger entfernt hatte. Der Vorsitzende aber begnügte sich, zu alledem ja und amen zu sagen. Er klebte an den Akten der Voruntersuchung und hat fast keine Frage getan, die über die dort schon festgelegten Ergebnisse hinausführte. Deshalb hat es kaum in einem Prozeß so viele ungesunde Suggestionsfragen gegeben wie in diesem. Einer der scharfhörigsten jungen Journalisten, der dem Techow-Prozeß beigewohnt hat, der junge Schriftsteller Josef Roth, stellt mir eine kleine Sammlung solcher Suggestivverhörsfragen aus seinen stenographischen Aufzeichnungen zur Verfügung:

Techow: „Ich stand unter seinem (Kerns) Einfluß.“

Vorsitzender: Es war also ein psychischer Druck?

Techow: Jawohl!

v. Salomon: Kern hat sich nie ausgesprochen. Ich habe alles nur erraten.

Vorsitzender: Glaubten Sie, daß es sich um einen Mord handelte?

v. Salomon: Nein! — Kern hatte mehrere Pläne!

Oberreichsanwalt: Wollen Sie wirklich behaupten, daß Sie sich ganz zufällig mit Kern getroffen haben?

v. Salomon: Jawohl!

Vorsitzender: Sie sind völkisch, aber nicht so fanatisch?

Tillessen: Ja — nicht so fanatisch.

Vorsitzender: Sie hatten keine Ahnung, daß es sich um ein Verbrechen handelte?

Schütt: Nein!

Vorsitzender: Sie waren der Ansicht, daß es sich um eine geheime Angelegenheit handelte, aber nicht um ein Verbrechen?

Schütt: Ja.

Vorsitzender: War sein Verhalten so, daß man Furcht vor ihm (Kern) haben konnte?

Schütt: Ja!

Vorsitzender: Haben Sie ihm (Techow) Vorwürfe gemacht?

Schütt: Ja!

Der Psychologe wurde ungeduldig, wenn er diese Erkundungsmethoden schweigend beobachten sollte. Ein solches Verfahren mußte ergebnisärmer enden als die Voruntersuchung. Ich gehöre nicht zu den Mißtrauischen, die hinter der unkritischen Güte des Vorsitzenden verborgene politische Absichten wittern. Es ist ja auch das Versagen der Beisitzer nicht auf grundsätzliche Einstellungen zurückzuführen, sondern auf Mängel der Begabung. Wahrscheinlich ist unser Vorrat an republikanischen Richtern kein großer, und so soll man dem geschenkten, abgearbeiteten, blutarmen Gaul nicht ins Maul schauen.

Als Abschluß unserer Gutachten-Reihe bringen wir noch diese Äußerung. Auch ihren schneidenden Ernst werden Staatsanwälte namens Leisse nicht kapiieren

Der Paragraph.

Obschon der Paragraph wegen Gotteslästerung exempelhalber in Frankreich abgeschafft ist (jedoch in der kgl. deutschen Republik fortbesteht), hat sich unser alter Verbündeter von Roßbach hierfür im Weltkrieg nicht erkenntlich gezeigt. Er verfuhr sogar im umgekehrten Sinn. Sonach ist das Wesen des HERRN bisher nicht genügend festgestellt. Es handelt sich um eine Beleidigung wider Unbekannt.

KURT PINTHUS**GOTTESLÄSTERUNG**

Von den Bauklötzen, die der Laie allmählich über die Gerichtsverfahren der deutschen Republik staunt, könnte man für ihre sämtlichen Wohnungslosen die komfortabelsten Häuser bauen.

Es soll hier nicht die Rede sein von den 354 durch rechtsstehende Leute an Andersgesinnten vollführten Ermordungen, welche die Republik weder zu hindern, noch zu sühnen vermochte. Sondern es soll von einer Gerichtsverhandlung gesprochen werden, die als ungeheuerlicher Anachronismus weniger Erbitterung als wurmende Beschämung weckte.

Seit Jahren vergessen, schläft im Strafgesetzbuch der § 166, der beginnt: „Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Äußerungen Gott lästert, ein Ärgernis gibt . . .“ Diesen unmöglichen Paragraphen anwenden zu müssen, war stets den Richtern peinlich; und der Strafrechtsmatador Liszt beginnt seine Erörterung über ihn mit dem hinrichtenden Satz: „Wenige Vergehen bieten der richtigen grundsätzlichen Auffassung . . . größere Schwierigkeiten als die Religionsvergehen; wenige Vergehen haben im Laufe der Jahrhunderte öfter und rascher ihre Eigenart verändert, Umfang und Inhalt gewechselt.“

Aber es soll beileibe keine juristische Abhandlung folgen, sondern die Feststellung, daß und wie auf Grund dieses seit vielen Jahren nicht angewandten Paragraphen im vierten Jahr der Republik zu Moabit (Berlin) der Schriftsteller Carl Einstein zu 6 Wochen, sein Verleger Ernst Rowohlt zu 3 Wochen Gefängnis, umgewandelt zu 10 000 und 5000 M. Geldstrafe, verurteilt wurden. Diese Gotteslästerung ward gefunden in Einsteins Szenenfolge „Die schlimme Botschaft“, in welcher Christus als eine Art milder kommunistischer Idealist, mißbraucht und geschändet, in die verkommene Menschheit unserer schwärzesten Tage gestellt wird.

Sagte ich: Gotteslästerung wurde gefunden? Ich muß sagen: wurde gesucht! Gesucht von wem? Von Schnüfflern, die das Buch gar nicht gelesen hatten. Wo alsdann fanden sie denn das, was sie

suchten? Sie fanden es in den hämisch-denunziatorisch verbreiteten Auszügen deutschvölkisch-antisemitischer Hetzblätter, die das, was niederträchtige und deutlich als entartet gekennzeichnete Charaktere des Stückes bewirken und sprechen, als vom Schriftsteller bewußt-schmähend geäußert hinstellten.

Verstände Pallenberg zu schwäbeln, man hätte glauben können, er sei es, der verkleidet als Hauptbelastungszeuge vor Gericht erschien. Dieses in seinem religiösen Gefühl schwer-verletzte Kuriosum weigerte sich zunächst, die religiöse Eidesformel zu sprechen und teilte sodann mit, er habe es sich 400 M. kosten lassen, auf Grund des völkischen Excerpts durch ein Kreuzzeitungsinserrat andere Schwer-Verletzte zu suchen.

Als solcher erschien denn auch eine weitere Figur, die nach einer Teutobold-Zeichnung Gulbrånssons modelliert schien. Methorn und Helmzier hatte sie allerdings zuhaus gelassen, wohl aber den riesigen Vollbart umgehängt. Diese Figur war jedoch nicht aus einem Witzblatt, sondern aus Nordhausen (ein Schnapsname: alter scharfer Nordhäuser) und stellte sich als Superintendent vor, — welches Fremdwort manchmal einen Geisteszustand andeutet. Er hatte das Buch Einsteins, selbst nach Erhebung der Anklage, bis zur Stunde der Verhandlung nicht gelesen. Gefragt, warum und worin er denn Anstoß genommen, zitierte der vom Vorsitzenden als bekannter Antisemitenführer Empfangene aus dem völkischen Excerpt eine Stelle. Verteidiger Wolfgang Heine: „Wissen Sie denn, wer das im Buche sagt?“ Superantisemitident: (Schweigt.) Verteidiger: „Ein Jude sagte es!“ Superantisemitident: (Schweigt.)

Dies die beiden Belastungszeugen. Sie belasteten die Angeklagten zwar nicht, zeugten aber für ein geistiges Niveau, das sie besser in der tiefsten Tiefe ihrer Provinzwälder hätten verbergen sollen. Es ist nicht schön von den Staatsanwälten, daß sie die empörte Volksseele in derartigen Muckerprozessen immer gerade in den mäßigsten Exemplaren der Öffentlichkeit preisgeben.

Es zog nun eine weitere Schar von Zeugen auf: Künstler aller Art, Gelehrte, Verleger, die einstimmig versicherten, Einsteins Büchlein sei aus tiefstem ethischen Empfinden heraus geschrieben, es sei nicht nur nicht gotteslästerlich, sondern es stelle gegen die Erniedrigung der Menschheit die Hoheit der göttlichen Idee. Es schien also nunmehr so, daß die guten Menschen die Wirkung des Buches als gut, die anderen als schlecht empfanden.

Fernerhin schien erwiesen, daß die wirklich Schuldigen jene völkischen Hetzer waren, die übrigens in ihren Schriften längst Christus ungestraft beschimpft und abgesetzt haben. Wie gewisse schnüffelnde — nur in gebratenem Zustand erfreuliche — Säugtiere alles, was sie erwühlen, in Mist verwandeln, — so haben diese im fruchtbaren Erdreich des Geistes schnüffelnden Hetzer die Worte von Einsteins Dramenfiguren mittels Isolierung im Schmutz ihrer Blätter derartig entstellt und erniedrigt, daß diese Äußerungen in

rückwärtsgerichteten, also verdrehten Köpfen allerdings lästerlich und hetzerisch wirken konnten. Ebenso schändlich und schändend hätten sie allerdings aus den frommen Spielen des Mittelalters bis zu dem eben erscheinenden Roman Upton Sinclairs, ganz zu schweigen von Dostojewsky's „Großinquisitor“, Sätze herauspolken können, die aus der kontrastsuchenden Situation des Kunstwerkes natürlich und notwendig, in der tendenziösen Vereinzelnung aber gotteslästerlich klingen. Und warum haben die Schnüffler nicht den Mut, das Verbot der weiteren Verbreitung von Nietzsches Werken, den sie bei seinen Lebzeiten allerdings zu lesen versäumten, neuerdings aber als blonden Macht-Bestienenerwecker feiern, — dies Verbot also noch jetzt zu beantragen, wenn sie dort z. B. vom Christentum als „der unsterblichen Schande der Menschheit“ lesen?

Was sodann die von der Anklage geladenen theologischen Gutachter äußerten, hätte in ihren Synoden Wohlgefallen erweckt. An dieser Stelle aber wirkte ihr Gerede wie ein Ketzergericht des Mittelalters (ach, immer haben gerade die Ketzer, deren größter einer Christus war, das religiöse Gefühl befreit und erweitert). So debattierte man lange und ernsthaft darüber, ob Christus, wenn er heute wiederkäme, in dieser Gestalt erscheinen, und ob er das und das, was ihn Einstein tun und sagen läßt, wirklich tun und sagen könnte und würde. Der löblich-passiv sich haltende Gerichtshof, geführt von einem liebenswürdig-verständigen Vorsitzenden, blinzelte wiederholt ironisch. Er fühlte sich wohl nicht recht befugt, ausgerechnet den lieben Gott zu schützen, und an seiner Stelle dies Menschlein zu richten, das nichts getan hatte, als die spielerischen Kreaturen seiner Phantasie Dinge äußern zu lassen, die nach der Meinung einiger Gottverlassenen nicht gottgefällig waren. Entweder, so dachten wahrscheinlich bei sich die Richter, ist Gott als Person im juristischen Sinne nicht existent, wie kann er dann überhaupt gelästert und der Lästere von uns gestraft werden? Oder er ist der persönliche, lebendige, allwissende, allmächtige Gott, — dann weiß er, warum sein Geschöpf Einstein dies schrieb, und hat Macht genug, wenn er will, den Sünder zu strafen. Warum sollen wir Gott ins Handwerk pfuschen?

So aber dachten keineswegs die Gutachter, die mit einem finsternen Fanatismus, der weniger dem Herzen als der Starrheit des Dogmas entsprang, mit Gründen einer unfaßbaren Logik und mit einer seltsamen Art von christlicher Nächstenliebe versuchten, Einstein ins Kittchen zu bringen. Als sie sprachen, war es, als legte sich das Dunkel längst erlittener Jahrhunderte über den Saal. Doch dies Gewölk vermochte nicht, die Verdienste des Angeklagten zu verdunkeln, der sich ehrlich bemüht hat, durch Forschungen dunkle Kulturen (Negerplastik) und in kühnen Schriften düstere Gegenwart und Zukunft zu erhellen.

Aber ich schreibe hier nicht für Einstein, der mutig in sachlicher und ironischer Disputation den Dunkelmännern heimleuchtete, son-

dern gegen die Möglichkeit oder auch die Unmöglichkeit (beides ist hier dasselbe) solchen Prozesses. Deshalb soll nicht wiederholt werden, wie alsbald einige andere theologische Sachverständige gründlichst nachwiesen: daß Einstein keinesfalls Gott gelästert habe. Sonderbare Heilige sind das, mußte man denken, wenn von den obersten Vertretern ein und derselben Religion die eine Hälfte ein Buch voll von Gotteslästerung, die andere Hälfte dasselbe Buch ganz frei von ihr findet. Wie sollen da die Schäfchen der Herde innere Gewißheit erlangen? Wie sollen da irdische Richter über Gotteslästerung entscheiden?

Jenen Pfarrer der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche zu charakterisieren, muß ich mir versagen, um nicht selbst verknackt zu werden, — jenen Pfarrer, der als Sachverständiger ausbrach: „Expressionismus ist der Standpunkt, alles Bestehende mit Hohn zu übergießen und verächtlich zu machen.“ Damit sei hinreichend wenigstens das geistige Niveau des Sachverständigen gekennzeichnet.

Immerhin kann man bei den Sachverständigen noch von Niveau sprechen, während in der Rede des Staatsanwaltes nichts davon zu bemerken war. Dieser Staatsanwalt, der von Helfferich die Physiognomie, nicht aber Redegabe und Verstand entliehen hatte, baute seine Anklage auf dem anschaulichen Satz auf, daß Einstein die „Religion als Pfeiler der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung habe untergraben und zerstören wollen.“ Der Staatsanwalt dachte nicht (wie sollte er auch!) daran, wie vortrefflich im Dreißigjährigen Krieg die Religionen die gesellschaftliche und staatliche Ordnung gestützt hatten, er erwähnte nichts von den mordhetzenden Predigten der Geistlichen im Weltkrieg und zitierte nicht jene gotteslästerliche Umdichtung des Vaterunser durch einen Superintendenten (welches Wort, wie sich abermals zeigt, manchmal einen Geisteszustand bedeutet), in der es heißt: „Herr vergib uns jeden Hieb und jeden Schuß, den wir an unseren Feinden vorbeigehen lassen!“ Was der öffentliche Ankläger im Leutnantston herunterschnarrte, hätte jeder römische oder jüdische Staatsanwalt, allerdings kultivierter, seinerzeit gegen Christus vorbringen können, besonders diese edlen, echt republikanischen Worte: „Der Angeklagte, ein geborener Jude, Dissident geworden, nach eigenem Geständnis Kommunist, will der Strafkammer weismachen, daß er religiös wirken will?“

Als dies Unmenschliche gesprochen wurde, war es plötzlich, als umringe und verschlinge der § 166 wie schauerliches Gewürm das Ketzergericht . . . alles versank . . . und als Satyrspiel zur politischen Meucheltragödie unserer Tage wuchs eine Vision auf: riesengroß ragte die gespenstische Mumie der Reaktion und proklamierte grinsend, auf dem Monument ihrer politischen Mordtaten, nunmehr auch den Mord an der Freiheit des Gefühls und des Geistes.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Oktoberwoche

Daß die Konjunktur in starkem Abflauen begriffen ist, erfährt man wieder einmal aus dem Geschäftsbericht der Phönix. Darin ist betont: die Preisgestaltung, die immer schneller fortschreitende Angleichung der deutschen Inlandspreise an den Weltmarkt, bereite dem Absatz wachsende Schwierigkeiten, seit Monaten gingen immer mehr Auslandsaufträge an die ausländische Industrie verloren. Auch die Bilanz des Unternehmens, obwohl schon mit dem 30. Juni endend, weist den Rückgang bereits ziemlich unzweideutig aus; zwar ist die Dividende von 25 auf 50 % erhöht worden, das konnte aber nur dadurch erreicht werden, daß man die Abschreibungen (nicht nur in Goldmaßstäben gemessen, sondern sogar ziffernmäßig) einschränkte und eine ganze Reihe von Rückstellungen überhaupt unterließ; so vor allem die Rückstellung auf „Werkerhaltungskonto“, die im Vorjahr 48 Millionen betrug. Allerdings ist sicher, daß unausgewiesene Vor-Abschreibungen den Abschluß ungünstiger erscheinen lassen, als er eigentlich ist. Das Gleiche war aber auch schon 1921 anzunehmen, so daß die Verschlechterung doch evident wird.

Der Senator Herriot ist, erfüllt von Projekten französisch-russischer Zusammenarbeit, aus Moskau zurückgekehrt und hat auf der Durchreise, in Berlin und Prag, aus seinen Gedanken keine Mördergrube gemacht. Das war auch nicht nötig; in Prag sucht er Partner; in Berlin aber scheint er keine Konkurrenten mehr fürchten zu müssen: die deutschen Wirtschaftsführer haben sich durch jahrelange Indifferenz und Tolpatschigkeit aus dem Zukunftstrayon Rußland offenbar endgültig herausmanövriert. Da ist Herriot schon zu glauben, wenn er erzählt, die Moskauer Herren seien sehr aufgebracht über Deutschland; und es mag in manchen Ohren nicht angenehm klingen, was er als russische Äußerungen über der deutschen Industriekapitäne Mischung von Unentschlossenheit, Mißtrauen und Anmaßung berichtete. Dennoch: so bittere Kritik berechtigt dazu, die russischen Herren darauf aufmerksam zu machen, daß auch mit ihnen nicht eben angenehm zu verhandeln ist! Man hat die Erfahrung gemacht, daß wichtigste Angelegenheiten unendlich in die Länge gezogen werden; namentlich aber, daß immer, wenn eine Sache reif zum Abschluß geworden ist, der bis dahin bevollmächtigte Unterhändler plötzlich in der Versenkung verschwindet und ein neuer Mann an seiner Stelle auftaucht, dessen Name zwar nicht Haase ist, der aber doch von nichts weiß und mit dem man wieder von vorne anfangen muß. Wie mancher deutsche (und auch ausländische) Geschäftsmann ist mit redlichsten Absichten

in jenes Botschaftshaus Unter den Linden eingetreten, in dem sich heute ein guter Teil der Verhandlungen Sowjetrußlands mit der Westwelt abspielt, ist wieder und wieder dahin zurückgekehrt, um schließlich resigniert zu dem Ergebnis zu gelangen: Mit diesen Leuten kommt man ja nicht weiter, die spielen ja fünf Spiele auf einmal, da ist ja jede Stunde verschwendet! Gewiß: Rußland hat nicht nur unendlichen Raum, sondern auch unendlich viel Zeit; und ferner hat es robuste Nerven. Der Mitteleuropäer aber ist mit beidem, leider, schlechter daran. Ehe die Sowjetleute also in gar zu heftigen Klagen darüber ausbrechen, daß die Deutschen ihrer Psychologie nicht entgegenkommen, sollten sie prüfen, ob der Fehler nur einseitig ist. Es scheint, daß man beiderseits lernen könnte.

In einem der letzten Hefte des „Tage-Buch“ war davon die Rede, inwieweit die Zeitungen selbst an dem Zustande schuld seien, den sie heute als Not der Presse beklagen. Die Bemerkungen lassen sich leicht verallgemeinern; man kann sagen, daß die geistigen Berufe für die schwere ökonomische Situation, in der sie sich gegenwärtig befinden, fast durchweg selbst mindestens mitverantwortlich sind. Ein Beschluß, den die Berliner Anwaltskammer kürzlich gefaßt hat, gibt eine hübsche Illustration zu dieser Behauptung. Daß die Anwälte sich heutzutage nicht gerade leicht tun, dürfte bekannt sein; der Betrieb schon eines mittleren Büros erfordert gegenwärtig mehr als eine Million per annum; und diese Summe aus den gesetzlich normierten Honoraren herauszuholen, ist nicht eben leicht. Nun gibt es jedoch verschiedene Systeme der Anwalts honorierung. Was den (ausschlaggebenden) Zivilprozeß anbelangt, ist in England und Amerika die Methode der „quota lites“ eingeführt, die darin besteht, daß der Anwalt sich an dem Streitfall sozusagen beteiligt; wird der Prozeß verloren, so erhält er nichts, wird er gewonnen, so erhält er einen vorher vereinbarten, oft sehr hohen Prozentsatz der Streitsumme. Jeder Normalverstand wird das für eine sehr gute Methode halten. Sie belastet den oft unbemittelten Mandanten nicht mit den höchst unpopulären Vorschüssen, sie spornt das Interesse des Anwalts an und gewährt dem Tüchtigen hohe Einkünfte, sie läßt Einkünfte nur dann entstehen, wenn der Mandant, als Gewinner, sie immerhin aufbringen kann, sie verhindert, daß der Anwalt aussichtslose Sachen um seiner Honorare willen „streckt“. Aber in Deutschland hat man sich in den Kopf gesetzt, daß diese Art der Honorierung der Standesehre widerspreche (obwohl der Anwaltsstand in England und Amerika eine weit angesehenere Stellung einnimmt). Noch im vergangenen Jahre hat der Deutsche Anwaltsverein mit dieser Standesehrenmotivierung einen Antrag auf Genehmigung der quota lites abgelehnt und er hat dieser Ablehnung übrigens den klassischen Spruch hinzugefügt, daß die veränderten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse am überkommenen Begriff der Standes-

ehre (o Standesehre!) nichts geändert hätten. Es sind also die Anwälte selbst, die aus überlebten Vorurteilen und wahrscheinlich auch aus jener gewissen politischen Einstellung heraus („Alles muß bleiben, wie es war!“) verhindern, daß ihr Stand mit einfachsten Mitteln instand gesetzt werde, der Not der Zeit sich anzupassen. Die Berliner Anwaltskammer hat jetzt beschlossen, noch einmal den Antrag auf Genehmigung der *quota lites* zu stellen. Aber da der Deutsche Anwaltsverein eine Organisation geistiger Arbeiter ist, besteht einige Wahrscheinlichkeit, daß er auch diesmal wieder bei seiner Standesehre verharren wird. Denn die Standesehre des deutschen Geistesarbeiters von heute besteht eben darin, die Mörderlichkeit der Verhältnisse durch Selbstmord zu ergänzen.

Neben vielen üblen hat die bayerische Regierung zuweilen auch gute Gedanken. Zu ihnen gehörte es, daß sie die Reichsregierung in einer Denkschrift aufforderte, die Kartelle und Verbände hinfort etwas strenger zu beaufsichtigen. Damit ist ein Thema angeschnitten, das zu den brennendsten unsres ganzen Wirtschaftslebens gehört, — so brennend, daß sich kürzlich sogar der vielgewandte Abgeordnete Stresemann, der den Häuptern dieser Gebilde doch wirklich nahesteht, in öffentlicher Rede damit befassen und harte, fast radikale Kritik üben mußte. In der Tat: wir geraten immer tiefer unter die Diktatur dieser überpolitischen Tyrannen, die wie ein Octopus immer weitere Gebiete der Gütererzeugung umschlingen, von Getreide, Kohle und Eisen bis zum letzten Verbrauchsgegenstand jedes Krümchen Substanz, jedes Fetzen Produktion in Kontrolle zu nehmen streben, rücksichtslos gegen den Konsumenten, noch rücksichtsloser aber oft gegen ihre direkten Abnehmer, die Händler, die Detaillisten, denen sie noch nicht dagewesene Lieferbedingungen diktieren. Der freie Handel, nach dem man, als der Staat ihn zu hindern suchte, Zetermordio schrie, wird von ihnen weit illusorischer gemacht als von der schwachen Beamtenmaschine, die das Wagnis seinerzeit unternahm: vom freien Spiel der Kräfte ist kaum noch andeutungsweise die Rede. Andererseits ist dies alles, obwohl organisiert, doch auch beileibe nicht Sozialismus. Dennoch war in aller Welt nichts untätiger gegen die ganze Entwicklung, als die deutschen Nachkriegsregierungen, in denen sozialistischer Einfluß doch mindestens mitsprach. Dies Gleichgültigbleiben der Arbeiterminister und dies gefällige Mitlaufen der Mittelstandsorgane und -organisationen wird für immerdar ein Rätsel bleiben! Heute ist schwer wieder gut zu machen, was im *status nascendi* verkorstet wurde! Indessen, wie schwer es auch sei: es muß versucht werden. Wenn Deutschland aus einer Herrschaftssphäre von zwanzig gemäßigt konstitutionellen Monarchen nicht zu einer Herrschaftssphäre von zwanzig maßlos autokratischen Syndikaten, Trusts und Interessengemeinschaften werden soll, muß morgen, muß heute alle Energie sich aufraffen!

I.

Als die deutsche Regierung immer dringender aufgefordert wurde, gegen Devisenfakturierung, Devisenhamsterei und Devisenspekulation einzuschreiten, fand sie sich in einem Dilemma.

Daß all diese Erscheinungen die Mark fortgesetzt weiter ruinieren, war klar. Klar war also auch das Interesse der Allgemeinheit an Gegenmaßnahmen. Ja: gelang es, durch diese Maßnahmen weiterem Markverfall vorzubeugen, oder gelang es sogar, den Markwert zu heben, so mußte nicht nur das anonyme Kollektivum Volk, sondern auch das Individuum Meyer, Müller und Cohn von ihnen profitieren. Es mußte profitieren auf dem Wege über die Gesamtheit.

Das war der eine Aspekt der Sache. Er traf zu für den Fall, daß die Maßnahmen Erfolg hatten.

Wie aber, wenn selbst bei genauer Innehaltung aller neuen Vorschriften weder die Hebung noch sogar die Stabilisierung der Mark gelang? Dann hatte sich das Mark-Vermögen von Meyer, Müller und Cohn, die sich brav aller weiteren Devisenkäufe enthalten hatten, aufs Neue entsprechend reduziert. Volkswirtschaftlich allerdings mochte ein gewisses Resultat erzielt worden sein; man mochte erreicht haben, daß der Entwertungsprozeß wenigstens langsamer fortschritt als zu der Zeit, in der Meyer, Müller und Cohn noch Goldwerte kauften. Das war eine Verbesserung der Lage, vom Standpunkt der Allgemeinheit aus. Vom Standpunkte Meyers, Müllers und Cohns aber war, verglichen mit der Zeit in der sie noch Goldwerte kauften, umgekehrt nicht eine Verbesserung sondern eine Verschlechterung der Lage eingetreten. Und wenn sie gar nicht Rentner, sondern Geschäftsleute waren, und wenn ihr Besitz nicht Verbrauchs-, sondern Betriebsvermögen darstellte, so hatte, da auch ihr Unternehmen sich verschlechtert hatte, mit ihren Unternehmen natürlich nicht minder das Kollektivum Volk gelitten. Es hatte gelitten auf dem Wege über das Individuum.

Das war der andere Aspekt der Sache. Er traf zu, wenn die Maßnahmen keinen Erfolg hatten.

Indessen gab es noch eine dritte Erwägung. Sie betraf den Glauben an den Erfolg. Wer nämlich an den Erfolg der Maßnahmen glaubte, mochte sich ihnen bereitwillig fügen und dadurch mithelfen, den Erfolg wirklich herbeizuführen. Wer aber nicht daran glaubte, mußte dazu neigen, sich über die neuen Vorschriften hinwegzusetzen und dadurch umgekehrt zu helfen, den Mißerfolg herbeizuführen. Der Erfolg hing also wesentlich davon ab, diejenigen, die an den Mißerfolg glaubten, dennoch davon abzuhalten, so zu handeln, als ob sie an den Mißerfolg glaubten.

Dies alles bedenkend, argumentierte die Regierung wie folgt:

Gut und schön ist die ganze Sache nur dann, wenn sie aus sich heraus die erhoffte Heilkraft wirklich besitzt und wenn ihr die Heilkraft nicht von außen her dadurch genommen wird, daß man an ihr zweifelt und darum nicht folgt. Das eine aber ist nicht einfach zu garantieren, das andere nicht einfach zu verhindern. Was ist geschehen, wenn die Maßnahme sich als untauglich erweist? Dann ist Meyer, Müller und Cohn und mit ihnen die Allgemeinheit schwer geschädigt. Das darf nicht sein! Es muß etwas gefunden werden, was Meyer, Müller, Cohn und Allgemeinheit für den Fall schützt, daß die Sache mißlingt. Es muß ferner aber auch etwas gefunden werden, was Meyer, Müller und Cohn, selbst wenn sie nicht an den Erfolg der Verordnung glauben, davon abhält, gegen sie zu verstoßen und sie dadurch von vornherein unwirksam zu machen. Gelingt diese doppelte Entdeckung, so bin ich, Regierung, wenn meine Maßnahmen an sich richtig sind, auf jeden Fall fein heraus; wenn sie an sich falsch sind, habe ich mindestens niemandem geschadet.

Auf diesem Wege kam man dazu, die Dernburg'sche Goldmarkanleihe, oder auch den Goldmarkwechsel, den Goldmarkschatzschein mit der Devisenordnung zu verkoppeln.

Die Goldmarkanleihe ist Devisenersatz.

Statt fremder Goldwerte soll deutsche Goldmarkanleihe gekauft werden.

Die Zweifler an der Devisenordnung sollen sie kaufen, damit sie wenigstens, bis falsch oder richtig erwiesen ist, nicht Devisen kaufen.

Und Meyer, Müller und Cohn sollen sie kaufen, damit sie, wenn der Erfolg ausbleibt, wenigstens nichts verloren haben.

Vertraute man selbst ohne Schwanken auf den Erfolg der Devisenordnung und vertraute man darauf, daß auch das Publikum es tut, so hätte man keine Goldmarkanleihe nötig. Sie ist die Rückzugslinie für eigenen Zweifel, die Rückzugslinie für die Zweifel der andern: die Vergoldung des Verbotes, Goldwerte zu kaufen.

II.

Indessen ist es schwer, mit nicht vorhandenem Gold zu vergolden.

Und da liegt der Haken des Kalküls.

Der Prospekt der Goldanleihe lautet folgendermaßen: „Bürger, warum kauftest du bisher Devisen zu teuren Markpreisen? Um dich gegen die Entwertung zu schützen. Die Devisen wies dir eine bestimmte Menge goldwerter Zahlungsmittel an, und du hattest die Gewißheit, sie bei fortgeschrittener Markentwertung mit ebensoviel Prozenten Nominalgewinn weiterverkaufen zu können, wie der Realwert der Mark sich inzwischen verminderte. Die Substanz

deines Vermögens blieb dir also, zu Verbrauchs- und Geschäftszwecken, unbeschadet aller Markzuckungen erhalten. Nun wohl, ich biete dir jetzt dasselbe. Du kaufst mir zum Tageskurse des Goldes Anweisungen auf Goldmark ab. Und ich verpflichte mich, sie am Verfallstage wieder zum Tageskurse einzulösen. Auch bei mir sicherst du dir die Substanz. Nur haben wir die Nachfrage nach fremden Zahlungsmitteln vermindert, der Mark also weitere Entwertung erspart!“

Der Bürger, der das hört, kann zustimmen. Wenn er glaubt, daß der Staat überhaupt imstande sein wird, sein Versprechen einzuhalten, wird er auf das Offert sicher gerne eingehen (auch ohne daß er, wie Dernburg will, Zinsen erhält, denn schließlich tragen Devisen und Noten ja auch keine Zinsen).

Wie aber steht die Sache mit dem Staat?

Es ist klar: wenn Meyer, Müller und Cohn sich Devisen kauften, um nicht mehr das Risiko der Entwertung zu laufen, so geht dies Risiko jetzt auf den Staat über. Und je mehr das neue Papier sich einbürgert, um so größere Teile des früher von den Privaten getragenen Risikos fällt auf Reiches Schultern. Das Ende der Entwicklung ist, daß, außer dem schon früher von ihm getragenen Risiko seines eigenen Betriebes, auch die Risiken der gesamten Privatwirtschaft auf ihm lasten.

Die zu übernehmen aber fehlt ihm alle Kraft.

Als Meyer, Müller und Cohn bin ich, an sich, gerne bereit, mir statt Dollars Goldscheine zuzulegen, statt der amerikanischen Wirtschaft also die deutsche Staatskasse für meine Substanz haften zu lassen.

Als Deutsches Reich aber kann ich mir diese Haftung schwerlich zumuten.

Denn wenn es sich schon bisher, da das Reich nur für seine eigenen Risiken aufzukommen hatte, als unmöglich erwies, für die Ausgaben im selben Tempo Deckung zu schaffen, in dem sie durch die Markentwertung wuchsen, so wird sich das noch unmöglicher erweisen, wenn zu den eignen Ausgaben auch noch die Summe aller privaten Risiken hinzukommt.

Nur wenn keine fernere Markentwertung eintritt, ist dies Risiko tragbar. Und es zeigt sich plötzlich: die Goldanleihe, die ein Ausweg sein sollte für den Fall, daß die Devisenordnung erfolglos bleibt, ist im Gegenteil nur tragbar, wenn sie nicht erfolglos bleibt. Der Ausweg aus dem Dilemma ist gar kein Ausweg. Die Rückzugslinie ist eine Sackgasse.

Ist es möglich, den Rebus überhaupt zu lösen?

Darüber sollen weitere Betrachtungen folgen.

G L O S S E N

HAUSWANZEN

Paul Reboux, der fast als erster für eine Verständigung Frankreichs mit Deutschland eintrat, — es sind zwei Jahre, daß er sich auch im „T.-B.“ zu diesem Thema vernehmen ließ, — hat jetzt in Paris eine vorbildliche satyrische Zeitschrift: „La Charette“ gegründet. Aus einem Sonderheft „Parasiten“ sei dieser Scherz José Germain's entnommen.

Personen: *Der Mann*
Die Frau
Marie

I. Akt.

Die Frau (eintretend, außer Atem): Sechs Stellennachweise! Und wieder nichts . . .

Mann: Ich werde eine Annonce aufsetzen.

Frau: Du bist ein Engel!

Mann: Oh nein, aber ich liebe dich. *(Umarmung. Dann schreibt er):* Stellenangebot: Zu guten Leuten wird ein gutes Mädchen bei gutem Gehalt in gute Stellung gesucht.

II. Akt.

(Nach einem Monat Wartens.)

Frau (zu Marie, die eintritt): Ach, mein Kind, welche Freude . . .!

Marie: Das sind meine Bedingungen: 105 Franken im Monat, dann Weingeld, ferner 10 Franken Kinogeld, 10 Franken Schwofgeld, dann 5 Sous per Franken bei allen Einkäufen, dann vollkommene Freiheit beim Einkauf, Gleichheit im Essen, Brüderlichk . . . Was? Gnädige Frau weisen das zurück?

Frau: Bleiben Sie! Alles in Ordnung. Ich war nur ein wenig erstaunt . . .

Marie: Also, ich will einen Versuch mit Ihnen machen!

III. Akt.

(Acht Tage nachher.)

Frau: Ach, sie will gehen.

Mann: Halte sie um jeden Preis. Frage, was sie will. Verweigere ihr nichts. Ich will Frieden.

Frau: Aber wenn sie Unmögliches verlangt?

Mann: Du sollst sie, verstehst du, um jeden Preis halten.

Frau: Gut, mein Liebling! Ich folge. Was würde ich nicht für dich tun?

IV. Akt.

Frau: Nun, meine Liebe! Was habe ich Ihnen getan? Worüber beklagen Sie sich?

Marie: Eine äußerst kitzlige Sache.

Frau: Hat es der Herr Ihnen gegenüber an Respekt fehlen lassen?

Marie: Oh Gott, im Gegenteil.

Frau: Warum, oh Gott? . . . Erklären Sie sich.

Marie: Also hören Sie: Ich will den Herrn!

Frau: Das ist ja furchtbar. Woher nehmen Sie sich die Kühnheit, mir, seiner Frau, das zu sagen?

Marie: Ich habe Sie ja vorher darauf aufmerksam gemacht, daß es eine kitzlige Sache ist.

Frau: Gehen Sie. Augenblicklich gehen Sie.

Marie (ohne Widerstand): Ich habe es Ihnen ja gesagt . . .

Frau (beiseite): Aber er hat mir ja befohlen, auf alles einzugehen. *(Zu Marie):* Gut, bleiben Sie, sprechen wir, sehen wir, ob wir uns verstehen.

Marie: Ich will den Herrn!

Sanatorium Dr. Kohnstamm, Königstein im Taunus IV
für Nerven-, innere und Stoffwechselerkrankungen — **Entziehungskuren**
Dr. M. Friedemann Dr. B. Spinak
Das ganze Jahr geöffnet **Kein Ausländerzuschlag**

Frau (seulzend beiseite): Nun, er hat mir befohlen, auf alles einzugehen. (Zu Marie): Abgemacht! Ich gestatte Ihnen, ihm den Hof zu machen.

Marie: Ach Gott, dazu habe ich keine Zeit. Er muß sich bemühen.

Frau: Dazu müßte er Ihren Wunsch wissen.

Marie: Sie werden es ihm ausrichten!

Frau: Ich? Ich ihm sagen, daß . . . bedenken Sie!

Marie: Ist schon bedacht! Sie können annehmen oder ablehnen.

Frau (gebrochen): Ich nehme an!
V. Akt.

Frau: Sie will dich.

Mann: Du bist toll.

Frau: Sie will dich oder sie geht.

Mann: Du denkst doch nicht, daß . . .

Ich, mit diesem Mädchen . . . Niemals! Verstehe mich! Niemals!

Frau (seine Stirne küssend): Du mußt! Opfere dich . . . Opfern wir uns!

VI. Akt.

Mann (kalt): Marie, ich liebe Sie.

Marie: Welche Freude! Ach, der Herr ist bestimmt ein guter Mensch.

Mann (eisig): Marie, ich will Sie besitzen.

Marie (sich auf ihn stürzend): Ach, was für Glück! Mein Lieblich!

Mann (verstört): Oh, entschuldigen Sie. Entschuldigung. Nicht sofort. Ich bin nicht auf dem Posten . . .

Marie: Oh, wie dumm. Ich bin es so sehr . . . Also wann?

Mann: Ach, es ist unwichtig. Es eilt nicht. Man kann ja warten.

Das Wichtige an der Sache ist, daß sie beschlossen ist . . . im Prinzip.

Marie: Ich bin für Genauigkeit. Setzen wir sofort ein Rendez-vous fest.

Mann (zerknirscht): Gut, setzen wir also fest . . . Wollen Sie Samstag?

Marie: Gut . . . Samstag . . . Alle Samstage.

Frau (die, eintretend, den letzten Teil des Satzes gehört hat, fällt zurück): Ach Gott, das ist ja mein Tag . . .

(Übersetzung von Karl Lohs.)

ROSE BERND

Unlängst habe ich in Dortmund Gehauptmanns „Rose Bernd“ gesehen, in einer braven Aufführung für die christlichen Gewerkschaften. Ich kann nicht mit positiver Sicherheit angeben, was man in Dortmund unter christlichen Gewerkschaften versteht; aber ich kann mit positiver Sicherheit angeben, daß ich in meinem Leben kein ähnlich rohes und vertieftes Publikum genossen habe. In der ersten Szene ging's los. „Und wenn eener kommt: Ladung Schrot in Hintern —“ . . . das entfesselte eine Lachsälve. Der August Keil wurde durchaus als Produkt einer Possenfirma gewürdigt. Jedes seiner Worte stieß auf Hohngelächter, und vollends artete das Theater zum Zirkus aus, als Frau Flamm auf einem Rollstuhl hin- und hergeschoben wurde. Die christlichen Gewerkschafter bogen sich krumm vor Lachen über diesen

Banflavin-Pastillen (gef. gefärbt)

Hygiewirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitsvererber in Mund- und Rachenhöhle. Sachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Verstopfung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

famosen Trick. „Schiebe mal die Frau Leutnant raus!“ befiehlt Flamm, und ein Wiehern donnerte vom Parkett bis zur Galerie. Doch den Vogel schoß August Keil ab, als er auf Flamms Frage, ob er Wein trinke, ahnungslos erwiderte: „Nichts außer dem Wein beim Abendmahl.“ Bei Charlie Chaplin ward tollereres Gelächz kaum gehört. Und im Ende des vierten Aktes, wo Rose ihr „Ich hoa mich geschaamt!“ herauspreßt, wackelten die Wände vor innigem Vergnügen.

Ich beteuere, nicht zu übertreiben. Die Menschen benahmen sich wie im „Keuschen Lebemann“. Sie meckerten sich kaputt. Nun war allerdings der Darsteller des Keil ein rechter Taps, und der Flamm legte seine Rolle ein wenig allzustark auf Berliner Keßheit an. Das und hundert Kleinigkeiten, die man zur Rechtfertigung einer ungerechtfertigten Gutgeläuntheit dieser rüden Bagage anführen könnte, ändern nichts an der beschämenden Tatsache, daß Gerhart Hauptmann nicht nur dem christlichen Lumpenpack unbekannt war, sondern als ulkiges Huhn erster Güte zerfeilt wurde. (Was meinerseits der pure Optimismus ist. Denn diese Bande macht sich keine Gedanken darüber, daß eine Posse mit Hilfe von Gehirnschmalz, Tinte, Papier und Schreibhand zuwege gebracht wurde und immerhin einen Verfasser hat, — so, wie sie annimmt, daß alles das, was Senff-Georgi oder Marzell Salzer vortragen, selbstverständlich von diesen Zwerchfellisten persönlich ausgeheckt wurde. Was, notabene, ebenfalls eine Überschätzung der christ-

lichen Gewerkschaft bedeutet. Denn es ist ihr absolut piepe, ob jemand Autor und daß jemand Autor ist. Denn zwischen Reproduktivem und Produktivem unterscheidet der Mob nicht.)

Tja. Das ist bitter.

Und dennoch: ich bin milde genug, den armen Idioten keinen Vorwurf zu machen. Sie reñnen ins Theater (oder in das Kino), um sich zu amüsieren. Den Kotz des Lebens genießen sie ja acht Stunden lang pro Tag. Gerade in Dortmund, wo tüchtig gearbeitet wird. Und abends wollen sich die guten Leuten partout „zerstreuen“. Oder erholen von der Plackerei und Schufererei.

Und schließlich und endlich: die „Rose Bernd“ ist tatsächlich unmodern.

Als ob das ein Problem wäre, wenn eine ein Kind kriegt! Lachhaft . . . Erstens gibt es Dinge, die auf „—ar“ endigen, und zweitens hätte der Flamm seiner Kalle bloß eine Adresse irgendeines Berliner Arztes von der einschlägigen Fakultät zu geben brauchen. Kinderkriechen ist nicht allein unmodern, nee: im höchsten Maße verwerflich. Weil's zu teuer ist. Und zu umständlich. Und zu zeitraubend. Selbst für bieder und altmodisch empfindende Menschen.

Eine Rose Bernd haben wir nimmer. Säuglinge fallen unter die Luxusartikel. Und ein paar Generationen nach uns werden zwar die geistigen Arbeiter (die an Überheblichkeit leiden) fehlen, aber auch der Nachwuchs.

Deutschland verreckt.

Hans Reimann.

HEINRICH MAURER
Pianos u. Flügel erster Firmen
An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

I.

AUS DEM RHEINLAND

Herr Smeets ist der „Führer“ jener Handvoll rheinischer Separatisten, die mit der Entente lieb-äugeln. Eine Kölner Strafkammer hatte ihn kürzlich wegen Beleidigung verurteilt, unter anderem auch deshalb, weil er sich die bekannten Beschimpfungen gegen Reichspräsidenten Ebert: der Präsident sei ein Säufer und Schlemmer, zu eigen gemacht hatte. Die Interalliierte Rheinlandkommission aber hat jetzt die Vollstreckung des Urteils verhindert! Finden Sie es nicht auffallend: diese Entente gibt vor, um die deutsche Republik besorgt zu sein, unterstützt andererseits aber doch unzweideutig den Verleumder ihres höchsten republikanischen Beamten? Das kann man nur schwer „moralische Eroberungen“ nennen!

P. M.

II.

VORNEHMHEIT

Aus dem immer erschreckender werdenden Wusf von Torheit, Naivität, Färbung und Dilettantismus, den Wilhelm II. in deutschen und ausländischen Blättern Tag für Tag veröffentlichen läßt, aus diesen indiskutabelsten aller bisher verzapften Verteidigungsmemoiren, bleibt ein Satz des kaiserlichen Autors über Caprivi's Ende im Gedächtnis haften: „Ohne ein Wort der Rechtfertigung hat Caprivi vornehm schweigend den Rest seiner Tage in einsamer Zurückgezogenheit verlebt.“ Wenn für einen erledigten

Staatsmann einsame Zurückgezogenheit und vor allem Schweigen also vornehm ist, dann

Ludwig Müller, Lehrer.

WILHELM BUSCH

ALS MALER UND ZEICHNER

Das zeichnerische und malerische Werk dieses schrullenhaften, galligheiteren Sonderlings, der sich noch als reifer Mann in seine dörfliche Klausur begraben hat und dort wie der letzte Überlebende eines guten, alten Deutschland bis in unser Jahrhundert hinüberraute — dieses zeichnerische und malerische Werk ist eine Überraschung.

Man glaubte in seiner Literatur und in seiner Buchgraphik nicht selten den typischen deutschen Provinzler zu erkennen. Welcher Irrtum! Wenn es dieses oft angezweifelte „Großdeutschland in der Kunst“ überhaupt gibt, so kann es fast nur „Wilhelm Busch“ heißen: sein Werk repräsentiert beinahe die einzige vollkommene künstlerische Harmonie zwischen Süd-, Mittel- und Norddeutschland: München mit Kaspar Braun und der Defregerschule; Wien mit Schwind; Sachsen mit seinen alten graphischen Traditionen von Chodowlecki bis Richter; Niederdeutschland und Holland mit dem — für Busch's Malerei entscheidenden — Frans Hals, Und, wie er die Provinzen in seinem Werk miteinander verschmilzt, so verschmelzen sich in ihm zumindest zwei große historische Kunstepochen: von der romantischen

Moderne
Gürtel

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

Kunst mit Kaspar Braun und Runge ausgehend, gelangt er über Daumier und Daubigny bis zu Courbet, zum älteren Impressionismus. Er ist also, rein kunsthistorisch gesehen, universal wie kein zweiter deutscher Maler neben ihm. Selbst Menzel wirkt angesichts dieser seelischen Biographie geographisch-beschränkt, provinziell, historisch bedingt.

Einen sehr guten Überblick über dieses Werk gewährt die Wilhelm Busch-Kollektion des Kunstsalons Dr. Kreitner: sie bringt nicht viele, aber fast nur vorzügliche und höchst charakteristische Stücke aus den verschiedensten Lebensepochen des Meisters. Man kann hier studieren, wie deutsche Gegensätze einander korrigieren können, wenn sich ein Deutscher einmal zu Harmonie, ob auch zu einer zuweilen seltsam-verschrobenen durchringt: die poe-

tische Naturverwobenheit des süd-deutschen Romantikers korrigiert ihre verspielte Redseligkeit an der kargen Phrasenfeindschaft des Norddeutschen; die norddeutsche Verschlossenheit lockert sich an der süddeutschen Musikalität. Wir sprachen das Wort „Harmonie“ aus, eine seltene deutsche Eigenschaft, doppelt seltsam, wenn man sie einem manchmal sehr bitteren Satiriker beilegt; und doch ist es das entscheidende Wort, das einem angesichts dieser kleinen Kollektion zufliegt. Es gibt da Stücke, die überwältigen: sie reichen an Größtes heran, nicht immer durch Größe, sondern eben durch eine unbeschreibliche Souveränität, wie sie nur aus voller Harmonie erwächst.

— H



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 39

GELDSCHRANKE
TREASORLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKEN
EINMAUER
SCHRANKEN



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. PL
Lätzow 4379
Nollendorf 3162, 3163

DREI ANEKDOTEN VOM WUNDERRABBI

„In Sadagora lebst du jetzt? Interessant, interessant! Kann euer Rabbi denn wirklich solche Wunder tun?“

„Ob er kann? No! Neulich fährt er bei Nacht im Wagen nachhaus. Plötzlich — auf offenem Feld — stürzt das Pferd zusammen und ist tot. Der Rabbi hat aber Eile. Was tut er?“

„No, was tut er?“

„Er greift in die Tasche, zieht einen Häring heraus, den ihm seine Frau eingepackt hat, und spannt ihn vor den Wagen. Dann peitscht er ihn, der Häring beginnt zu laufen und fährt ihn nachhaus.“

„Ein Häring? Ich bitt dich, wie ist das möglich?“

„Du siehst doch!“

„Weißt du noch was vom Wunderrabbi?“

„Also, was soll ich dir sagen, — jeden Abend punkt neun Uhr kommt der liebe Gott zu ihm ins Zimmer und spricht mit ihm, so wie ich mit dir.“

„Der liebe Gott spricht mit ihm? Wieso weißt du das?“

„Der Rabbi hat mir das selbst gesagt.“

„No ja, aber vielleicht hat er dich angelogen?“

„Du Esel! Wird der liebe Gott mit einem Lügner reden?“

Der Rabbi disputiert mit dem Pfarrer über die Religionen.

„Vieles ist ja sehr schön bei Ihnen,“ sagt er, „aber Sie haben viele solche Sachen, die ein Mensch mit gesunden Sinnen nicht glauben kann. Zum Beispiel: die Wandlung des Weines in leibliches Blut, die unbefleckte Empfängnis Mariä . . .“

„Entschuldigen Sie, Herr Rabbiner, aber auch das alte Testament erzählt davon, daß sich das Rote Meer gespalten hat, daß Elias plötzlich gen Himmel gefahren ist, daß sich die Frau des Lot in eine Salzsäule verwandelt hat — und das müssen Sie doch auch alles glauben.“

Da haut der Rabbi wütend auf den Tisch: „Was heißt: glauben? Das sind doch Tatsachen!“

E. E. K.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 41):

Tagebuch der Zeit.

Gotteslästerung.

H. Schützinger: Abschied von München.

Stefan Großmann: Rathenau-Ver ehrer.

Willy Haas: Helena in Ägypten. Tagebuch der Wirtschaft.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Litzow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

BERLIN W. 8
10/32 PS

UNTER DEN LINDEN 3
10/50 PS

STABOU

STABOU WECHSELMANN



„REVALO“

TONVEREDLUNGS - AKTIEN - GESELLSCHAFT

Berlin N 24, Friedrichstraße 118/119 (Eingang
Hannoversche Str.) (am Oranienburger Tor)

Telefon: Norden 2082-2084 / Tel.-Adresse: Revalotag Berlin

Einige Besprechungen über das Philharmonische Konzert am 20. Dezember 1921 mit Revalo-Instrumenten unter Leitung von DR. ARTHUR NIKISCH

„Signale“ vom 28. Dez. 21: Und die Proben, die uns mit den neuen Instrumenten geboten werden, können keinen Vorurteilsfreien über den ganz außerordentlichen Fortschritt im Unklaren lassen . . . Über das wesentlich erhöhte Tonvolumen braucht man nicht zu sprechen. Es ist so offensichtlich, daß eine Erwähnung überflüssig scheint. Von der Quantität abgesehen, ist aber auch die Qualitätsfrage m. E. in bedeutsamer Weise gelöst worden . . . Das glänzende Argumentum für die Revalo-Instrumente aber erbrachte doch Händels Concerto, in dem wahrhaft frappierende Wirkungen erzielt wurden. Die Erfindung hat ihre Probe bestanden.

„Volkszeitung“ vom 25. Dez. 21: Eine Betrachtung der Klangwirkung der Streicher, vornehmlich der Geigen, läßt ihr außerordentliches Wachsen erkennen. Wie Wind in den Segeln bläht sich der Ton, prall und kraftvoll, daß es scheint, als wollten die Seiten springen, unter seinem Ansturm. Etwas in dem ausgedehnten Ton ist, was annahm wie metallischer Beiklang. Strenges Unerbittliches beinahe, um nicht zu sagen mechanisiertes, liegt in ihm. Er ist von bestechlichem, aber kaltem Glanze . . . In Händels Concerto-Grosso G-moll wirkte die Wucht der Streicher gigantisch, ohne jedoch das wundervolle Gelingen zu stören. Liszts Ungarische Rhapsodie Nr. 2 war sauberhaft, reizend und leidenschaftlich, von edelster Färbung.

„Berliner Börsenzeitung“ vom 23. Dez. 21: Jedenfalls war, besonders bei den Geigen, der Eindruck diesmal noch weit günstiger als am ersten Abend. Dieser Eindruck war der, daß die tiefe Lage einen volleren, pastoseien Klang, die mittleren und höheren Lagen eine weichere, edlere Färbung angenommen haben . . . Auch das Spiel des Solisten Einar Hansen gab dafür Zeugnis. Wie zartsinnig, wie einschmeichelnd süß klang seine Geige in dem Adagio des Mozartschen A-dur-Konzerts . . . Alles in allem ein Erfolg, der dem neuen Instrumentaltyp auf jeden Fall weitere günstige Aussichten eröffnet.

„Berliner Morgenpost“ vom 23. Dez. 21: Wiederum erwiesen sich die Instrumente als auffallend stark, groß und dabei auch schön im Ton — Eigenschaften, die besonders im G-moll-Concerto-Grosso von Händel zum Ausdruck kamen . . . So hätten die Instrumente auch diese Feuerprobe erfolgreich bestanden.

„Berliner Börsenkurier“ vom 23. Dez. 21: Ich kann nur soviel sagen, daß sowohl der Gesamt-Streichkörper, sowie die von den Solisten benutzten Instrumente ihrer Wirkung nach außen hin durchaus befriedigten, daher sich durch runden, weichen und klaren Ton auszeichneten.

„Welt am Montag“ vom 27. Dez. 21: Ich grüße den Erfinder der neuen Revalo-Streichinstrumente, die sich der Konkurrenz mit den alten nicht zu schämen brauchen . . . Ich grüße unsere Philharmoniker, die sich unter Nikischs Glanz und Adel enttalteten ließen.

Reichhaltiges Lager von edelsten Solisten-Instrumenten, Geigen, Bratschen, Celli und Contrabässen. — Veredlung von gebrauchten Instrumenten. — Garantiert quintenreine Saiten u. sonstig. Zubehör.

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Wälagengeschäft

Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen

Bedienung auch in tschechischer Sprache

K R Z I W A N E K

die berühmte Wiener Gaststätte
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße

TELEPHON: ZENTRUM 4086

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Berlin, Potsdamer Straße 123B (Potsdamer Brücke), Lützow 153, Nollendorf 104
Friedrichstraße 81, zwischen Behren- u. Französische Str., Zentrum 8724
Königstraße 56/57, gegenüber dem Rathaus, Zentrum 8724

Sprechzeit 9-12, 4-7, Sonntag 10-12 nur Potsdamer Straße 123B

Behandlung auch außer der Zeit nach vorheriger Anmeldung.

Breslau, Oräbschener Straße 41, 9-11, 3-6, Sonntags 10-12.

München, Theresienstraße 5, 10-1, 4-6, Sonntags 10-12, Telefon 31170

Von den bereits erschienenen Jahrgängen sind jetzt wieder alle

Einbanddecken

zum Preise von je 150 M. lieferbar. Von den gebundenen Jahrgängen liegen
1921 I. und II. Halbjahr, 1922 I. Halbjahr zum Preise von je 500 M. vor

Bekannt wird Ihr Name
durch Karo-Reklame

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 b

Fernsprecher: Nollendorf 3396

— Fernsprecher: Lützow 4931

Der
„Kleine
Grade“



der neue
Serientyp,
der Zweizylinder

macht das Rennen

Ein begeisterter Anhänger schreibt uns:

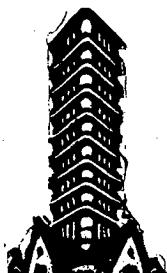
„Stundendurchschnitt“ von Nürnberg bis Berlin

52 Kilometer

bei über 85 km Höchstleistung. Ein Sieg des Zweifakts und der Luftkühlung. Durch vereinfachte Bedienung der Kleinwagen für alle Berufe.

Grade Automobilwerke A.-G., Bork

Post Bruck 1. Mark.



Der beste Weg zur Erhaltung von
Fabrikgebäuden und Maschinen

*

Auskunft erteilt

HAUSLEBEN

Versicherungs - Aktien - Gesellschaft
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 31, Tel. Zentrum 2912

EMIL HEINICKE A.G.

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



**HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU**



FABRIK : MARIENDORF

KÜNSTLERISCHE
GLASBLÄSEREIEN
FIGURALE GRUPPEN
GROTESKEN / PHAN-
TASTISCHE PFLANZEN

BLAUES HAUS

NUR EIGENE ENT-
WÜRFE / MODELLE
GESETZL. GESCHÜTZT
BERLIN W 50, KUR-
FÜRSTENDAMM 244

S O E B E N E R S C H I E N

ARNOLT BRONNEN

Die
Septembernovelle

Geheftet M. 150.—

Gebunden M. 280.—



Die Exzesse

Lustspiel

Geheftet M. 200.—

Gebunden M. 300.—



Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Wichtige Veröffentlichungen des Verlages der Kommunistischen Internationale

- N. Lenin und G. Sinowjew: Gegen den Strom. Aufsätze aus den Jahren 1914—1917.
- N. Lenin: Der Imperialismus als jüngste Etappe des Kapitalismus.
- N. Lenin: Die Vorbedingungen und die Bedeutung der neuen Politik Sowjetrußlands. (Ueber die Naturalsteuer.)
- N. Bucharin: Die Oekonomie der Transformationsperiode.
- S. I. Gussew: Die Lehren des Bürgerkrieges.
- Karl Radek: Die Wege der russischen Revolution.
- Karl Radek: Genua, die Einheitsfront des Proletariats und die Kommunistische Internationale.
- E. Preobraschenski: Die Ergebnisse der Genueser Konferenz und die wirtschaftlichen Aussichten Europas.
- E. Pawlowski: Der Bankrott Deutschlands.
- M. Philips Price: Die russische Revolution. Erinnerungen aus den Jahren 1917—21.
- John Reed: 10 Tage, die die Welt erschütterten.
- W. Bystranski: Menschewiki und Sozialrevolutionäre.
- G. Lelewitsch: Die Konstituante von Samara. (Ein Beitrag zur „Humanität“ und „Demokratie“ der Partei der Sozialrevolutionäre.)
- G. Ssemjonow: Die Partei der Sozialrevolutionäre in den Jahren 1917—1918 (ihre Kampfätigkeit und militärischen Aktionen).
- W. Knjasew: W. Wolodarski.
- N. Meschtscherjakow: Das menschewistische Georgien. (Anmerkungen zur Broschüre Kautskys über Georgien.)
- N. Meschtscherjakow: Der Terror der georgischen Menschewiki.
- Neue Enthüllungen über die Partei der Sozialrevolutionäre (Das Pariser Geheimarchiv).
- I. Wardin: Die Partei der Menschewiki in der russischen Revolution.
- L. Trotzki: Zwischen Imperialismus und Revolution. Die Grundfragen der Revolution an dem Einzelbeispiel Georgiens.
- Ignatjew: Die Tätigkeit der Sozialrevolutionäre in Archangelsk.
- J. Schafir: Die Ermordung der 26 Kommunarde in Baku und die Partei der Sozialrevolutionäre.
- I. Wardin: Die sozialrevolutionären Mörder und die sozialdemokratischen Advokaten. (Tatsachen und Beweise.)

Ausführliche Prospekte auf Verlangen

Verlag Carl Hoym Nachf. Louis Cahndley, Hamburg 8



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 7/9 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.

V I V A

Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H.
Berlin SW 61

Soeben erschien:

Artur Holitscher

Stromab die Hungerwolga

Preis ca. M. 60.—

Herausgegeben vom Auslandskomitee zur Organisation der
Hungerhilfe für die Hungernden in Rußland

Der Verfasser schildert in seinem Werke die Erlebnisse seiner zweiten Rußlandreise, die er im Auftrage des Auslandskomitees unternommen hat und die ihn in die Hauptgebiete der Hungersnot führte.

Holitscher erzählt in seinem Buch sehr schlicht, was er sah und erlebte.

Die Schrift verdient weiteste Verbreitung.



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 7¹/₂ Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.

Friedrichstr. 210

(Apollo-Theater)

Vorverkauf v. 11 Uhr
ab — außerdem bei
Wertheim u. anderen
Vorverkaufsstellen



Regie:

Boris Romanoff

Ballettmeister des
ehemaligen kaiserlichen
Theaters in
Petersburg

Russisches Romantisches Theater

Russisches Ballett

Elena Smirnowa, Primaballerina
Anat. Obouhoff, Erster Solo-
tänzer vom ehemaligen kaiserlich
russischen Theater / Elsa Krüger
Claudia Pawlowa und das
C o r p s d e B a l l e t

Anfang 7¹/₂ Uhr

Ende 10¹/₂ Uhr



Lucretia
Borgia



REGIE:
RICHARD OSWALD

TÄGLICH 7 UND 9 UHR IM
UFA-PALAST AM ZOO

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Oktoberwoche.

Lloyd George's Rücktritt macht Europa mindestens um eines ärmer: um den einzigen Charakterkopf in der Galerie seiner Staatsmänner. Wer diesen prachtvollen Schädel, diese funkelnden Augen, diese grandios geschwungene, freie Stirn unter weißer Dichtermähne mit den mediocren Physiognomien seiner Amtskollegen in anderen Ländern vergleicht, den schmerzt der Gedanke, daß die Persönlichkeit, — sei sie nun gut oder schlecht — wieder einmal jenen Kalbs- und Eselsgesichtern weichen soll, über die Ibsens Professor Rubek klagt. Vielleicht rührt ein großer Teil der Sympathie, die Lloyd George genoß und noch immer genießt, tatsächlich von dieser bezwingenden Influenz seines Äußeren her. Was seine staatsmännische Leistung anbelangt, allerdings, ist die Anklage noch unwiderlegt, daß er das gewaltsamste Sprengpulver Europas und seines Landes gewesen. In Europa sprengte er, indem er die einseitige Schwächung (besonders aber: die einseitige Entwaffnung) Deutschlands zuließ, jenes „Gleichgewicht der Mächte“, auf dem die Stellung seines Landes beruhte und unter dessen Hinfall es heute, fast ohnmächtig, seufzt. In England aber sprengte er das Zweiparteiensystem, die Quelle des Erfolges des Parlamentarismus. Er zerriß die Liberalen in zwei feindliche Lager und jetzt eben zerreißt er wieder die Konservativen. Das wird der Demokratie seines Landes ebenso Abbruch tun, wie die Labilisierung Europas der europäischen Demokratie Abbruch tat. Denn Demokratie ist Einfachheit, Gleichgewicht, und es ist fast grotesk, daß dieser (sicher!) aufrichtige Demokrat als Ende des Kampfes „to make the world safe for democracy“ einen Zustand hinterläßt, in dem Demokratie weniger als je gedeihen kann. Immerhin: mindestens außenpolitisch erkannte Lloyd George seine Fehler zeitig. Drei Jahre lang arbeitete er emsig, das gesprengte Gleichgewicht wieder herzustellen. Auch innerpolitisch wird er, wenn sein Zerstörungswerk vollzogen ist, sofort wieder zu kitten beginnen. Nach einem Erfolg seiner neuen Partei und nach Wiedereintritt in die Regierung wird er sicher eine neue Koalition aufrichten, und man kann sagen: nachdem das Unglück schon einmal geschehen ist, gibt es sicher niemandem, der es geschickter wieder heilen könnte als er. Aber wahrscheinlich wird dies der höchste Ruhm sein, den Lloyd George sich in seinem Leben noch erwerben kann: wieder in Ordnung gebracht zu haben, was er selber zuvor zerrüttete. Und es war schließlich mehr, was hinter dieser wunderbaren Stirn, hinter diesen feurigen Augen für Europas Heil hätte erdacht werden können!

In diesen Tagen hatten wir wieder einmal (und haben latent noch immer) eine Regierungskrise: die Regierung Wirth schien stürzen zu wollen. Ursachen waren äußerlich gewiß Umlagepreis und Devisenordnung. Tiefer gesehen aber handelt es sich darum, ob dies Kabinett Wirth mit der Volkspartei (um deren Unterstützung es wirbt), oder mit den Unabhängigen (die auch in der vereinigten Sozialistenpartei fortexistieren) regieren will. Und für jeden, der die Verhältnisse kennt, spitzt sich das Dilemma sogar auf eine ganz persönliche Frage zu, — auf die Frage, ob das seit Rathenau noch immer nur interimistisch besetzte Außenministerium an Breitscheid oder Stresemann vergeben werden soll. Links sucht man einen Zustand herbeizuführen, in dem Stresemann überhaupt nicht mehr in Betracht kommt, bei der Volkspartei sucht man so intim zu werden, daß Breitscheid unmöglich präsentiert werden kann. Dazwischen nun steht Wirth, — von rechts und links mit Puffen bedacht, die ihn zum Entschluß zwingen sollen, aber doch zu verängstet, sich wirklich zu entschließen. Indessen scheint es, daß die Situation jetzt allmählich nach Klärung verlangt und daß auch das Außenministerium endlich aus der Verkoppelung mit dem ohnehin schon überlasteten Reichskanzleramt befreit werden muß. Und obwohl (oder vielleicht gerade: weil) Breitscheid in Paris applaudiert wurde und soeben mit allerhand Schuldenprojekten in London war (getuschelt wird: sogar auf Einladung Lloyd George's), scheint es doch am Platze, zu erklären, daß selbst viele durchaus nicht volksparteiliche und stinnesische Temperamente sich in dieser Wahl für Stresemann entscheiden würden: weil er Geschäftsmann ist, weil er eine Brücke zur Industrie bilden kann, weil er unschätzbar ist, wenn es gilt, die Opposition von rechts zu dämpfen. Stresemann (getuschelt wird: sogar auf Einladung Lloyd Georges), scheint es wird besser mit d'Abernon, Barthou und de Margerie verhandeln können als Breitscheid. Innerpolitisch aber wird er Entspannung bedeuten, — was von Breitscheid, bei aller Hochachtung vor seinem Ehrgeiz und seiner mutmaßlichen Anpassungsfähigkeit, doch wohl nicht wird behauptet werden können.

Thomas Mann hat eine ziselirte Rede für die Republik gehalten. Wo? In Berlin. Aber er wohnt seit vielen Jahren in München. Wie viel erfrischender hätte diese wohlüberlegte Tapferkeit zuhause, in Bayern, gewirkt! Möglich, daß ihm dann der Kahr-Pöbel ein Fenster eingeschlagen hätte. Aber es gibt Situationen, in denen eine zerbrochene Scheibe eine ehrenvollere Bestätigung ist als das Beifallsgemurmel des „Berliner Tageblattes“. Turgenjew hat einmal von „Belletristen der Tat“ geredet, er meinte damit Schriftsteller, in die sich ein unbezwinglicher Aktivitätstrieb verirrt hat. Aber auch ein Belletrist der Tat sollte lieber auf handfeste Wirklichkeit als in den luftleeren Raum wirken wollen!

Der deutsche Liberalismus, auch der echte, es gibt auch einen echten, verdrießt zuweilen, durch die Ängstlichkeit und Zimperlichkeit der alten Tante, als welche er sich gerne maskiert. Ein Beispiel dieses Tantenliberalismus gab die „Frankfurter Zeitung“ vor einigen Tagen. Schon anläßlich des Reigen-Prozesses hatte sie die deutsche Dichtung mit erhobenem, magerem Finger vor erotischer Kühnheit sanft verwarnt. Diesmal nahm sie den jungen Gotteslästerer Carl Einstein ins Gebet. Die Frankfurterin hat zwar zugestandenermaßen das Buch Einsteins nicht gelesen, ehe sie sich über den Fall äußerte -- offenbar macht das Lesen der feinen alten Frau einige Schwierigkeiten -- aber sie kann doch nicht umhin, den jungen Dichtern einige Ratschläge für ihr kommendes Schaffen mitzugeben: Ist es denn unumgänglich notwendig, daß religiöse Gefühle verletzt werden? Können Ihr nicht Rücksicht nehmen, junge Dichter? Kann die Kunst nicht gewisse Grenzen des Taktes wahren? . . . Zwar ist's auch dann noch immer möglich, daß an den taktvollsten Dichtungen wieder ein bornierter Pfarrer oder eine deutschvölkische Denunziationszentrale Anstoß nimmt, immerhin, es geht ein Rundschreiben an alle jungen Dichter hinaus „auf dem unermesslichen Gebiet der Kunst, deren Atem nicht behindert werden soll, gewisse Grenzen des Taktes zu wahren“. Schade, daß diese Aufforderung, taktvoll zu dichten, nicht schon in früheren Jahrhunderten erlassen wurde. Wie viel gesitteter wäre Rabelais geworden, wenn er schon die Frankfurter Mahnung vernommen hätte, wie artig wäre Voltaires „Candide“ unter dem sanften Zureden der Frankfurter Muhme ausgefallen. Auch Walt Whitmann hätte keine amerikanische Großmama verletzt, wenn er die mütterliche Mahnung aus der Eschenheimer Landstraße vernommen hätte und Friedrich Schiller hätte seinem Karl Moor nie gestattet, von dem Samen zu reden, den er an die Wand spritzen wolle. Wie wär's, wenn die „Frankfurter Zeitung“ einen kleinen Leitfaden für junge Dichter herausgäbe: Wie dichte ich taktvoll?

Kleine Anfrage: Das Auto, in welchem die Mörder Rathenaus saßen, wurde von dem sächsischen Fabrikanten Küchenmeister zur Verfügung gestellt. Dieser Mordmäzen ist rechtzeitig nach Innsbruck geflohen, offenbar weil er wußte, daß „die nationale Sache“, der sein Auto diente, ein Meuchelmord war. Seit Ende Juni, also seit vier Monaten, laufen die Auslieferungsgesuche der deutschen Gerichte. In vier Monaten ist es nicht möglich geworden, den (sehr erwachsenen) Helfershelfer der Mörder über die deutsche Grenze zurückzubringen. Wo sitzen die Schützer des Mordmäzens? In Innsbruck? Dort wohnt freilich auch Herr Erhardt selbst, der Karl Moor der Bande. Ist das Deutsche Reich so machtlos geworden, daß es die Auslieferung eines Mordgehilfen nicht mehr durchsetzen kann?

An der Wiege hat man es uns nicht gesungen, daß wir einmal in Brüssel im Gebäude des Generalgouvernements als Vollzugsausschuß des Zentralsoldatenrats zusammensitzen würden: ein Bakteriologe und Oberarzt, ein spitzer Aphorist und Anbeter von Negerplastiken, dazu zwei Leute aus der Arbeiterbewegung, Gewerkschaftler und Journalisten, einer aus Dortmund, der andere ich. Noch weniger hat allerdings jemals irgend wer zu prophezeien gewagt, daß es uns beschieden sein würde, die Wohl-, Wöhler- und Allerhochwohlgeborenen im Hemd zu sehen. —

Es waren tolle Tage. Einstein ante portas! Was groß war, wurde klein, was klein war, wurde groß. Alle Maße und Menschen gerieten plötzlich so komisch durcheinander, als hätte der liebe Herrgott die ganze christliche Weltordnung auf den Teppich geschüttet, um damit mal was Neues zu spielen.

Natürlich gab es Plünderungen in Brüssel, Deserteure wurden lebendig. Einige deutsche Soldaten „requirierten“ in einer Bank, andere schossen einen Marketender, dessen Frau und Kind nieder, um zu Geld zu kommen. Wilde Soldatenräte mußten mit Gewalt von der Bildfläche gewischt werden. Foch telegraphierte, daß die Zustände in Brüssel, wenn sie nicht sofort behoben würden, für ihn einen Bruch der Waffenstillstandsbedingungen bedeuteten; er wolle, wenn keine Beruhigung eintrete, sofort mit belgischer Gendarmerie nach Brüssel vorstoßen. Hindenburg funkte eifrig „an alle“, Foch sage wieder einmal die Unwahrheit und die Plünderungen in Brüssel gingen ja von belgischer Seite aus.

Inzwischen hatte der Zentralsoldatenrat Brüssel dem zweiten Bürgermeister aber schon 250 000 M. zur Linderung erster Not der durch deutsche Soldaten Geplünderten zur Verfügung gestellt!

Es galt eben, Politik zu machen, so schlecht und recht, wie wir es und sie verstanden. Der Negerplastiker als Dolmetscher nahm die Verbindung zum Spanischen Gesandten auf. Marquis de Villalobar erklärte sich bereit, nach Gent zum belgischen König zu fahren und ihm die wirkliche Lage Brüssels ebenso wie die nichtabzustreitenden positiven Leistungen des Zentralsoldatenrates darzustellen.

Da zwischen kam der Adjutant des Kronprinzen Rupprecht von Bayern. Er wünschte für seinen Herrn und für sich die Ausreisemöglichkeit; beim Heer könne man nicht mehr bleiben. Wir verwiesen sehr deutlich darauf, daß ein, um im heute üblichen Jargon zu sprechen, pensionsberechtigter Generalfeldmarschall an die Spitze seiner Truppen gehöre, es würde ihn niemand totbeißen.

Am anderen Tage tobte in unseren Räumen, wie schon seit 90 Stunden, immer noch die Masse der Auskunftheischenden, der

Helfer, kurz: alles durcheinander. Da erschien plötzlich, vom deutschen Gesandten in Brüssel, Herrn von Lancken, begleitet, nebst einigen Spaniern, der spanische Gesandte. Wir räumten höflich, wie alte Diplomaten, mit ein paar weitausholenden Handbewegungen unser Allerheiligstes; zwei brave Jungen mit roten Binden pflanzten sich vor der Türe auf.

Der spanische Gesandte erzählte uns in elegantestem Französisch lebhaft und drängend, daß der Kronprinz Rupprecht von Bayern sich unter seinen Schutz gestellt habe, das spanische und das bayerische Königshaus seien ja verwandt, er müsse uns deswegen bitten, Arm und Geleit zur Verfügung zu stellen, damit er den Kronprinzen an die holländische Grenze bringen könne. Wie gesagt, von Diplomatie verstanden wir alle vier nicht viel. Aber nachdem die Reise nach Gent versprochen war, erschien es nicht unrichtig, den Umweg über die holländische Grenze zu gestatten, zumal dadurch der Antritt der Fahrt bei der Dringlichkeit des Kronprinzen wesentlich früher erfolgen konnte. Also: „Aber selbstverständlich, wir wüßten nicht, was uns lieber wäre, mit dem größten Vergnügen, rote Fahne, Paß und Begleitung stehen zur Verfügung.“

Wir hatten dem Kronprinzen als persönlichen Begleiter einen bayerischen Künstler, einen Offizier, der sich uns zur Verfügung gestellt hatte, bis zur Grenze als, besondere Legitimation mitgegeben. Er kam lächelnd zurück: an der Grenze hat er mich nach meinem Namen gefragt und sich bedankt, Napoleon hätte mir wahrscheinlich als Andenken seine goldene Uhr geschenkt, Rupprecht wünschte meine Adresse, „damit er an mich denken könne“. —

Die Erzählung, soweit sie uns im Zusammenhang mit dem Kronprinzen Rupprecht interessiert, ist hiermit zu Ende. Wer sie nicht glaubt, der lese den nachfolgenden Bericht, er ist an die Berliner Regierung gerichtet gewesen und stammt vom damaligen Gesandten des Deutschen Reiches in Brüssel, Herrn von Lancken:

Kronprinz Rupprecht von Bayern hatte sich am 10. abends, begleitet von Herzog Luitpold von Bayern und seinem Adjutanten, Rittmeister von Hirschberg, auf die spanische Gesandtschaft in Brüssel begeben, um dort Asyl zu nehmen. Als mir der spanische Gesandte dies am Montag vormittag mitteilte, machte ich ihm lebhaftere Vorwürfe, daß er sich nicht vor Aufnahme des Kronprinzen mit mir in Verbindung gesetzt habe. Der spanische Gesandte hielt mir entgegen, er habe einen sich im Unglück befindlichen Verwandten seines königlichen Hauses nicht von der Schwelle weisen können. Im übrigen habe ihm der Kronprinz mitgeteilt, er hätte am Sonntag sein Kommando als Armeeführer niedergelegt und betrachte sich deswegen für völlig frei. Gleichzeitig teilte mir der spanische Gesandte mit, der Kronprinz habe ihn gebeten, ihn im Gesandten-Automobil nach Holland zu überführen. Auch hiergegen erhob ich lebhaftesten Einspruch. Auf dringenden Wunsch des Kronprinzen habe ich mich dann

Sonntag abend auf die spanische Gesandtschaft begeben und den Kronprinzen erneut darauf hingewiesen, daß ich es in jeder Hinsicht für falsch hielt, wenn er ins Ausland flüchte. Er sei und bleibe Deutscher und dürfe meines Erachtens, wenn er kein militärisches Amt mehr ausübe, nur nach Deutschland zurückkehren. Außerdem glaubte ich nicht, daß seine persönliche Sicherheit in Deutschland irgendwie gefährdet sei. Der Kronprinz schien mir recht zu geben und wir vereinbarten, daß ich den Soldatenrat Tags darauf bäte, für ihn und seine Begleitung Pässe nach Deutschland auszustellen und ihm ein besonderes Abteil in einem Eisenbahnzuge nach Deutschland zur Verfügung zu stellen. Außerdem würde ich eine Sicherheitswache von zuverlässigen Soldaten für ihn erbitten. Zu meinem lebhaftesten Erstaunen erschien am 12. November mittags der spanische Gesandte erneut bei mir, um mir zu sagen, der Kronprinz bestehe nunmehr doch auf der Ausfahrt nach Holland. Er, der Gesandte, fände, daß die Ehre Spaniens engagiert sei, nachdem der Prinz nun einmal sich unter spanischen Schutz gestellt habe und er werde mit aller Energie beim Soldatenrat das Verlangen nach Ausstellung der Pässe für den Prinzen vorbringen. Ohne daß ich es hindern konnte, begab sich der spanische Gesandte in großer Aufregung auf das Generalgouvernementsgebäude und das Zimmer, in dem der Vollzugsausschuß tagte. Um peinliche Zwischenfälle zu vermeiden, begab ich mich gleichzeitig in den Raum und fungierte als Dolmetscher. Die von dem Gesandten in seiner Aufregung mit einer gewissen Heftigkeit vorgebrachten und von mir in der Übersetzung etwas abgemilderten Worte führten dahin, daß der Soldatenrat die Ausstellung der Pässe vollzog.

Daraufhin begab sich in der Nacht vom 12. auf den 13. November der spanische Gesandte mit Kronprinz Ruprecht im spanischen Automobil nach Roosendaal, woselbst der Prinz in Zivil den Zug bestieg, um nach Amsterdam zu fahren, und dort bei einem ihm befreundeten Professor Wohnung zu nehmen. Herzog Luitpold kehrte zu seinem Armeestabe, bei dem er sich als Ordonnanzoffizier befand, zurück.

Man vergegenwärtige sich die Situation: Der Kronprinz Ruprecht flieht in Brüssel vor seinen bayerischen Soldaten in die schützenden Arme des spanischen Gesandten. Aber auch dort hat er noch Angst, obwohl niemand ihm ein Haar gekrümmt hat, das spanische Asyl beruhigt ihn noch nicht. Er fleht um Erlaubnis, nach Holland zu fliehen. Man besänftigt ihn für 24 Stunden. Tags darauf läßt er durch den spanischen Gesandten sein Fluchtgesuch erneuern. In Holland reist er dann unter falschem Namen: Landsberg oder Landsberger, wenn wir nicht irren, ohne an dem Aroma des Namens Anstoß zu nehmen. . . . Und heute fordert der Königliche Held mit immerhin erstaunlichem Mut seine Pension als Generalfeldmarschall.

Ernst Werner Techow erzählte, Rathenau sei einer der 300 Weisen von Zion gewesen, die heimlich beschlossen hatten, die Welt-herrschaft an sich zu reißen. Die Broschüre, in der dieser ungeheure Plan enthüllt worden, sei zu spät erschienen, die Weisen von Zion hätten sich schon der Welt bemächtigt. Die Techows sind nur kleine Kübel für Meinungen Anderer gewesen. Wer die deutsch-völkische, antisemitische Literatur liest, findet die folgenden Gedankengänge immer wieder: Der Weltkrieg ist von den Finanziers der Entente angezündet worden, die in einer internationalen Freimaurerloge organisiert sind. (Das Motiv wird auch von Ludendorff und mit ein bißchen Vorsicht auch von Wilhelm II. vorgebracht.) Diese Loge beherrscht durch die jüdischen Führer auch die Arbeiterbewegung der Welt, sie hat Deutschland innerlich matt gesetzt. Sie hat sich Rußlands bemächtigt, sie regiert Amerika. Die Gründlichen wissen mehr: Juden haben den Ariern die Religion der Wehrhaftigkeit genommen und sie durch Injektion von jüdischem Christentum geschwächt, denn auch Christus bedeutete eine Methode der Weltverjudung. Das frei lachende Heidentum ward ersetzt durch die Mitleidsreligion des unfrohen Rabbis von Bethlehem.

Unsere deutsche Welt steht vor dem Fiebertod, so sagen und wissen sie, weil alles verjudet ist. Die Industrie, auf der wider Bismarcks Willen das neue Deutschland aufgebaut ist, naturfremde jüdische Spekulation. Der Handel, für den Industriestaat unerläßlich, in Juden Händen. Die Musik, man weiß es seit Richard Wagner, ist jüdische Musik, inzwischen ist von Gründlicheren festgestellt, daß auch Wagner-Geyers Musik jüdisch-sinnlich ist. Die Literatur, abhängig vom großstädtischen Verleger und Käufern, Judenwerk. Die Theater Judenmache. Die Zeitungen Instrumente des Judentums. Die Wissenschaften jüdisch verseucht. Juden haben sich der Medizin bemächtigt. Juden sind die geborenen Juristen und Volkswirtschaftler. Juden schreiben — nicht wahr, Bartels? — die Literatur und Literaturgeschichte. Nur fern von allen Städten, auf kleinen Inseln in Ostpreußen und Pommern, gibt es noch machtlose Kolonien des unverseuchten Deutschtums.

Juden, die Tag für Tag diese Theorien hören, müssen größenwahnsinnig werden. Wie? Sie zählen kaum ein Fünfzigstel der Bevölkerung des Reichs, waren noch vor drei Generationen in enge Quartiere gepfercht, ohne Bürgerrecht, ohne Bürgermacht, und sind im Handumdrehen Herren des Reiches, Herren der Welt geworden? Nie ist den Juden unbedingter gehuldigt worden als in diesen Spekulationen der entschiedenen Antisemiten. Nicht mehr ein legendärer Gott, sondern die erbittertesten Feinde proklamieren das jüdische Volk als auserwähltes, das im Handumdrehen alle geistigen und materiellen Machtpositionen in Deutschland, in Europa, in der Welt an sich gerissen hat. Keine entsetzlichere Geringschätzung der Deutschen ist je ausgesprochen worden! Das deutsche

Volk wird als der große Tolpatsch hingemalt, der sich in die Rolle des dienenden Kolosses willig gefügt hat. David und Goliath? Nein, Däumling siegt über den Riesen!

Vor ein paar Tagen kam ein kleiner Judenjunge, der in der Schule von diesem Geschwätz aus dem Bunde der Aufrechten umnebelt wurde, zu seinem Vater gelaufen und frug voll Stolz: „Sag, bin ich vom Stamme Benjamin?“ Die antisemitische Agitation züchtet den Königsgedanken in den jungen Juden. Diese Jungen, als ungeheure Gefahr eingeschätzt, als Eroberer des Landes, der Welt, des ganzen Zeitalters angesprochen, laufen Gefahr, sich, Mann für Mann, in Größenwahn zu verlieren. In den nationalistischen Hörsälen und Schulstuben werden sie der Weltherrschaft bezichtigt. Wohlán: die verwegenen Jungen nehmen den Schimpf auf sich und sind imstande ihn zu glauben. Nie ist im Juden das Superioritätsgefühl systematischer erzeugt worden als durch diese die Deutschen degradierende Terminologie. Man wird die Früchte dieser stupiden Agitation bald sehen. Eine selbstbewußtere Judengeneration als die kommende hat die Welt noch nicht gesehen, und das Talent zum Selbstgefühl ist bei den Juden nie gering gewesen.

FRANZ HESSEL

DIE SCHIESSBUDE

Zur Aufführung im Theater am Kurfürstendam m.

Habt ihr in einer dieser Mitternächte Matrays, des Mohren Totentanz gesehen? Er schüttet das Geld vom schrägen Tisch des Reichen, Scheine und klirrende Münze, in sich hinein, schlingt, frißt. Und gierig würgend, tanzt er immer wilder und wankender, bis er mit dem letzten salto mortale sich erstickend überschlägt. Saht ihr die Wachsarme und -beine der Tänzerin? Mit wunderbar zerbrechlichen Gliedern und Gesten tanzt sie ihr aufgedrehtes und beschworenes Marionettendasein vor der bunten Schießbude auf dem Jahrmarktsand, durch den mit steilem Steiße das wollige Affentier unheimlich und „natürlich“ gleitet. Verführer und gefährlicher als Menschenfleisch und -bein tanzt sie auf der Tafel des Reichen, der an der schlanken Lebensähnlichkeit ihrer Wachstformen lüstern verkommt, sie bespielt mit fühllosen Händen den Kinderballon, bis er zu ihrer Verwunderung aufsteigt und zerplatzt. Dirnenpuppe, steht sie, automatisch Zigarette rauchend, vor der Bahnbrücke am Lebensrand, ausgeboten von der böslustigen Jahrmarktsfrau und Kupplerin (für diese Rolle gibt eine große Menschendarstellerin die Würde großmütig preis, um in Rummelplatzkorsett und Pumhosen ein unvergeßliches Budenweib zu sein). Kasperle aber, der so frech und schüchtern tanzte, hängt als Schattenpierröt am Schattengalgen. Und zwischen all den leicht in ihren Scharnieren Drehenden stapft und wankt schwer der Schießbudenmann, der Schöpfer. Blind geführt wie Odipus, läßt er sich nachzerren an der Kette seines Tieres zu seinen Verschwundenen, um zuletzt noch die Glieder seiner ver-

dorbenen, zerbrochenen und doch noch einmal geflickten Geschöpfe zu Tanzzuckungen zu beschwören mit der Leierkastenmusik seiner Verzweiflung, die wimmernd verendet.

Das Ganze, von dem man nur so, durcheinander reden kann, ist nichts und will nichts sein als ein Divertissement, die gemeinsame Laune eines Dichters, eines Musikers, einer Malerin, einiger Tänzer und Schauspieler, ein Jahrmarktslied ohne Worte, spielerisch wie die alten Harlekinaden und die neuen russischen Schaustücke, deren Worte wir nicht verstehen und gar nicht verstehen wollen. Aber in unsern Breiten fragt man leider immer wieder nach der tieferen Bedeutung, nach „dem eigentlichen Sinn“, wobei man nach einem weisen Worte Hofmannsthal den Affen gleicht, die mit den Händen hinter den Spiegel fahren, als müsse dort ein Körper zu fassen sein. Viele mögliche Deutungen und Bedeutungen flimmern mit bei solch einem Spiel wie die Farben der Kleider und Kulissen. Der rechtschaffene Zuschauer und Zuhörer lasse sich nicht durch das allzu Erklärerische, Didaktische des beigegebenen Programms oder durch die Vergleichs- und Scheidekünste der Kritik zu der armseligen Lust des Verstehens und zu der Genugtuung, sich „ein Urteil zu bilden“, verführen. Er genieße Farbe der Töne, Klang der Farben, Weißheit der Beine und Puppenschwermut. Dann hat er die Welt im Divertissement, in der Zerstreuung gesammelt.

Die Pariser artistes lyriques haben ihren kriegsgefallenen Kollegen ein Denkmal errichtet, einen richtigen Pierrot im weiten Pierrotkleid mit den dicken Ponpons. Umgürtet ist er mit Tragriemen und Patronentasche; er hat links die Hand an der verwundeten Brust. Der Stahlhelm ist ihm entfallen, der Säbel in seiner Rechten zerbrochen. Mancher mag das frivol finden. Ich finde es entzückend und heroisch.

HANS REIMANN

HUNDSTAGE MITTEN IM HERBST

Vier Zeilen

Geldbeutel und Windbeutel tauschten sich aus
und kehrten umgekehrt nach haus,
der Wind- als Geld- und der Geld- als Wind-.
Wie kompliziert mitunter die Dinge sind!

in memoriam Christian Morgenschweiß.

Schlummerlied

Gummi und Shimmy
Gummischuh und Shimmyschuh . . .
Müde bin ich, geh zu Ruh.
Shimmyschuh und Gummischuh . . .
Komm, Kindchen, schließ die Bude zu.
Gimmi und Schummi, Schummi und Gimmi . . .
wimmi, rummi, dimmi, schlommi, immi, bimmi, gottverdimmi.

in memoriam Hanni Reimimmi.

„Dichten: sich selber richten.“ Henrik Ibsen.

Er kann nur als Typ geprüft und verworfen werden. Der literarische Aspekt ist geringfügig, eine unwichtige Bemühung. Als Subjekt scheint er belanglos; menschlich ist er ohne Reiz und Entfaltung, geistig ohne Explosion; seine Bücher sind die Produkte des kulturlosen Spätlings mit einem gelangweilten Johannistrieb, der aus mancherlei Kulturen ein Reizmittel mischt, wie alle Schreibenden, die weder Phantasie noch schöpferische Veranlagung haben. Er ist ein Bluff, der verplatzt, ein Sinn ohne Gerechtigkeit, ein Verstand ohne Prägung: greift man an das Herz seiner Dinge, fühlt man die leere Höhle. Was er besitzt an eigenem: ist Ehrgeiz, ein Zeichen von Schwäche. Dieser Typ schreibt und schreibt seine faden, unwahrhaftigen, skrupellosen Angelegenheiten und wenn das jüngste Gericht vor den Toren stünde. Er ist ein Mächtetern und bleibt doch ewig nur ein Kannicht. Die Göttin der Literatur stößt ihn zurück und er findet stets in das Boudoir eines dummen Lustweibchens, das Männer (!) hört und Kavalieri züchtet. Der Zentralpunkt dieses Typs ist immer eine anatomische Angelegenheit. Seine lüsterne Weisheit schändet die Erotik; er zeichnet sie mit einem groben Finger und macht sie zu einer parfümierten animalischen Langweiligkeit; ihm fehlt der Eros, denn ihm fehlt die Reinheit, mangelt der Geist und die Demut des Herzens. Sein Raffinement heißt Vergrößerung, er verwechselt immer die Leidenschaft mit der Lust. Dieser Typ hört nie die Stimme der Menschheit oder die Fanfare des Geistes über den Morgenröten; dieser Typ ist nie der Gärtner des neuen seelischen Wachstums, immer nur ist er der Hüter seines lügnerischen Mistbeetes, in dem er als sein eigener Giftpilz ein parasitäres Dasein lebt.

Ich betone: so ist der Typ. Sage ich also Carl Hagemann, nehme ich mir die Freiheit zu einem Symbol; erwähne ich ein Buch, das den Titel „das Schloß im Taunus“ trägt, meine ich wiederum nur die Produktion des Typs.

Werden von ihm Erzählungen gemacht, wird das Motorische, die innere Kraft ersetzt durch äußere Dinge: ein Milieu wird verkitscht, ein alberner Luxus wird geschildert, eine dumme gesellschaftliche Allüre wird angelegt. Erotik wird erborgt: dies täuscht Buntheit und Abenteuerlichkeit vor — sie wird nicht erlebt, denn sie brennt nicht im Blute. Sie bleibt Tapete. Erregtheit wird durch Sekt und Liköre erzeugt. (Ekelhaft!) Ausgewitzte Weiber machen das Leben schön und begehrenswert. Die Männer, deren Besitz anscheinend von der Not der Zeit nicht angenagt ist (sie sind „zumeist Künstler?) und solche, die der Kunst irgendwie nahe stehen . . .“ — (Irgendwie!?), lieben den Pyjama, tanzen herrlich

Boston, geben sich die Haltung von glorreichen Prinzen; die Frauen dieser prächtigen Männer tragen „mit vollendeter Grazie“ „japanische Kimonos“ (Exotik!) und erledigen die „Präliminarien“ der „feinsten erotischen Kultur geschmackvoll, methodisch, zwanglos und kunstvoll gesteigert, diskret und mit allen (!) Verzögerungen“ und namentlich „mit leisem Humor“. Sind sie damit fertig (diese famosen Göttinnen!), bereiten sie die „ausgefallensten Liköre“ und geben ihren erfrischungsbedürftigen Kavaliern „selbsterfundene Drinks“ zu schlürfen. (Feine Burschen müssen das sein! Über einen solchen Dreck, den ich nicht einmal an meinem Stiefel haben möchte, müßte doch die schwärzeste Tinte schamrot werden, da es der Autor nicht mehr kann.)

Woher nimmt dieser Typ den traurigen Mut, den Künstler zu beleidigen, und die nichtswürdige Kühnheit, ein so lügnisches Bild von ihm zu zeichnen? Hat dieser schamlose Typ nie von der Not des geistigen Menschen gehört?

Dieser Typ ist der Schreiber ohne Charakter, ohne Gerechtigkeit, ohne soziales Empfinden. Verursacht haben ihn viele Väter. Er lebt nicht nur aus zweiter, sondern aus hundertster Hand. Immer beweist er die fremde Gnade, die ihn erhält. Was er besitzt, hat er erworben; das Resultat ist abgestandene, trübe Weltliteratur. Er ist mit allen Wassern gewaschen. Er hat alle „einschlägigen“ Autoren gelesen. Von den Indern, Griechen und Römern angefangen bis zu den Naturalisten und Symbolisten der jüngsten Vergangenheit. Aus diesem ungeheuren Lesebrei rührt er sein Sprüchlein, pantscht er seine Geschwätzigkeit und Frivolität. Mit kaltem Haß rückt er seinen literarischen Vorratskammern auf den Leib: bald ist es Aristophanes, Lukian, Petronius, bald Rabelais, Balzac, bald Flaubert und Maupassant und vor allem Oskar Wilde. Dazwischen werden noch einige philosophische Schriftsteller geplündert: im Aphorismus zündet der Bluff am leichtesten, den reizvollen Umweg zur Wahrheit läuft die Lüge am besten.

Der Stil des Typs ist stillos. Der Stil ist das Stigma des Charakters. Meine ich Hagemannsche Mängel, wende ich mich gegen den Sprachschund der ganzen Art. Hagemann schreibt so: „Die meisten saßen auf über den Boden verstreuten Kissen“. Dabei verliert er, wie ich weiterhin festgestellt habe, das Bewußtsein für Dativ und Akkusativ. Das ist ein liederliches Handwerk, das kein Recht auf Druckpapier hat. Man stäupe es!

Alle Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergestalt bekannt, daß sie müßte trivial geworden sein, wenn sie sich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute. *Goethe.*

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Oktoberwoche.

Hugo Stinnes, der auch in diesen Zeiten größter Geldnot erfreulich liquid zu sein scheint, hat um rund 1000 Mill. Papiermark ein Kapitalsdrittel der Berliner Handelsgesellschaft erworben. Was will der Energiekoloss in Karl Fürstenbergs, des Geistigen, Nähe? Was der amerikanisierte Industriekapitän neben dem konservativsten aller Bankherren? Was der Expansiomane neben dem Expansiphoben? Logisch müßte man dies erwarten: In Stinnes verkörpert sich Rhein-Elbe-Siemens; an die Handelsgesellschaft grenzt Otto Wolf und A.E.G.; die neue Liaison könnte also Brücke zwischen den beiden größten Industriekonzernen Deutschlands werden, erster Schritt zur überwältigendsten aller bisher vollzogenen Konzentrationen. Bohrt Stinnes' Gehirn an diesem gigantischen Gedanken? O nein! Sein Blatt, die „Deutsche Allgemeine“, hat in ihrer ersten, kurzen Meldung beruhigend ein ganz anderes Motiv mitgeteilt: „Der Grund der Transaktion ist lediglich in der Verhütung der Abwanderung von Handelsanteilen in das Ausland zu erblicken.“ Wonach Vegesack-Vallentin mit noch größerem Recht als schon zuvor allabendlich ihren Refrain an Hugo erklingen lassen können: „... Ja ja, ich weiß, du tust es nicht von wegen des Gewinnes, du tust es nur als deutscher Patriot...!“

Die Reichsregierung hat eine Reihe ausländischer Wirtschaftskapazitäten nach Berlin berufen, um auch von ihnen ein Votum über das Problem der Währungsstabilisierung zu erlangen. Damit ist endlich der Weg beschritten, der an dieser Stelle wiederholt empfohlen worden ist: Gerade die ausländischen Experten aktiv zur Unterstützung des deutschen Standpunktes heranzuziehen. Denn es ist sicher, daß auch diese Herren nicht zu anderen Ergebnissen gelangen werden, als alle Sachkenner vor ihnen: daß Deutschland selbst nur sehr wenig zur Bremsung des Markverfalls tun kann und daß die ruinöse Legende vom künstlich herbeigeführten Marksturz nur eben Legende ist. Aber diese Mobilisierung des Auslands ist erst ein Anfang. Hier ist einmal vorgeschlagen worden, eine ausländische Kapazität glattweg zur Übernahme des deutschen Finanzministeriums aufzufordern. Nun kommt die Reparationskommission, zum Studium der Währungs- und Haushaltsfrage, nach Berlin. In ihren Koffern trägt sie neue Kontrolldoppeldeutigkeiten. Begrüße die deutsche Regierung sie endlich mit einer Note: sie ihrerseits betrachte (was Wahrheit ist!) jede Möglichkeit zu eigener Einwirkung als erschöpft und fordere die Kommission auf, selbst die Leitung des deutschen Finanzwesens und alle Verantwortung zu übernehmen! Mehr als wahrscheinlich ist, daß solch offenes Wort,

endlich ausgesprochen, Wunder wirken würde. Denn die Reparationskommission kann die Verantwortung gar nicht übernehmen. Sie wird ablehnen und damit zugestehen müssen, daß nicht von innen heraus, sondern nur von außen her eine Sanierung durchführbar ist.

Die Ernte dieses Jahres ist miserabel; nicht nur im Vergleich zur Vorkriegszeit, auch im Vergleich mit 1921, ist das Manko enorm. Zur Übersicht sei hier angegeben, wie sich im Jahre 1913 und 1921 Ernte, Ein- und Ausfuhr und demnach heimischer Verbrauch von Roggen und Weizen stellten; und damit sei die jetzt annähernd festgestellte Ernteziffer von 1922 verglichen:

	Roggen (in Mill. t)			Weizen (in Mill. t)		
	1913	1921	1922	1913	1921	1922
Ernte	10,1	6,8	5,3	4,0	2,9	1,9
Dazu: Einfuhrüberschuß	—	0,1	—	2,0	1,6	—
Davon ab: Ausfuhrüberschuß	0,5	—	—	—	—	—
Bleiben zum Verbrauch	9,6	6,9	—	6,0	4,5	—

So ergibt sich für Roggen: statt 10,1 Mill. To. vor dem Krieg (in den heutigen deutschen Gebieten, nicht im unverkleinerten Deutschland!) wurden dieses Jahr nur 5,3 Mill. Tonnen geerntet. Während damals sogar noch eine halbe Million Tonnen exportiert werden konnten, müßte heute, um den Verbrauch von 1913 zu erreichen, fast ebensoviel importiert werden wie geerntet wurde. Und um auch nur den Verbrauch von 1921 zu ermöglichen, müßte rund 16 mal soviel wie im Vorjahre importiert werden. Ähnlich steht es mit Weizen. Um den Verbrauch von 1913 zu ermöglichen, müßte die damalige Einfuhr mehr als verdoppelt werden, um den Verbrauch von 1921 zu ermöglichen, ist eine Einfuhr notwendig, die das 1½fache der Ernte übersteigt! Da der Preis für 1 Mill. Tonnen Weizen oder Hafer sich gegenwärtig auf rund 20 Milliarden Mark stellt, sind die Kosten dieser Ertragsminderung leicht zu berechnen, — die übrigens nicht nur auf Witterungsungunst (geringeres Erträgnis pro Hektar), sondern auch auf willkürliche Verringerung der Anbauflächen zurückzuführen ist!

Wiederum ist ein Wort über die Preisentwicklung zu sagen. Die Stahl- und Eisenpreise sind soeben wieder erhöht worden, und da z. B. Stabeisen, das im Frieden 98 M. pro Tonne kostete, jetzt mit 98 700 M. angesetzt ist ist genau der tausendfache Friedenspreis erreicht. Das entspricht der vollen Marktentwertung, und es erhebt sich die Frage: wie ist das möglich? Nur das Erz ist in Valuta zu zahlen; Kohle und Löhne, diese beiden anderen entscheidenden Faktoren der Preisbildung, haben noch nicht entfernt die tausendfache Friedenshöhe erreicht, evident ist also, daß hier etwas

nicht stimmt. Und da es sich beim Eisen um ein maßgebliches Element des industriellen Preisniveaus überhaupt handelt, scheint es doch am Platze, daß dem Problem endlich einmal nachgegangen werde. Man sollte meinen, daß die schwerindustriellen Unternehmungen mit exzessiven Gewinnen arbeiten. Die Bilanzen widersprechen dem. Das Rätsel wäre vielleicht gelöst, wenn nachweisbar wäre, daß der Beschäftigungsgrad schlecht ist, und daß die Werke nur den (allerdings unberechtigten) Versuch machen, an den Preisen aufzuholen, was an der Quantität fehlt. Aber auch dies stimmt nicht: der Beschäftigungsgrad ist noch immer gut. Wie also erklärt sich die merkwürdige Antinomie zwischen exorbitant hohen Preisen und auffallend schlechten Bilanzen? Die Industrie selbst sollte endlich eine Antwort erteilen!

Der Gewerkschaftsführer Graßmann erzählte kürzlich, gewisse Abschnitte der bekannten Gewerkschaftsforderungen, namentlich diejenigen, die strenge Einschränkung aller Luxusimporte verlangen, seien von niemandem schärfer bekämpft worden als von Gewerkschaftsmitgliedern selbst. Alle Gruppen nämlich, deren Erwerb von solchem Vorgehen betroffen zu werden drohten, fanden sich plötzlich auf gemeinsamer Linie mit ihren Arbeitgebern zusammen und wehrten sich gegen Eingriffe, die wohl ihrer Weltanschauung, nicht aber ihrem Verdienstbedürfnis schmackhaft sein konnten. Der Vorfall lenkt die Aufmerksamkeit neuerlich auf eine noch immer nicht genügend verstandene Erscheinung, die ein sozialistischer Führer schon vor Jahren als „Arbeiterkapitalismus“ bezeichnete. Wirklich scheinen alle Sozialisten und Nichtsozialisten, die das tatsächliche Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auch heute noch mit Klassenkämpfen betrachten, gründlich im Irrtum. Der Lohnkampf innerhalb der einzelnen Gewerbe hindert nicht, daß die Interessen nach außen hin immer mehr konform laufen; und wenn eine Arbeitgebergruppe klug ist, kann sie heute keine bessere Unterstützung für jede Preiserhöhungs- oder Monopolpolitik finden als eben bei den Arbeitern ihrer Betriebe. Im Reichskohlenrat hat es sich oft genug gezeigt, daß die Arbeitnehmer durchaus nicht Konsumenteninteressen vertraten, sondern sich für jeden Antrag einsetzten, aus dem sie für sich selbst höhere Einkommen erwarten durften. Ebenso geschah es in anderen Industrien. Die ganze Politik der mehrheitssozialistischen Partei erklärt sich aus dieser tatsächlichen Unifizierung von Unternehmer- und Arbeiterinteressen —: nicht der Wille der Führer (wie die Kommunisten glauben), sondern der Druck der Masse drängte sie auf eine Bahn fortwährenden Zusammenarbeitens mit den industriellen Führern. Wenn auch die agrarischen Führer ihre Arbeiter ins Gildeninteresse einzuspannen wüßten, wenn sie nicht die denkbar

idiotischste Kommandierpolitik betrieben, so könnten wir erleben, daß sogar die landwirtschaftlichen Arbeiter ihre Solidarität mit dem Großgrundbesitzer entdeckten und daß die neue großsozialistische Partei mit der Zeit ein sozusagen fast agrarfreundliches Gesicht bekäme. Es wird aber wahrscheinlich noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Landbundeute das kapiert haben!

KARL TSCHUPPIK

CAMILLO CASTIGLIONI'S
RITT NACH DEUTSCHLAND

Die Krone ist tot, es sterbe die Mark!

An der Spitze der Inflationsritter, die aus dem nunmehr gänzlich verödeten Wien nach Berlin gezogen kamen, ritt der Börsen-Condottiere Camillo Castiglioni. Der Name hat den Wohlklang springender Silbermünzen, und der ihn trägt, ist der erfolgreichste Finanzmann des österreichischen Bankerotts, der kühnste und hemmungsloseste Spekulant der Inflationszeit. Er ist im Wien von 1920—1922 ebenso populär, wie es Rothschild im Wien des Kaiserreichs gewesen; der Volkswitz, mit der halb mysteriösen, halb symbolischen Figur beschäftigt, hat den Namen fortlaufend gesteigert: Castiglioni, Castimilliardi, Castibillioni. Der Mann wurde das Wahrzeichen der zwölfstelligen Ziffer, der Fahnenträger der österreichischen Billionen. Diese Gaurisankarhöhe erreichte er in knappen vier Jahren; am Anfang seiner Carrière stand die Null. Und es ist kein Zufall, daß er, der vor dem Kriege ein kleiner Auto-reifenagent gewesen, zu solcher Höhe wuchs. Der alte Reichtum war zu dem Eilzugstempo der neuen Zeit nicht zu haben; er war anderer Art, hatte tausend Hemmungen, und die zarte, sentimentale Seele des alten Wien im Leibe. Mit den Größen vergangener Tage, mit dem Ritter von Taussig, Gustav von Mauthner, Moritz Bauer, mit den Minkus, Sieghart, Kux und Popper hat der neue Typus Finanzmann kaum noch etwas gemein. Der vornehme Albert von Rothschild, der große Mäcen, der Schachspieler und Amateur-photograph paßt zu dem Bilde der Neunzigerjahre, wie Castiglioni zum Wien von heute.

Der Rabbinerssohn aus Triest hat sich nie mit so idyllischen Dingen abgegeben, dazu hatte er keine Zeit. Er schläft seit Jahren täglich kaum mehr als vier Stunden, er hängt um 3 Uhr morgens am Telephon, um mit Zürich zu sprechen, und sitzt um sechs Uhr früh desselben Tages in seinem Salonwagen beim Schreibtisch, während der Fahrt Briefe diktierend, Verträge entwerfend. Die Direktoren und Sekretäre brechen unter dem Gesetz seines arbeitswütigen Körpers zusammen, das er ihnen tyrannisch aufzwingt. Er hat die dritte Frau; die erste entfloh, die zweite entfloh, die dritte erzittert vor dem Ungestüm dieses Mannes. Friedrich Nietzsche

hat einmal davon gesprochen, daß die zu Macht, Ansehen und Geltung gekommenen handeltreibenden Männer bisher weder den Mut, noch die Gabe hatten, in ihren Lebensgewohnheiten zu den Gesetzen ihres Wesens sich zu bekennen, vielmehr die Gepflogenheiten des Adels annähmen, dadurch die höhere Form dieser Lebenskultur bestätigend. Aber er sah den Tag voraus, da kräftige, barbarische Naturen diese Abhängigkeit zerreißen und sich schamlos zum eigenen Wesen bekennen würden. Diese Zeit ist tatsächlich gekommen; der Einbruch gänzlich neuer Elemente in das Gehege der Millionen hat die Welt des Reichtums verändert und einen neuen Typus geschaffen: den Plebejer als Millionär, der äußerlich und innerlich auf die überkommenen Formen verzichtet. Camillo Castiglioni bliebe wahrscheinlich auch dann von der anziehenden Kraft einer alten Gesittung unberührt, wenn es in Wien noch die alte Gesellschaft gäbe. Aber er verzichtet nicht auf den Luxus. Er hat im Wiener Faubourg St. Germain, in der Alleegasse, ein altes Adelspalais gekauft; er hat in diesem Hause kostbare Schätze aufgehäuft und ist der glückliche Besitzer einer der schönsten Frührenaissance-Sammlungen. Nun freilich, er hat gar nichts von einem Mäcen, er hat kein inneres Verhältnis zu den Schätzen und mimt auch nichts dergleichen. Sein nüchtern-wägendes Auge blickt auf sie, wie auf den Inhalt seines Tresors; die Werke der Kunst sind eine Kapitalanlage mehr, eine Form der Anlage, sicherer und beständiger, als manches Papier. So resolut und unsentimental er sich indes in diesen Dingen zu seinem Wesen bekennt, so unsicher ist er doch in einem Punkte: er hat nicht das gute Gewissen der alten Millionen. Die cynische Courage, die neuen Billionen fröhlich als rechtliche Frucht eines außergewöhnlichen merkantilen Talents zu empfinden — diese Courage fehlt ihm. In einem Winkel seiner Seele wohnt der Plebejer, der kleine Mann mit dem schlechten Gewissen und das stille Eingeständnis, daß die neuen Billionen dunkle Schatten werfen.

Es kommt vor, daß er, von der Angst gepeinigt, plötzlich in Tränen ausbricht, Gott anruft und seine Umgebung um Trost und Hilfe bittet. Doch selbst in solchen Stunden spielt er sich selber. Castiglioni ist nämlich einer der größten Schauspieler Wiens. Ein bekannter Wiener Journalist B., der als Gast des Mannes eine Szene mitangesehen, da Castiglioni, von einer geschäftlichen Affäre erschüttert, in Zorn und Raserei geriet, versicherte, nur Zacconi und Novelli hätten an diese Kunst des Spiels herangereicht. Die Tränen stehen ihm jeden Augenblick zu Gebote. Von der Behörde zur Begleichung rückständiger Steuern gemahnt, weinte Castiglioni dem ganzen Instanzenzug vom Finanzrat bis zum Sektionschef und zum Finanzminister seine tränenreichen Verzweiflungsarien vor. Diesen Mann unterscheidet von den fachlichen Lenkern der Finanzen und der Industrie die Gabe, einen großen Teil des Erfolges nicht vom technischen Apparat, nicht von Gehilfen und Mitarbeitern bestreiten zu

lassen, sondern selber zu sichern. Er ist darin vielleicht altmodisch, daß er mit dem ganzen Einsatz seiner Person am Geschäft sich beteiligt, darin aber jedenfalls neu, daß er die primitive Methode psychologischen Bauernfangs in den Dienst der großen Aktion stellt. Er benützt Frauen, Vertraute und Lakeien zur Erspähung von Geschäftsgeheimnissen; er mimt den Verliebten vor der Sekretärin des Konkurrenzunternehmens, um ihr Vertrauen zu gewinnen; er wirbt mit seiner Liebenswürdigkeit und mit dem Charme seines Wesens um die Gunst der Tänzerin A., der er die Fähigkeit zutraut, der geschickte chargé d'affaires bei der heimlichen Verfrachtung edler Valutengüter zu werden; er besticht, nicht mit Geld, mit schönen Worten und Versprechungen, die Telephonistin des großen Berliner Hotels, darin Stinnes wohnt, die Telefongespräche des Gewaltigen abzulauschen und Wissenswertes zu notieren; er mißbraucht alle und jeden. Und bleibt die Zeche schuldig.

Das ist die Methode, der er außerordentlich viel verdankt. Mit dieser Methode hat der kleine Autoreifenagent seine Geschäfte auf dem Balkan begonnen, mit ihr ist er in die Semperit-Werke eingezogen und zum Direktor avanciert, mit ihr weitermarschiert vom Autoreifen zum Äroplan, von der Ware zum Geld. Man hat ihn als den genialen Pionier des Flugwesens gepriesen, der es Österreich ermöglichte, im Kriege eine Luftflotte zu bauen. Es ist wahr, er hat als Erster erkannt, daß man zum Kriegführen Luftschiffe brauchen und daran Geld verdienen werde. Aber seine Genialität blieb auf das Verdienen beschränkt, sie erstreckte sich nicht auf das Bauen; seine Flugzeuge haben viele brave Leute ums Leben gebracht. War dieser Patriotismus immerhin positiv, so darf man die Tendenz seiner Spekulation, der er das eigentliche große Vermögen dankt, einen Patriotismus mit negativem Vorzeichen nennen. Er hat, wie keiner neben ihm mit gleicher Ausdauer, von den ersten Tagen des Gleitens der Krone diesem armen Ding das Todesurteil gesprochen und sich darin durch kein retardierendes Moment, durch kein politisches Zwischenspiel beirren lassen. Gewiß, er hatte den Feldherrnblick, er besaß die kühlere Erwägung, er erfaßte besser als so viele andere das Problem der Inflation; aber wie rührend und menschlich erscheinen die sentimental Naturen, die selbst beim Geschäft dem Wunsch des Herzens nicht Schweigen gebieten können! Auf dem Leidensweg der Krone liegen Bankerotteure, deren Kurzsichtigkeit nur dem Mangel an Cynismus entsprang.

Die Krone ist tot, Herr Castiglioni lebt und freut sich seiner Billionen. Wird er auch in Berlin recht behalten? Der Duft des Sterbens zieht ihn an, er ist entschlossen, das Totenbett der Mark als reichster Erbe zu verlassen.

G L O S S E N

PATRIOTISCHE GRAMMATIK

Grammatik zu lernen, ist für Kinder notwendig, und auch der Staat interessiert sich rechtmäßigerweise dafür. Immerhin will er nicht nur gute Syntaxkenner, sondern auch gute Staatsbürger erziehen. Und ebenso wie in der Gesangstunde die Lieder, in der Religionsstunde die Bibel, benutzt er im Sprachunterricht auch die Lehrbeispiele dazu. Das ist seit vielen Jahrzehnten die Praxis aller Staatsregierungen gewesen.

Da aber die Erfordernisse eines tüchtigen Staatsbürgers nicht allzeit gleich bleiben, ist es zuweilen notwendig, die Lehrbücher diesbezüglich umzugestalten. Die belgische Regierung hat das nach dem Kriege besonders rasch fertig gebracht. Schon 1920 hat sie einen neuen grammatischen Katechismus an den Schulen eingeführt, der den Titel trägt:

„Etude du participe passé“

par A. Noël

Office de Publicité

Anc. Etabliss. J. Lebègue & Co.,

Editeurs

Soc. coopérative Bruxelles, 1920

Darin sind die Beispiele sorgfältig staatsbürgerlich ausgewählt, etwa nach Art dieser wenigen Zitate:

„La guerre mondiale, longuement prédite, savamment préparée et déchainée par l'Allemagne, présente un nombre considérable de vies perdues, de gens ruinés, de régions dévastées... Souvenez-vous-en!“

„N'oublions jamais les atrocités et les crimes que les allemands ont commis.“

„Les nouvelles de sources boches se sont toujours trouvées fausses.“

Woraus man die beruhigende Gewißheit schöpfen darf, daß auch die belgische Philologie nicht versäumt, Volksschüler und Pennäler mit der für einen guten Patrioten erforderlichen Dosis Haß zu durchtränken. Hüben Jungdeutscher Orden, drüben participe passé! Ach, diese Schulmeister, die nicht ans Futurum denken!

RUSSISCHE TÄNZE

Was ist das Wesen des Begriffes „Spiel“, seine seelische Pointe? Die Sinnlosigkeit.

Was ist das Wesen des Begriffes „Leidenschaft“, seine seelische Pointe? Die Sinnlosigkeit. Denn der Sinn der Leidenschaften ist so tief in der zeugenden Natur verborgen, daß wir ihn nicht erkennen. Wir nennen die Leidenschaften sinnlos. „Sinnlose Leidenschaft“ — das ist ein Pleonasmus; eine Leidenschaft ist überhaupt erst Leidenschaft, wenn sie sinnlos ist.

Was ist das Wesen des Tanzes? Seine Sinnlosigkeit. Diese Sinnlosigkeit schwebt über der Grenze zwischen „Leidenschaft“ und „Spiel“: sie hat von beidem etwas, von der heiter-zwecklosen Arabeske und von den dunklen Mysterien der Leidenschaft.

DAS BUCH DER WOCHE

JOHN DOS PASSOS: DREI SOLDATEN

MALIK-VERLAG / BERLIN-HALENSEE

Der Tanz ist das Zünglein an der Wage: in jeder Epoche der Menschheitsgeschichte. Er zeigt an, ob nicht die Leidenschaft schon zur bloßen spielerischen Arabeske geworden ist, oder ob nicht das Spiel ein bloßes Symbol der Leidenschaft. Es gibt tragische Tänze, die nur Leidenschaft symbolisieren: etwa die Tempeltänze der Mysterien. Und es gibt spielerische Tänze, die die Leidenschaft in eine Arabeske spielerischer Sinnlosigkeit auflösen: die Rokokotänze; oder unsere Tänze (den Tango ausgenommen, der tragisch ist). Durch ihre Tänze wird das Tiefste einer Epoche vielleicht am genauesten deutlich.

*

Nun haben wir wieder ein russisches Ballet in Berlin, das „Russische Romantische Theater“ im Apollotheater.

Es ist nicht mehr Nijinsky — der, wie selbstverständlich! dem Wahnsinn verfallen ist. — nicht die Pawlowa, nicht Fokin. Sie werden den Duft einer Rose, „l'esprit de la rose“, das schwerste Narkotikum ihrer Kunst, nicht mehr zu tanzen wagen, auch nicht die animalische Orgie der „Polowetzer Tänze“ aus dem „Prinzen Jigor“, den abstrakten Platonismus Mallarmées im „L'après-midi d'un Faun“ oder „den sterbenden Schwan“ der Pawlowa, das Stübste, Zarteste, Beseelteste, was jemals irgend eine Kunst geschaffen hat. Das sind versunkene Welten.

Aber sie liegen in derselben Linie. Auch dieses Ballett ist von einer waghalsigen, halsbrecherischen me-

taphysischen Verspieltheit. Da ist „die Maïenkönigin“: Gluck, durch Beardsley hindurchgeführt. Da ist das Märchen-Venedig Gozzis, der maskierten Damen, der nächtlichen Serenaden und Duelle, das Venedig Harlekins, Pantalones, der Mohrenknaben: „Les Millions d'Harlequin.“ Da ist etwas Barbarisches aus der Tartarenzeit, so gesehen, wie vielleicht Rimbaud das Barbarentum Afrikas sah: „Gudals Festgelage“.

Und da ist vor allem die Smirnowa, deren Pirouetten jede Erdschwere aufheben.

Sie tanzt unsere Seele beinahe in die Paradiese der Erinnerung hinein, wo die Elfengeister Nijinskys und der Pawlowa vor uns schweben...

*

Was also ist das Wesen dieses russischen Tanzes?

Leidenschaft, auf Arabeske gebracht. Sinnlose Welt; aber eine Sinnlosigkeit, die oft, wie die reinste Musik, dialektisch die beiden Pole des peripheristischsten Spieles und der zentralsten animalischen Naturmächte vereinigt. Dostojewsky, „allotropisch“. „Wirf dich in die ganze Sinnlosigkeit deines Selbst hinein — dann wirst du zum Sinn gelangen!“ sagt Dostojewsky in allen seinen Werken.

Und: „Wirf dich in die ganze Sinnlosigkeit des Spieles hinein, — dann wirst du zum Sinn gelangen!“ sagen die russischen Tänze. Das ist vollkommener Tanz, „Tanz an sich“, Idee des Tanzes. *Willy Haas.*

Steinberg

* Hüte - Kleider - Mäntel - Pelze *

Düsseldorf

Baden-Baden

TISCH MIT BÜCHERN

John dos Passos: *Drei Soldaten* (Malik-Verlag, Berlin-Halensee, broschiert derzeit 350 M.)

Schon auf das englische Original ist im „Tage-Buch“ hingewiesen worden. Nun ist Julian Gumperz' ausgezeichnete freie Übersetzung herausgekommen. Und erneute Lektüre bestätigt, daß die Sensation, die das Werk in Amerika erregte, berechtigt war. Denn dies Buch ist vielleicht das einzige, das von aller kriegserweckten Literatur fortbestehen wird. Mindestens ist es am wenigsten Journalistik, Mindestens ist es am wenigsten Didaktik.

Daß es auch denjenigen, die seine künstlerische Gestaltung versuchten, nicht gelang, mehr als kleine, nebensächliche, reportagehafte Züge aus dem gigantischen Erlebnis Krieg herauszukristallisieren, ist begreiflich. Die Zeit war expansiv, nicht intensiv. Sie ließ im fortwährenden Strudel neuer Ereignisse nicht Kontemplation, nicht Skelettierung des Wesentlichen aufkommen; und was heute tief und urwahr schien, erwies sich morgen schon als Eintagsidee. Merkwürdig aber ist der didaktische, propagandistische Zug, der all dieser Literatur anhaftet. An jede Episode — wir kennen es von Barbusse, — wird sogleich eine These geknüpft, an jede Szene ein Kommentar. Vielleicht war es die Bevormundung von oben, die da abfärbte, die selbst bei den Opponenten die Neigung bestärkte, nun auch ihrerseits zu bevormunden. Jedenfalls scheinen all diese Romane, Dramen und Gedichte dem Leser die Fähigkeit abzusprechen, selbst zu denken, selbst Schlußfolgerungen zu ziehen. Alles wird ihm fertig durchgekaut auf dem Servierbrett vorgeischt.

Dieser Amerikaner dos Passos aber, unbekannt bis dahin, hat es instinktiv fertig gebracht, solche

Peinlichkeit zu umschiffen. Er gibt hundert Szenen; aber alle sind wesentlich. Er glüht von Haß; doch spricht er es kaum aus. Alles Entnervende, Empörende, Unsinnige wird in Handlung gegossen, der Agitator verkriecht sich hinter dem Gestalter. Umso stärker für den Propagandamüden, umso aufreizender die Wirkung!

Ein Pazifist durch Schilderung also, nicht durch Predigt. Aber auch eine besondere Art Pazifist. Denn wenig ist vom Grauen der Schlachten, hingemetzelten Menschen und stöhnenden Verwundeten die Rede. Nur ein einzigesmal, vier Seiten vielleicht von dreihundertdreißig, wird andeutungsweise dies Bild entrollt. Der Schrecken des Buches und der Haß seines Autors ist gar nicht der Krieg, — vielleicht hat er gegen Kampf und Schwert gar nichts einzuwenden. Aber dieser moderne Krieg braucht Armeen, und Armeen sind die schrecklichste Maschinisierung. Gegen diese Maschinisierung schreit dos Passos, diese Einzwängung in Vorschriften, dieser Trott, diese Nummerierung, dies Ausgeliefertsein an stumpfsinnig niederhagelnden Willen Fremder macht ihn rasend. Es ist ein Buch, nicht gegen den Mord des physischen, sondern des psychischen Menschen („In der Armee, da hat ein anständiger Mensch nichts zu suchen“).

Und das unterscheidet es von all seinen Vorgängern! Es hat zum ersten Male entdeckt, was uns alle, die wir draußen waren, in Wahrheit wahnsinnig machte: nicht Strapazen, nicht Entbehrung, nicht Schlachten, Wunden, „Not und Tod“; sondern dies hilflose Eingepreßsein in naturwidrigstes Kuratel, in millionfache Gleichmacherei, in die Herde ohne Willen. Worunter wir litten, war gar nicht der Krieg! Worunter wir litten, das war das Heer!

Frank Furter.

Hans Reimann; Hedwig Courths-Mahler (Paul Steege-
mann, Hannover).

Der sächsische Spieß-Jäger von Beruf, spießt hier im deutschen Dichterwald das anscheinend so lieblich-harmlose Waldvöglein auf, von dem die Bürger glauben, es singe sich ihnen süß ins Herz, während es doch nur einen Klax Unrat in das Lesergemüt fallen läßt. Zwar stehen auch allerlei andere Schnurren und Schnozeln in diesem Büchlein, wie sie der sich eigentlich in seinen Typen selbst verhöhnepelnde Komiker massenhaft hinschleudert; aber das Komischste und zugleich Traurigste darin ist doch die Enttöhlung von Deutschlands gelesenster Dichterin, die zugleich eine Enttöhlung ihrer Leser bedeutet (wie dies Georg Groß' begleitende Zeichnungen noch vernichtender tun). Das drolligste und decouvrierendste Stückchen ist aber gar nicht von Reimann; sondern ein Brief der Dichterin selbst an ihren Verhöner. Und wenn ich nicht einst mit eigenen Augen das Original dieses Briefes gesehen hätte, würde ich sagen: „Reimann, so gut haben Sie noch niemals jemanden veräppelt!“

Ernst Fuhrmann: Das Tier in der Religion (Georg Müller Verlag, München).

Was Wundt im großen System, was Lamprecht in historischen Umblicken versuchten, das führt auf Grund neuen Kunst- und Sprachmaterials, unter besonderer Berücksichtigung der sogenannten exotischen, primitiven, orientalischen Völker, als überaus begabter Dilettant dieser monomanische Forscher weiter. Durch die Bezeichnungen der Tiere, durch die künstlerische Formung der Tiere (mit vortrefflichen Abbildungen) in aller Völker schweift er, ungeheures Material hinstreuend, um das seelische Wesen der Menschheit in den manigfaltig-

sten Ausgeburten aufzudecken. Oft anfechtbar, oft zag tastend, oft danebenhauend, oft mächtige Komplexe erhellend, führt das Buch aus dem Dunkel der Vergangenheit in die Zukunft. Denn solche Bücher wirken für Forschung zwecks Erhellung der Menschheitsurgründe anregender und weiterleitend als akkurate Spezialuntersuchung.

Maurice Renard: Die Blaue Gefahr (Drei Masken Verlag, München) ist der spannendste und phantastischste, zugleich geistvollste und durchgearbeiteste moderne Abenteuerroman, den ich in den letzten Jahren las. Mit Bewußtsein schreibe ich diese Superlative hin und unterstreiche sie hiermit nochmals, denn dieser Renard erreichte ein bis jetzt für diese Art des Romans ungekanntes Niveau, nicht nur, weil hier ein wissenschaftlich und künstlerisch geschultes Hirn sich eine genial-phantastische Ausschweifung erlaubte, sondern weil durch diese ungeheuerlichen Geschehnisse aufrüttelndes Ethos und radikale Kritik unserer Epoche schwingt.

Kakuzo Okakuro: Die Ideale des Ostens (Insel-Verlag, Leipzig).

Der wissensreichste und großherzigste Kunstgelehrte Japans gibt in diesem Buche, grundgelehrt und doch jedermann verständlich, einen Überblick über die Ideenkomplexe des Ostens und zeigt, wie diese in der Kunst Asiens Form gefunden haben. Mit einigen kritischen Hinblicken auf den Westen enthüllt er, wie die Ideenmanigfaltigkeit des riesigen Asiens doch eine große

*Nur Billiges kann zu teuer sein —
Ordinare Drucksachen meiden —
Gute mit Geschmack und Geschick
herzustellen —*

Verlag: Merkur-Verlagsanstalt, Berlin W 62

Einheit bildet, und wie Religion, Denken, Politik, Kunst, Philosophie der östlichen Bezirke durch die Untersuchende zu einem ungeheuren geistigen Organismus zusammenschmolzen sind. Der Europäer, dies strömende Buch lesend, kommt sich ganz klein vor . . . und soll dennoch trotzig das Haupt erheben: Auch wir, Kakuzo, haben das Unsrige versucht . . . und wenn wir zerrissener, zersplitterter, uneinheitlicher in der Auswirkung unseres Geistes sind, so bedeutet das unsere Tragik, nicht unsere Minderwertigkeit.

K. P.

FILM

ATLANTIDE

Als ersten in Deutschland vorzuführenden französischen Großfilm zeigte man die zerdehnte „Atlantide“ nach des Pierre Benoit akademiepreisgekröntem afrikanischen Wüsten-Roman (dort nämlich blühe als Oase verborgen noch ein Fragment des durch die Jahrtausende spukenden, sagenhaft versunkenen Erdteils Atlantis).

Alles was sich da in Innenräumen abspielte, war regiemäßig schlecht . . . und schauspielerisch noch schlechter . . . und am schlechtesten die sentimental-grausigen Geschehnisse. Das alles machen unsere Lubitsche und Joe Mays viel besser. Gänzlich geschlagen aber wurden unsere Lubitsche und Mays mit ihrer märkischen Streusandbüchse und ihrer Havelufererotik durch die Wüstenaufnahmen des französischen Kol-

legen Feyder. Wie da Sand, Himmel und nacktes Gestein zu einer Sonnen-Symphonie zusammenwuchsen, wie sich dies Nichts von reizloser Landschaft zum zauberischen Bild formte, wie man — auch in der Photographie noch — das unbarmherzige Licht sah und fühlte . . . das hieß die tote Wüste zu einer üppigen Weide (für die Augen) werden.

Entzückt und erschüttert sah ich oftmals die großen Russinnen den „sterbenden Schwan“ tanzen. All diese himmlischen Tänzerinnen aber wurden wiederum geschlagen durch ein sterbendes Kamel, das einsam in der Sahara verreckte. Als dies riesige häßliche Tier langsam in sich zusammenbrach, als es schwanengleich den Hals schmerzlich-erstaunt zum sinkenden Leibe neigte, da stiegen in mir altem Theater- und Kinogänger Tränen auf, die keine Krokodilstränen waren, noch nervöse Rührung über den virtuosen Tod eines Mimen, sondern aus jener Trauer sich gebaren, die man als Kind fühlte, wenn ein Vogel oder Hund, mit dem man oft im Hause spielte, plötzlich tot war.

Kurt Pinthus.

UNS SELBST BETREFFEND:

I.

Unseren Lesern sei folgendes Gutachten der Berliner Handelskammer (Nr. 19 781/22 XII A. 4) mitgeteilt, dem ähnliche schon früher vorausgingen:

„Beim Abonnement auf Zeitschriften wird nach Handelsbrauch

BERLIN W. 8 10/32 P S	SLAWIE	UNTER DEN LINDEN 5 10/50 P S
SLABOU WECHSELMANN		

die bestellte Zeitschrift dem Abonnenten so lange geliefert, bis er sie abbestellt. Es ist auch schon in gerichtlichen Entscheidungen ausgesprochen worden, daß nach Verkehrssitte nicht abbestellte Zeitschriften weitergeliefert werden und das Behalten der gelieferten Nummern als Annahme des Weitergelieferten gilt. Die Breslauer Handelskammer hat einen solchen Handelsbrauch für periodische Druckschriften ebenfalls als bestehend bezeichnet; auch die Gerichte in Leipzig haben einen allgemeinen Gebrauch im deutschen Buchhandel festgestellt, nach welchem einem Privatmann die von diesem abonnierte Zeitschrift nach Ablauf des Abonnements weitergeliefert wird, wenn es nicht vor Beginn des neuen Jahrganges aufgekündigt ist oder er die Zeitschrift nur für eine be-

stimmte Zeit zu haben wünscht. Eine bei Beginn des Abonnements erfolgte Vorausbezahlung ändert nichts an der Verpflichtung des Belieferten zur Bezahlung, wenn er die Weiterbelieferung nicht ausdrücklich abbestellt und sie angenommen und behalten hat."

II.

Die fortwährend wachsende Spanne zwischen deutschem und Auslandsgeldwert veranlaßt uns, für unsere ausländischen Bezieher jetzt Preise in fremder Währung festzusetzen. Sie sind außerordentlich niedrig gehalten. Der Quartalspreis beläuft sich für:

England auf 5 Schilling,
Vereinigte Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China auf 1 Dollar,
Holland auf 2½ Gulden,



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR 59

GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHMIDDE
EINMAUER
SCHWÄNKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

Schweiz, Spanien auf 5 schweizer.
Franken,
Skandinavien auf 5 schwed. Kronen,
Frankreich auf 10 Franken,
Italien, Rumänien auf 12 Lire,
Tschecho-Slowakei auf 15 Kronen.

Die Überweisung erbitten wir per
Scheck oder Wertbrief.

III.

Der Einzelverkaufspreis des Heftes ist von dieser Nummer ab auf 40,— M. festgesetzt.

ANEKDOTE

BERLINER ZUCKERKRANKHEIT

Schwarzschild setzt sich, vertieft Zeitung lesend, ins Kaffee. Als ihm der Mokka gebracht wird, sieht er, daß der Zucker fehlt.

Verträumt winkt er dem Kellner: „Sagen Sie, Herr Ober, kommen's mal her . . . : haben Sie keinen Zucker?“

„Psst, nicht so laut, Herr . . .
Aber . . . vier Waggons draußen

am Schlesischen Bahnhof hätt' ich schon . . .“

„Aber das mein' ich ja nicht. Ich mein': ob Sie nicht ein Stückchen Zucker haben . . .“

„Jaso! Aber was fällt Ihnen denn ein! In ganz Berlin gibt's keinen Zucker!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 42):

Tagebuch der Zeit

Gustav Stern: Benesch

Stefan Großmann: Die Richter im
Tschow-Prozeß

Alfred Kerr: Gutachten in Sachen
Carl Einstein

Kurt Pinthus: Gotteslästerung

Tagebuch der Wirtschaft

Leopold Schwarzschild: Das ver-
goldete Goldverbot

Glossen

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.:
Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen
Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen
Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt
Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.
Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H.

BERLIN W 8, nur Friedrichstraße 189

Die hervorragendsten Instrumente u. Künstler-
Aufnahmen / Orchester / Gesang / Tanzplatten
Vorspiel ohne Kaufzwang

„Grammophon“
Eingetragene Schutzmarke



Die besten
Armblätter

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*

Bedienung auch in tschechischer Sprache

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.

KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243

NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE • TEL. STEINPLATZ 13308

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

Bekannt wird Ihr Name
durch Karo-Reklame

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstr. 123. b

Fernsprecher: Nollendorf 3396

— Fernsprecher: Lützow 4931

EMIL HEINICKE A*G

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK : MARIENDORF 

Hamburger Handels - Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Aktienkap. 150 000 000 M. Hamburg Reservkap. 60 000 000 M.

Telegr.-Adr.: Hacombank / für Sekretariat: Carlebank / Ferngespräche F 117, 118, 119
Stadtgespräche Hansa 1342, 1343, 5473. Elbe 3444, 3486, 3490 / Girokonto: Reichsbank

Ausführung sämtlicher bank-
geschäftlicher Transaktionen

An- und Verkauf und Beleihung von Wertpapieren : Kupons - Einlösung
Errichtung laufender und Scheck-Konten : Kommissionsweiser An- und
Verkauf von Waren im In- und Ausland : Akkreditive und Anzahlungen
für Warenbezüge

K R Z I W A N E K

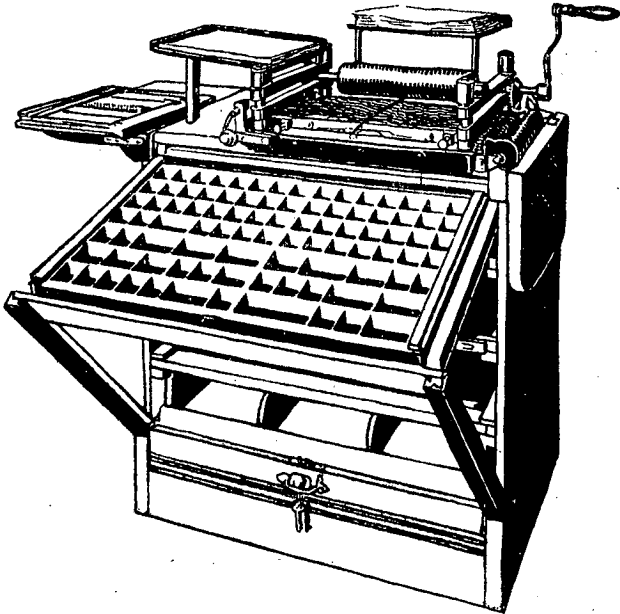
die berühmte Wiener Gasclette
ECHTE WIENER KÜCHE

BERLIN / Ecke Friedrichstraße und Mittelstraße
TELEPHON , ZENTRUM 4084

Gebildete Dame

sucht Gelegenheit zu englischer Konversation.
Offerten an die Redaktion des „Tage-Buches“.

FREHO



Typenflachdrucker

ist die Maschine, die Sie brauchen. „FREHO“ macht wirklich „getippte“ Abzüge auf jedem beliebigen Papier in unbegrenzter Anzahl und wirbt Ihnen dadurch neue Kunden. Mit „FREHO“ können Sie auch alle Preislisten, Liniaturen, Klischeeabzüge (Strichzeichnungen) usw. machen. Verlangen Sie sofort unser ausführliches Spezial-Angebot.

Komm.-Ges. Hoffmann & Co.

BERLIN W 35, Potsdamer Straße 43a

Fernspr.: Lützow 6838. Telegr.-Adresse: Frehozentrale Berlin

Duncker & Humblot / München XII / Theresienhöhe 3c

Sinzheimer — Francke — Lotz

Die geistigen Arbeiter

Zwei Bände

(Schriften des Vereins für Sozialpolitik Band 152, I und II)

Band 1 (8°, XII, 479 Seiten)

Freies Schriftstellertum und Literaturverlag
Herausgegeben von Professor Ludwig Sinzheimer † (München)

Inhaltsübersicht:

1. Das Schriftstellertum von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gründung des Deutschen Reiches. Von Dr. H. H. Borchardt, a. o. Professor für Literaturgeschichte a. d. Universität München.
2. Die Wesenszüge des schriftstellerischen Schaffensprozesses. Von Dr. Werner Mahrholz (Berlin).
3. Ueber die Lage der freien Schriftsteller seit der Gründung des Deutschen Reiches. Von Dr. Max Teichmann, Rechtsanwalt in Leipzig.
4. Schriftsteller und genossenschaftliche Selbsthilfe. Von Dr. August Müller, Staatssekretär a. D.
5. Die Fachvereine des freien deutschen Schriftstellertums. Von Dr. Bruno Rauecker (München).
6. Geschichte, Grundsätze und Anwendung des Urheber- und Verlagsrechtes. Von Dr. Philipp Allfeld, o. Prof. a. d. Universität Erlangen.
7. Betrachtungen zur Reform des Urheberrechtes und Verlagsrechtes. Von Prof. Dr. Albert Osterrieth (Berlin).
8. Die Bezahlung des wissenschaftlichen Schriftstellers. Von Dr. Ludwig Feuchtwanger, Verlagsleiter u. Rechtsanwalt in München.
9. Reformvorschläge zum Deutschen Urheber- und Verlagsrecht. Von Dr. Max Teichmann, Rechtsanwalt in Leipzig.
10. Das Arbeitsrecht der Schriftsteller. Von Dr. Heinz Potthoff (München).
11. Finanzpolitik und Schriftstellerfrage. Von Dr. Leo Zeitlin (Berlin), Mitglied des Reichswirtschaftsrates.
12. Die Sozialisierung des Literaturverlags. Von Dr. Leopold v. Wiese, o. Prof. a. d. Universität Köln.
13. Die Sozialisierung des Verlages. Von Dr. Julius Bunzel, Oberfinanzrat in Graz.
14. Der wissenschaftliche Autor und der Verleger. Von Dr. Dr. Adolf Wach, o. Prof. a. d. Universität Leipzig.
15. Gutachten über das Gesamtgebiet der Schriftstellerfrage. Von Dr. Karl Bücher, o. Professor a. d. Universität Leipzig.

Band 2 (8°, VI, 175)

Journalisten und bildende Künstler

Herausgegeben von Prof. Ernst Franke † und Prof. Walther Lotz

Inhaltsübersicht:

1. Grundlinien der äußeren und inneren Gliederung des Schriftstellertums und Verlages. Von Dr. Adolf Braun, M. d. R., Hauptschriftleiter der „Fränk. Tagespost“, Nürnberg.
2. Die Lage des deutschen Zeitungsgewerbes. Von Dr. Martin Carbe, Generalbevollmächtigter der Firma Rudolf Mosse, Vorsitzender des Präsidiums der Vereinigung großstädtischer Zeitungsverleger (Berlin).
3. Die Berufsvereine des deutschen Journalismus. Von Cajetan Freund, Schriftleiter der „Münch. Zeitung“ (München).
4. Die Lage der festangestellten Schriftleiter und Mitarbeiter im deutschen Zeitungsverlag. Von Dr. Friedrich Treß, Verlagsdir. d. „Münch. Neuesten Nachrichten“ (München).
5. Die derzeitige wirtschaftliche Lage der bildenden Künstler. Von Fritz Hellwig, Schriftl. des Reichswirtschaftsverbandes bildender Künstler Deutschlands (Berlin-Zehlendorf).

Bd. I: Preis 360 Mk. Bd. II: Preis 140 Mk. Preisänderung vorbehalten.

Mit diesen beiden grundlegenden Bänden liegt das Hauptwerk über die Notlage der geistigen Arbeiter vor, deren Herabsinken in ein erbarmungswürdiges Proletarietdasein immer mehr zum brennenden Kulturschaden in Deutschland und Deutsch-Oesterreich wird.

Die beiden Bände erscheinen zum 50jähr. Jubiläum des Vereins für Sozialpolitik und krönen dessen umfassende Publikationstätigkeit, die seit 1872 etwa 250 Bände umfaßt.

DUNCKER & HUMBLOT

MÜNCHEN / THERESIENHÖHE 3c

Neu erscheint:
Georg Simmel †:
Lebensanschauung
Vier metaphysische Kapitel

Inhalt: 1. Die Transzendenz des Lebens. — 2. Die Wendung zur Idee. — 3. Tod und Unsterblichkeit. — 4. Das individuelle Gesetz. — V und 245 Seiten
Tagespreis: geh. 240 M., gebd. 480 M.
Das letzte nach seinem Tode erschienene Werk des Philosophen!

Der Hingang dieses Philosophen erinnert an höchste Vorbilder antiker Geistesfürsten. Die Gewißheit einer furchtbaren Krankheit wird eines Tages, plötzlich, unerwartet, dem rüstigen Denker. Und nun verschließt sich der Todgeweihte in die Stille seines Gelehrtenheims, ordnet seinen Nachlaß, diktiert ein begonnenes Werk zu Ende, denkt, forscht und formt mit der gleichen Ruhe, die alle seine Untersuchungen lenkte. Mit seinem letzten, dem tiefsten Schmerz abgerungenen Schaffen hat dieser Mann das Größte menschlichen Lebensstils geleistet. Er, der die Einheit des Lebens und des Todes in einer seiner tiefsten Studien aus der Mystik ins Bewußtsein hob, hat angesichts des großen dunklen Verneiners das Mysterium des schöpferischen Geistes zelebriert.

Voss. Zeitung 1918.

Mystik und Nationalismus

Von

Christian Janetzky

ord. Professor der Literaturgeschichte
an der Technischen Hochschule Dresden

82 Seiten

Tagespreis 60 Mk.

Der Nachfolger Walzels auf dem Dresdner Lehrstuhl klärt hier in straffster Gedankenarbeit Begriffe, die unter dem Modewort „Religiöse Sehnsucht“ einer gefährlichen Verwischung und Verwilderung ausgesetzt sind. Mystik ist keine Gefühlsschwärmerei, sondern ein streng gezüchtetes Durchdenken aller Wirklichkeit bis in ihre äußerste Konsequenz. In der kleinen Schrift ist, besonders durch Analyse der historischen Erscheinungen echter Mystik, ein seltener Reichtum von Problemen und Stoffen klar und anregend verarbeitet.

Werner Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben

12. u. 13. Tausend. XXVI u. 476 Seiten Gr.-8°.

Preis: geh. 480 Mk., geb. 960 Mk.,
Halblederbanb 2400 Mk.

„Das Standardwerk des ganzen Zeitalters über Juden und Judentum.“

„Sombarts Darstellung macht durch ihre überaus scharfsinnige und vielseitige Fragestellung die Einzelforschung über jüdische Wirtschaften und jüdische Wirtschaftslehre erst möglich und fruchtbar. In diesem Sinne ist das Buch eine wissenschaftliche Tat ersten Ranges.“

Schmollers Jahrbuch 1911.

„Ein ungeheures Material ist aus allen möglichen Wissensgebieten zusammengbracht und in der vorbildlichen Weise geordnet und gegliedert worden, die Sombarts größte Begabung ist; und dieser Stoff ist in einer quellenden, lebendigen Sprache dargestellt, die um so mehr und besser überredet, als sie von tausend glücklichsten Nebengedanken und Ausblicken sprüht, im besten Sinne des Wortes „geistreich“ ist. Da ist nirgends eine Sandbank im schnellfließenden Strom dieser Darstellung.“

Neue Rundschau 1912.

Werner Sombart: Luxus und Kapitalismus

VIII und 220 Seiten

Tagespreise:

geh. 180 Mk., in Ganzleinenband
420 Mk., handgeb. Lederbd. 3200 Mk.

Aus dem Inhalt:

Die neue Gesellschaft. — Die Säkularisation der Liebe. — Der Sieg des Illegimitätsprinzips in der Liebe. — Die Kurtisane. — Die Fürstenhöfe. — Die Nachfolge der Kavaliere und Protzen. — Sieg des Weibchens. — Der Ebluxus. — Der Wohnluxus. — Die Geburt des Kapitalismus aus dem Luxus.

Das Grundproblem des Zeitalters, der Anteil der Gottheiten „Krieg“ und „Luxus“ am Aufbau des Kapitalismus, wird in diesem Buch in der virtuosen Weise Sombarts durch glänzende Schilderungen der Höfe und Großstädte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts behandelt. Wie der Luxus, ein legitimes Kind der illegitimen Liebe, den Kapitalismus zeugte, mag man hier nachlesen und dann selbst die Folgerungen für den heutigen Tag ziehen.

Gute Bücher

in künstlerisch. Ausstattung auf holzfreiem Papier u. in festen Halbleinenbänden bietet der **Volkerverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestr. 8a** seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberechnet und postfrei.

Soeben erschienen:

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow
Hauff: Lichtenstein
Kappstein: Religionen d. Menschheit, 2. Teil
Keller: Die Leute von Seldwyla
Sinclair Lewis: Hauptstraße

Ludwig: Zwischen Himmel und Erde
Reuter: Franzosentid, Stromtid, 1. Teil
Stifter: Bunte Steine
Pichte: Die Bestimmung des Menschen.
Anweisung zum seligen Leben. Herausg. von Prof. Dr. Aug. Messer.

Demnächst erscheinen:

Eduard von Hartmann: Das sittliche Bewußtsein
Franz Dülberg: Vom Geist der deutschen Malerei, mit 24 Bildern
Nibelungenlied, übersetzt von Dr. Karl Wolfskehl
Andersen (H. C.): Märchen, 1 Band, ill.
Reuter: Ut mine Stromtid, 2. und 3. Teil
Dickens: Die Pickwickier, 1. Band

Schumann: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker
Keller: Gedichte
Stifter: Studien, 1. Band
Deutsche Volkslieder des Mittelalters, ausgewählt von Prof. Dr. Fritz Kern
Roda Roda: Morgensonne, Morgenland
Bilderbuch: Propf-Kopfsch. „Die Heinzelmännchen“ mit 25 farbigen Bildern

Gesamtausgaben von Andersen, Dickens, Pichte, Goethe, Hauff, E. T. A. Hoffmann, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare, Stifter

Als Werbeband wird auch an Nichtmitglieder abgegeben:

Sinclair Lewis: „Die Hauptstraße“

Die Geschichte der Carola Kennivott. Aus dem Amerikanischen übersetzt. 384 S. Original-Halbleinen. Preis Mk. 250.— zuzüglich Porto und Verpackung

V I V A

Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten G. m. b. H.
Berlin SW 61

Soeben erschien:

Artur Holitscher

Stromab die Hungerwolga

Preis ca. M. 60.—

Herausgegeben vom Auslandskomitee zur Organisierung der
Hungerhilfe für die Hungernden in Rußland

Der Verfasser schildert in seinem Werke die Erlebnisse seiner zweiten Rußlandreise, die er im Auftrage des Auslandskomitees unternommen hat und die ihn in die Hauptgebiete der Hungersnot führte.

Holitscher erzählt in seinem Buch sehr schlicht, was er sah und erlebte.

Die Schrift verdient weiteste Verbreitung.

Das Preisausschreiben der Richard-Oswald-Film-A.-G.

Nach gewissenhafter Prüfung der eingelangten Manuskripte sind wir zu folgendem Entschluß gekommen:

Unter den Einsendungen befindet sich keine Arbeit, von der wir hoffen dürften, daß ihre Ausführung dem deutschen Film entscheidende neue Wege weisen würde. Kein Manuskript hat die bedingungslose Zustimmung aller Preisrichter gefunden. Dagegen hat uns die Fülle der beachtenswerten und geistvollen Manuskripte überrascht. Aus diesen wertvollen Arbeiten haben wir vier Manuskripte ausgewählt, die Anspruch auf besondere Würdigung erheben dürfen. Diese vier Manuskripte, die den Verfassern wieder zur Verfügung gestellt werden, sind mit Trostpreisen von je 50 000 Mark bedacht worden.

In Gegenwart des Rechtsanwalts und Notars Herrn Richard O. Frankfurter wurden die Umschläge, auf welchen die Kennworte wiederholt waren, geöffnet. Die Namen der Verfasser sind:

Stadtrat **Bruno Taut**, Magdeburg (Kennwort: Unsere Welt ist leicht. Filmtitel: „Pantinglück“.)

Walter **Petry**, Berlin-Steglitz. (Kennwort: Briareus. Filmtitel: „Mord an der Langeweile“.)

Hans **Roselleb**, Münster i. W. (Kennwort: Vom Prunkfilm zum Spielfilm — zum Sinnfilm. Filmtitel: „Die Wiedertäufer“.)

Arnolt **Bronnen**, Berlin und Bert **Brecht**, Augsburg. (Kennwort: Gauguin. Filmtitel: „Robinsonade aus Assuncion“.)

Den übrigen Einsendern werden die Manuskripte auf Wunsch kostenlos zurückgesandt. Mitteilungen sind unter Wiederholung des Kennwortes an die Verwaltung der Wochenschrift „Tage-Buch“, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123^B, zu richten.

Stefan Großmann Hans Kyser Alfred Polgar Richard Oswald

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Novemberwoche

Ob der Reichsfinanzminister Hermes einige Dutzend Flaschen Wein billiger als billig bezogen hat, das ist wurst. Korruptions-schnüffelei ist ein klägliches Gewerbe, und die Flohsucher, die es betreiben, sind meist selber geflickte Existenzen. Aber es ist natürlich notwendig, daß das Reich zu dem obersten Lenker seines Finanzwesens Vertrauen habe. Der Gedanke, daß der wichtigste Rechner des Reiches nicht von strahlender Integrität sei, ist bedrückend. Es gab mithin eine einzige Instanz, die Herrn Hermes zu analysieren und zu röntgenisieren hatte, das war der Deutsche Reichstag. Vor Gericht entscheiden juristische Gesichtspunkte, vor dem Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags gaben nur politisch-moralische Erwägungen den Ausschlag. Sagt der Reichstag zu Hermes Ja und Amen, so ist das Urteil eines mittleren Landgerichtsrates mit samt seinen Beisitzern nebensächlich. Trotzdem steht jetzt der Reichsfinanzminister seit ein paar Tagen, während er zu Verhandlungen mit Barthou und Bradbury nötig wäre, an der Zeugenbarre des Landgerichtes I in Moabit und muß seinen Pelz hinhalten, damit man darin Läuse suche. Ein klägliches Schauspiel. Ein Panama, wenn's eins ist, von schäbigster Kleinlichkeit. Die schlechteste Figur dieses höchst langweiligen Theaterstücks ist im Gerichtsaal nicht da, es ist der Deutsche Reichstag. Wäre er eine Versammlung von innerer Souveränität, so dürfte er nicht irgendein Landgericht gewissermaßen als höhere Instanz zulassen. Der Reichstag hatte Herrn Hermes zu wägen und vielleicht zu schwer oder zu leicht zu finden. Aber nur der Reichstag! Daß die langwierigen Untersuchungen im Ausschuß jetzt als nebensächlich beiseite geschoben und die Entscheidung über den obersten Finanzbeamten des Reichs in die Hände eines Landgerichtsdirektors gelegt werden, das ist charakteristisch für den subalternen Charakter dieses Parlaments, dem der Wille zur letzten Verantwortung fehlt.

Die Erhardtleute — und der Erhardtismus reicht bis zu dem verstorbenen Noske — jubeln über Mussolinis Sieg. Das moussiniert und mussoliniert sich eine Zukunftslinie der deutschen Politik vor, ohne zu bedenken, daß in den nächsten zwanzig Jahren militärische Formationen wie die faschistischen hier undenkbar sind. Am drolligsten und, wie immer, am gedankenlosesten wird der

Mussolini-Jubel in Bayern getrieben. Das dümmste Blatt der dümmsten Stadt, die „Münchener Neuesten Nachrichten“, bringen gleich hinter ihrem freude-taumelnden Artikel die Meldung, daß die Eisenbahn-Verbindungen über den Brenner abgeschnitten sind. Auch der Post- und Telegraphenverkehr mit Tirol ist unterbrochen. Was bedeutet das? Südtirol, das deutsche Bozen, schon so oft von faschistischen Banden überfallen und vergewaltigt, kann die Tiroler Brüder nicht einmal anrufen, sei's zur Hilfe, sei's, um zu beruhigen. Der Sieg der Faschisten bedeutet die jäheste Verwelschung Bozens. Kein Tiroler, der nicht gesenkten Hauptes an die Stadt des Walter von der Vogelweide denkt. Aber die Bayern, so eng mit den Tirolern verknüpft, vom selben bajuwarischen Stamm? Der Sieg der Gewalt ist ihnen so preisenswert, daß es sie nicht einmal stört, daß die eigenen Stammesbrüder diese Gewalt im Nacken spüren.

Die Entente hat den Anschluß verboten. Aber niemand kann uns hindern, den Deutschösterreicher als Brüder anzusehen und zu behandeln. Ein paar Beispiele dieser brüderlichen Praxis:

1. Ein junger Kärntner — Paul Wedenig — hatte sich, um Oberschlesiens willen, zur Reichswehr anwerben lassen. Bei Bandenkämpfen erhält er von den Polen einen Steckschuß. Als er aus dem Lazarett kam, war die schlesische Frage erledigt. Was anfangen mit dem jungen Kämpfer? Man steckt ihn ins Gefängnis. Dort sitzt er zwei Wochen, weil er nicht nachweisen kann, daß er seinerzeit die Grenze „befugt“ überschritten. Jetzt ist er wieder zu Hause in Kärnten. Seine Anschlußfreudigkeit hat gelitten.

2. Vor 15 Jahren ging ein steirischer Bergmann nach Westfalen. Er arbeitet heute noch auf derselben Zeche. Damals konnte er aus triftigen Gründen seine ihm angetraute Frau nicht mitnehmen. Er läßt sie jetzt nachkommen. Aber die Wiedersehensfreude wird gestört. Der Polizeidirektor von Bochum verweigerte dem Ehe- weib des seit 15 Jahren dort ansässigen Bergmanns die Aufenthaltsbewilligung. Die Frau wird ausgewiesen. Der Mann kann dableiben und im Bergwerk weiterklopfen. Österreichischer Bruder!

Hingegen kann die Berliner Polizeibehörde auch liberal sein. Wenn es sich nämlich um die aus Wien, Triest, Pest, Krakau, hergelockten Inflationshyänen handelt. Keiner von den Mark-Mördern, die jetzt ihren großen Fischzug tun wollen, ist bisher ausgewiesen worden. Die Herren Castiglioni und Bosel residieren schon im Tiergartenviertel. Ungestört. Und gerade da wär' etwas weniger Brüderlichkeit am Platze.

Auf unsere Betrachtungen über die Besetzung des deutschen Außenministeriums (Nr. 43 des „T.-B.“) sendet uns Herr Reichstagsabgeordneter Dr. Breitscheid eine Erklärung, auf deren Abdruck er Wert legt. Die wesentlichsten Sätze lauten: „Sie schreiben, ich sei soeben mit allerhand Schuldenprojekten in

London gewesen und fügen hinzu, es werde getuschelt: sogar auf Einladung Lloyd Georges. An diesen Andeutungen ist nur soviel richtig, daß ich kürzlich in England gewesen bin. Die Reise trug aber vollständig privaten Charakter. Ich hatte weder „Schuldenprojekte“ mitgenommen, noch war ich mit einer anderen offiziellen oder halboffiziellen Mission betraut. Auch bin ich nicht von Lloyd George eingeladen gewesen. Ich habe Lloyd George gar nicht gesehen.“

In Warmbrunn konnte man an einem Herbstsonntag das Schauspiel mit ansehen, wie schlesische Mädchen vor der früheren Kronprinzessin Cäcilie beim Betreten der Kirche auf die Knie fielen und den Saum ihres Kleides inbrünstig küßten. Kein Wunder, daß der Adel royalistisch ist: point de monarche, point de noblesse läßt sich in Umkehrung eines Wortes Henri IV. behaupten. Aber warum stürzt das schlesische Volk vor der entthronten Prinzessin in die Knie? Erstaunlich und doch selbstverständlich. Unverständlich nur den Politikern, die Politik durch logische Gesetze bestimmt wähen. Phantasie aber ist die Dominante der Volksseele. Das wußte der alte Disraeli, als er seine bürgerlich-behäßige queen zur Kaiserin von Indien proklamierte. Gegen die Phantasie kommen weder Argumente noch Tatsachen auf. Eine noch so schlechte Dynastie ist das lebendige Symbol der historischen Continuität. Ein Herrscherhaus mag sündigen, soviel es will; sobald es ihm gelungen ist, sich von der Legende umranken zu lassen, ist es für alle Ewigkeit im Volksbewußtsein eingewurzelt. „Geschichte ist eine große Anekdote“, sagt Novalis. Schlechtere Könige als die Stuarts, die konsequent antinationale Politik trieben, hat es kaum gegeben. Die Stimme der Nation brüllte „No popery“, aber die Stuarts steuerten das Staatsschiff im Kielwasser der gerade geschlagenen spanisch-päpstlichen Armada. Trotzdem gingen Tausende der Besten für die liederlich-liebenswürdige Dynastie freudig in den Tod. Cromwells Republik hatte in unerhörtem Siegeslauf die Flagge des britischen Freistaates furchtbar gemacht, aber die Nation küßte demütig die schöne Hand des heimkehrenden Carls II. Unsere waffenlose Republik hat keinen Cromwell, die Hohenzollern sind nicht von Anton van Dyk, sondern von Anton von Werner gemalt worden. Aber die Phantasie, der Glaube aller, die verehren und nicht denken wollen, verleiht den talentlosesten Reichsverderbern den Strahlenkranz des Märtyrertums, der bis in die niedrigste Hütte leuchtet. Die deutsche Republik wird erst dann Bestand haben, wenn sie eine republikanische Legende erzeugt hat. Vater Ebert — das ist ein Anfang.

Zeitungsnachricht: „Der österreichische Gesandte Dr. Riedl ist von seinem Urlaub zurückgekehrt und hat die Leitung der Geschäfte übernommen.“ Die Zeitungsdruckereien lassen den Satz dieser Notiz stehn. Sie erscheint allmonatlich.

Ihm zur Erinnerung erzählt.

Es war in der Pariser Zeit Wedekinds. Er hatte den auf ihn gefallenen Teil seines väterlichen Vermögens verpufft und suchte und fand nun dort an der Seine sein Brot im Zirkus Frankoni. Sein Freund Rudinoff, ein Feuer- und Rauchmaler, also in einem ähnlichen Beruf wie Wedekind, hatte ihn in die Artistenkreise eingeführt, die den nachwirksamsten Eindruck auf den Dichter gemacht haben. Was ihn anfänglich im Verkehr mit diesen Leuten etwas behinderte, war nur seine mangelhafte Behandlung der französischen Sprache.

Mit deutschen Landsleuten hatte er wenig Verkehr, mochte auch in Paris keinen haben. Man lebt schließlich nicht dort, um meistens deutsch zu reden. Die einzige hier ansässige Deutsche, mit der er bekannt geworden war, zog ihn freilich auf eine ganz eigene Weise an. Sie war kein verführerisches oder verderbtes junges Mädchen, wie manch einer bei Wedekind gleich vermuten wird. Sie war eine fünfundsiebzigjährige Matrone, die Witwe des freiheitstrunkenen Revolutionssängers Georg Herwegh. Ohne viel Geld, aber mit zahllosen klingenden Erinnerungen an eine frühere schönere Zeit hauste die Arme in zwei bescheidenen Dachkammern im Quartier Latin. Wie ein müdes, graugewordenes Kanarienvogelweibchen saß die gute Greisin dort oben und wurde nicht müde, in allen Stimmlagen, die sie noch in ihrer Kehle hatte, das Lob ihres nun fast schon zwei Jahrzehnte verstorbenen berühmten Gatten zu singen. Wahrscheinlich hatte Wedekind sich hierdurch besonders gerührt gefühlt, daß dies alte Dichterfrauchen gleich solch einem greisen Harzer Roller statt der acht Haupttönen, die er in seiner Jugend schmettern konnte, nur mehr eine einzige Rolle zu flöten wußte. Freilich die lieblichste, die, welche von ihrer beständigen Neigung für ihren toten Gemahl Zeugnis ablegte. Daß sie, die von diesem Mann nicht gerade auf Rosen gebettet auf der Erde zurückgelassen worden war, trotz solcher Ärmlichkeit immer wieder das hohe Lied dieses herrlichsten von Allem lispelte, das ergriff Wedekind mit einer unendlichen Wehmut für die einsame Frau. Ihre Söhne sorgten, so weit sie es zuließ, für die Mutter. Aber sie standen verheiratet im Leben und wurden von ihren eigenen Sorgen gejagt. Wedekind beschloß, um der guten alten Dame beizustehen, gegen ein gewisses Entgelt französische Unterhaltungsstunde bei ihr zu nehmen. Auf solche Weise war es ihm allein möglich, ohne daß sie verletzt wurde, etwas für sie zu tun. Fast täglich ging er nun Abends nach dem Essen um die neunte Stunde zu ihr, um zwei, manchmal auch gar drei Stunden französisch oder deutsch mit ihr zu verplaudern und sich stets aufs neue von der feurigen Begabung und den edlen Eigenschaften des toten Freiheitsdichters etwas erzählen zu lassen. Er mochte diese Gespräche gar nicht mehr entbehren, und der Tag bekam keine

Farbe für ihn ohne diese angeregten Abendstunden, die er mit der muntern klaren und immer noch schwungvollen alten Poetenfrau verbrachte. Besonders ihre Stimme, die etwas von einer zerrissenen Trompete hatte, die einst zu Schlachten geblasen hat, bewegte ihn, den im Grund seines Wesens feierlichen Menschen, derart, daß ihr Klang ihm immer in den Ohren lag. Auch die Schwärmerei für die Freiheit, die ihn wie sie beseelte, verband sie beide tief. Und eines Nachts, als er nach einem Besuch bei ihr innerlich angewärmt an der Seine entlang in sein Hotel wandelte, fühlte er plötzlich — und die Tränen traten ihm dabei in die traurigen Augen —, daß er jene Greisin liebte. Er ging zweimal über den Pont St. Michel hin und her, um sich der Sache wirklich bewußt zu werden, ohne daß ihn der Regen dabei störte, der ihn bis aufs Hemd durchnäßte.

Es war ein merkwürdiges Liebespaar, der achtundzwanzigjährige, in Paris herumzigeunernde deutsche Dichter und die weißhaarige tapfere Matrone Emma Herwegh. Und seit den Tagen der alle Männer entzückenden, nicht alternden Ninon war an der Seine kaum etwas Ähnliches erlebt worden. Weil aber der Mann in solchen Jahren, in denen Wedekind stand, zuweilen auch in einem gewissen Abhängigkeitsgefühl von seinem Körper lebt, so geschah es, daß Wedekind gelegentlich auch zu Frauen, die gleich ihm in Paris umherschweiften, in flüchtige Beziehung trat. Es war ihm unmöglich, immer nur rein im Geistigen zu leben. Und darum mußte er hin und wieder einige Abend oder Nächte statt bei der guten geliebten Frau Emma mit jüngeren Geschöpfen verleben. Leider trug er von einer solchen kleinen Unternehmung, die ihm selber stets beinahe wie eine Untreue gegen die alte Dame vorkam, eine nicht eben gefährliche, aber immerhin lästige Erkrankung davon, die ihn einige Wochen zur völligen Enthaltbarkeit in jedem nötigte, was die Menge der Menschen als ihre irdischen Vergnügen zu bezeichnen pflegt. Durch dieses unangenehme, aber vorübergehende Ereignis fühlte sich Wedekind noch mehr als bisher zu der liebevollen Greisin oben in ihren Dachkammern im Quartier latin hingetrieben. Menschenscheu wie man in solcher Lage leicht wird, mied er nach Möglichkeit jede andere Geselligkeit während dieser Frist und fühlte sich erst wohl, wenn der Zeiger an seiner von seinem abenteuerlichen Vater vererbten Taschenuhr so weit vorgerückt war, daß er seine Lehrerin und Freundin wieder aufsuchen durfte. Dann saßen sie an dem kleinen französischen Kamin einander gegenüber und flogen in einer fremden Sprache zusammen nach dem Deutschland ihrer Erinnerungen und Hoffnungen.

„Commençons!“ sagte sie mit ihrer nur ein ganz klein wenig zittrig gewordenen Stimme.

„Commençons!“ seufzte er im Schatten seiner augenblicklichen Unpäßlichkeit.

„Non! C'est à vous de commencer, mon cher ami. J'ai commencé à commencer.“

Er seufzte wieder. „Ach! Wollen wir uns heute nicht noch etwas auf deutsch miteinander unterhalten!“

„Aber gern, mein Lieber! Wenn Sie wünschen. „Wie schön kann unsere Sprache klingen!“ wie Herwegh gedichtet hat. Doch was fehlt Ihnen? Sie scheinen mir heute blasser als sonst.“

„Finden Sie auch?“

„Wollen Sie eine Limonade trinken?“ fragte sie lächelnd.

„Nein! Nein!“ wehrte er ab, weil der Arzt ihm für einige Tage Flüssigkeiten möglichst verboten hatte.

Aber Frau Emma ließ sich in ihrer Besorgnis nicht halten. „Ich habe ein paar frische Zitronen draußen. Sie müssen davon versuchen.“ Und schon klingelte sie trotz seines Sträubens dem Mädchen, das bei ihr aufwartete.

„Was schneiden Sie denn für ein Gesicht, lieber junger Freund?“

Wedekind besah sich voll Ironie in Frau Herwegh's viereckigem Spiegel aus der Biedermaierzeit, der neben dem Kamin hing. Damals trug der Dichter des „Erdgeistes“ noch einen langen Kinnbart und einen Kneifer an einer Schnur wie Emile Zola.

„Wissen Sie!“ sagte er mit Galgenhumor: „Ich befinde mich in einer Stimmung, ähnlich der in dem bekannten Reiterlied Ihres Herrn Gemahls: „Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind vorm Sterben, vorm Sterben.“

„Oh! An was erinnern Sie mich, Lieber! Es war eine Winternacht wie diese, wir waren zusammen auf der Flucht aus Deutschland, als er mir dieses Lied vorlas.“

In diesem Augenblick erschien, wie so häufig erhabene Gelegenheiten durch Alltägliches, Niedrigeres unterbrochen werden, das Mädchen mit der Limonade wieder und berichtete, daß es, weil nicht genügend Zucker vorhanden gewesen sei, für einen Franc von dem Flurnachbar geborgt habe.

Frau Emma war als Tochter eines reichen soliden Seidenhändlers in Gelddingen recht genau. „Bringen Sie ihm den Franc sofort wieder!“ sagte sie dem Mädchen und suchte das Geldstück aus ihrem Pompadour hervor. Da sie nicht gleich einen Franc fand, nahm sie, nervös geworden, ein Zwei-Francstück heraus. Sie hatte es schon in der Hand, da fiel es ihr in der Hast auf den Boden. Wedekind bückte sich sofort, um es aufzuheben. Aber er fand es nicht wieder. „Ach! Lassen Sie doch!“ meinte Frau Herwegh. „Ich habe hier ein Francstück entdeckt.“ Sie gab es dem Mädchen, das schnell damit verschwand. Dann ergriff sie die Kerze vom Kamin, um den Freund zu leuchten, der noch immer auf dem alten Teppich wie unter dem etwas kahl gewordenen Bärenfell nach der verlorenen Münze suchte.

Frau Herwegh hatte sich ein wenig niedergebeugt, um beim Suchen zu helfen. Mit der Scharfäugigkeit des Kurzsichtigen in der Nähe bemerkte Wedekind hierbei all die vielen Runzeln und Falten

und Fältchen in dem Gesicht der fast Achtzigjährigen. „Welch eine wunderbare Frau!“ dachte er dabei: „Was man auch sagen mag, sie bezieht alles auf ihren Mann. Wie schade, daß man ein solch seltenes Wesen nicht mehr heiraten kann. Sie wäre die Richtige für mich.“ Er mußte an sich halten, um der Greisin nicht eine Liebeserklärung zu machen, wie er so auf dem Boden bereits vor ihr kniete. Wer weiß, ob sie dies nicht ahnte, ob sie es nicht aus seinem andächtig zu ihr erhobenen Gesicht las! Sie faßte ihn am Arm, um ihn mit dieser Geberde zu sich aufzuziehen.

„Lassen Sie doch die dumme Münze! Sie scheint gegen uns verschworen zu sein wie mein guter Herwegh gegen Preußen. Es ist zu töricht.“ Sie wiegte ihren weißhaarigen Kopf zwischen Ärger und Lächeln hin und her. Zwei Franc waren immerhin eine Summe, mit der die arme alte Frau rechnen mußte. Sie sann ihr noch eine Sekunde nach. „Es war eine Republik!“ seufzte sie wehmütig. „Ach! Mit Republiken haben wir Unglück, mein lieber Mann und ich. Er hoffte sein Leben lang auf die deutsche Republik. Das war sein Traum. Und als dann ein Kaisertum aus ihr wurde, da starb er vor Gram.“

Sie hatte unter solchen Gedanken die beiden Limonaden für ihren jungen Freund und für sich zurecht gemacht. Wedekind erhob sich stöhnend über dies tückische Geldstück, das sich so hartnäckig versteckt hatte. Sein kleines Leiden fiel ihm wieder ein. Er schauderte vor dem hohen Wasserglas zurück, das da für ihn bereitet stand. Frau Herwegh bemerkte es, und plötzlich schien ihr, die mit scharfen Augen durchs Leben gegangen war, eine Ahnung dessen zu kommen, daß es für ihren Gast augenblicklich nicht geraten war, diese Limonade zu sich zu nehmen. „Armes Kind!“ sagte die feine alte Dame und berührte zum erstenmal mit ihren schon verwelkten Fingern seine Haare, über die sie ihm tröstend strich: „Ich werde die Limonade für Sie trinken. Ich mache mich noch nicht vor zwei Gläsern bange.“

Wedekind wollte es aus Höflichkeit nicht zulassen. „Eine vorübergehende Unpäßlichkeit behindert mich allerdings, gnädige Frau, ein wenig im Trinken. Indessen ich möchte nicht, daß Sie, Verchrteste —“

„Aber, lieber Freund! Warum entschuldigen Sie sich vor mir?“ lächelte Frau Herwegh ihn an, die bereits ihr Glas geleert hatte. Ihm freundlich zunickend hob sie das zweite eigentlich für ihn bestimmte Glas: „Soeben haben Sie, mein Lieber, Herwegh's herrliches „Reiterlied“ zitiert. Lassen Sie mich darin fortfahren: „Dies Restchen — nun wem bring' ich's gleich?“

Sie besann sich einen Augenblick darauf, wie das Gedicht Ihres Gatten weiter ging: „Dies Restchen? Nein! Nicht dem Römischen Reich. Und nicht zum Sterben, zum Sterben!“ Das römische Reich wird auch ohne mich und meines Herwegh's Verse untergehen! Sie haben mir die Handschrift Ihres Stücks geliehen, das Sie

„Frühlings Erwachen“ betiteln. Ich verstehe nicht viel mehr davon. Ich bin vielleicht doch schon zu alt für dies Thema. Was ich davon gelesen habe, das hat mich an die Art Georg Büchner's erinnert, den mein Mann in unvergänglichen Strophen besungen hat: „Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab; der Verse schönsten nimmt er mit hinab.“ Möchte Ihnen die Vollendung gewährt sein, die diesem armen Frühverstorbenen nicht zu Teil wurde, lieber Freund! Darauf leer' ich dies Glas! Mit dem Gruß, mit dem die gläubigen Juden einander zutrinken: Zum Leben! Zum Leben!“

Ihre Augen glänzten ihn mit prophetischer Macht an, wie sie einst voll Leidenschaft und Siegesgewißheit ihrem Herwegh zugefunkelt hatten. Wedekind hatte seine Lippen auf ihre Linke gesenkt.

STEFAN GROSSMANN

TAGEBUCH

Wien, 23. Oktober. Mit dem „Vatermord“ in Wien. Matinee im Raimundtheater. Ehe die Vorstellung beginnt, trete ich vor den Vorhang und erinnere an das Schicksal der im Reiche wirkenden Wiener: Was wir tun, es geschieht immer mit einem kleinen Seitenblick auf zuhause. Ich deutete das nur an, aber es ist wahrer als ich sagte. Bei jedem Satz, den ich schreibe, bei jeder Tat, die ich tue, bei jeder Spitzbüberei und jeder Tapferkeit bleibt im Hintergrund die Frage: Was würde Edmund L. dazu sagen, der Freund in zwanzig Wiener Jugendjahren? Er bleibt eine für mich unsterbliche Instanz. Er weiß ganz genau, was Kostüm an mir, was Wesen ist. Er lächelt noch im Grabe über mich, er winkt mir manchmal unwillig ab. Im Raimundtheater hätte er mir die Hand geschüttelt, fast verlegen vor Ergriffenheit. Nachdem ich (zum ersten Mal, denn als ich noch Wiener war, wurde ich landsmännisch klein gemacht) diese Andacht und diese Explosionen der Begeisterung erlebt, begreife ich Reinhardts Heimkehr nach Wien. Das Theater ist in Berlin gestorben und weder Ihering noch Viertel werden es erwecken. Der Deutsche hat keine Wahl, er muß ein politisches Wesen werden. Der Wiener aber flüchtet aus der Politik in die Unwirklichkeit, ans Klavier, ins Theater. Furtwängler ist wichtiger als Seipel. Der Vertrag mit Reinhardt beschäftigt die Köpfe mehr als der von St. Germain. Wien ist das Versteck vor der Realität. Und wie wienerisch ist Wien geworden. Ungarn, Tschechen, Polen weggeweht. Wien ist eine sehr stille, aber eine einigermaßen gereinigte Stadt geworden.

Berlin, 26. Oktober. Eisners Gehilfe, Felix F e c h e n b a c h, ist gestern ins Zuchthaus abgeliefert worden. Der „Vorwärts“ nennt den Prozeß eine deutsche Dreyfußaffaire. Ja, nur mit einem kleinen

Unterschied: Wir haben keinen Zola. Herr Haß, der Blutrichter, sitzt wahrscheinlich gelassen an seinem Pschorr-Stammtisch, jeder Angriff erhöht seine Avancementaussichten und die Leute reichen ihm die Hand, ohne Zucken, ohne sich umzuschauen, ob das nicht jemand bemerkt. Dieser Haß-Richter ist vielleicht nicht einmal nachts von Gewissensqualen heimgesucht. Der kann, bierschwer gemacht, in seinem Bette schnarchen, während sein Opfer Fechenbach, den der konservativ-sittliche Sachverständige Friedrich Thieme eine „Persönlichkeit aus einem Guß“ genannt hat, dreitausend Nächte im Zuchthaus, nicht einmal in der Festung, durchwachen muß, weil er journalistische Arbeiten getan hat, die neun Zehntel aller deutschen Zeitungsschreiber und Politiker ebenso bedenkenlos besorgen würden, wenn sie dazu Gelegenheit hätten. Affaire Dreyfus? Aber dazu gehörte ein Volk mit Rechtsleidenschaft! Dazu gehört ein Genie des Rechtsgefühls, wie es Zola war. Dazu gehört eine Gesellschaft, die für die droits de l'homme nicht bloß schwächliche Resolutionen fassen, sondern mit Verschwörerbeharrlichkeit kämpfen will. Wir Deutschen sind, von Hilferding bis Hoetzsch, politische Phlegmatiker. Unsere Empörungen dauern acht- und vierzig Stunden. Wir sind von niedriger Vergeblichkeit. Ist's ein Trost, daß wir zum Faschismus ebenso unfähig sind wie zum Zolaismus? Wir sind ein stumpfes Volk. Wenn Fechenbach sich auf das lodernde deutsche Rechtsgefühl verläßt, dann wird er im Zuchthaus von Stadelheim verfaulen. Vielleicht, wenn er in fünf oder acht Jahren in seiner Zelle krepirt, wird man im Archiv von Mosse und Ullstein Material für einen zehnsseitigen Nekrolog herausuchen. Wenn's gut geht, wird der Reichsverband der deutschen Presse, von dem unter Eloessers Leitung schlafenden Schutzverband garnicht zu reden, der Witwe hundert Mark als Beisetzungsspende zugehen lassen.

1. November. Ich lese jetzt Nacht für Nacht in Theodor Herzls „Tagebüchern“, deren erster Band, 641 Seiten stark, jetzt im Jüdischen Verlag, Berlin, erschienen ist. Ein beglückendes Buch. Ich habe, ohne je Menschen gesucht zu haben, das Glück gehabt, die wertvollsten zu finden. Es gibt sicher eine Magie der Anziehung. Sehe ich die Photographie dieses schönen, adeligen Menschen an, er sah aus wie ein semitischer König mit seinem ebenholzschwarzen Bart, so stehen meine Jünglingsjahre in Paris, bis 1897, vor mir und ich sehe Herzl, den soigniertesten Menschen und Schriftsteller, fühle seinen metallischen Blick und die lauschende Güte dieses immer aufnehmenden Geistes. Aber damals ahnte ich ihn nur, jetzt erst, seit ich die „Tagebücher“ lese, weiß ich, wer er war. Er war es müde, geistreich zu sein und wollte einen Roman über die Judenfrage schreiben. Aber allmählich wurde sein Thema stärker als er, sein Werk sprengte die Form, er konnte nicht länger auf weißes Papier dichten, er mußte in die Wirklichkeit, in die Landkarte dichten. Den liebenswürdigsten, in Ironie ge-

schulden Geist überfiel ein ungeheurer Ernst. Er ließ den Roman und schrieb Briefe an Baron Hirsch, an Bismarck, an den Ober-
rabbiner Güdemann, an Adalbert Rotschild. Der Gedanke des „Judenstaates“ entwurzelte seine bürgerliche Existenz, er begann sich seines Geistreichtums zu schämen. Er konzipierte das Reich Zions unter Tränen nachts an seinem Schreibtisch. Er wurde der Besessene seiner Idee. Es trieb ihn über die Welt, er suchte Bundesgenossen, in England, in Konstantinopel, in Wien, in Karlsruhe, in der Nähe Wilhelm II., in Paris. Plötzlich kamen Perioden der Niedergeschlagenheit. Die reichen Juden versagten vollkommen. Rotschild antwortet nicht einmal. In einem niederschmetternden Brief an Baron Hirsch schreibt er: „Für die Juden will ich noch etwas zu tun versuchen — mit den Juden nicht . . . Ich müßte durch einen Sumpf von Ekel hindurchgehen . . . Juden sind nicht fähig zu verstehen, daß einer etwas nicht für Geld tut und auch dem Gelde nicht untertänig ist, ohne ein Revolutionär zu sein.“ Aber er schickt den Brief nicht ab. Er sieht ein, daß man für eine Idee durch den Sumpf gehen muß. Einer hat ihn vom ersten Augenblick an gestärkt: Max Nordau. (Wo, wie lebt und schweigt der Alte?) Nordau sagt ihm: „Es ist die Tragik des Judentums, daß dieses konservative Volk, das an einer Scholle kleben möchte, seit 2000 Jahren keine Heimat hat.“ Haben darf, würde ich sagen. Als Herzl endlich sein Buch vom „Judenstaat“ in die Welt wirft, regnet es vorerst nur Witzeleien. Der Wiener Julius Bauer kalauert: „Ich möchte die Republik mit dem Großherzl an der Spitze sehen.“ Hermann Bahr gibt ihm die reizende Antwort: „Ich werde gegen Sie schreiben, weil wir die Juden nicht entbehren können.“

Eines Tages mußte er zum Arzt. Sein rüstiges Herz ist irritiert. Wahrscheinlich war er schon damals, unter dem Ansturm leidenschaftlichen Erlebens, schwerer beschädigt, als er wissen wollte. Man liest nur einmal die Konstatierung, nichts weiter von Beschwerden. Aber dieses Herz ist gebrochen vor seinem Moses-
tag, will sagen, ehe Herzl den Blick ins gelobte Land getan. Freilich war Gottesgüte in diesem frühen Tod. Er war geschaffen zum Verkünder, er hatte die geniale Naivität des Anfängers, es war ein edler, aber empfindlicher Königswille in ihm. Zum Weg durch den großen Sumpf war er nicht gerüstet. Das Buch ist beglückend, auch für den Nicht-Zionisten. Vor unseren Augen macht da ein eleganter Zivilisationsmensch plötzlich mit seinem ganzen Leben ernst, hier wird ein Ironiker Diener seiner Idee, hier wird ein Weltkind bis zum Grunde ernst. Er wollte einen Roman schreiben und schuf sich ein Schicksal. Man muß andächtig werden vor Herzls Tagebüchern.

„Jedes Ding hat zwei Seiten“ — dachte sie und raschelte weiter.
 „Aber vom Denken allein“ — so war ihre Meditation — „wird
 „keiner gescheiter.“

Möglichst praktisch zu handeln, sollte jedermann bemüht sein;
 denn es dürfte in mancherlei Fällen verfrüht sein,
 eine Weisheit zu äußern, ein Sprichwort oder einen wissenschaft-
 lichen Satz.

Teleologie — sagt schon Goethe — ist meist für die Katz.
 Auf Taten kommts an. Tjawoll. Nicht auf Worte!“

Bäuchlings kroch sie zurück zu dem Orte
 und untersuchte den verdächtigen Gegenstand,
 der sich bereits im Stadium äußerster Verblödung befand,
 und untersuchte ihn. Er war rundherum rund.

„Wer sind Sie?“ fragte sie mit verwundertem Mund.
 Der Gegenstand sprach: „Eine Kanonenkugel von jenseits der Front.“
 „Und habens nicht explodieren gekonnt?“
 „Im Gegenteil, Fräulein! Ich hab nicht gewollt!
 Geräuschlos bin ich bis hierher gerollt,
 um keinem Menschenkind Schaden zu tun.
 In alle Ewigkeit will ich unkrepiert ruhn.“

„Das trifft sich herrlich!“ — Frohlockte das Tier.
 „Sie teilen ihr Schicksal — nein, sowas! — mit mir.
 Und auch unser Lebenszweck ist zufällig der gleiche.
 Sie sind Blindgänger, und ich bin Blindschleiche.
 Von Natur aus war ich zur giftigen Otter bestimmt,
 Doch diese Zumutung hat mich derart ergrimmt,
 daß ich als höherer Regenwurm vegetiere
 und durchaus human gesinnt waldeinwärts spaziere.
 Wir wollen einen Pazifisten-Bund gründen
 und uns zu Schutz und Trutz verbünden!
 Sie übernehmen bitte den Vorstandsrang, und ich verwalte die Kasse.
 Seien Sie überzeugt, daß ich keine Schlamperei durchgehen lasse.“

Während die Herren Vorsitzenden gründliche Beratung pflogen,
 hatte sich das Himmelgewölbe düster umzogen.
 Es witterte. Krachend schlug ein Blitz in die Kanonenkugel;
 Nein: schlug in die Kanonenkugel ein Blitz!
 Er zerfetzte — bautzsch! — den pazifistischen Sitz.

Droben, an einer Eiche,
 hing die Schleiche
 als Leiche.

Seit je hat der Schwächling seiner Not sich gebläht,
 und der Pazifismus — achherrjeh — kommt immer zu spät.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Novemberwoche

In der Generalversammlung des Eschweiler Bergwerk-Vereins eignete es sich, daß ein als unentwegter Opponent schon von früher her bekannter Aktionär so scharfe Töne anschlug, daß die Versammlung ihn von weiterer Teilnahme an der Sitzung ausschloß. Niemand wird das Bedenkliche solchen Ausschlusses verkennen. Auch ist ein Urteil über den Fall ohne genaue Prüfung aller Details unmöglich. Allgemein aber scheint es am Platze, der wider alle ökonomische Wahrheit noch immer approbierten juristischen Fiktion über die wahre Art des Verhältnisses zwischen Unternehmung und Aktionär einige Worte zu widmen. Die Fiktion ist, daß der Aktionär ebenso Träger der Aktien-Unternehmung sei, wie der offene Handelsgesellschafter Träger seiner Firma. Das ist, wie Rathenau in seiner Schrift „Vom Aktienwesen“ klassisch darlegte, längst nicht mehr wahr. Neun Zehntel aller Aktionäre betrachten ihr Papier nicht mehr als Daueranlage, sondern als Spekulationsobjekt, und es ist ihnen nicht um stetige Fortentwicklung, sondern um möglichst große Augenblicksgewinne zu tun. Mit einem Wort: sie wollen Kurssteigerungen, und seien es auch nur ganz vorübergehende. Solche Kurssteigerungen sollen vor allem durch möglichst hohe Dividendenausschüttungen erreicht werden; im Interesse des Unternehmens aber liegt sehr oft eine kleinere Gewinnausschüttung und höhere Rücklagen; es muß für die Zukunft, nicht für den Börsenkurs von heute und morgen sorgen. Während also die juristische Fiktion die ist, daß Werk- und Aktionärsinteressen identisch seien, ist wirtschaftlich oft umgekehrt wahr: daß Werk- und Aktionärsinteressen sich geradezu zuwiderlaufen. Welches Interesse aber steht höher: das Kursinteresse des Aktionärs oder das Entwicklungsinteresse der Unternehmung? Es ist nicht schwer, die Antwort zu finden. Das Werk ist wichtiger als der Kurs, die Unternehmung wichtiger als der Aktionär! Wo Aktionär und Unternehmung in Streit geraten, ist hundert gegen eins zu wetten, daß, volkswirtschaftlich gesehen, die Unternehmung im Recht, der Aktionär im Unrecht ist.

Trotz aller Wohnungsnot und trotz aller Gewißheit, daß ohne starke Belegung der Bautätigkeit immer unerträglichere soziale Zustände sich herausbilden müssen, gerät der Baumarkt von Monat zu Monat mehr ins Stocken. Man erschrickt, wenn man liest, daß im Oktober dieses Jahres nicht einmal mehr die Hälfte der Neubauten in Angriff genommen worden sind, wie im Oktober 1921. 4675 Neubauten wurden während des Oktobers 1921 im Deutschen Reiche festgestellt, — im Oktober 1922 waren es nur noch 1876! Was ist die Ursache der Stagnation? Im wesentlichen:

Baustoffmangel. Der Baustoffmangel wiederum ist aber von übertriebenen Exporten verursacht. Welche Sicherungen sind wider die Gefahr in Aussicht genommen, daß unter der Herrschaft Stinnes-Lubersac'scher und ähnlicher Sachlieferungsabkommen überhaupt nichts mehr für den innerdeutschen Bedarf übrig bleibt?

Der deutschen Papierindustrie geht es miserabel. Die Ärmste ist gezwungen, einen großen Teil ihrer Rohstoffe aus dem Ausland zu beziehen, der Preis muß der Valuta daher auf dem Fuße folgen, auch die unzureichende Produktion wirkt keineswegs verbilligend, und überdies sind alle Erzählungen über riesige Exportgewinne aus der Luft gegriffen. So wenigstens liest man's in den Darstellungen der Papierindustrie selbst. In den Büchern der Statistik allerdings steht manches anders. Was zum Beispiel die Rohstoffe anbelangt, geht aus ihnen hervor, daß im ersten Halbjahr 1922 der Import des wichtigsten Rohmaterials, des Holzes, um mehr als die Hälfte des Friedensimportes zurückgegangen ist; nämlich von 3,77 Millionen Doppelzentner auf 1,97. Gleichzeitig aber ist der Export von Druckpapier enorm gewachsen. Während im Monatsdurchschnitt 1913 57 300 Doppelzentner ausgeführt wurden, waren es im Mai 1922 93 100, im Juni 90 400, im Juli 92 100, und im August sogar 175 700! Weitere Zahlen liegen zwar noch nicht vor, doch ist zu vermuten, daß sie nicht wesentlich niedriger sein werden als die des August. Zusammenfassung: Die Rohstoffzufuhr erreicht noch nicht die Hälfte des Friedensstandes; die Ausfuhr des Fertigfabrikats aber ist aufs Doppelte und Dreifache gestiegen. Und da die Ausfuhr zu Valutapreisen erfolgt, Löhne, Betriebsmaterialien und der größte Teil der Rohstoffe aber nur den sehr viel niedrigeren Inlandspreis erfordern, ist nicht ganz zu verstehen, wieso den Fabriken ihr Leben wirklich so sauer werden soll. Aus den Ziffern der Statistik sollte man folgern können, daß es nicht mörderisch wäre, mit den Gewinnen des vervielfältigten Exportes den Inlandspreis etwas niedriger zu halten. Aber es kann ja sein, daß die Statistik lügt! Sie ist vielleicht ebenso industriefeindlich, wie jeder, der ein Wort gegen die Preispolitik unserer Warengbieter zu sagen wagt!

Zu diesem Thema Preispolitik liefert die Stahl- und Eisenindustrie, deren letzte Preiserhöhung erst vor 2 Wochen hier glossiert wurde, ein weiteres Beispiel. Denn wiederum steht in dieser grundlegenden Industrie ein netter Sprung nach oben bevor: am 1. November sollen die Preise so erhöht werden, daß z. B. die Tonne Stabeisen 115 000 Mark kosten wird. Der Friedenspreis war 98 Mark, die Steigerung beläuft sich also aufs 1175fache, — obwohl die Dollarsteigerung (bei einem Kurse von 4500) kaum das 1050fache Friedensniveau erreicht hat. Und dabei stecken in der Ware auch hier die keineswegs dollargemäßen Lohn-, Kohlen- und sonstigen Betriebsstoffkosten! Deutschland hat das Organ für wirtschaftliche Skandale verloren!



Neuerscheinungen der Schmiede

OTTO FLAKE

Deutsche Reden

Das Bekenntnis eines Dichters zu den brennendsten politischen
Problemen der Gegenwart

OTTO FLAKE

Erzählungen

Inhalt: Der Gepard — Zwischen den Schlachten — Der Knabe
Bruder — Die Kaiserin — Byk

OTTO FLAKE

Nein und ja

Neue Ausgabe mit definiertem Text
1. bis 4. Auflage, erschienen im S. Fischer Verlag, vergriffen

RUDOLF LEONHARD

Die Insel

Gedichte einer italienischen Reise
Auch nach dem Kriege wieder ist das Erlebnis der italienischen
Luft und Landschaft in einem deutschen Dichter zwingend
Form geworden

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN W 50
AUGSBURGER STR. 52 — TEL.: STEINPLATZ 330

Die Rote Romanserie

BAND I

FRANZ JUNG / PROLETARIER

Volksausgabe M. 1,60 / Geschenkband M. 3,—

BAND II

UPTON SINCLAIR / HUNDERT PROZENT

Volksausgabe M. 4,50 / Geschenkband M. 8,50

BAND III

FRANZ JUNG / DIE ROTE WOCHE

II. Auflage

Volksausgabe M. 1,50 / Geschenkband M. 4,50

broschiert M. 1,— / Halbleinenband M. 3,—

BAND IV

FRANZ JUNG / ARBEITSFRIEDE

Volksausgabe M. 2,40 / Geschenkband M. 7,—

BAND V

OSKAR MARIA GRAF / FRÜHZEIT

Volksausgabe M. 2,40 / Geschenkband M. 3,80

BAND VI

ANNA MEYENBERG / VON STUFE ZU STUFE

Volksausgabe M. 4,50 / Geschenkband M. 11,—

Ganzleinenband M. 9,—

BAND VII

UPTON SINCLAIR

MAN NENNT MICH ZIMMERMANN

Volksausgabe M. 3,20 / Geschenkband M. 8,—

broschiert M. 2,50 / Halbleinenband M. 5,50

BAND VIII

JOHN DOS PASSOS / DREI SOLDATEN

Volksausgabe M. 4,50 / Geschenkband M. 11,—

broschiert M. 3,50 / Halbleinenband M. 7,50

DIE SAMMLUNG WIRD FORTGESETZT

DIE PREISE SIND MIT DER BUCHHÄNDLER-SCHLÜSSEL-

ZAHL ZU MULTIPLIZIEREN

Der Malik-Verlag / Berlin

L u d w i g W i n d e r

KASAI

R o m a n

Gehftet M. 200.—

Gebunden M. 450.—

„Ein Buch, das durch kühne Stoffwahl, durch die Leidenschaft des Erzählers und durch die überraschende Lösung der Probleme im höchsten Grade fesselt. Endlich hat einer, ein Dichter und ein Mann, den Mut gefunden, Schwarz und Weiß, Europa und Afrika, gegeneinander zu stellen.“

Ernst Weiß



Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35



Neuerscheinungen der Schmiede

**HONORÉ DE BALZAC
MODESTE MIGNON**

DIE GESCHICHTE EINER ROMANTISCHEN LIEBE
DEUTSCH VON HANS JACOB

Ein bisher unübersetzter Balzac aus seiner besten Zeit —
ein Meisterwerk psychologischer Erzählungskunst

**JOHANNES R. BECHER
VERKLÄRUNG**

Wie Trakt uns im Rahmen des Heute Hölderlins Stimmung
wiederholte, so erneuert uns Becher das Wesen Hölderlins
und das Eigentliche seiner Wirkung

**GEORG KAISER
DIE FLUCHT NACH VENEDIG**

SCHAUSPIEL IN 4 AKTEN

Das neueste Bühnenwerk Georg Kaisers, das den Liebeskonflikt
Mussets und George Sands behandelt

**ERNST WEISS
DIE FEUERPROBE**

EIN NEUER ROMAN DES VERFASSERS
VON „TIERE IN KETTEN“

Gedruckt als Bibliophilendruck mit fünf Originalradierungen
von LUDWIG MEIDNER bei Poeschel & Trepte

Die Linie seiner die Wirklichkeit übersteigenden und über-
steigernden Romane setzt Weiß in dieser traumhaft ge-
schlossenen Dichtung zu der seltsamen Höhe fort, in der
sich die Tiefe erschließt

**VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN W 50
AUGSBURGER STR. 52 — TEL.: STEINPLATZ 330**



CASTIGLIONI

Wer Karl Tschuppiks Castiglioni-Aufsatz im vorigen Hefte des „T.-B.“ las, wird freudig berührt sein, des legendarischen Geldentwertungskapitäns bestechende Züge nun auch im Bilde kennen zu lernen. Hier ist er, der aus jedem Kronensturz eine Einkommensquelle zu machen und die Erträge sofort nach dem Ausland zu dislozieren wußte, der, als er 5,7 Mililarden Kr. Einkommensteuer zahlen sollte, schluchzend die Intervention des italienischen Gesandten in Wien zu erwirken wußte; der an Stinnes die Alpine verkaufte und vielleicht auch hinter der Transaktion mit der Berliner Handelsgesellschaft steht; der überhaupt, nachdem es in Österreich nichts mehr zu ruinieren gibt, sein Wirkungsfeld nach Deutschland zu verlegen willens scheint, um auch hier das Todesbett der Währung „als reichster Erbe zu verlassen“.

III.

Seitdem die erste Hälfte dieser Ausführungen erschien, ist die Devisenordnung einer Revision unterzogen worden. Von der Goldmarkanleihe aber, von den Goldmarkschatzwechslern aber, die sie ergänzen sollten, ward es mit einem mal auffallend still.

Noch spukten sie in jenen sozialdemokratischen Forderungen, die gerade in ihrem finanzpolitischen Teil allen Sachkennern nur ein Lächeln abzulocken vermochten. Die übrigen Parteien und vor allem die Regierung scheinen aber schon ein Haar in der Suppe gefunden zu haben. Wir haben also zwar das Devisenkaufverbot; es fehlt uns aber der Devisenersatz, — es fehlt die Möglichkeit, in anderen als Valutawerten die Kapitalien wertkonstant anzulegen.

Damit ist das ursprüngliche Kalkül der Regierung noch zweifelhafter und ein Erfolg der Devisenordnung noch unwahrscheinlicher als schon zuvor geworden. Denn bot die Präsentation eines goldähnlichen innerdeutschen Papiers immerhin noch einige Aussicht, darauf, daß die Devisenordnung wirklich befolgt werde und dadurch auch zum Erfolge führe, so fordert das Devisenkaufverbot ohne gleichzeitige Präsentation eines innerdeutschen Devisenersatzes so ausgesprochenen privatwirtschaftlichen Selbstmord, daß mit seiner Befolgung, also auch mit irgendwelchem Nutzeffekt, kaum zu rechnen ist.

Angesichts des geringen inneren Wertes jedes bloß negativen Devisenkaufverbotes wäre es wohl richtig gewesen, den Gedanken einer positiven Ersatzschaffung doch nicht ohne weiteres ad acta zu legen. Nur bedurfte er größerer Klärung als bisher. Nur bedurfte er neuer Konzeption.

Wir haben gesehen, daß die bisherige Idee der Goldmarkanleihe zu vollkommener Abwälzung aller privatwirtschaftlichen Entwertungsrisiken auf den Staat geführt haben würde. Die zu tragen aber würde seine Kraft übersteigen; denn es stehen ihm keine entsprechenden Garantiefonds zur Verfügung.

Daß etwa das Gold der Reichsbank für diesen Zweck nutzbar gemacht werden könnte, ist absurd. Das Reichsbankgold ist Sicherheit für den Notenumlauf, — gegenüber einem Umlauf von 420 Milliarden ist die noch vorhandene Goldmilliarde sogar beim heutigen Papierkurs nicht übermäßig hoch.

Garantiefonds, die nicht schon für den Gesamthaushalt vorbelastet wären, sind aber auch anderwärts nicht vorhanden.

Soll die Staatskasse das neue Risiko, die neue Garantie der Goldmarkanleihe also übernehmen, so müßten auf der anderen Seite, aus tatsächlichen und Konfidenzgründen, auch vollkommen neue Garantiefonds dafür geschaffen werden!

Weder das Reichsbankgold, noch irgendwelche Zolleinnahmen und Ausfuhrabgaben kommen dafür in Betracht. Sie alle bürgen schon für den bisherigen Status. Notwendig ist ein Fonds, der aus bisher noch unerschlossenen Einnahmequellen stammt; notwendig ist ein Fonds, der nicht nur durch Umbuchung eines schon verwandten Postens auf ein anderes Konto entsteht; notwendig ist ein Fonds, der sogar nicht nur ein neues staatsfinanzielles Aufkommen darstellt, sondern auch einem positiv neuen volkswirtschaftlichen Plus entspringt (denn letzten Endes ist das ungefähre Maximum aller staatsfinanziell zu erfassenden Wirtschaftserträge vom Fiskus des heutigen Deutschland ja tatsächlich schon erfaßt.)

Solcher Fonds kann nur aus den Erträgen vermehrter Produktion akkumuliert werden.

IV.

Das Thema „vermehrte Produktion“ ist für den unbefangenen Betrachter diffiziler und verwickelter, als klobige Leitartikel in industriellen Meinungsfabriken wahr haben wollen.

Daß vermehrte Produktion (vorausgesetzt, daß sie abgesetzt werden kann) dem ausgezehrten Wirtschaftskörper Deutschlands wohl täte, leugnet heute auch keine Gewerkschaft mehr. Zweifellos ergibt jede Stunde Mehrarbeit eine gewaltige Bereicherung der Wirtschaftsgesellschaft, und die Arbeiterschaft wäre prinzipiell zu solcher Mehrarbeit sicher schon deshalb bereit, weil sie ihr in dieser knappen Zeit erhöhte Einkünfte brächte.

Die Schwierigkeit vom gewerkschaftlichen Standpunkt liegt also nicht darin, daß man den Nutzen der Mehrarbeit leugnete, sondern daß man fragt: wem fällt denn der Löwenanteil solchen Nutzens zu. Man anerkennt den Nutzen für die kollektiv betrachtete Wirtschaftsgesellschaft. Indem man das Kollektivum aber in Individuen spaltet und fragt, wie sich der Nutzen auf die verschiedenen Individuen schichtet, gelangt man zu der marxistischen Antwort, daß jede Mehrarbeit dem Arbeiter zwar höhere Lohn Einkünfte, dem Unternehmer neben seinem gerechten Unternehmerlohn aber auch noch Mehrwert bringt. Vulgär ausgedrückt: jede Stunde Mehrarbeit bringt dem Unternehmer viel mehr als dem Arbeiter; der Unternehmer ist es, der den Hauptprofit hat.

Zu dauernder und gesetzmäßiger Verlängerung des Achtsturentags wird die Arbeiterschaft gutwillig überhaupt nicht zu bewegen sein.

Aber auch zu vorübergehender, in die Form eines moralischen Tributs an die besonders schwere Zeit gekleideter wird sie sich aus freien Stücken nur schwer entschließen, solange ihr nicht Gewähr dafür geboten scheint, daß der Hauptprofit nicht dem Unternehmer zufließt. Den Argwohn, daß es so werden würde, verstärkt natürlich gerade die interessierte, oftmals schlechthin gierig anmutende Kampagne der Unternehmerpresse. Gelingt es

andererseits, diesen Argwohn zu zerstreuen, gelingt es, Sicherungen dagegen zu finden, daß den Unternehmern aus dem Opfer der außergewöhnlichen (wenn auch vielleicht Jahre hindurch fortgesetzten) Mehrarbeit Mehrwert zuwächst, so ist meiner festen Überzeugung nach das entscheidende Hindernis weggeräumt und es wird ohne Schwierigkeit möglich sein, die Arbeiterschaft zur Akzeptation der situationsentsprechenden, freiwilligen Mehrarbeit zu bewegen.

Und nun, da wir einen Fonds zur Garantie der vermögenssichernden Goldanleihe brauchen, da wir auch die erhöhte Produktion brauchen, dem Unternehmer aber keinen Mehrwert aus ihr zufließen lassen wollen —: was liegt näher, als sich Gedanken darüber zu machen, ob es nicht möglich wäre, die Mehrwerterträge einer etwa zu verlängernden Arbeitszeit zugunsten des notwendigen Goldanleihe-Garantiefonds abzuzapfen und damit zwei Fliegen auf einen Schlag zu fangen?

Ich sehe nur praktische, nicht prinzipielle Schwierigkeiten. Praktische Schwierigkeiten aber sind zu überwinden.

V.

Es gibt rund 15 Millionen Arbeiter in Deutschland. Veranschlagt man den produktiven Wert einer Arbeitsstunde bescheiden mit 50 Goldpfennigen, so kann man vielleicht sagen, daß dem Unternehmer — abgesehen von seiner gerechten Unternehmerentlohnung — durchschnittlich rund 10 Goldpfennig Mehrwert aus der Arbeitsstunde zufließen. Der Mehrwert einer täglichen Mehrarbeitstunde würde sich also auf rund 1,5 Millionen Goldmark belaufen, in 300 Tagen würden sich 450 Millionen Goldmark ergeben.

Gelingt es, diese Beträge tatsächlich zu erfassen und zu thesaurieren, so ist der Garantiefonds für die erlösende Goldanleihe (die genau im Maße der fortschreitenden Thesaurierung auszugeben wäre) gebildet und wir haben alles, was wir brauchen; wir haben die erhöhte Produktion; wir haben die freiwillig übernommene Mehrarbeit (ohne Erbitterung über daraus resultierende Surplusgewinne der Unternehmerschaft; wir haben höhere Arbeitereinkommen in der Mehrleistungszeit; und wir haben die Unterlage für ein wertkonstantes innerdeutsches Investitions- und Vermögenssicherungspapier. Eine ungeheure Etappe zur Gesundung ist durchgemessen.

Über Modalitäten der Durchführung zu reden, ist hier nicht der Ort. Es handelt sich im wesentlichen um zwei Fragen: wie ist die Erfassung praktisch möglich; und wie ist zu erreichen, daß man nicht nur Papiermark in die Hand bekommt.

Beide Probleme sind intrikat; aber beide sind keineswegs unlösbar. Wo ein Wille ist, ist immer auch ein Weg.

Es fragt sich zunächst, ob man überhaupt will. Die Generaldebatte ist eröffnet.

G L O S S E N

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH
Arier, kauft nur bei Juden!

Eines Tages erhielt ich von der „Deutschen Zeitung“ eine Aufforderung, dort zu inserieren. Mein Name klingt jüdisch, die rassenstrengen Herren mußten wissen, was sie taten. Ich war weniger tolerant als die antisemitischen Herren, ich wies dem jungen Mann die Tür. Aber nun sah ich mir das Blatt des heftigsten Antisemitismus an und gewährte zu meiner Verblüffung, daß es von jüdischen Inserenten wimmelte. Das Warenhausfeindliche Blatt ist vor allem mit dem dauernden Wertheim-Inserat versehen, man kann getrost sagen, daß A. Wertheim der wichtigste Förderer des Hakenkreuzerblattes ist. Nun, Wertheim, der auch alldeutsche Käufer willig ans Herz, will sagen: an die Kasse zieht, wird wissen, wieviel ihm das in der Theorie warenhausfeindliche Blatt wert ist. Er hat ja die Genugtuung, daß er nur der Anführer in der Reihe jüdischer Geschäfte ist, die in Herrn Maurenbrechers reiner Zeitung gepriesen werden. Die meisten jüdischen Inserenten verschweigen vorsichtig ihre Namen, haltbare Hakenkreuznadeln kauft man nur in diesen Geschäften. Andere lüften ungeniert die Maske. Willst Du, leidenschaftlicher Arier, Stiefel kaufen, Maurenbrecher empfiehlt Dir Herrn Bähr, brauchst Du Leinen, Maurenbrecher schickt Dich zu Grünfeld, willst Du Pelze, Maurenbrecher empfiehlt Dir Herrn Reicher, willst Du Brillanten, Mau-

renbrecher legt Dir Herrn Rosenberg ans Herz. Er empfiehlt Dir die Herren Heimann, Schoenfeldt, Markgraf, ja sogar Herrn Ludwiger Israelski. Daneben inseriert er gute alte Theodor Fritsch seine Hammer-Schriften, vor allem das Buch: „Das Rätsel des jüdischen Erfolges“. Rätsel? Die Lösung ist doch sehr einfach. Händler werden jede Ware durch Maurenbrechers „Deutsche Zeitung“ los. Auch miese Töchter. Denn sogar bei „Ehe-Anbahnungen“ preist sich hier ein Schadchen an, unnötigerweise ohne Namen. Offenbar gibt es für eine vollschlanke Jüdin, Mitte der Dreißiger, nur eine günstige Chance: Maurenbrecher!

Heinrich Sonnenschein.

Anwaltshonorare.

Das „Tage-Buch“ habe ich vielfach mit Genuß gelesen und öfters Unterhaltung und Belehrung daraus gewonnen: Aber Ihren Artikel vom 21. Oktober über die Anwaltsgebühren kann ich nicht unwidersprochen lassen.

Sie gehen davon aus, daß in England der Rechtsanwalt durch eine quota litis an dem Rechtsstreit teilnimmt und dadurch eine reiche Abgeltung für seine Tätigkeit erhält, aber die Einrichtungen eines Landes sind wohl nicht immer, wie Sie als Kenner der Wirtschaftsverhältnisse wohl wissen werden, ohne weiteres auf ein anderes Land zu übertragen. In England ist alles Herkommen, bei uns aber alles Gesetz.

Sie meinen den englischen Brauch

DAS BUCH DER WOCHE

ERNÖ SZÉP: LILA AKAZIEN
DREIMASKEN-VERLAG / MÜNCHEN

deshalb empfehlen zu sollen, weil damit das lästige Vorschußzahlen dem Publikum erspart wird, vergessen aber das deutsche „Herkommen“, das sich in dem lateinischen Spruch ausdrückt:

Dum processus ventilatur,
Dum aegrotus visitatur
Cura te accipere
Nam processu absoluto
Et aegroto restituto
Nemo curat solvere.

oder zu deutsch:

Während du Prozesse führst,
Während Kranke du kurierest,
Nimm nur ja Bezahlung an.
Wenn das Urteil erst gefällt ist,
Und der Kranke hergestellt ist,
Drückt sich jeder, wenn er kann.

Wenn Sie bei dem von Ihnen als probat bezeichneten Mittel der quota litis nebenbei erwähnen, daß der Anwalt, der den Prozeß nicht gewinnt, nichts erhält, wie stellen Sie sich die Existenz eines solchen Anwalts vor, der in Verbindung mit Leuten gerät, deren Rechtsstreitigkeiten zweifelhaft sind? Soll er darum verhungern, wenn es ihm nicht glückt, ihr Schwarz in Weiß zu verwandeln, oder soll er die Mandate, wenn er deren Mißerfolg vorausieht, nicht übernehmen und auf diese Weise verhungern?

Nein, Grundlage für unsere Gebühren soll und muß eine feste Gebührenordnung sein. Doch sollte diese immer nur das Minimum des Entgelts für die anwaltliche Leistung darstellen und in gegebenen Fällen durch die quota litis ergänzt werden.

J. Unger, Justizrat, Berlin.

ABENDUNTERHALTUNGEN

Der blaue Vogel.

Das dritte Programm. Die alten Vorzüge: Farbenräusche junger Maler. Ganz präzise Regisseurarbeit. Fleiß, Fleiß, Fleiß. Keine lüderliche Improvisation. Und die schönen russischen Volkswesen. Die Lieder der Wolgaschiffer ein unvergänglich im Ohr und Auge lebender Eindruck. Bescheidener Einwand: Das Programm ist zu arm an Heiterkeit, und die Heiterkeit ist zuweilen doch gar zu sanft-milchig. Manchmal zieht eine zarte, höchst kultivierte, reizend kostümierte . . . Fadheit auf. Guter Jushny, Ehrenbürger von Charlottenburg, Sittsamkeit ist eine Tugend, aber man soll seine Tugenden nicht übertreiben.

Nelsontheater.

Die Revue „Wir stehn verkehrt“ hat einen ungewöhnlich hübschen Dialog. Auf eine lebenswürdige, leichte, niemanden verletzende Weise wird hier politischer Spott getrieben. Wer hat das gedichtet? Rößler, Tiger, Grünbaum? Hier sind Ansätze zur feinsten politischen Revue. Noch ein Bissel mehr Courage, und Berlin bekommt ein literarisches Zeit-Theaterchen. Dazu singt Kaethe Erlholz mit delikatester Betonung verbesserungsfähige Texte, tanzt eine raffiniert gekleidete Schöne, Jenny Steiner, verwegenste Tänze. Und der ausgezeichnete Kurt Bois plappert, schnoddert, carriert den Berliner Shimmijüngling. Nichts ist grob betont. Die Anspielung leicht vorge tragen, auf die Gefahr hin, daß Raffke Manches nicht versteht.

HEINRICH MAURER

Pianos u. Flügel erster Firmen

An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte

Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

TISCH MIT BÜCHERN

Ernö Szép: Lila Akazien.
(Dreimasken-Verlag, München.)

Herr Ernö Szép, den ich liebe wegen ein paar Skizzen und Feuilletons; die süßer sind als ein Praliné, lebenswürdig bis ins letzte Wort, die ganz unbeschwert und leicht daherkommen, obwohl sie die größten und schwersten Geheimnisse behandeln, schrieb einen Roman. Er heißt „Lila Akazien“. Ernö Szép lebt in Budapest oder lebte dort, und dieser Roman spielt in Budapest, aber lange vor dem Kriege, deswegen ihn Szép einen altmodischen Roman nennt. Altmodisch? Biedermeier, Historie, Rokoko oder so was. Ach nein, nur Liebe, nichts als Liebe. Vor dem Kriege soll es solche herrliche, schöne, glückliche, kindhafte Liebe noch gegeben haben. Wir haben sie ja selbst erlebt, schüchterne Jünglinge mit lyrischen Gedichten in jeder Tasche, fiebrig vor jedem Stelldichein und berauscht von jedem Blick der Ida, Mathilde oder wie sonst unsere Flamme hieß.

Szép hat diesen schönen samteneu und weichen Roman geschrieben der halb Leichtsinn, halb Traurigkeit, halb Zärtlichkeit und halb Enttäuschung ist. Irgendwo haben wir das in der Jugend erlebt, die wir ebensolche Hänse wie der Hans des Romans, Abende auf Parkbänken verrutschten, in Bars und Bums-kneipen verräucherten, mit kleinen Mädchen vertanzten und verschäkerten. Genau so haben wir Nacht

für Nacht am Bac- und Pokertisch gegessen, untröstlich darüber, wenn wir nicht ein paar Mark verspielen konnten, aber auch untröstlich und bis zum Halse voll der Philosophie des Ekels, wenn wir nikotinvergiftet und todmüde von der Kneipe in eine silbrige Morgendämmerung hinein nach Hause stolperten. Irgendwo in diesem graziösen und frechen Buch finden wir uns wieder ebenso tief sinnig und phantastisch bis über die Ohren in eine schöne Frau verliebt, ein Dutzend Jahre älter als wir, der wir heimlich nachgingen, für die wir feurige und immer wieder zerrissene Briefe schrieben, die wir leuchtenden Auges ansahen und die uns fiebrige Nächte mit Pollutionen bescherte. Wie der Hans im Roman so waren auch wir die Hänse im Glück. Einmal durften wir ihr nahe sein, einmal löffelten wir mit ihr im Café Eis und durften ihr unsere stammelnden Zukunftsträume erzählen, einmal durften wir sie spazierend begleiten oder mit ihr eine Wagenpartie machen, einmal haben wir sie geküßt und unsere Unschuld an sie verloren. Aber dann war sie aus unserer Königinnenwelt gestürzt, als eine Unheilige und Unreine in das Chaos und die Hölle unserer Ernüchterung versunken. Das war die Zeit, wo unsere Sexualpsychologie ihre erste Skepsis erhielt und in unseren Herzen die Inthronisation der Frau und des Weibes stattfand. Aber auch wir fanden unsere Manzi Toth, ein Mädchen, das unter Tags nähte oder hinter einem Ladentisch stand

Banflavin-Pastillen (gef. geschützt)

Hohe wirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Berchleimung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

und abends mit uns um den Stadt-
wall in das Lustwäldchen ging
Nicht allein Budapest hat sein Lust-
wäldchen, jede Stadt und jedes noch
so verschimmelte Städtchen hat
sein Lustwäldchen, wo die Liebe im
Freien herrlich gedieh und beglückte.
Das war noch Liebe der
Liebe wegen. Das war noch Liebe,
die sich achtlos und selbstlos ver-
schenkte, ohne nach Geld und Heirat
zu schielen oder nach Morgen oder
Übermorgen zu fragen.

Das ist ein süßer (kein Bonbon-) Roman, dieses Buch des Ungarn.
Das ist ein Roman der Jugend, die
noch ans Wunder der Liebe glaubt,
Jugend, die vom Himmel in die
Hölle purzelt und an seligen Wor-
ten und Gedanken wieder hinauf-
steigt. Das ist ein lächelnder Roman
trotz aller Traurigkeiten, die
wie kleine zuckende Herzen unter
dem Getändel, Geliebel, Geflüster,
Gelächter schlagen und beben. In
ihm geschieht nichts Außerordent-
liches, nichts Sensationelles, nichts
Lautes, nichts Reißerisches, er
duftet nur nach Seele und Herz, nach
Zärtlichkeit und Liebreiz, das ist
ein Roman voll jener Süßigkeit, die
uns entgegenweht, wenn wir eine
Schublade in Großmutter's Kom-
mode aufmachen, das riecht nach
Bitternelken und Jasmin, nach Gär-
ten und wilden Juniabenden. Und
seine Frechheit ist nur ein bißchen
Charme, ein rascher heißer Blick
und eine frohe beglückende Um-
armung.

Der Leibübersetzer Széps, Stefan
J. Klein, ging mit aller Behutsam-

keit und mit einer glücklichen Hand
an die Übersetzung. Sie erschien
auf gutem Papier im Drei-Masken-
Verlag in München.

Anton Schnack.

Rey, Christian: Der Hidalgo.
Novellen der Grandezza (E. P. Tal
u. Co., Wien. 155 S.) Na, das
ist ein Festessen: Don Quixote und
Casanova in Einem, Aufschneiderei.
Liebe, Münchhausen, Leporelloliste.
Gravitätisches und ein immerhin
recht sündhafter Lebenswandel. Die
Respektlosigkeit macht vor dem
Bett einer Königin nicht halt. Gott
sei Dank rollte der Verfasser seine
phantastischen Einfälle nicht zu
einem dicken Wälzer zusammen;
er begnügte sich vielmehr, eine
charmante Rahmenerzählung daraus
zu machen.

Gozlan, Léon: Der intime
Balzac. Anekdoten. Nach dem
Französischen des L. G. von Ossip
Kalenter. Nachwort von Arthur
Schurig. (Paul Steegemann, Hanno-
ver. 138 S.) Der französische Titel
„Balzac en pantoufles“ sagt besser,
worauf es ankommt: den Privat-
mann, das Kind im Genie, den All-
tags-Balzac in Schrullen und Un-
gereimtheiten zu zeigen. Gozlan
plaudert, ohne in Sensationen auf-
zutrompfen, reizend und überlegen
von den Sorgen und Ehrgeizen, von
der goldenen Chimäre, die Balzac
immer drauf und dran war zu
packen, und von den Niederbrüchen
des Dramatikers. Flotte Über-
setzung. Ein hübsch aufgemachter
Band.



Deutsche Graphik des Westens. Herausgegeben von Hermann von Wedderkop (Feuerverlag, Weimar. 200 S.). Diese Sammlung betrifft die Graphiker der jüngeren Generation. Westen ist rein geographisch genommen, ohne daß damit ein ganz bestimmter künstlerischer oder geistiger Zusammenhalt angedeutet werden soll — immerhin bedeutet natürlich gleiche Erde eine tiefere innere Verbundenheit. Über dreißig Künstler berichten knapp verschiedene Autoren. Dazu kommt allerhand Selbstbiographisches, Erinnerungen an Tote. Für Jeden Illustrationsproben in sorgsamster Reproduktion auf Kunstdruckpapier. Voran ein gescheiter Essay von Curt Glaser „Vom Graphik-Sammeln“ (seine Vorzüge und Unfitze).

Kühn, Herbert: Die Malerei der Eiszeit. Mit 26 Illustrationen darunter 12 farbigen Tafeln. (Delphin-Verlag, München.) Dieses Buch hat mich aufs tiefste erschüttert, nicht lediglich, weil es beweist, daß vor 50 000 Jahren Höhlenmenschen malten, und daß ihre Bilder in Südfrankreich und Nordspanien erhalten sind —, sondern weil es die Mühen von heutigen Malergenerationen um die Gestaltung des Erlebnisses schon im Diluvium als ein Spiel bewältigt zeigt. Zuerst zögerte man, dem Verfasser zu folgen, aber seine Beweisführung ist gründlich und klar. Wundervolle Bilder geben Einblicke in diese sagenhaft anmutende Kunst.

M. K.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRÄNKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRÄNKE
EINMAUER-
SCHRÄNKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

BRUNO WALTERS NACHFOLGER

Im Anzeigenteil einer Elberfelder Zeitung ist unter den Bekanntmachungen des Amtsgerichts aus dem Handelsregister zu lesen:

„Kornbrennerei Knappertsbusch, Elberfeld: als Teilhaber sind eingetragen: . . . Kapellmeister Knappertsbusch.“

Bruno Walter wurde aus München hinausgeekelt, er war ein Musiker mit Geist. Nun haben sie einen Generalmusikdirektor mit Spiritus.

ANEKDOTE

Der Regisseur

Eichberg dreht in München die „Monna Vanna“. In der Hitze des Gefechtes sagt er zum Darsteller eines Feldherrn:

„Mensch — ick hab' dir doch klar und deutlich jesacht: Leidenschaft! Un' nochmal Leidenschaft!!! Wat du da machst . . . det is ja noch nicht mal Gleichgiltigkeit..!“

Paul Morgan.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 43):

Tagebuch der Zeit

Kurt Heinig: Wie Kronprinz Rupprecht davonlief.

Stefan Großmann: Größenwahn der Juden

Franz Hessel: Die Schießbude

Hans Reimann: Hundstage mitten im Herbst

Friedrich Schnack: Carl Hagemann
Tagebuch der Wirtschaft

Karl Tschupplik: Camillo Castiglioni's Ritt nach Deutschland

Glossen

FÜR DIE SAMMLER DER HEFTE

Das innere nicht numerierte Blatt, worin die „Bücher der Woche“ angekündigt werden, ist nur lose eingheftet und kann mit einem Griff herausgenommen werden.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 350,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Lützw 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4^{te}  **VOX**
Die Stimme der Welt

Paul Ufermann * Carl Hüglin

Die A·E·G

Eine Darstellung des Konzerns der
Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft

160 Seiten 4° mit vielen Tabellen. Preis M. 400.—

Dieses Buch ist ein erster, und wie wir sagen dürfen, ein gut gelungener Versuch, eine so gewaltige Kapitalsbildung wie es die AEG ist, in ihrer Substanz und ihrer Struktur bis in alle Einzelheiten hinein darzustellen. Es ist nicht nur für den finanzpolitischen wie volkswirtschaftlichen Theoretiker, sondern vor allem für den Praktiker, den Bankier, den Kaufmann, den Direktor einer Aktiengesellschaft, kurz für jeden Industriekapitän ein unentbehrliches Nachschlagebuch, ein unentbehrlicher Führer und ein wichtiger Helfer.

Ende November erscheint:

Der
Politische Almanach
(„Pola“)

Jahrbuch des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von M. Müller-Jabusch

Umfang 400 Seiten in engstem Druck. Preis etwa M. 300.—

„Pola“ enthält alle Adressen von Behörden, Gesandtschaften und Konsulaten, Gerichten, Banken, Verkehrsanstalten, Parteien, Verbänden, Kammern, Zeitungen, Hochschulen usw. usw. und aller leitenden Persönlichkeiten dieser Stellen.

„Pola“ orientiert schnell, sicher, knapp über den Reichshaushalt, Steuern, die Staatseinrichtungen der ganzen Welt, den Inhalt des Versailler Vertrags, die Einrichtung des Völkerbundes usw. usw.

„Pola“ gibt auf über 60 Seiten eine glänzende internationale Statistik über Gebiet, Bevölkerung, Handel, Verkehr, Preise, Löhne, Geld, Finanzwesen, Arbeit.

„Pola“ ist durchaus parteilos

Verlag für Sozialwissenschaft, Berlin SW 68, Lindenstr. 114

Friedrichstr. 210
(Apollo-Theater)

Vorverkauf v. 11 Uhr
ab — außerdem bei
Wertheim u. anderen
Vorverkaufsstellen



Regie:
Boris Romanoff
Ballettmeister des
ehemaligen kaiserlichen
Theaters in
Petersburg

Russisches Romantisches Theater

Russisches Ballett

Elena Smirnowa, Primaballerina
Anat. Obouchoff, Erster Solo-
tänzer vom ehemaligen kaiserlich
russischen Theater / Elsa Krüger
Claudia Pawlowa und das
C o r p s d e B a l l e t

Anfang 7¹/₂ Uhr

Ende 10¹/₂ Uhr



Russisch - Deutsches Theater „Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: ¹/₉ 9 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.



Schönmann & Lederer
ANTIGUITÄTEN KURFÜRSTENDAMM 244
RAUMKUNST TEL. STEINPL. 15260

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.
KOMMANDITGESELLSCHAFT
BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243
NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE • TEL. STEINPLATZ 13308
GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

KÜNSTLERISCHE
GLASBLÄSEREIEN
FIGURALE GRUPPEN
GROTESKEN / PHAN-
TASTISCHE PFLANZEN

BLAUES HAUS

NUR EIGENE ENT-
WÜRFE / MODELLE
GESETZL. GESCHÜTZT
BERLIN W 50, KUR-
FÜRSTENDAMM 244

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Berlin, Potsdamer Straße 123 B (Potsdamer Brücke), Lützow 153, Nollendorf 104
Friedrichstraße 81, zwischen Behren- u. Französische Str., Zentrum 8724
Königsstraße 56 57, gegenüber dem Rathaus, Zentrum 8724
Sprechzeit 9 - 12, 4 - 7, Sonntag 10 - 12 nur Potsdamer Straße 123 B
Behandlung auch außer der Zeit nach vorheriger Anmeldung.
Breslau, Gräbschener Straße 41, 9 - 11, 3 - 6, Sonntags 10 - 12.
München, Theresienstraße 5, 10 - 1, 4 - 6, Sonntags 10 - 12, Telephon 31 170

**Bekannt wird Ihr Name
durch Karo-Reklame**

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 b

Fernsprecher: Nollendorf 3396 — Fernsprecher: Lützow 4931

An ornate, dark, and highly textured decorative frame, possibly made of metal or wood, with intricate scrollwork and floral motifs. It surrounds the central text.

*Lucrezia
Borgia*



REGIE:
RICHARD OSWALD

**TÄGLICH 7 UND 9 UHR IM
UFA-PALAST AM ZOO**

V * I * V * A

VEREINIGUNG INTERNATIONALER VERLAGS-
STALTEN G.M.B.H. • BERLIN SW61, PLANUFER 17

Wichtige Schriften zur russischen Revolution:

L. T R O T Z K I :

DIE RUSSISCHE REVOLUTION 1905. (Zweite, er-
weiterte verbesserte Auflage.)
VON DER OKTOBERREVOLUTION BIS ZUM
BRESTER FRIEDENSVERTRAG.

A. R. W I L L I A M S :

DURCH DIE RUSSISCHE REVOLUTION 1917/1918.
(Aus dem Amerikanischen ins Deutsche über-
tragen von Hermynia Zur Mühlen.)

FESTSCHRIFT ZUM 5. JAHRESTAG DER RUSSI-
SCHEN REVOLUTION.

N. B U C H A R I N :

VOM STURZ DES ZARISMUS BIS ZUM STURZ
DER BOURGEOISIE.

N. L E N I N :

STAAT UND REVOLUTION. (Die Lehren des
Marxismus vom Staat und die Aufgaben des
Proletariats in der Revolution.)

DIE DIKTATUR DES PROLETARIATS UND DER
RENEGAT KAISKY.

DIE NÄCHSTEN AUFGABEN DER SOWJETMACHT.

A. L O S O W S K I :

DIE GEWERKSCHAFTSBEWEGUNG IN RUSSLAND.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Theaterverlag G. m. b. H.

München, Leopoldstraße 3

Telegrammadr.: Theaverlag

Fernsprecher: Nr. 31646

Der neugegründete Verlag steht
unter der künstlerischen Leitung
von Dr. Joachim FRIEDENTHAL
und Dr. Erich NOETHER

Er pflegt im Bühnenvertrieb alle
Arten der Sprechbühne

Er ist bestrebt, Autoren von Be-
deutung und Autoren von Erfolg
um sich zu sammeln

Verbindungen im Inlande und
nach dem gesamten Auslande
sind angeknüpft

Alle Interessenten aus Autoren- und Bühnenkreisen werden
gebeten, sich zu wenden an

Theaterverlag G. m. b. H.

München, Leopoldstraße 3

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Novemberwoche

Die Verfassung verpflichtet den Reichspräsidenten, gegen Verfassungsverletzungen der Länder zunächst Einspruch zu erheben, und dann, wenn seinem Einspruch nicht Folge geleistet wird, mit Rechtskraft zu verlangen, daß die verfassungswidrige Handlung ungeschehen gemacht werde. Solche Aufforderung hat Ebert dieser Tage an die hessische Regierung ergehen lassen. In Hessen hatte man die Kartoffelausfuhr nach außerhessischen Ländern gesperrt, wozu man verfassungsmäßig offenbar nicht berechtigt ist. Die hessische Regierung hat sich schließlich auch gefügt, — fiat Ebert, pereat mundus. Da sich der Präsident nun in dieser Angelegenheit als so entschlossener Wahrer des Grundsatzes, daß Reichsrecht Landesrecht bricht, erwiesen hat, darf man ihn darauf aufmerksam machen, daß auch anderwärts manches existiert, dessen sofortige Abschaffung pflichtgemäß gefordert werden müßte? In Bayern, wenn man davon reden darf, gibt es zum Beispiel ein Volksgericht, dessen letztes Urteil von konservativen Männern als rechtswidrig, grausam und reichsschädlich bezeichnet wurde. Den Verfassungsgrundsatz, der Ausnahmegerichte in Deutschland verbietet, verletzt es flagrant. Liegt in dieser nicht ganz unwichtigen Angelegenheit nicht ebenfalls eine Verpflichtung des Reichspräsidenten vor, rechtswirksam Einspruch zu erheben? Wenn *justitia fundamentum regnorum* ist, so darf die Sache nicht lässiger als der Kartoffelfall behandelt werden!

Der nun wohl definitiv abgesägte König Konstantin von Griechenland genießt in der deutschen Presse noch immer seinen Glorienschein von vorgestern. Ihm kommt, auch in liberalen Blättern, noch die Verschwägerung mit Wilhelm zu gute. Wer den Charakter dieses königlichen Kaufmanns oder vielmehr dieses kaufmännischen Königs kennen lernen will, lese die Charakteristik, die ein offenbar aus nächster Nähe Unterrichteter von ihm in der unabhängigen Pariser Wochenschrift „L'Europe Nouvelle“ entwirft: Konstantin, Sohn eines Dänen und einer Russin, blieb dem griechischen Volk immer fremd. Als eine Steuer erhoben wurde, die sich auf die Ausländer nicht erstreckte, fragte ich einen meiner Athener Freunde, ob der König von der Steuer betroffen würde, „Nein,“ wurde mir geantwortet. „Und warum nicht?“ „Weil er ein Ausländer ist.“ . . . Der König betrachtete die Minister als Domestiken. Deshalb hatte er Venizelos. Bei seiner Rückkehr nach Athen forderte er von der Regierung beträchtliche Summen als Rückstände der Zivilliste, als Ersatz für die Ausgaben in dem

Luzerner Hotel usw. Kurz danach ließ er die Zivilliste verdreifachen. Als dann die Drachme sank und man dem Parlament nicht gleich mit einer Nachforderung kommen mochte, ließ er sich die Zivilliste in Gold auszahlen. Der entsetzte Ministerrat suchte Widerstand zu leisten und hielt zur Erörterung dieser Angelegenheit drei Sitzungen hintereinander ab. Das geschah in dem Augenblick, da das ganze Land wegen der kleinasiatischen Frage fieberhaft erregt war. Man stellte dem König vor, welch miserablen Eindruck es auf die Öffentlichkeit machen müßte, wenn man jetzt das Vorhaben des Königs bekannt gäbe. Den König focht das nicht an. Er blieb hartnäckig. Der König bekam seinen Willen, die erforderlichen Mehrausgaben wurden auf andere Posten des Budgets verteilt, so daß das Publikum nichts davon erfuhr. . . . Seit seiner Rückkehr hatte er kaum etwas anderes im Kopf, als sein Schäflein ins Trockene zu bringen. Die Regierung, die der Tiefstand der Drachme in Bestürzung versetzte, griff zu sehr strengen Maßregeln, um den Kauf fremder Valuta zu hindern. Die Banken mußten über die auf Rechnung ihrer Kunden getätigten Kaufabschlüsse Rechenschaft ablegen. Eine Bank in Athen weigerte sich. Die Regierung drängte. Der Zwischenfall, der zuerst großes Aufsehen erregt hatte, wurde plötzlich totgeschwiegen. Es stellte sich nämlich heraus, daß der König ein Hauptkäufer fremder Valuta war. . . . Endlich erteilte ihn doch das Geschick! In London schloß Gunaris aus den Worten der englischen Minister, daß der Thronverzicht Konstantins eine Notwendigkeit sei. In diesem Sinne schrieb er nach Athen. Den Ministerrat versetzte diese Nachricht in große Verlegenheit. Wie sollte man es dem König beibringen? Der konnte bei solchen Mitteilungen sehr grob und unangenehm werden. Man erzählt, die Minister hätten durch das Los entscheiden lassen, wer zum König gehen und sich seinem Zorn aussetzen solle? Ein persönlicher Freund des Königs begab sich ins Schloß. Der König las den Brief und äußerte lediglich die aus Götz von Berlichingen bekannte Wendung. Der Abgesandte des Ministerrats, der auf Schlimmeres gefaßt war, bekam etwas Mut und sagte: „Nicht nur Gunaris, alle Minister halten den Thronverzicht für notwendig.“ Den König brachte das nicht weiter in Rage, er sagte in sanftem Ton: „Ihr könnt mich alle . . .“

Der Reichsfinanzminister **H e r m e s** hätte seine Rechnung vor der Reparationskommission am liebsten ohne den Wirth gemacht. Der Bruch zwischen Reichskanzler und Reichsfinanzminister wäre vielleicht schon eingetreten, aber — so plaudert die Presse offenerherzig — Herr Hermes hat sich gerade in diesen Tagen „durch seine Fähigkeit, in mehreren Sprachen zu verhandeln“ ziemlich unentbehrlich gemacht. Sprachenkenntnisse sind gewiß sehr hübsch, aber es gibt doch noch ein paar verwendbare Leute, die sich Franzosen, Engländern und Italienern verständlich machen können? Wie wär's,

wenn der Reichskanzler den nicht mehr ungewöhnlichen Weg des Inserates beträte?

Finanzsachverständiger

der französisch, englisch, italienisch in Wort und Schrift beherrscht, per sofort gesucht. Offener, durchsichtiger Charakter erwünscht. Abstanten bevorzugt. Schwerindustrielle Referenzen nicht unbedingt nötig. Zuschriften unter „1915er Mosel“ an die Reichskanzlei.

Der Abgeordnete Remmele teilt mit, daß der Direktor der Strafanstalt in Görlitz den politischen Gefangenen die Lektüre des „Tage-Buchs“ verboten habe. Damit hat der Herr Direktor nicht nur über die Gefangenen, sondern auch über uns parteilose Sünder eine Strafe verhängt. Wir haben den Herrn Strafanstaltsleiter ersucht, uns zu sagen, wann und wie wir uns strafanstaltsunwürdig aufgeführt haben.

AN UNSERE LESER!

Als wir Ende September (Heft Nr. 39) den Abonnementspreis für das letzte Quartal 1922 unseren Lesern mitteilten, fügten wir hinzu: „Hört die tolle Steigerung der Produktionskosten nicht auf (wie wir immerhin erwarten), so müssen wir uns eine Nachforderung in den Grenzen der Teuerung vorbehalten.“

Der Zeitpunkt ist gekommen, an dem sich die Anwendung dieses Vorbehaltes nicht mehr umgehen läßt.

Die Papiermark ist nur noch den 2000ten Teil einer Friedensmark wert.

Der Papierpreis ist vom Oktober bis November um 65 % gestiegen, weitere erhebliche Verteuerung im Dezember ist vorauszu sehen.

Auch Druckkosten, Gehälter, Honorare, Porti wachsen ununterbrochen.

Unter diesen Umständen sehen wir uns gezwungen, einen

Teuerungszuschlag von 200 Mark

für November und Dezember zu erheben und bitten um Überweisung mittels einliegender Zahlkarte. Auch diejenigen Abonnenten, die bei Postanstalten bestellt haben, wollen uns den Betrag freundlichst direkt einsenden.

200 Papiermark sind 10 Friedenspfennig! 550 Mark — so viel beträgt der Abonnementspreis nunmehr — sind 27 Friedenspfennig!

Wir sind sicher, daß unsere Gemeinde das noch immer bestehende Mißverhältnis zwischen solchen Preisen und der rasenden Teuerung richtig würdigen wird.

Der Einzelverkaufspreis des Heftes wird zunächst auf 50 M. festgesetzt.

Verlag und Redaktion des „T.-B.“

Kreml ist Burg der Regierung. Eine Tatarenfeste, steht er auf einer Anhöhe inmitten der Stadt. Militärische Kontrolle an den Eingängen. Drinnen saust der Wind in altertümlichen Klostergängen.

Sitz der Mönche, — einst. Sitz der Ideologen.

Jetzt sitzen in den Zellen Mitglieder und Gäste der Räteregierung. Im Hofe ertönt der Kommandoruf, klappern Soldatenreihen. Über dem ehemals kaiserlichen Schloß flattert die Rote Fahne.

Von unten her sendet die Sucharewaja-Baschnija, — der Turm auf dem Marktplatz —, seine Blitze. Er gehörte zu der ehemaligen Befestigungsmauer, an der jetzt die Boulevards angelegt sind. Er ist arg zerfallen, seine Steine liegen auf dem ganzen Platz herum. Doch die Turmspitze steht jung und herausfordernd im Trümmerfeld.

Dort gährt, während der Kreml dämmert, das Leben. Sogar zur Zeit der strengsten Maßnahmen gegen den privaten Handel wurde auf dem Sucharewplatz mit allem Möglichen gehandelt. Jetzt steht da Bude an Bude, fliegende Händler stolpern über das Pflaster, schwingen Hosenträger, Tuch, Suppenlöffel. Ethnographisch ist der Markt sehr interessant: vom Kalmücken und Baschkiren zum Grusiner und Letten sind hier alle Völkerstämme Rußlands vertreten. Hier ist auch die schwarze Börse und es wird lebhaft mit Dollars, Franken, Mark und Kronen gehandelt. Man erzählt sich, daß Makler, die vier Jahre als verschollen galten, jetzt wieder aufgetaucht seien.

Was gibt es nicht alles auf der Sucharewa zu kaufen? Vom silbernen Tafelservice bis zu den Filzstiefeln (Valenkis) des russischen Bauern. In der Stadt selber fallen die vielen Bijouterien und Parfümerien auf. Es gibt Parfüme von Coty, Houbigant, Leichner, man sieht Kristallflacons und Schildpattbürsten mit goldenen Monogrammen. Woher das alles? Wo blieb die Ware vier Jahre lang versteckt? Wo war der von der Nep (Neue ökonomische Politik) heraufgespülte Kaufmann, Industrielle, Börsianer? Welche dunklen Gänge gingen diese Leute?

Die Nep geht nach vierjähriger Pause daran, das aufgegebene Terrain wieder zu erobern. Brandet nicht die Welle der ökonomischen Entwicklung über die Kreml-Mauer?

Das ist die Frage. Wächst die wirtschaftliche Entwicklung der Regierung nicht über den Kopf? Betrachten wir die Lage genauer.

Die russische Wirtschaft baut sich auf der Ernte auf. Die heurige Ernte ist 50 % besser als die vorjährige. Sie ist aber noch immer 30 % unter der normalen. Das heißt, um statt Zahlen die Tatsache zu nehmen: Rußland kann sich zur Not mit der Ernte ernähren, wenn auch das Aussaatgetreide vermahlen wird. Dann wird die Regierung aber gezwungen sein, vom Ausland Getreide

für die neue Saat zu kaufen. Das ist etwas summarisch ausgedrückt, stimmt aber in den Hauptpunkten.

Ich sprach heute mit einem Herrn von der Ara (American relief association). Nach seinem Bericht gestaltet sich die Lage in den Hungergebieten immer noch katastrophal. Keine ausländische Hilfe, keine Unterstützung durch die eigene Regierung kann die Bevölkerung der Hungergebiete retten.

Das geschieht vierundzwanzig Stunden Bahnfahrt von Moskau, während hier pfundweise Kaviar verzehrt wird. Ist das der Ausdruck eines krassen Egoismus der Stadtbevölkerung, oder sind die Ursachen andere?

Die Ursache ist einfach die: Durch Einführung der Nep ließ die Regierung den Handel im Lande frei. Dieser Handel schafft den natürlichen Ausgleich, öffnet die wirtschaftlichen Ventile, Luft strömt in den Raum. Dieser Handel konnte aber bisher nicht ins flache Land dringen. Der Bauer ist immer noch auf den Staat allein angewiesen. Der Staat kauft ihm seine Produkte ab, versorgt ihn mit Aussaatgetreide und landwirtschaftlichen Maschinen. Diese ungeheure Organisation arbeitet aber schwerfällig und ungenau: wo der Bauer eine Harke braucht, wird ihm ein Pflug geschickt. Kurz: der Handel, welcher den Ausgleich zwischen dem Produzenten und Konsumenten schafft, beschränkt sich auf die Zentren des Landes. Da dieser Ausgleich aber auf dem Lande nicht stattfindet, ist es möglich, daß ein Gebiet hungert, und im zweiten, das 400 Werst vom ersten entfernt ist, die Bevölkerung sich besser ernährt als irgendwo in Deutschland! Ich formuliere: das wirtschaftliche Leben Rußlands stützt sich auf die Landwirtschaft, der Staat stützt sich auf die Industrie. Welche Bedeutung hat die Industrie in Rußland? Sie faßte hier erst Boden durch Wittes Dekrete. Sie nimmt bis auf den heutigen Tag die Rolle eines Kolonisators neben dem Eingeborenen ein. Sie ist (zum größeren Teil) immer noch ein Fremdkörper. Nur dort, wo sie in den Wirtschaftsorganismus eingeführt wurde (Klein- und Hausindustrie oder Erzeugung von Rohprodukten) rentiert sie. Die mittlere Industrie empfängt riesige Zuschüsse vom Staat.

Es wäre unsinnig, sich auf die Erzeugung von Feinmechanik zu kaprizieren, wenn dafür nicht gewichtige politische Gründe sprächen. Die Industrie gibt fünf Millionen Arbeitern Arbeit, und diese Arbeiter sind die Stütze und wehrhafte Hand des neuen Staates.

Kann sich die Regierung auf den Bauer nicht verlassen? Hier muß man die Frage aufwerfen: Was bekam der Bauer, dieser Besitzer at exochen, durch die Revolution? Alles und nichts. Er bekam Land, auf dem er als Pächter sitzt. Man kann aus ihm nicht mehr herauspressen, als es gibt. Er bebaut das Land extensiv, aber nicht intensiv. Die Frage ist für ihn immer die: Wieviel Land kann ich bebauen? Die Regierung kann sich die Freundschaft des Bauern dadurch erkaufen, daß sie ihm Land gibt. Sie verliert diese

Freundschaft, sobald sie etwas von ihm fordert. Der Bauer wird antworten: Ich bebaue soundsoviele Hektare, was wollt ihr mehr? Und er greift zum Holzpflug und läßt die modernen landwirtschaftlichen Geräte liegen. Jedenfalls läßt sich durch den Bauer keine politische Macht erobern.

Und hier meine Schlußfolgerung: Die Regierung des Landes ist eine politische, aber keine wirtschaftliche Macht. Die wirtschaftliche Macht ist in die Hände des Nep-Mannes übergegangen. Seine Methoden greifen auch auf Staatsbetriebe über. Die Kommissariate für Handel und Industrie sind nachgerade zu Börsen geworden. Die Nep saugt sie auf.

So, während die Sucharewa-Baschnija in den Himmel feuert, steht der Kreml unerschütterlich da und seine Fenster äugen nach innen.

Es ist der Ausdruck einer latenten Macht.

Seine weltabgewandte Geste hat für diese Stadt und für dieses Land ein symbolisches Gepräge.

ALFRED POLGAR

MASSARY-POMPADOUR

Es sind sehr viel hübsche und anmutige Frauen im Theater, junge und reifere, schmackhaft zubereitet in der kosmetischen Küche. Sie federn, wie angekurbelt und nur noch nicht losgelassen. Ihr Lebenslauf ist Lieb und Lust (wenn keine Panne eintritt). „Wir können tanzen“: so sitzen sie. Papillons, schwebend im Kelch der Fauteuil-Blume.

Zweiter Akt, da hat die Massary ihr übermütiges Duo. Dreimal kommt der Refrain. Dreimal in andren Farben blüht der blühende Unsinn aus ihrem Mund, ihren Gebärden. O Elfenzauber im Garten der Torheit! Märchen-Kurve des Lebenslaufs, der Lieb und Lust ist, durchschlingt ihn. Ein Vogel pfeift, melodisch und überzeugend, auf Würde und Wichtigkeit. Unsinn, du siegst, und ich, Gottlob, muß untergehn.

. . . Es sind sehr viel Frauen im Theater. Um vergnügte Mundwinkel ein leiser Zug von tristitia und Beschämtheit. Schwer lastet das Gesetz der Schwere. „Ach, auch wir können tanzen!“: so sitzen sie. Sie spüren ihre Kilo; und spüren die Bitternis der göttlichen Ordnung, die nach Laune gibt oder verweigert.

*

Peter Altenberg hätte das kürzer und weniger verschmökert gesagt.

„Lilith war rosig — — —

Er fühlte: Süßeste!!! — — —

Die heilige F. M. tanzte! tanzte!! tanzte!!!

Lilith erblickte — — —

Er sagte verlegen: gnädige Frau! — — —“

*

Altenberg richtete für die um ihn als oberster ästhetischer Richter. Erst was er gelten ließ, galt.

Frauen und Liebste und Bräute, Bücher und Kunst, Handwerk und Akrobatik, Kellnerinnen und Landschaft waren erst voll approbiert, wenn sie das Altenberg-Rigorosum bestanden hatten.

Was für Freude, in den Dauer-Brand seiner Begeisterung neue Scheite zu tragen!

Nun ist er fast vier Jahre tot. Aber keine Schönheit, keine Grazie, keines Antlitzes Süße, keiner Bewegung Vollkommenheit, kein müheloses Können, kein Gelöstsein von Dumpfheit und Schwere rührt an's Herz der Jünger-ohne an das Bedauern zu rühren, daß Peters stürmischer Segen dem Erlebnis versagt bleiben muß.

Schade, daß er die Massary nicht sehen kann. Schade.

Die Noten sind von Leo Fall. Charmante Noten.

Die Musik ist von Fritzi Massary.

Sie gibt die entscheidenden Zwischen- und Obertöne, aus denen Melodie sich formt, die tiefer haftet als im Ohr. Sie schwingt eignen Klang, durchtränkend mit seiner besonderen Farbe und Fülle was der Komponist klingen ließ.

Taschenspielerin! Aus Händen, Blick, Lächeln kann sie's aufplattern machen. Ein geflügelter Schwarm, heiter den Plan belebend.

Wie sie ein Tuch um die Schultern legt, ein Kleid rafft, traurig ist, toll ist, frech ist, zart ist, das sind auch Chiffren einer Musik, einer persönlichsten Musik, die sich in's Herz schmeichelt. Teilchen des Operetten-Oeuvres, festgehakt, drängen mit hinein. Ein Risiko, das der Hörer leider tragen muß!

Mein lieber Freund R. K. aus Czernowitz ist schon zum siebzehntenmal bei „Madame Pompadour“. Es geht ihm, glaube ich, nicht einmal so sehr um das Entzücken an der Massary als um die Rührung darüber, daß solches Entzücken ihn immer von Neuem überfällt.

Und dies ist ja auch das zweithöchste Glück der Erdenkinder: Persönlichkeit des andern. Ausgeliefert sein einem Zauber, dem stets wieder zu unterliegen das Selbstbewußtsein besser erhöht als ihn zu brechen. Geschwellt werden zu fröhlicher oder empfindsamer Fahrt vom Atem einer begnadeten Kreatur.

Rührung ist das Kreuzungsprodukt einer Trauer und einer Freude, eines Beklommen- und eines Beglückt-Seins.

Solchem Doppelquell entfließt auch unsere Rührung über die Massary: sie ist nämlich aus dreamland . . . und wir meistens aus Czernowitz.

(Miteinander sind wir also aus Wien.)

In ihr besonderes Wesen hineingezogen erfährt der Operettenschnickschnack eine Art Reinigung. Stumpfsinn und Ordinärheit werden weiß gebrannt. Das Gemein-Substantielle verflüchtigt sich . . . offenbar wird, sozusagen, Idee.

Sie spielt nicht Madame Pompadour. (Aus Schutt und Bruch solchen Textes Gestalt zu formen, ginge auch über ihre Kraft.) Aber sie spielt jeden Affekt, jede Pose, deren Träger die Rolle ist, für ihre Spielminute zu absoluter menschlicher Gültigkeit hinauf.

Das ist ein vollwertiges Pröbchen Liebe! Das ist Eifersucht! Das Hoheit! Das Impertinenz! Das Wut ob eines Verzichts! Das Fügung in ihn! Das Leichtsin! Das übermächtige Empfindung, mitkreisend im Umlauf des Bluts!

Die Massary macht der dummen Operette den Sublimierungsprozeß.

Sinnlicher Reiz geht dabei keiner verloren. Er bleibt gebunden und gesichert im Temperament dieser Frau, das schöpferisch ist, füllend den Raum der Bühne, die Musik, wo sie hohl klingt, des Textes Leere und die Cassa des Direktors.

*

Welche deutsche Schauspielerin hat noch solche Hände, leichter als Luft? Und welche Gebärden von solch' zeichnerischer Anmut, dramatischer Entschiedenheit und geistiger Transparenz?

Welche hat noch solche Delikatesse des Schamlosen . . . und trägt königliches Kostüm wie eine Tracht, die ihr gemäß? Welche noch zelebriert so hinreißend den Ritus des hohen, verehrungswürdigen Je m'en fiche?

Welche hat noch die Konstitution, so heil zu bleiben in einer Luft voll von Miasmen des Schwachsinn?

Und welche hat noch diese Überlegenheit in der Hingabe an ein komödisches Amt?

Ich will meinem lieben R. K. zu seiner fünfundzwanzigsten Auf- führung der Madame Pompadour einen Blumenstrauß widmen.

Auf der Schleife soll stehen: Du weißt, was gut ist.

STEFAN GROSSMANN

SLING

Ich muß eine Dramen-Reparatur-Anstalt eröffnen! Die Autoren verhunzen sich ihre schönsten Möglichkeiten, weil sie keine Instanz finden, denen sie ihr Werk vor der allgemeinen Enthüllung und Vermöbelung zeigen können. Ehedem gab es Dramaturgen in den Theatern, jetzt gibt es dort Waschzettelfabrikanten und Star-Überredungsbeamte. Daß ein Stück in einer Direktionskanzlei gelassen gelesen und mit der Wärme des Beteiligten geprüft wird, kommt nicht mehr vor. Mit wem übrigens sollte ein Schriftsteller von Qualität in einem Berliner Büro diskutieren? Mit Barnowsky, dem Kunstkommissar? Oder mit dem Zimmermann Jeßner?

Ja, ich muß eine Dramen-Reparatur-Anstalt eröffnen! Da sah ich vor ein paar Tagen die Komödie meines Freundes Sling „Die Erwachsenen“. Schon das Wort „Familien-Lustspiel“ hätte ich auf dem Zettel gestrichen. Das Publikum verträgt im Titel keinen Spaß. Wenn es nur das Wort „Familie“ liest, läuft es schon davon.

Sling gibt zwei Drittel eines reizenden Lustspiels. Er schreibt nicht nur einen amüsanten, schlagfertigen Dialog, er hat auch einige Figuren geformt und er hat bis zum Schluß des zweiten Aktes sogar Situationen erfunden. Aber nach dem zweiten Akt bricht das Lustspiel ab. Im Hause der Dichter Meinhardt und Bernauer hat das offenbar niemand bemerkt. In meiner Dramen-Reparatur-Anstalt hätte ich Sling in mein Privatkonto gerufen, hätte ihm einen Vorschuß von 300 000 Mark ausbezahlt und ihn mit seinem Lustspiel, vielleicht auch noch mit dem ersten Zuschneider meiner Anstalt, nach Dalmatien, in den sonnigsten Adria Herbst geschickt und ihn sein Lustspiel erst mal fertig schreiben lassen. Sling ist Journalist, Und Journalist sein, heißt immer: Zu schnell fertig werden

Auch die zwei Drittel dieses Lustspiels sind wertvoller als die deutsche Komödienproduktion der letzten Jahre. Das Theater ist eine außerordentlich rohe Angelegenheit geworden und diese Rohheit reicht von Sternheim bis zu Angelo Cana. In den „Erwachsenen“ wagt es ein deutscher Schriftsteller, die Bühne zu betreten, ohne zu schreien. Sein Humor ist leise, seine Sentimentalität ist gedämpft und auch sein Revolutionarismus ist von angenehmsten Formen. Er nimmt für seine Figuren Partei, er liebt sie um so mehr, je jünger sie sind. Ein kleiner Bub, der auf die ganze Welt neugierig ist, steht seinem Herzen am nächsten. Dann kommt ein siebzehnjähriges Mädchel, das von bezaubernder Vernünftigkeit ist. Dann ein beinahe volljähriger Bengel, der im Geschäft schläft, um die Freuden des Kommerzes möglichst lang von sich fern zu halten. Dann ein Mann von fünfunddreißig Jahren, der im Begriff ist, seelisch zu ergrauen und noch einen Ausflug ins Leben wagen will, dann ein ganz verstaubter Prokurist, der nur mehr eine lebendige Faktura ist. Mit diesem Personenverzeichnis, das von den unversehrten Lebendigen bis zu den resignierten Erstorbenen reicht, hat Sling ein reizendes Lustspiel angefangen. Nur angefangen. Und meine Dramen-Reparatur-Anstalt besteht noch nicht.

Ach, unsere Theater werden von allzu Erwachsenen beherrscht. Er fehlt an der notwendigsten Verliebtheit. Auch dieses Zwei-Drittel-Lustspiel wäre ein großer Sieg geworden, wenn man auf die Komödie ein Zwanzigstel der Sorgfalt verwendet hätte, die den Geschichten des Kapellmeisters Kreisler gewidmet wurde. Aber hier handelte es sich ja nur um den unwichtigen Fall eines dichterischen Schriftstellers, der imstande wäre, das neue deutsche Lustspiel zu schreiben. Das durfte man, ohne Verliebtheit und ohne Verantwortung, einem untermittelmäßigen Regisseur überlassen.

Wer zeugt, verzweifelt nicht.

Ernst Weiß.

In den beiden ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war der realistische Roman im Inventarismus zerbröckelt: im Nebenbei der Umwelt verflüchtigte sich der Sinn des Geschehens, im Gewirr der Tatsächlichkeit war kein Raum mehr für die Frage nach dem Absoluten. Der Mensch war nur noch die Marionette vielfältiger Beziehungen, die als Naturgesetze gelten. Ein neuer Kunstwille, mit dem töricht-tautologischen Namen Expressionismus behaftet, war bald zum Plakatismus denaturiert: der Verzicht auf Nuance, auf Detail, auf Fleisch und Farbe individuellen Lebens ließ nur noch Typen übrig, deren Leere von feierlich-abstrakten Worthülsen mehr ent- als verhüllt wurde. Ethische Postulate hingen diesen Schemen aus dem Munde wie Spruchbänder den Figuren primitiver Kunst. Inventarismus und Plakatismus verschlangen ein Talent nach dem anderen. Bis ein Odysseus, bis eine geniale Kraft erstand, die Untiere zu meistern. Bis einer kam, in dem das Sturmlied eigenen Blutes mächtiger war, als das Sirenengeschmeichel bequemer, halb-wahrer Theoreme. Er kam aus dem Grenzland zwischen Ghetto und Greco. Ernst Weiß: zwei Siben nur hat der Name, aber er umspannt uralte, ewig neue Welt.

Dämonische Larve ist die längst verbrauchte, von Baudelaire entlehene Maske der Unzulänglichen; vom Dämon reden sie, von Huysmans bis Ewers; Ernst Weiß ist ein Dämon. In ihm kämpfen Gott und Gegengott die Entscheidungsschlacht. Er ist ein böser Mensch, den Urgewalt zum Guten reißt. Er ist böse wie Kierkegaard und Dostojewski. Kein Verbrechen, das er nicht begehen könnte, kein Gebrechen, das ihn nicht gemartert hätte. Bosheit hat ihn nicht nur vergeistigt, sie hat ihn auch hellstichtig gemacht, in das Innerste der Triebe und Getriebenheiten hinabzuschauen. Unerträglich wäre das, wenn nicht im Dichter der tierverwandelten Menschen das unzerstörbare Wissen lebte, daß kein Geschlecht der erdenbewohnenden Menschen so bemitleidenswert ist wie wir. Die von Weiß geschaffenen Gestalten sind Calibane, deren ätzendste Qual darin besteht, daß sie einmal im tiefsten Traum Prospero geschaut, einmal — Sekunde ist hier Ewigkeit — an Ariels wunschlosem Herzen gelegen haben. Das Tier, das sich um jeden Preis mit Gott versöhnen will, ist das einzige, einziggroße Thema dieses Dichters.

Im Schützengraben, im Bordell, im Zuchthaus, zertrümmern die Gefolterten, die Besessenen sich und ihre Welt. An ihrer Fähigkeit, zu zerstören, messen sie ihre Kraft. Die krassen Stoffe könnten dazu verführen, Weiß für einen verspäteten Naturalisten zu halten. Aber die Vision ist in ihm das Primäre, nicht die Erfahrung. (In keines Zeitgenossen Antlitz sah ich je so große, welt-einsaugende

Augen wie bei Weiß.) Seine Arbeiten sind seelische Kunst, so sehr sie auch der Gegenständlichkeit verhaftet bleiben. Die äußere Handlung ist immer nur Vorhang vor seelischen Landschaften mit unermesslichen Weiten und höllentiefen Abgründen. In den früheren Büchern von Weiß gab es noch Schilderungen, um ihrer selbst willen: in der „Galeere“ wurde die Vielfältigkeit sozialer Zusammenhänge sichtbar, hämmerte der Rhythmus der großen Stadt, blühte die Idylle österreichischen Berglandes als nie zu vergessendes Eiland im Ocean aktualitätsgeladener Konflikte. In den späteren Werken ist der Mensch Selbstzweck; alles ist Wesen, alles ist Kern. Alle Nebengeräusche sind verstummt, wir hören nur das Zucken des nackten Herzens. „Der Mensch in der Mitte“: hier ist dies Wort nicht nur Forderung, sondern Verwirklichung.

Das letzte Gesicht des Visionärs heißt „Nahar“. Olga, die auf der Flucht erschossene Dirne, das leidenverwüstete Weib, wird in die Gestalt einer Tigerin auf tropischer Insel verwandelt. Dem dunklen Paradies der Tiere wird sie durch Menschenlist entrissen und im Freudenviertel einer oceanischen Stadt wird sie zur Augenweide grausamen Menschengewimmels zu Tode gefoltert. „Sie mußte leiden wie ein Mensch, Nahar wie Olga.“ Dies Buch vom tierverwandelten Menschen ist Orgie, beherrscht Phantasie, ein Maximum an Schöpferkraft. Betäubend ist der Brodem dieser südlichen Wildnis, die vom Röhren stampfender Wollust bebt. Wie auf den ersten Seiten der Bibel wird hier aus dem Nichts eine Welt geschaffen: Urwald und Tropensonne, Geburt und Tod, Schrei des Muttertieres, Bestien, die sich im Kampf um Nahrung und Paarung zermalmen, Blut, das in Katarakten strömt, zuletzt der Mensch, der „Aufgang des Grauens“. Wie lieblich verlogen erscheint uns daneben van Zantens Glückinselchen für höhere Töchter Mittel-Europas. Thomas Mann, in mehr als einer Hinsicht Antagonist von Weiß, hat in vornehmer Selbstverleugnung bekannt, daß Nahar ihn „bis zur wirklichen Begeisterung gefangen genommen hat“. Der Dichter bürgerlicher Humanität, der seine kritischen Worte auf die Goldwage zu legen pflegt, rühmt an diesem Werk vor allem „die Einheit von Sinnlichkeit und Geist, die nur mit dem Namen Kunst zu benennen ist“.

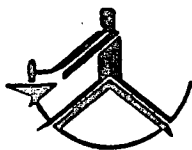
Das ins Gipfelhafte gesteigerte Können des Nahar-Dichters rührt an den Schlaf der Welt, reißt an den Wurzeln des Seins. Eben deshalb ist er der in allen Fibern glühende, der von allen Henkern Gehetzte, der ewig von Gott verfolgte Sünder. Aber sein Schrei nach Gottes Gnade wird die Eisenpforten des Himmels sprengen. Die Füße im Blutschmutz, den Blick zu den Sternen, ist dieser Dichter Sinnbild unserer Leiden, Zunge unserer Laster. Nicht morgen, aber irgendwann werden wir doch ein Eden sein.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Novemberwoche

In der Vorrede zu seinem tapferen Büchlein „Das Gift, das zerstört“ (dessen verdienstvolle Übersetzung soeben im Verlage der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen ist), wirft E. D. Morel den Deutschen vor, sie vernachlässigten es, die Welt genügend über ihre politischen und wirtschaftlichen Sorgen aufzuklären. Niemand kenne die entscheidenden Tatsachen. Namentlich über das Reparationsproblem werde von Deutschland aus nicht genügend Licht im Ausland verbreitet, so daß besonders Amerika, dessen Haltung doch so ausschlaggebend sei, im Grunde rein nichts über diese Weltfrage wisse. Der Vorwurf gibt zu denken, — aber stimmt er ganz? In Berlin konferierte man dieser Tage wieder über die Reparationen. Ein vifer Berliner Journalist, der den Nachrichtendienst einer großen amerikanischen Zeitung übernommen hat, kabelte die wichtigsten Meldungen über diese Besprechungen zwei Tage lang sorgfältig nach New York hinüber. Am dritten Tage aber erhielt er ein Rücktelegramm: „Nicht mehr über Reparationen außer größte Ereignisse. Thema interessiert hier nicht.“ Es ist schwer, eine Welt aufzuklären, die über die sensationelle Doerner Hochzeit fünf Spalten zu lesen verlangt, ein kurzes Kabel über diese langweilige Zentralfrage aller europäischen Wirtschaft aber gähnend überschlägt!

Vor Monaten ist hier das Projekt Arnold Rechberg unterstützt worden, dessen Ziel es war, sowohl das eigentliche Reparationsproblem als auch die gesamten deutsch-französischen Beziehungen durch eine Beteiligung Frankreichs an der deutschen Industrie auf neue Basis zu stellen. Damals war es noch landesverräterisch, solche Gedanken auch nur zu erwägen; denn erstens galt es, jede Überfremdung und Unterjochung zu verhindern (nur Aktienkäufe des Auslands an den Börsen, die doch zum selben Effekt führten, waren angenehm); und zweitens durfte die verruchte Erfüllungspolitik überhaupt in keiner Weise unterstützt werden. Inzwischen haben sich die Dinge einigermaßen gewandelt. Stinnes schloß, im Prinzip auf des volksfremden Rathenau einstmals so hart geschmähten Wiesbadener Vertrag zurückgreifend, das Abkommen mit Lubersac und ist seitdem an Erfüllung interessiert; Wirth, einstmals Exponent freiwilliger Leistung, ist unterm Druck des Marksturzes unter die Verweigerer gegangen; die Industrie, aus innerpolitischen Gründen à tout prix gegen Wirth, im Kabinett selbst von ihrem Götterboten Hermes wohl bedient, folgt selbstverständlich den Pfaden Stinnes'; und so kann es nicht wundernehmen, daß auch die Idee einer Einbeziehung französischer Interessen in die deutsche Industrie mit einem Male durchaus nicht mehr verräterisch



Anfang Dezember erscheint:

ERNST WEISS DIE FEUERPROBE

EIN NEUER ROMAN DES VERFASSERS
VON TIERE IN „KETTEN“

THOMAS MANN AN ERNST WEISS:

..... die Wahrheit und zugleich der Grund meiner Bewunderung aber ist, daß dieser Expressionismus mir sich mit so viel Kunstinn, so viel Musik, so viel gesanghaft-epischen verbunden erweist, daß er meinen sonst festgehaltenen Satz: expressionistische Epik sei ein Widerspruch im Beiwort, strikte Lügen straft und mich mit Haut und Haar, momentweise bis zu wirklicher Begeisterung gefangen genommen hat.

Hiezu kommt der metaphysische Reiz der Grundidee; hiezu die Einheit von Sinnlichkeit und Geist, die nur mit dem Namen Kunst zu benennen ist.

HEINRICH MANN ÜBER ERNST WEISS:

..... die Werke der Dichter (Ernst Weiß und Henri Stendhal) weiten das Herz, da sie das Gebiet der Menschen erweitern: nach unten zu Tier und Tiefe, nach oben, zum Geist.

Die Feuerprobe wird von der
BUCHDRUCKEREI POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG
mit fünf Originalradierungen von

LUDWIG MEIDNER

als Bibliophilendruck im Format 26×36 cm gedruckt

AUSGABE A:

Gedruckt auf handgeschöpft Zanders-Bütten; die Radierungen von der Originalplatte abgezogen und von Meidner signiert; 25 vom Verfasser signierte Exemplare, in Ganzpergament gebunden, Preis zirka 30.000.— M.

AUSGABE B:

Gedruckt auf echtes deutsches Bütten; die Radierungen von der verstählten Platte abgezogen; 75 Exemplare, vom Verfasser und Künstler einmal signiert, in Halbpergament gebunden, Preis zirka 15.000 M.

AUSGABE C:

Gedruckt auf bestes holzfreies Papier; die Radierungen von der verstählten Platte abgezogen; 500 nummerierte Exemplare, in Pappband gebunden, Preis zirka 3300 M.

Die Preise sind bis zum Erscheln freibleibend
Bei sofortiger Vorausbezahlung sind sie fest

VERLAG DIE SCHMIEDE / BERLIN W 50
AUGSBURGER STR. 52 — TEL.: STEINPLATZ 330

Unsere Neuerscheinungen

WILHELM SPEYER: SCHWERMUT DER JAHRESZEITEN

Erzählung. Geheftet 600 Mark, Halbleinen 1125 Mark, Ganzleinen 1275 Mark.

Walter Hasenclever im „8-Uhr-Abendblatt“: Der Reiz der ersten Begegnung, das Verhängnis der letzten Nacht: Diese unaussprechlichen, unnachahmlichen Schwüngen sind Melodie geworden. Ein Buch von Frauen. Ein Buch für Frauen. Ein Buch für alle Liebenden.

FRANZ HESSEL: VON DEN IRRTÜMERN DER LIEBENDEN

Eine Nachtwache. Buchausstattung von E. R. Weiß. Geheftet 600 Mark, gebunden 975 Mark.

Stefan Großmann im „Tage-Buch“: Es ist ein amüsanter und ein gedankenvolles, ein lyrisches und ein psychologisches Buch. Es stehen Anekdoten neben Lebensschicksalen, sogenannte Entgleisungen neben sehr seelenvollen Romanen, sehr französische neben sehr deutschen Erlebnissen. So ist ein zartes, musikalisches Buch entstanden, der delikateste Casanova, der in deutscher Sprache geschrieben wurde.

HERMANN UNGAR: DIE VERSTÜMMELTEN

Roman. Geheftet 600 Mark, gebunden 1125 Mark.

Der Verfasser, dessen Erstlingswerk „Knaben und Mörder“ von Thomas Mann und anderen Berufenen als Verheißung begrüßt wurde, übertrifft mit seinem zweiten Versuch auch höchstgespannte Erwartungen.

ZSIGMOND MÓRICZ: HINTER GOTTES RÜCKEN

Roman. Geheftet 600 Mark, gebunden 975 Mark.

Zsigmond Móricz hat in diesem, in einer Kleinstadt sich abspielenden Roman, ein Seitenstück zu Flauberts Madame Bovary geschaffen. Mit dem Schicksal der sich langweilenden Frau verknüpft sich unlöslich und erschütternd die Tragödie eines Knaben.

ARNOLT BRONNEN: DIE SEPTEMBERNOVELLE

Geheftet 375 Mark, gebunden 600 Mark.

„Berliner Tageblatt“: Bronnen gibt hier eine Novelle, die über den Stoff hinaus jeden künstlerisch und menschlich fühlenden Leser durch die Kraft ihrer Leidenschaft fortreiben muß.

MARTIN BORMANN: VENUS MIT DEM ORGELSPIELER

Erzählung. Mit 6 Zeichnungen von Sigfrid Sebba. Geheftet 525 M., gebunden 900 M.

„Vossische Zeitung“: Hier ist ein Schaffender am Werk, der sich nicht „genial“ gebärdet, ohne etwas von seinem Handwerk zu wissen. Hier schreibt ein zur Epik Berufener, der in sich fühlt, was nur die Erfahrung zur Sicherheit erheben wird: die Bedingungen seines Schaffens.

ALBRECHT SCHAEFFER: DEMETRIUS

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Geheftet 350 Mark, gebunden 600 Mark.

Dies bühnenwirksame Trauerspiel setzt die Tradition der großen Tragödie mit Erfolg fort.

CARL LUDWIG SCHLEICH: BESONNTE VERGANGENHEIT

Lebenserinnerungen von 1859—1919.

Kleine Ausgabe (ohne Bilder). In solidem Pappband 825 Mark

„Zwiebelfisch“, München: Herzengüte, Humor, freier offener Blick für alles in der Welt und eine prächtig nahebringende Darstellungskunst. Wie Künzleons Jungjungen-erinnerungen eines alten Mannes sollte auch dieses Selbstporträt des großen Arztes Allgemeingut des deutschen Volkes werden.

Die angegebenen Preise

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Ausführliche Prospektblätter

Ernst Rowohlt

ngen im Herbst 1922

JULIUS MEIER-GRÄFE: SPANISCHE REISE

Mit 9 Lichtdrucken nach Gemälden von El Greco.
Geheftet 1800 Mark, Halbleinen 2550 Mark, Halbleder 3000 Mark. Fünfzig nummerierte Exemplare auf Blütten vom Verfasser signiert in Ganzpergament 10.00 Mark
Buchausrüstung von E. R. Weiß.

Unvergleichlich ist das Temperament, die Verve, die Einfühlungskraft dieses Buches, das ein fremdes Land, eine fremde Kultur vor unseren Blicken erstehen läßt.

EMIL LUDWIG: VOM UNBEKANNTEN GOETHE

Eine neue Anthologie. Mit einem Lichtdruck nach David d'Angers Weimarer Goethebüste.

Geheftet 525 Mark, gebunden 900 Mark, Halbleinen 1050 Mark, Ganzleder 3750 Mark.
Rudolf Kayser im „Berliner Börsen-Courier“: Emil Ludwig hat im vorliegenden Buche vier- bis fünfhundert Goetheworte gesammelt, die den Weg des Zitats noch nicht gegangen sind, deshalb noch ganz aus der Mitte des Goetheschen Seins stammen und in der Prägnanz ihres Ausdrucks wie in der Perspektive des Denkinhalts überaus stark zu uns sprechen.

DIE BRIEFE DER MADAME DUBARRY

Herausgegeben von Victor von Koczián.
Geheftet 750 Mark, gebunden 1:75 Mark, Halbleder 2250 Mark.
Dies Buch ist mehr als das Lebensbild einer Courtisan, es ist die Chronik eines Landes, eines Jahrhunderts.

FRANZ BLEI:

DAS GROSSE BESTIARIUM DER MODERNEN LITERATUR

Ausgabe C: Auf holzfreiem Papier ohne die Lithographien. Halbleinen 1125 Mark, geheftet 600 Mark.

RUDOLF BORCHARDT: WALTER SAVAGE LANDORS IMAGINÄRE UNTERHALTUNGEN

Geheftet 600 Mark, gebunden 975 Mark, Halbpergament 1500 Mark.
Walter Savage Landor hat die große Gattung der imaginären Unterhaltungen geschaffen, deren einziger Meister er geblieben ist. Er war ein Zeigenosse der französischen Revolution und Lord Byrons. Im Alter huldigten ihm Robert Browning und Swinburne. Friedrich Nietzsche erhob ihn in den Rang der europäischen Klassizität.

EMIL LUDWIG: REMBRANDTS SCHICKSAL

Mit 18 Kupfertiefdrucken nach Gemälden Rembrandts.
Geheftet 1350 Mark, gebunden 2400 Mark, Halbleder 3450 Mark.
Emil Ludwig hat hier seine zuletzt vor Goethe bewährte Kunst und Kraft der dichterischen Gestaltung historischer Menschen in einen ganz neuen Stil gefaßt. Einfach wie eine Legende, doch bennend wie ein Gedicht erzählt er in fünf knappen Kapiteln die tragische Entwicklung dieses Künstler-Dramas: wie der Genius vom Müllerssohn über den Edelmann zum Bettler wird, und er belegt diese ergreifende Dichtung mit den Werken und vor allem den Selbstbildnissen, die die Geschichte dieser Seele widerspiegeln.

PAUL KORNFIELD: DER EWIGE TRAUM

Komödie. Geheftet 375 Mark, gebunden 675 Mark.
Diese Komödie ist eine Satire gegen das Maulheldentum der Intellektuellen, gegen die Revolutionäre der Phrase, gegen den Kult der großen Worte, gegen die Menschheitsbeglucker aller Spielarten.

ARNOLT BRONNEN: DIE EXZESSE

Lustspiel. Geheftet 375 Mark, gebunden 600 Mark.
Während der „Vatermord“ die den Menschen zerstörenden Triebe enthüllt, ist das neue Lustspiel ein Hymnus auf die Kräfte, die Leben erzeugen und erhalten.

sind unverbindlich

andlung oder direkt vom Verlag

e zu verlangen vom

Verlag / Berlin W 35

Musarion-Verlag München

Russische Literatur

- LEONID ANDREJEW: Die Geschichte von den sieben Gehenkten.
- VALERIUS BRJUSSOW: Der feurige Engel. Erzählung aus dem 16. Jahrh.
 - Die Republik des Südkreuzes. Novellen.
- FJODOR DOSTOJEWSKI: Die Beichte Stawrogins. Drei unveröffentlichte Kapitel aus dem Roman „Die Teufel“.
 - Tagebuch eines Schriftstellers. 4 Bände. Erste vollständige deutsche Ausgabe. Band I 1873, Band II Januar bis September 1876, Band III Oktober 1876 bis Juni 1877, Band IV in Vorbereitung.
- MICHAEL KUSMIN: Der zärtliche Joseph. Roman.
 - Die Taten des großen Alexander.
 - Alexandrinische Gesänge. Mit handkolorierten Originalzinkzeichnungen von Hermann Rothballer. Einmalige Auflage von 600 nummerierten Exemplaren.
- NIKOLAI LJESSKOW: Eine Teufelsaustreibung und andere Geschichten.
 - *Der versiegelte Engel und andere Geschichten.
 - *Der unsterbliche Golowan und andere Geschichten.
- DIMITRIJ MERESCHKOWSKIJ: Gogol. Sein Werk, sein Leben und seine Religion.

Russische Meisterbriefe. Ausgewählt und übertragen von Karl Nötzel.

- FJODOR SSOLOGUB: Der kleine Dämon. Roman.
 - *Süßer als Gift. Roman.

Schriften über Rußland

- x KARL NÖTZEL: Vom Umgang mit Russen. Gespräche mit einem russischen Freunde.
 - Das Schicksal der Armen. Ein soziales Brevier aus russischen Schriftstellern.
 - Tolstoi und wir. Mit drei Bildnissen Tolstois.
 - Dostojewski und wir. Ein Deutungsversuch des voraussetzungslosen Menschen.
 - Einführung in den russischen Roman.

Die mit * versehenen Werke sind Neuerscheinungen und gelangen noch bis Weihnachten zur Verausgabe. — Einen Sonderprospekt über Russische Literatur mit Preisverzeichnis bitten wir kostenlos zu verlangen.

Musarion-Verlag München

war! Stresemann, ja, sogar Hergt haben sie schon angepriesen; und wer die häßlichen, blamablen Kabalen hinter den Kulissen der soeben beendeten Berliner Reparationsverhandlungen nur einigermaßen beobachtete, der weiß, daß in der Tat, ohne und dezidiertermaßen sogar gegen den Kanzler, Verhandlungen über Interessenverquickung zwischen deutschen u. französischen Industrieführern schon im Gange sein müssen. So aber war die Sache denn doch nicht gemeint! Was nützlich sein könnte, wäre eine klare, kontrollierbare, in ihren Zwecken nicht verhüllte Form der Interessenverknüpfung; sie müßte auf dem Wege über die Regierungen erfolgen und dem Auge der Parlamente offenliegen. Aber was jetzt angesponnen wird, sind private und geheime Kombinationen, von denen sehr zweifelhaft ist, ob sie den Reparationen schließlich überhaupt zugutekommen werden, von denen aber fast sicher ist, daß sie auf dem Rücken des Publikums beider Länder erfolgen werden. Es ist bezeichnend, daß just in den Tagen, in denen diese Vorbereitungen zum ersten Male in die Öffentlichkeit sickerten, der gewaltigste aller bisherigen Marktstürze eintrat, — sicher kein Zeichen dafür, daß man sie draußen als für die deutsche Kollektivwirtschaft besonders günstig wertete! Und so zwingt die Lage dazu, vor einem ehemals lebhaft befürworteten Gedanken, jetzt, da er korrumpiert zu werden droht, ebenso lebhaft zu warnen! Was wird verhandelt, zwischen wem, mit welchen Zielen? Es scheint, daß sich niemand dafür interessiert.

Die Indexziffern der „Frankfurter Zeitung“ für Anfang November sind durch den letzten Dollarsturz bereits überholt. Trotzdem lohnt es sich, dieser besten deutschen Preisskala einige Betrachtung zu widmen. Man erfährt daraus zum Beispiel, daß die Großhandels-Durchschnittspreise am 1. November 944 mal höher als im Frieden und rund 23 mal so hoch als am 1. Januar dieses Jahres waren; allein von Oktober bis November schwoll die Ziffer um 118 % an, während sie von September bis Oktober nur um 50 % gestiegen war. Solch rasender Entwicklung ist man sich im täglichen Getriebe kaum bewußt geworden. Noch wichtiger als diese Feststellung ist aber ein Vergleich der Großhandels- mit den Kleinhandelsziffern. Die Großhandelspreise sind dem Dollar bisher immer auf dem Fuße gefolgt, die Kleinhandelspreise aber hinkten stark hinten nach. Seit letztem aber zeigt sich eine Tendenz der Kleinhandelspreise, die bisherige Spanne eiligst aufzuholen: sie steigen noch rascher als die Großhandelspreise. Anfang Oktober zum Beispiel war der Großhandelsindex von zehn statistisch erfaßten Lebensmitteln noch 39 % höher als der Kleinhandelsindex, Anfang November nur noch 18 %. Alle Beobachtungen scheinen anzudeuten, daß dieser Prozeß auch im November fortschritt —: wir nähern uns den Lebenshaltungskosten des Weltmarkts, ohne daß sein Einkommensniveau von der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung auch nur entfernt erreicht wäre!

Unsere Zeit steht unterm Zeichen des ökonomischen Geschmuses. Es ist fabelhaft, was die Herrschaften alleamt, vom Käseblättchenredakteur irgendwo in Pommern bis zum Kapitän irgendwelchen Industriekolosses, an allgemeinen, glitschigen Begriffsclichés Tag für Tag von sich geben. „Wiederaufbau“, „Zusammenfassung aller Kräfte“, „Stabilisierung“, „Mehrarbeit“, „Sparsamkeit“, „Entbürokratisierung“, „Budgetausgleich“, „Rationalisierung“, „Erfüllung“, „Nichterfüllung“, „Produktionssteigerung“, „Einheitsfront“, „Opfer“, — das kracht nur so von vagen Phrasen. Man sollte meinen, daß wenigstens bei einigen, die solche Generalergüsse von sich geben, auch konkrete Gedanken, Pläne und Methoden hinter ihnen stünden; oder mindestens, daß sie geneigt wären, solche Spezifica wenigstens von anderen anzuhören und darüber nachzusinnen. Da sind Sie aber schief gewickelt, Herr! Glauben Sie nur ja nicht, daß Sie, wenn Sie über irgendeines dieser Probleme ein faßbares Projekt ausarbeiten, einen praktischen Gedanken von sich geben, — daß Sie dann auf irgendwelche Teilnahme dieser sonst so redseligen Praezeptoren hoffen dürfen. Nur nicht konkret denken, vor allem nichts Konkretes von sich geben, — das ist viel zu strapaziös, viel zu präjudizierend! Einige wenige Leute in Deutschland haben den unglücklichen Hang zu spezialisierter Sachlichkeit. Sie bemühen sich, auffällige Einzelercheinungen in ihrem genauen Zusammenhang zu durchleuchten und rufen die Beteiligten zu Erklärungen auf. Sie versuchen, die hohle Wurstschale der Schlagworte mit verdaulich-nahrhaftem Inhalt zu füllen, sie entwickeln Pläne auf diesem und jenem Gebiet und fordern die sogenannten Autoritäten zur Stellungnahme auf. Was glauben Sie nun, daß die Autoritäten tun? Überdenken sie's, rechnen sie nach, polemisieren sie, bringen sie Gegenpläne? Nein, lieber Freund, das tun sie nicht! Sie halten den Mund, stempeln auf den Brief „ablegen“ und diktieren morgen ein neues Generalgesabber. Es ist eine Epidemie in Deutschland ausgebrochen: die Epidemie beharrlich substanzlosen Gequassels. Es ist ein Organ verschüttet worden: das Organ und die Neigung zu praktischem, konzentriertem, unphrasenlogischem, präzise auf den Punkt gerichtetem Denken. Die Inflation des Geschmuse-Umlaufs, die mangelnde Sachdeckung der öffentlichen Reden, der Niederbruch der Denkbereitschaft gerade bei denjenigen, die zum Denken vor allem berufen wären (und die weißgott andere Vorbilder sahen) —: diese Verfallserscheinungen sind würdige Pendants zum Verfall der Währung und Produktion.

Unsere Leser werden finden, daß viele Einzelpunkte dieses Aufsatzes in Widerspruch zu Ansichten stehen, die sonst hier vertreten wurden. Wir versprechen uns vor Erlaß mindestens eines langfristigen Moratoriums gar nichts vom Einsatz des Reichsbankgoldes, manches dagegen von Produktionssteigerung, u. a. auch durch Arbeitszeitverlängerung. Gerade diese letztere durch besondere Methoden zur Grundlage einer mindestens teilweisen Währungsstabilisierung zu machen, war das Ziel von Ausführungen, die in der vorigen Woche hier erschienen. Aber auch dies war ein Plädoyer für aktive Währungspolitik, — daß es mit einfacher Untätigkeit nicht geht und daß es tatsächlich eine verderbliche „Inflationpartei“ gibt, darin stimmen wir dem Autor zu.

Gegen Bonar Laws Programm der negativen Politik sich wendend, sprach Lloyd George in Glasgow dieses: „Ich liebe die offen negative Politik nicht. Sie beunruhigt mich. Man kann sie nicht durchführen. Sie muß zusammenbrechen und ich werde euch sagen, was für Gefahren sie heraufbeschwört. Man hält an ihr fest, längst nachdem sie sich als Fehler erwiesen hat, ganz zuletzt erst gibt man sie auf — und dann gibt es eine Panik, einen Aufruhr. Besser gleich eine positive Haltung einzunehmen, aktiven Sinns, offenen Auges, nicht mit verschränkten Armen und schläfrigem Blick, vorausschauend im Dienst der nationalen Sache, gegenwärtige Schwierigkeiten des Landes behebend, zukünftigen vorbeugend.“ — So spricht ein Staatsmann, bis Berlin leider nicht hörbar. Seit Juli, August war es Zeit zu handeln. Aber man hielt die Arme gekreuzt, ließ die Währung nicht unter dem Druck der Reparationszahlungen, sondern aus um sich greifendem, automatisch mit jeder Verschlechterung der Mark wachsendem Mißtrauen vollends zusammenbrechen, ließ das Land in Inflations- und Stabilisierungspartei zerfallen und häufte sich so auch innerpolitische Schwierigkeiten gegen aktive Reparationspolitik.

Aktive Reparationspolitik konnte nur Währungspolitik sein. Zwei Wünschen der Reparationskommission war vorausschauend entgegenzukommen: dem nach Marktstützung und nach Budgetklärung. Rein reparationspolitisch gedacht, war vom deutschen Standpunkte folgendermaßen zu argumentieren: Primär ist die Währungsfrage. Denn nicht das ungedeckte Budget ist es, das die Währung ruiniert, das war einmal in den Frühlingstagen der Inflation. Sondern die Währung ist es, die das Budget ruiniert. Spuken in den Ententeländern Vorstellungen vom Gegenteil, so zeigt das Unkenntnis unserer wirtschaftlichen Verhältnisse; doch ist Beweisführung striktester Art nicht schwierig. Die Stützung der Mark muß demnach Ausgangspunkt werden, mit ihr wird gleichzeitig Budgetklärung möglich, wir können also aktive Reparationspolitik treiben. Wir müssen es, sogar mehr denn je. Denn bei einem Dollarstande von xtausend ist die Leistung zum mindesten weiterer

Barzahlungen außerhalb jeden Möglichkeitsbereiches. Was wir brauchen, ist die Anleihe, oder, wenn sie nicht zu erhalten, ein langfristiges Moratorium. Stützen wir die Mark, so erhöhen wir Deutschlands Kreditfähigkeit, verbessern seine Anleiheaussichten, stärken alle Tendenzen, die sich regen für Wiederherstellung der internationalen Wirtschaft, die sich regen werden gegen Störung des eingeleiteten Stabilisierungsversuchs durch tödliche Reparationsbelastung, schaffen eine Atmosphäre des Vertrauens, die einer „Pfänderpolitik“ nicht günstig ist. Für aktive Währungspolitik steht uns nur zur Verfügung Reichsbankgold. Was laufen wir für Risiko, wenn wir es einsetzen? Ist das Risiko größer, wenn wir es einsetzen oder ist es größer, wenn wir es nicht einsetzen? Setzen wir es ein, so verbessern wir die Aussichten auf Anleihe oder Moratorium. Bekommen wir sie, so haben wir alles, was zu erreichen war. Bekommen wir es nicht, sondern werden uns neue Forderungen präsentiert, die unerfüllbar geworden sind durch die Währungskatastrophe, so droht Invasion, Pfänder, sie stürzen die letzten Mauern des schwankenden Reichs, und nichts schützt das unfruchtbar gebliebene Gold vor erzwungener Auslieferung. Kommt aber ein Drittes, daß wir gezwungen werden, Reichsbankgold zu Stabilisierungszwecken zu verwenden, so haben wir Möglichkeiten verpaßt, die Atmosphäre verschlechtert, das Mißtrauen geschärft und die Folgen zu tragen.

*

*

*

Daß in Deutschland eine Inflationspartei sich gebildet hat, ist klar. Wer es aus den Ereignissen nicht erkennen kann, mag es aus historischen Erfahrungen und Einsicht in allgemeine menschliche Eigenschaften deduzieren. Ihr Schlagwort heißt: Produktionserhöhung! Nun ist, da nicht unsere Zahlungsbilanz die Währung, sondern der Währungsverfall die Zahlungsbilanz bestimmt, weil wir zwecks Ersetzung der Mark durch fremde Zahlungsmittel dem Ausland die berüchtigte zinsfreie Anleihe gewähren, von Produktionssteigerung Besserung der Währung nicht im mindesten zu erwarten. Im Gegenteil, der Währungsverfall würde weiter gehen, von der erhöhten Produktion aber ein größerer Anteil den Liebhabern der Inflation zufallen. Es würde den Arbeitern größere Arbeitslast auferlegt werden müssen, damit andere mehr Realia hamstern können bei gleichzeitig sie immer weniger drückenden Lasten an Einkommen- und Besitzsteuern; Produktionssteigerung ist aufs innigste zu wünschen, von heute auf morgen aber nicht erreichbar und gleichmäßig aufzuerlegen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Stachel zu Produktionssteigerungen ist überall und immer nur die Konkurrenz. Man stelle also die Konkurrenz wieder her, stelle durch Stabilisierung die Wirtschaft unter Druck, stoppe damit die Hamsterkonjunktur im Inlande und lasse die Inlandspreise an die Weltmarktpreise heran. Dies ist die einzige

Möglichkeit, Produktionssteigerung, höchste Anspannung aller Kräfte zu erzielen, aber gerade dieses Mittel fürchten die Unternehmer, denn es ist unbequem. Für die Arbeiter aber lege man endlich den Achtstundentag gesetzlich fest, was die Mehrarbeit nicht handikappen, sondern fördern wird, wie alle Kenner bestätigen. Weil Konkurrenz der wirkliche unentrinnbare Zwang zur Produktionssteigerung ist und Konkurrenz nur bei Stabilisierung wieder wirksam wird, deshalb ist die Stabilisierungspartei die eigentliche Produktionspartei. Was sich Produktionspartei tituliert, ist nur eine G. m. b. H. zur Sicherung mühelos erzielter Gewinne und zur Häufung neuer.

Inflationspartei und Stabilisierungspartei haben begonnen, sich parteipolitisch zu organisieren. Das ist die schwerste Gefahr. Die Arbeitsgemeinschaft — die Vereinigte Sozialisten! Dazwischen ein Kabinett, das zu keiner Entscheidung kommt und — in negativer Politik — zu vermitteln und sich durchzuwinden sucht. Aber diese auseinandertreibenden Kräfte sind bald durch keine Klammer mehr zu halten. Im Juli-August wäre es entschiedener Führung noch möglich gewesen, die Spaltung zu vermeiden. Die Industrie, uninteressiert an der Stabilisierung der Währung, ist doch unter allen Umständen interessiert an der Stabilisierung der politischen Verhältnisse, übersieht aber kurzfristig das Letztere über dem Ersteren. Der Vorstoß der Sozialisten kam zu spät, um noch vor Eintreffen der Reparationskommission die Regierung vor die entscheidende Frage zu stellen. Noch in diesem Augenblick bleibt, traurig verspätet, die entscheidende Wendung möglich. Der definitive Zerfall in Inflations- und Stabilisierungspartei ist auch heute noch vermeidbar, aber nur wenn die Regierung entschlossen ist, Entscheidungen zu treffen und herbeizuführen. Man würde es sich überlegen, ein positives Kabinett der Stabilisierung zu stürzen, um es durch ein negatives der Inflation zu ersetzen.

Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H.

BERLIN W 8, nur Friedrichstraße 189

Die hervorragendsten Instrumente u. Künstler-
Aufnahmen / Orchester / Gesang / Tanzplatten
Verspiel ohne Kaufzwang

Grammophon
Eingetragene Schutzmarke



G L O S S E N

FREUDIANA

Verdrängter Bericht über den VII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß zu Berlin.

Viel Zeitungsgeschrei und Reklame — verdrängte Öffentlichkeit — Sitzung hinter verschlossenen Türen? Nein, lieber Leser — durchaus nicht. Hättest Du Dir eine Zigarette zwischen die Zähne geklemmt, wärest Du sofort als einer von den Verdrängten mit Freuden aufgenommen worden, vielleicht hätte man Dir sogar eine Bevölkerungsprämie ausgesetzt — denn dieser sogenannte Internationale Kongreß war hundeleer. Aber man hatte den nötigen libidinösen Optimismus, wenigstens noch am ersten Vormittag — man nahm mit gewohnter psychoanalytischer Bescheidenheit den größten Festsaal des Brüdervereins. Fünf ganze Bänke am ersten Kongreßvormittag — eine erstaunliche Verdrängungskraft — der beste Beweis gegen sich selber — auch eine Art von Narzißmus, oder wie man sonst dieses Gewächs nennen will.

Das Programm war vielsagend — ich meine das Programmheft! Friedenspappe, geschmückt mit einem Silber- oder Alpakkaschild, mit den vielsagenden Initialen dieser Analisten: I.P.K. Armes hungerndes Wien — opferwillig bis zum Krepteren, gibst du dein letztes Alpakka freudvoll hin. Wenn man dazu noch die an die Mitglieder dieser patriotischen Genossenschaft verteilten Kalender, natürlich in Ganzleder gebunden,

zum Preise von 600 deutsche Reichsmark betrachtet, bekam man ein getreues Bild der Nöte unserer Zeit.

Das Publikum? Neunzig Prozent Frauen und Mädchen, mit kurzgeschnittenen Haaren, wie es die neue Einheitsmethode erfordert, anstatt des Vereinsabzeichens wie gesagt bewaffnet mit dem Verdrängungsglimmstengel. Der Rest Verdrängungsmänner, verdrängte Wissenschaftler.

Das Programm überwältigend: 31 Vorträge oder vielmehr Vorlesungen, wobei bedeutende Schnellkeitsrekorde aufgestellt wurden. So wurde z. B. die „Gottlose Urzeugung“ in 32 Minuten, der „Tod des Urvaters“ in 35 Minuten, „Die Flucht in die Philosophie“ in 30 Minuten erledigt. Eine Diskussion erübrigte sich natürlich in Anbetracht der eindeutigen, unzweifelhaften Ergebnisse. Davon einige Stilblüten: Die Naturwissenschaften werden einstimmig verworfen, sie sind zu wenig libidinös veranlagt. Das Causalgesetz istbarer Unsinn; es muß durch den Stolz ersetzt werden. Das Sterben ist die denkbar primitivste Libido (vgl. Ringelnatz); da alle Angst nur verdrängte Libido ist, wie der Meister behauptet, so ist es doch absolut klar, daß man in Trauerfällen (vgl. die gebeugte Witwe in Webers Trauermagazin) deshalb dunkle Kleider trägt, weil man Angst hat, daß der glücklich beerbte Tote wiederkehren könnte. Mit Hilfe der metaphrenen Basal-Phantasie können fortan alle Libido-Stauungen, wie

DAS BUCH DER WOCHE

ERNST WEISS: NAHAR
KURT WOLFF-VERLAG / MÜNCHEN

überhaupt der psychische Stoffwechsel durch „Bio-Molekül“ (man wisse Nachahmungen der Konkurrenz wie Biomalz zurück) beseitigt werden. Alle bisherigen Anschauungen über den Buddhismus sind Unsinn. Die buddhistische Versenkung ist eine Art Schizophrenie, eine Art narzisstischer Neurose; sie beabsichtigt die Regression ins intrauterine Leben. (Wer die Fahrt dahin noch einmal mitmachen will, versenke sich. Fahrscheine sind in jedem Reisebüro zu haben.)

Nach alledem ist es klar, daß die Wissenschaft verarmen muß, da sie zu wenig anal, zu wenig homosexuell veranlagt ist. Die Zukunft gehört allein der Psychoanalyse, deren Tore sowohl genital wie anal gerichtet sind. Die Krone wird wieder steigen. Fort mit den Kämmen, nieder mit der Verdrängung, es lebe der internationale Narzißmus!

Paul P. Willingshausen.

DER SCHLÜSSEL

In einer Studie von Siegfried Strakosch „Selbstmord eines Volkes“ wird folgende Rechnung zitiert, die der Notar Dr. Kundegraber, Wien I, Opernring I, zur Verfügung gestellt hat:

Wien, 8. Januar 1922.

Ein neuer Türschlüssel Kr. 388.—

Für Abholen und Liefern „ 1300,—

Kr. 1688,—

Das ist ein Schlüssel zu unserer Zeit, die wert ist, abgeholt zu werden.

BRIEFE AN'S „TAGE-BUCH“

Die Ermordung der Angestellten

Beobachtungen mannigfachster Art lassen keinen Zweifel mehr darüber, welche Gefahr unserer Industrie aus der schlechten Besoldung der Angestellten — der hohen wie der niederen — erwächst. Daß diese Gefahr von den Arbeitgebern noch kaum erkannt wird, liegt wohl hauptsächlich daran, daß ihnen gegenüber die Angestellten, besonders die altgedienten, ihre Meinung nicht offen äußern — teils aus einer gewissen Scham heraus, die mit ihrem Beamtenstolz zusammenhängt, teils aus Furcht.

Während die Arbeiterlöhne — zwar nachhinkend — immerhin annähernd mit der Marktentwertung Schritt halten, nimmt der tatsächliche Wert der Angestelltegehälter von einer „Gehaltserhöhung“ zur nächsten ab. So berechtigt es ist, in Zeiten schlechter Bezahlung der Arbeit zunächst dem weniger zu geben, der sonst reichlicher hatte, so gewissenlos ist es, das soweit zu treiben, daß der besser Ausgebildete, Zuverlässigere, der jederzeit zur Verfügung stehen muß und außer seiner Arbeit noch die Verantwortung hat, nicht besser, ja vielleicht schlechter bezahlt wird, als der weniger oder garnicht Ausgebildete, der ihm unterstellt ist.

Diese Sparsamkeit ist nicht nur ungerecht in ihrer Bewertung der Tüchtigkeit, sie ist auch in höchstem Grade unklug.

Noch sind die schädlichen Folgen kaum oder nur schwer zu erkennen.

Steinberg

** Flüte - Kleider - Mäntel - Pelze **

Düsseldorf

Baden-Baden

Noch stehen der Erbitterung der Angestellten Stolz, Gewissenhaftigkeit, Tradition und ein gewisses Gefühl der Verbundenheit mit den Geschicken der Firma gegenüber. Die Zeit und die Not wird auch diese Hemmungen überwinden, der Nachwuchs wird sie kaum mehr kennen. Und dann werden die Folgen deutlich zutage treten: Gleichgültigkeit, Neigung zum Betrug und Bestechlichkeit. Man lamentiere dann nicht über die mangelnde Moral unserer Zeit, man frage sich lieber, wieviel man dazu beigetragen hat! Not lehrt stehlen! Und auf die Dauer wird das Vergnügen, anderen befehlen zu können, auch dem preußischsten und ergebensten Beamten als ungenügende Bezahlung seiner Leistung und seiner Verantwortung erscheinen. Da seine Tüchtigkeit zwar ausgenutzt, nicht aber auch entsprechend gelohnt wird, wird er sie statt für seinen Brotherren weitmöglichst nutzbringend für sich selbst verwenden. Statt ein Bindeglied zwischen Unternehmer und Arbeiter zu sein, wird er sich mehr und mehr auf die Seite der Arbeiter schlagen. Und seine Vertrautheit mit mancherlei inneren Angelegenheiten des Betriebes wird er dabei nutzbringend zu verwenden wissen. Dann wird die weise Sparsamkeit der Arbeitgeber ihre Früchte tragen.

Erich Troje, cand. chem.

TISCH MIT BÜCHERN

Ignaz Jezower: Die Rutschbahn. Das Buch vom Abenteuer. (Verlag Bong u. Co., Berlin 1922.)

Der Abenteuerer ist der moralin-freie Bejager des eigenen Seins, der Antibürger, der Unbehauste, der natürliche Gegner jeder sozialen Gebundenheit. Amor fati ist den Gesetzlosen einiges Gesetz. Darum singen und sagen die Dichter immer wieder vom Condottiere des Lebens, vom großen Spieler, dem die eigene Existenz zum Einsatz wird: Goethe, Wedekind, Hofmannsthal, Eulenberg haben Abenteuererdramen geschrieben. In buntem Maskenzug vereinnigt Ignaz Jezower die Glücksritter des 17. und 18. Jahrhunderts. Sabatin Zewy eröffnet den Reigen, der den Messias spielte, dessen Name wie ein Irrlicht in tausend Ghet-tis flackerte. Hehter von Klettenberg, der Goldmacher, wirbelt vorüber; Arm in Arm mit John Law, dem Papiergeldmacher, der Hausse und Baisse solange dirigierte, bis er von diesen unrühmbaren Tieren verschlungen wurde. Gemessen schreitet Theodor von NeuhoF, der als Abenteuerer die Krone von Korsika gewann und sie als wahrhafter König verlor. Würdiger des Trones war er als die meisten Purpurborenen. Schon nahen die Großmeister des Hokuspokus, die Matadore der Charlatanerie: der Graf von Saint-Germain und Alexander Cagliostro. Das Zeitalter der Aufklärung lag diesen Wundermännern zu Füßen wie unser erlauchtes Säculum den



.... (nur keine Namen nennen!). Aber sie alle sind arme Schatten gegen den einen ewigjungen, unvergänglichen Giacomo Casanova de Seingolt. Er ist der einzige wirkliche Magier von allen. Nicht die Alchemisten und Nekromanten, nur er hat den Unsterblichkeit verleihenden Zauber gefunden. Grämliche Gemüter werden Jezower das Papier für sein Abenteuerbuch neiden, weil vielleicht irgendein Papyros der Veröffentlichung harrt. Dagegen ist zu sagen: wir ehren den Papyros, aber wir freuen uns unbändig an Jerowers amüsantem Streifzug durchs unermessliche, unerforschliche Land menschlichen Wahnes.

Vom unbekanntem Goethe. Eine neue Anthologie von Emil Ludwig. (Ernst Rowohlt, Berlin. 160 S.) Eine überraschende Entdeckung selbst für gute Goethekenner. Olympische Blitze in die Gegenwart. Man wird vieles, aus dem Breiten eines kaum zu überschauenden Werkes genommen, ganz neu erkennen. Es sind Äußerungen aus fast verborgenem Material, aus Briefen, Randbemerkungen, die heute als Prophetie wirken.

Ludwig Winder: Die jüdische Orgel. (Rikola-Verlag, Wien 1922.)

Der Jude als „Jusqu'aboutist“ rigoroser Ethik ist vielleicht niemals so visionär gesehen worden wie hier. Eines mährischen Dorfkantors Sohn wird in den Maëlstrom der Sünde geworfen, aus dem es kein

Auftauchen zu geben scheint. Aber das kleine mährische „Killejüngel“ geht nicht zu Grunde, alle bösen Welt- und Liebeshändel können ihm nichts anhaben, es findet zu Gott zurück, weil die jüdische Orgel, oft übertönt vom Lärm des Lastermarktes, ihm immer wieder erklingt, weil er zum Volk der ethischen Fanatiker gehört. Winders Roman ist an den Büchern von Ernst Weiß geschult. Winders Können ist bereits so groß, daß diese Feststellung nicht als Vorwurf des Epigontums gedeutet werden kann. p. m.

Norbert Falk

Ein Berliner Journalist wird 50 Jahre alt. Versteht sich, das muß gefeiert werden. Die Zeitungen erzählen, Norbert Falk sei nicht bloß ein Kritiker von guten Gaben (die Epitheta mag man in den betreffenden Abendblättern nachlesen), sondern auch ein Schaffender von Rang (die Würdigungen stehen in denselben Zeitungsnummern). Ein Familienfest. Aber das einzig Beachtenswerte, das Rühmlichste, das zu Ehren des Gefeierten zu sagen wäre, wird aus bürgerlicher Mutlosigkeit ängstlich verschwiegen: Der Kritiker Norbert Falk ist vor etwa dreißig Jahren, damals hieß er noch Isidor Kohn, als armer Glaser-geselle aus Mährisch-Weißkirchen nach Berlin gekommen. Er hat keinen Hörsaal betreten, nicht die Möglichkeit gehabt, auch nur die Mittelschule bis zum Abiturium abzusetzen. Aus Armut und Dampf-

Banflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Belämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Ber Schleimung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

heit hat sich der junge Glaserer emporgelesen, emporgerungen, emporgeschrieben. Das Ziel ist nicht bemerkenswert, aber der Weg vom Glaserer zum Theaterkritiker, der Weg ist erstaunlich und rühmendwert, und nur ein beharrliches Talent konnte sich ihn bahnen.

ABENDUNTERHALTUNGEN

Wilde Bühne

Sie ist zwar nicht sehr wild. In der ersten Hälfte des Programms wird es wiederholt sehr duster. Grünliche, gelbliche Gespensterbeleuchtung, das bedeutet: Literarische Langeweile. Allmählich aber wird es helle. Am lustigsten eine Verulkung von Oberammergau, die W. Mehring gedichtet hat und Fritz

Kampers dialektischer vorträgt. Dann entdeckt man eine reizende, junge Berlinerin. Dora Paulsen, mit dem Ethiker nicht näher verwandt oder bekannt. Ein ungewöhnliches Vortragstalent. Da gehen die Direktoren herum und jammern über den Mangel an Nachwuchs. Hier ist ein graziöses Soubretentalent ersten Ranges. Dann singt Trude Hesterberg, die Säule, die Erprobte, ein Kleinstadtlid, zu dem Heymann eine sehr hübsche Musik geschrieben hat. Von demselben Textdichter ist auch das gewagte Lied des Friedrichstraßenbubi, das Bendow meisterhaft vorträgt, die Grenze der Ordinarheit vorsichtig streffend und durch die Unerbittlichkeit der Beobachtung vollkommen fesselnd.



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 53

GELDSCHRANKEN
TREPPENANLAGEN
STREIFENMÄSSIGEN
SCHRANKEN
EINMAUER-
SCHRANKEN



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

ANEKDOTEN

Rothschild

In seinen „Tagebüchern“ gibt Theodor Herzl folgende Charakteristik der Londoner Rothschilds:

S. sagte gestern, ich möge Lord Rothschild um ein Interview bitten. Ich lehnte das als meiner unwürdig ab. S. meinte: Lord Rothschild ist ein „Patron“. Den Patron definiert ein englischer Schriftsteller so: „Er sieht vom Ufer aus zu, wenn Sie ertrinkend mit den Wellen kämpfen. Sind Sie aber gerettet am Land, so wird er Sie mit seiner Hilfe belästigen.“

Wenn Sie in der Judensache gesiegt haben, wird er Sie — mit anderen Löwen — zum Diner einladen.“

Lection

San Sebastian. Stierkämpfe in der Arena. Aus Biarritz ist das elegante Paris herübergefahren. In einer Loge, ganz nahe den Kämp-

fen, sitzt ein französischer Schauspieler mit seinen Damen und spöttelt laut über den Torero, so laut, daß der Stierkämpfer durch die fortwährenden höhnischen Witzeleien gestört wird.

Plötzlich tritt der Torero vor die Loge des Schauspielers, unbekümmert darum, daß hinter ihm der verwundete Stier durch die Arena rast, und ruft dem Schauspieler einen Satz zu:

„Mein Herr, hier stirbt man wirklich!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 44):

Tagebuch der Zeit

Herbert Eulenberg: Wedekind und Frau Herwegh

Stefan Großmann: Tagebuch
Hans Reimann: Blindschleiche.

Tagebuch der Wirtschaft
Castiglioni

Leopold Schwarzschild: Das vergoldete Goldverbot

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Malikverlages bei, auf den wir besonders aufmerksam machen.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Die Stimme der Welt

Die Drucke der schönen Rarität

Eine Folge von graphischen Büchern, herausgeb. von Niels Hoyer
Ausgabe A: 50 Exemplare auf Zandersbüttten. — Ausgabe B:
200 Exemplare auf Alt-Hamburg-Büttten. — Die Graphik ist in
beiden Ausgaben voll signiert; ebenso wurden beide Ausgaben
mit der Hand in Halbpergament gebunden

1. **Goethe, Hymne an die Natur.** Mit 3 Radierungen von Joseph Eberz. Ausgabe A 4500 M., Ausgabe B 3800 M.
2. **Shakespeare, Sonette an den geliebten Knaben.** Uebertragen von Hans Detlef Sierck. Mit 4 Radierungen von Joseph Eberz. Ausgabe A 5000 M., Ausgabe B 4200 M.
3. **Alfons Paquet, Die Botschaft des Rheines.** Mit 3 Lithographien von Friedrich Feigl. Ausgabe A 4000 M., Ausgabe B 3300 M.
4. **Niels Hoyer, Nachtlied.** Mit 3 Radierungen von Joseph Eberz. Ausgabe A 4500 M., Ausgabe B 3600 M.
5. **Kasimir Edschmid, Rede an einen Dichter.** Mit 1 Holzschnitt von Franz Masereel und 3 Holzschnitten von H. Keil. Ausgabe A 5000 M., Ausgabe B 4000 M.
6. **Karl Lorenz, Die vier Madonnen.** Mit 4 Holzschnitten von Heinrich Stegemann. Ausgabe A 4000 M., Ausgabe B 3000 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch den Verlag
Johannes Asmus, Hamburg I, Hermann-
straße 31.

Ende November erscheint:

Der

Politische Almanach

(„Pola“)

Jahrbuch des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von M. Müller-Jabusch

Umfang etwa 400 Seiten in engstem Druck. Preis etwa M. 300.—

„Pola“ enthält alle Adressen von Behörden, Gesandtschaften und Konsulaten, Gerichten, Banken, Verkehrsanstalten, Parteien, Verbänden, Kammern, Zeitungen, Hochschulen usw. usw. und aller leitenden Persönlichkeiten dieser Stellen.

„Pola“ orientiert schnell, sicher, knapp über den Reichshaushalt, Steuern, die Staatseinrichtungen der ganzen Welt, den Inhalt des Versaller Vertrags, die Einrichtung des Völkerbundes usw. usw.

„Pola“ gibt auf über 60 Seiten eine glänzende internationale Statistik über Gebiet, Bevölkerung, Handel, Verkehr, Preise, Löhne, Geld, Finanzwesen, Arbeit.

„Pola“ ist durchaus parteilos

Verlag des Politischen Almanachs, Berlin SW 68, Lindenstr. 14A



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 1/29 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; auch an allen Theaterkassen.

Friedrichstr. 210
(Apollo-Theater)

Vorverkauf v. 11 Uhr
ab — außerdem bei
Wertheim u. anderen
Vorverkaufsstellen



Regie:

Boris Romanoff
Ballettmeister des
ehemaligen kaiserlich
Theaters in
Petersburg

Russisches Romantisches Theater

Russisches Ballett

Elena Smirnowa, Primaballerina
Anat. Obouchoff, Erster Solo-
tänzer vom ehemaligen kaiserlich
russischen Theater / Elsa Krüger
Claudia Pawlowa und das
C o r p s d e B a l l e t

Anfang 7 1/2 Uhr

Ende 10 1/2 Uhr



Ossi



Oswalda

in

Der blinde Passagier

Lustspiel in 5 Akten von Franz Rauch

Regie: **VIKTOR JANSON**

Musikal. Begleitung: Synchron-Orchester Prasch

Ab Freitag, den 17. November

täglich im

U. T. KURFÜRSTENDAMM

Dauer- und Freikarten aufgehoben

Vorverkauf 11 1 Uhr





Stern Film G. m. b. H., Friedrichstraße 223

Der zweite Großfilm
unserer Produktion 1922-23

Schlagende Wetter

mit

**Liane Haid • Eugen Klöpfer
Walter Brüggemann**

Regie: Karl Grune

Dekorationen: Karl Görge / Photographie: Karl Hasselmann



Gute Bücher

in künstlerisch. Ausstattung auf holzfreiem Papier u. in festen Halbleinenbänden bietet der **Volkverband der Bücherfreunde** **Wegweiser-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 50, Rankestr. 84** seinen Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen. Die Bücher können nur an Mitglieder abgegeben werden. Die Mitgliedschaft ist kostenlos. Verlagsverzeichnis nebst Satzungen unberechnet und postfrei.

S o e b e n e r s c h i e n e n :

Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow
H. C. Andersen: Märchen, 1. Band, ill.
Dickens: Die Pickwickier, 1. Band
Fichte: Bestimmung des Menschen. Anweisung zum seligen Leben. Herausgeg. von Prof. Dr. Aug. Messer
Hagff: Lichtenstein
Eduard von Hartmann: Das sittliche Bewußtsein
Kappstein: Religionen der Menschheit
Keller: Gedichte.

Keller: Leute von Seldwyla
Schumann: Gesammelte Schriften über Musik und Musiker
Kopisch: Die Heinzelmännchen, mit 25 farbigen Bildern von A. Propp
Sinclair Lewis: Die Hauptstraße
Ludwig: Zwischen Himmel und Erde
Reuter: Franzosentid, Stromtid, 1. Teil
Reuter: Ut mine Stromtid, 2. und 3. Teil
Roda Roda: Morgensonne, Morgenland
Stifter: Bunte Steine, Studien, 1. Band

D e m n ä c h s t e r s c h e i n e n :

Deutsche Volkslieder des Mittelalters, ausgewählt von Prof. Dr. Fritz Kern
Franz Dülberg: Vom Geist der deutschen Malerei, mit 24 Bildern

Nibelungenlied, übersetzt von Dr. Karl Wolfskehl
Varnhagen von Ense: Dankwürdigkeiten des eigenen Lebens. 1. Band 1785-1810

Gesamtausgaben von Andersen, Dickens, Fichte, Goethe, Hauff, E.T.A. Hoffmann, Keller, Kleist, Ludwig, Reuter, Schiller, Shakespeare, Stifter (zum Teile bereits erschienen)

Als Werbeband wird auch an Nichtmitglieder abgegeben:

Sinclair Lewis: „Die Hauptstraße“

Die Geschichte der Carola Kennicott. Aus dem Amerikanischen übersetzt. 384 S. Original-Halbleinen. Preis Mk. 500.— zuzüglich Porto und Verpackung

NEUE GESCHENKWERKE

Heines Werke in Einzelausgaben mit Bildern aus seiner Zeit. Es liegen 5 Bände vor

Georg Brandes: Heinrich Heine m. 2 Orig.-Rad. v. Herm. Struck

Außerdem Werke von Max Barthel / Julius Borsl
Georg Schweinfurth / Dr. O. Hauser / Th. Zell

Wir bitten, Verzeichnis zu verlangen durch jede Buchhandlung oder den Verlag
HOFFMANN & CAMPE / BERLIN W 35

Galerie Ferdinand Möller / Berlin / Potsdamer Str. 134c

NEUE KUNST

Werke von Erich Heckel / W. R. Huth / Oskar Kokoschka / Georg Kolbe / Frans Marc / Ludw. Meidner / Otto Mueller / H. M. Pechstein
Christian Rohlfis / Karl Schmidt-Rottluff / M. Schwichtenberg u. a.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Novemberwoche

Der Reichskanzler Wirth hat demissioniert, und, merkwürdig genug: niemand betrauert sein Scheiden. Aus seiner eigenen Partei, in der Hermes immer mächtiger wird, hört man kaum mehr als konventionelle Nachrufe; und die Sozialdemokratie, die einstmals über das Wort jubelte, im Endkampf zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum werde sich Wirth zu den Arbeitern schlagen, — die Sozialdemokratie ist tödlich beleidigt, wenngleich sie versucht, es nicht merken zu lassen. Man kann es verstehen, daß Wirth in diesen letzten Wochen manche Sympathie verloren ging. Er wollte sich nämlich zu viel Freunde machen; und bei solchem Lavieren geht es oft, so, daß man eher Freunde verliert als gewinnt. In dem Maße, in dem er weniger an die Sache als an seine Stellung dachte, in dem er, um seinen still-bohrenden Feind Hermes lahm zu manövrieren, volksparteiliche Tönung annahm, im selben Maße schmolz die Intimität mit den Sozialdemokraten. Nachdem ihm Erzberger und Rathenau, seine Hirne, geraubt worden waren, verlor er die innere Orientierung; während er in der Reparationsfrage unter die Intransigenten ging, merkte er nicht, daß Stinnes mit seinem Sachlieferungsvertrag bereits Erfüllungspolitiker geworden war und feste Programme verlangte; während er andererseits der Industrie nicht mehr wehtun wollte, merkte er nicht, daß Stabilisationsmaßnahmen inzwischen zum Credo der vereinigten Sozialisten geworden waren. So zerbrach die Qualität, um derentwillen er Kanzler war: die Fähigkeit, Bindeglied zwischen einer immer kapitalistischer werdenden Bürgerschaft und einer durch den Unabhängigkeitsstrom radikalisierten Sozialdemokratie zu sein. Den Rest besorgten diese selben Sozialdemokraten. Mißtrauen hatte sie gepackt, Mißtrauen fürchteten sie bei ihren Wählern. Und da sie noch nicht davon abgelassen haben, Worte von ehemals zu lieben, auch wenn sie genau wissen, daß ihr Inhalt dem Sinne nie wird entsprechen können, forderten sie Bekenntnisse, Lippendienst von der Volkspartei, deren Bedeutung, wären sie sogar geleistet worden, irrevelent gewesen wäre, die der Volkspartei diesmal aber einfach nicht mehr paßten. In der Note an die Reparationskommission hatte man sich über die Arbeitszeit auf eine gemein-

same Formel geeinigt, daneben wenige Stunden später noch ein Sonderbekenntnis abzulegen, verweigerte Stresemann, — aufrichtiger als seine Gegner. Der Kanzler Wirth starb am Fehlen Erzberger's und Rathenau's, an seinem Streben, nicht zu sterben, am Pharisäertum der Sozialdemokraten. Das ist zu viel, als daß er sehr rasch wieder auferstehen könnte. Und er möge vorerst auch gar nicht auferstehen! Er ist nervös, verbraucht, zerschlagen. Man lasse ihn jetzt ein paar Monate ausruhen. Vielleicht verjüngt er sich noch einmal.

Das „Tage-Buch“ wird mit vielen Schmähbriefen bedacht. Die wenigsten belästigen wirklich. Dann und wann verspricht der natürlich anonyme Schreiber fürchterliche Abrechnung und liefert dann nur ein Verzeichnis höchst unorigineller Schimpfworte. In dieser Woche ist ein Briefschreiber, der ein Postamt im Revier W. 30 benutzt hat, so freundlich, uns zwei ausgiebige Handgranaten in Aussicht zu stellen, wenn wir nicht auf der Stelle das „Tage-Buch“ sistieren. Nun, geschriebene Handgranaten kitzeln uns nicht. So sehr wir überzeugt sind, daß die Mordperiode in Deutschland erst begonnen hat und noch lange nicht abgeschlossen ist, so gewiß sind wir, daß auf dem Explosionswege das „Tage-Buch“ nicht auszurotten ist. Einer würde dem andern die Feder übergeben. Es käme also, vorausgesetzt, daß die Granatenträger nicht, wie gewöhnlich, klägliche Dilettanten wären, bloß eine etwas geräuschvolle Propaganda für unsere grünen Hefte heraus. So ein bißchen Lärm könnte uns nicht schaden.

Über den Gotteslästerungsprozeß gegen den Dichter Carl Einstein war man sich in Deutschland so ziemlich einig, von Thomas Mann bis zu Ferdinand Tönnies, vom „Vorwärts“ bis zu den überlegeneren Katholiken. Da erfährt man nun aus der Urteilsbegründung, daß den Anlaß zur Einleitung des Strafverfahrens eine Denunziation war, die von drei Leuten gezeichnet wurde: Von dem Fabrikanten Scheufler in Reutlingen, dem Superintendenten Hammer in Nordhausen und — wer glaubt man, ist der dritte? — von dem Polizeipräsidenten von Berlin, Herrn Richter. Das Urteil der 4. Strafkammer des Landgerichts II in Berlin stellt fest, daß es sich hier „um ein durchaus ernst zu nehmendes Werk handelt, das man jedenfalls zum Teil als bedeutend und als Kunstwerk ansprechen kann“. Und gegen dieses ernste Kunstwerk hat Herr Richter, noch immer Mitglied der sozialdemokratischen Partei, wie irgend ein dumpfer Mucker die Anzeige erstattet. Es ist freilich anzunehmen, daß er ebenso wie der zweite Anzeiger, Superintendent Hammer, das Einsteinsche Buch gar nicht gelesen hat. Aber das bedeutet keine Entschuldigung Richters, sondern das Eingeständnis einer beschämenden Unselbständigkeit.

Glömmen ein Funken des alten Feuers in der Partei, so müßte nun gegen den Berliner Polizeipräsidenten von Parteiwegen ein Verfahren eingeleitet werden. Ihm ist der erste literarische Gotteslästerungsprozeß in der Republik mit zu verdanken und diese Gotteslästerung bedeutet eine Lästerung des Geistes, die in Zeiten, da die Partei noch Bewegung und Leben, nicht Erstarrung, Verödung und Verfettung bedeutete, mit dem sofortigen Ausschluß bestraft worden wäre. Es wird nötig sein, demnächst das Bild des sozialistischen Polizeipräsidenten mit eindringlichster Sorgfalt zu malen.

Es war beschlossen worden, am 9. November in Berlin die Arbeit ruhen zu lassen. Der Beschluß war töricht, denn er widersprach dem guten Instinkt der Arbeiter, die der leeren Demonstrationstage müde sind. Die Gewerkschaftskommission hat den Beschluß am 7. November aufgehoben. Schön. Aber man lese die Begründung nach, die dem Ahnherrn Ignatius von Loyola Freude gemacht hätte. Nicht weil die Arbeiter schaffen wollen, was wahrhaftig eine ausreichende Motivierung wäre, wurde der Beschluß der Gewerkschaftskommission aufgehoben, sondern weil über Bayern Putschwolken hängen und man, deshalb, Gewehr bei Fuß stehen müsse. Es gibt eben eine Gewerkschaftsdiplomatie, die sich ihrer eigenen, durchaus ehrenwerten Produktionsgesinnung schämt, und nur in verschlissenen rotem Kostüm die Straße betritt. Statt zu sagen: „Wir wollen arbeiten“, stottern sie, „Wir werden morgen wegbleiben“ und nehmen sich durch diese unwürdige Piffigkeit Kredit und Ansehen auf der rechten wie auf der linken Seite.

Wie war's eigentlich mit dem Attentat auf Wirth? Mitten in die Debatte über die Präsidentschaft Eberts ließ der Reichstagspräsident Löbe die Nachricht von einem Mordanschlag auf den Reichskanzler (der nun allerdings nicht mehr Reichskanzler ist) hineinplatzen. Seither hat man kein deutliches Wort mehr über die Sache gehört. Wer Herrn Löbe kennt, wird nicht daran zweifeln, daß er die ihm zugeflüsterten Mitteilungen geglaubt hat, und wer die Isolierung Wirths, dem die beiden politischen Mentoren hinter einander weggeschossen wurden, kennt, wird auch den gelegentlichen Anflug von Verängstigung des damaligen Reichskanzlers begreifen. Dennoch soll man die Öffentlichkeit nicht mit Alarmnachrichten erregen, die man ein paar Wochen später in Vergessenheit begraben muß. Wirth und der Reichstagspräsident sind übereifrigen Aufbauschern ihrer politischen Polizei aufgesessen. Solche Manöver sollten sie, bezw. die Nachfolger, ihren verschiedenen Weißmännern strengstens untersagen!

DIE WASHINGTONER KRIEGS-KAMARILLA

Die deutsche Presse, die jetzt nach und nach die Memoiren jedes Kgl. Preuß. Expedierenden Sekretärs a. D. veröffentlichten zu wollen scheint, hat selbstverständlich keinen Raum für die weltgeschichtlich viel wichtigeren Privat-Dokumente, die im Ausland von Zeit zu Zeit erscheinen. So sind in Amerika soeben Privatbriefe des verstorbenen Franklin K. Lane, der von 1913 bis 1920 Innenminister im Wilson-Kabinet war, von seiner Witwe publiziert worden, ohne daß in Deutschland auch nur ein Hahn danach gekräht hätte. Wir lassen hier wenigstens einige Zitate folgen. Sie entstammen Briefen aus der Zeit zwischen dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland und der Kriegserklärung. Ueberraschenderweise geht aus ihnen hervor, daß Wilson noch damals garnicht kriegsfreudig war und zögerte, daß aber eine amtliche Kamarilla, zu der auch Lane gehörte, ihn mit konsequenter Energie in die Katastrophe hineinstieß.

Washington, 16. Februar 1917.

„ . . . Bei dem Diner, das wir dem Präsidenten gestern abend gaben, sagte er, daß er gar nicht mit der „Bereitschafts“-Bewegung sympathisiere; und er fügte hinzu, daß Europa nach Kriegsende verarmt und verrückt sein werde.“

Washington, 17. Februar 1917.

„ . . . Der Präsident sagte, er wünsche, daß keine der beiden Parteien siege, denn beide seien gegenüber den Rechten der Neutralen gleichgültig gewesen . . .“

Washington, 25. Februar 1917.

„ . . . Am Freitag hatten wir, glaube ich, eine der lebhaftesten Kabinettsitzungen, die jemals unter diesem oder einem anderen Präsidenten abgehalten worden sind. Die ganze Sache entstand durch meine sehr unschuldige Frage, ob es wahr sei, daß die Frauen amerikanischer Konsuls, als sie Deutschland verließen, nackt ausgezogen worden seien, ob man sie in ein Säurebad gesteckt habe, um Niederschriften auf ihrer Haut herauszufinden und ob sie anderen unwürdigen Prozeduren ausgesetzt gewesen seien. Lansing antwortete, das sei wahr. Dann fragte Houston über die Brottumulte in New York. Das führte zu einer Diskussion des großen Problems, das aufzuwerfen wir alle abgeneigt gewesen waren: Warum wir unsere Schiffe nicht mit Kanonen und in Konvoy aussenden sollten? Daniels war gegen den Konvoy, er würde gefährlich sein. (Denke dir einen Marineminister, der von Gefahren spricht!) Der Präsident sagte, das Land sei nicht willens, irgendwelches Kriegsrisiko zu laufen. Ich erwiderte, daß mir solche Gefühle des Landes nicht bekannt seien. Dies nahm der Präsident als eine Andeutung dafür hin, daß wir eine Haßpropaganda gegen Deutschland zu entfachen im Begriffe seien. Natürlich sagte ich, solche Idee liege mir fern, indessen glaube ich, daß in einer Demokratie das Volk berechtigt sei, die Tatsachen kennenzulernen. Mc. Adoo, Houston, Redfield (Schatz-, Landwirtschafts- und Handels-

minister. D. Red.) stimmten mir zu. Der Präsident wandte sich bitter gegen sie, speziell gegen Mc. Adoo, und warf uns allen vor, wir appellierten an den Geist des Code duello. Wir konnten ihm den Gedanken nicht ausreden, daß wir alle verbunden seien, das Land in den Krieg zu treiben. Houston sprach nach der Sitzung von Rücktrittsabsichten. Mc. Adoo wird ebenfalls zurücktreten — innerhalb eines Jahres, glaube ich. Ich versuchte, sie zu beruhigen, indem ich ihnen unsere letzten Erfahrungen mit dem Präsidenten ins Gedächtnis zurückrief. Wir hatten ihn zu stoßen und wieder zu stoßen, um ihn so weit zu bringen, irgendeinen Schritt vorwärts zu tun. Er kommt schließlich zum rechten Ziel, aber er ist langweiliger als ein Trödler, und jedesmal, wenn etwas getan werden muß, ist die Lage furchtbar unangenehm. . . .“

FRANZ HESSEL

VATERMORD

Zarter Zeitgenossen, denen im jüngsten deutschen Theater, besonders in Bronnens „Vatermord“, das Erotische zu mörderisch und das Mörderische zu erotisch und die Beziehungen zwischen Vätern, Müttern und Söhnen zu „kraß“ geschildert sind, hier zum Vergleich ein Stück klassische Dichtung. In der Theogonie besingt Hesiod die schöpferische Ehe des Himmels, Uranos, und der Erde, Gaia. Das jüngste ihrer titanischen Kinder ist Kronos, der Krummsinnige.

Aber sie alle, soviel mit Gaia Uranos zeugte, waren entsetzliche Kinder, verhaßt dem eigenen Vater von jeher. Sobald nur eins von ihnen hervorkam, barg er es wieder in Gaias Tiefen und keines der Kinder ließ er ans Licht und freute sich noch seines schädlichen Treibens, Uranos. Sie aber seufzte im Innersten, Gaia die Riesin, ihrer Bedrängnis, und sie ersann böslistischen Anschlag. Eilig bereitete sie den Stoff fahlgrauen Metalles, schuf eine große Sichel und sprach zu den Kindern, den lieben, mahnend und Mut einredend, in ihres Herzens Betrübnis: „Kinder mein und des Vaters des frevelmütigen, wollt ihr mir gehorchen, wir könnten bestrafen den Schimpf, den mir euer Vater getan. Er hat's ja zuerst unwürdig getrieben.“ Also sprach sie. Doch Furcht hielt alle befangen, nicht eines redete, bis sich der große ermannet, krummsinniger Kronos, welcher alsbald mit Worten begann zur würdigen Mutter: „Mutter, ich nehme auf mich, will zusehn, daß ich vollbringe dieses Werk. Denn er ist mir verhaßt, verflucht sei der Name unseres Vaters, der es zuerst unwürdig getrieben.“ Sprach's. Da freute sich sehr im Herzen Gaia die Riesin, setzt ihn in verborgenen Schlupf und tat in die Hand ihm die scharfsinnige Hippe und gab ihm allerlei List ein. Und mit der Nacht kam Uranos her der Große. Um Gaia

rings lustgierig breitete er und dehnte sich weithin aus. Da stieß sich der Sohn aus dem Schlupf mit der linken Hand hervor, und die rechte erfaßte die riesige lange, die scharfzahnige Hippe. Des lieben Vaters Gemächte mäht' er behende hinweg und schwang's und warf es im Fluge hinter sich. Das entflog nicht ganz vergeblich dem Wurf. Denn soviel abrieselten Tropfen des quellenden Blutes, alle empfing sie die Gaia. Im Umlauf rollender Jahre hat sie Erinnyen starke und große Giganten geboren . . . Doch das Gemächte, sobald das Metall es abgemäht, hatt' er von dem Lande ins weitaufrauschende Wasser geworfen. So schwamm's langzeit über die See, dann trennte sich ringsum weißer Schaum von unsterblicher Haut, darinnen ein Mädchen wuchs und wurde. Zuerst zur götterreichen Kythere trieb es, und weiter von da zur ringsumflossenen Kypros; und aufstieg sie, verschämt und schön, die Göttin, und Kräuter sproßten unter den schlanken Füßen hervor. Aphrodite nennen sie Götter und Menschen. . . .

STEFAN GROSSMANN

HAUPTMANN-WOCHE

L

Nun ist für Gerhart Hauptmann die anstrengendste Woche dieses anstrengenden Jahres gekommen. Er muß schon ein bißchen müde in diese Woche der heißen Feierlichkeiten treten. Die Breslauer Festspiele, die Frankfurter Goethewoche, die Münchener, die Hamburger, die Bremer Feier, der Wiener Jubel hat ihn umtobt. Dann kamen die Reisen durch die Tschechoslowakei, Prag, Brünn, Reichenberg, Gablonz, zuletzt nach Olmütz.

Wenn es damit abgegangen wäre, daß der große Dichter seinen Eulenspiegel vorlas, sein Honorar einsteckte und tausend liebende Herzen zum Tönen brachte!

Aber das Anstrengende beginnt gewöhnlich erst nach den Vorlesungen des Dichters. Da beginnt sein Zustand absoluter Wehrlosigkeit. Wenn er da eine Vorlesung des lange redenden Dozenten Julius Bab ohne Mucksen, kaum mit einem kleinen Erleichterungsschneuzen ins Taschentuch, hinnehmen muß, dann beginnt das Geburtstagskind Erbarmen zu erwecken. Ach, und jedes Städtchen hat sein Bübchen. In Hamburg, Bremen, Prag, Brünn, Olmütz, überall wallen die Bärte der Babe vor Geburtstagspathos und die Festrednersattheit tropft ihnen auf die behaarte Männerbrust. In einigen Städten ist Bab Bürgermeister. Infolgedessen gab es in manchen Orten Kinderfestzüge. Dann verkleidete (oder entkleidete) sich als Bab der Oberlehrer und nun wurde der arme Hauptmann den Kindern erläutert.

Und nun begann der Trubel des Trubels. Montag Filmrummel. Erstaufführung des „Phantom“. Dann kam die Feier in der

Universität, abends Festvorstellung bei voll beleuchtetem Hause, „Florian Geyer“, Mittwoch nachts das Festbankett in der Deutschen Gesellschaft. Da sprach noch ein halbes Dutzend Schriftsteller und ein lebendiger Redner: Moissi.

Mitten in den anstrengenden Jubel fällt die Ausgabe eines Bandes dichterischer Fragmente Hauptmanns. Dort steht der Seufzer: „Mein Leben an einem Tage ohne Einsamkeit ist das Leben des Fischers in einem Teiche ohne Wasser.“

Armer Gerhart Hauptmann. Dieses Geburtstagsjahr war eigentlich ein Jahr im Teich, und es gab, von den Festreden abgesehen, nicht viel Wasser.

Der Einzige, der sich an dem Geburtstagstumult nicht beteiligt, der einzige rücksichtsvolle Gratulant, der Hauptmann auch am 60. Geburtstag nicht behelligen wollte, ist Herr Leopold Jeßner, Intendant des Staatstheaters: Wenn der Geburtstagsrummel für Hauptmann in dieser Woche zu arg wird, so findet das Geburtstagskind ein Asyl bei Jeßner. Wird der Jubel zu strapaziös, so braucht Hauptmann bloß ins Staatstheater zu flüchten. Dort kümmert sich keine Katz' um ihn.

II.

Da ist der zwölfte Band der gesammelten Werke Hauptmanns, Fragmente. Aber es gibt in Hauptmanns Schreibtischladen etliche weniger fragmentarische Fragmente. Wo sind sie? Hier sind zuweilen Papierschnitzel zusammengekehrt worden. Der Leser tut gut, die entschuldigende Vorbemerkung auf der dritten Seite des Bandes festzuhalten: „Zusammenstellung besorgt von Victor Ludwig.“ Herr Ludwig schüttet den kleinen Berg beschriebener Papiere vor uns auf, und der Verleger weist mit einer entschuldigenden Geste auf ihn: Er hat's gewagt. Um es ganz klar und aufrichtig zu sagen, der Band enthält neben urhauptmännischen Sätzen, festgedacht und festgeformt, auch viele . . . gleichgültige Dinge, die des Zusammenstellens nicht wert waren. Da springt einem auf der einen Seite der echte Hauptmann mit dem Satze an: „Den weitaus bittersten und heftigsten Haß erzeugt man durch Humanität,“ aber ein paar Zeilen vorher liest man die flache, freilich bis in die jüngsten Tage unbestreitbare Feststellung: „Das Geheimnis jedes Erfolges heißt Organisation.“ Da stehen Verse, in deren Käfig das Zeitalter eingesperrt ist:

Der Papierne spricht:

Ich bin Papier, du bist Papier.
Papier ist zwischen dir und mir.
Papier der Himmel über dir,
Die Erde unter dir Papier.
Willst du zu mir und ich zu dir:
Hoch ist die Mauer von Papier!
Doch endlich bist du dann bei mir,

Drückst dein Papier an mein Papier:
So ruhen Herz an Herzen wir!
Denn auch die Liebe ist Papier. —
Und unser Haß ist auch Papier.
Und zweimal zwei ist nicht mehr vier:
Ich schwöre dir: es ist Papier.

Aber ein paar Zeilen hinter dieses geniale Papierlied hat der Zusammensteller alte Stammbuchverse aufgenommen. Hauptmann ist uns noch zu lebendig, um schon antiquarisch-philologisch gewürdigt zu werden.

III.

„Das Phantom“. Von Gerhart Hauptmann. So liest man großgedruckt auf dem Programmheft. In viel kleineren Lettern steht der Vermerk: „Für den Film verarbeitet von Thea von Harbou.“ Beiläufig gesagt: In der zwölfbändigen Gesamtausgabe ist der Roman, der vor einem Jahr in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ erschienen ist, noch nicht enthalten. Warum? Hat er seine letzte Form noch nicht? Ist er noch nicht der gesammelten Werke würdig? Er ist jedenfalls Anlaß zu einem der geschmackvollsten deutschen Filme geworden. Das Lichtbild ist mehr als einmal hauptmännisch beseelt. Im besonderen die Hauptfigur, der taumelnde Mensch, der in aller Unschuld schuldig wird, trägt auf der Stirn ein Hauptmann'sches Fatum. Aber den Film dichtet heute der Regisseur ebenso sehr wie der Dichter. Nun, auch F. W. Murnau ist hauptmannwürdig. Er hat Sinn für die seelische Zartheit, er sieht und liest die Tragödien der Physiognomie, er versteht sich aus dem Innern heraus auf die beseelte Landschaftsmalerei. Das eigentliche Problem, das „Phantom“, ist meines Erachtens im Film zu kurz gekommen, obwohl es ein phantastisches Filmthema anschlägt. Dafür hat Frau von Harbou, deren Geschicklichkeit nicht bestritten werden soll, den Roman ein wenig versüßlicht. Besonders der Schluß ist allzu sonnig-frühlingsblütenreich und eigenheim-strahlend. Dafür ist Alfred Abels taumelnder Jüngling photographierter Dostojewski, und es ist Herrn Murnau auch gelungen, die schöne Aud Egede Nissen schauspielerisch zu beseelen. Die erschütternden Hundeaugen der ausgezeichneten Frida Richard ergreifen, zuletzt wird mit der todestraurigen Greisin sogar ein bißchen Gemütsunfug getrieben. Kein Zweifel: Hier liegt einer der allerfeinsten deutschen Filme vor und manchmal riecht er sogar nach Gerhart Hauptmann. Aber das letzte Bündnis zwischen Dichter und Regisseur ist noch nicht entstanden. Hauptmann wirkt mit, Thea von Harbou auch. Das Hauptmannkunstwerk im Film wird ohne Mittelsmann und ohne Mittelsweib entstehen. Es hilft nichts, die Dichter müssen sich höchstselbst ins Atelier herablassen. Und die Regisseure sollen ihnen die Filmwerkstatt sperrangelweit öffnen!

Wenn Sie nämlich in den Klub wollen: bitte, gleich rechts um die Ecke. Ja, das Haus da! Rote Treppenläufer auf Marmorstufen, wie gewöhnlich. Sind Junggeselle, resp. lediges Weib, nicht wahr? Sonst kein Zutritt. Nur für Ledige beiderlei Geschlechts, mit der Verpflichtung, sich nie zu verheiraten. Schön!

Da standen sie, eine stattliche Schar, um einen Präses herum, als wir eintraten. Man setzte sich nach der üblichen Vorstellung rings um die polierte Holztischplatte der riesenlangen Tafel. Ponsch, ein alter Kellner mit breitgeteiltem Kinnbart, der mich hergeschleppt hatte, nahm das Wort:

„Meine Damen und Herren! Unser neuer Genosse wünscht den Weihnachtsheiligen-Abend mit uns zu feiern. Er ist selbstverständlich wie wir alle ein Gegner jeder Form der Ehe, zumal der europäischen. Er ist wert, uns anzugehören. Der Präsident erhebt hoffentlich keinen Einwand?“

Im Gegenteil, der Präsident, Mensch mit Hakennase und frivolem Zwinkern in den Liderfältchen, reichte dem neuen Genossen die Rechte und sprach ihn mit grundgütig herzlichem Bierbaß an: „Was uns zusammenzwingt, ist die Feindschaft gegen die Veredelung, gegen jede Urkunde, welche die Freiheit zwischen den Geschlechtern zum Zwange macht. Aber nicht nur das! Wir hier verzichten darauf, uns fort- und sei es meinethalben sogar hinaufzupflanzen. Mögen die übrigen Leute es halten, wie sie wollen; wir hier machen den Unfug des Kindererzeugens nicht mit. Das ist etwas für biologische Analphabeten, welche, statt sich selber zu erschaffen, die Sache immer wieder auf andere abwälzen. Lassen Sie mich gefälligst mit Mutterschößen und Vaterlenden aus! Der Mutterschoß ist das asyllum inertiae. — — Seien Sie uns willkommen,“ wandte er sich hierauf direkt an mich, „wir sind immer wieder froh, wenn wir jemanden dem Herdenunfug entreißen können, und noch dazu am heiligen Abend, wo fauler Familienzauber seine wütesten Orgien feiert.“

So war ich mit einem Ruck Angehöriger derer, die ihren Wert darin suchten, niemandem anzugehören, der eingefleischten Junggesellen beiderlei Geschlechts. Und so kam auch endlich der so allgemein beliebte heilige Abend heran. Es war eigentlich eine Inkonsequenz, ein solches Familienfest ohne Familie zu begehen; aber wir bildeten ja inkonsequenter Weise bereits eine Art Familie, und man konnte sogar, wenn man beobachtete, mit Leichtigkeit Papas, Mamas und mehr kindliche Naturen von einander unterscheiden. Dennoch bildeten sich alle ein, lebendige Inseln zu sein, und fanden in diesem Bewußtsein ihr einziges Glück. Wir saßen um den ironisch funkelnden Weihnachtsbaum herum, und es entstand eine mühsam herbeigereizte Feststimmung, bei der etwas entschieden nicht stimmte. Ein ganz besonders kindlicher Charakter, ein gewisser Pießke, schon ein wenig abgetakelt, aber einiger-

maßen fesch gekleidet, fing urplötzlich ein verpöntes Gespräch an, wärmte Familienerinnerungen auf: wie die Eltern den Baum heimlich im Nebenzimmer geschmückt hätten; Tante Paulinens Verlobung mit einem bald darauf durchgegangenen Referendar; die mit ihrem Geschenk unzufriedene Köchin. Aber bei der Vertiefung in diese quälenden Banalitäten begann er auf einmal herzbrechend zu schluchzen, indem daß er jetzt eben doch so mutterseelenallein dastünde; und, wir sollten uns doch nichts vormachen, wir wären ja im Grunde doch traurig über unsere Einsamkeit und redeten uns alle ein Einsamkeitsglück ein, das wirklich zum Weinen sei.

Hier klinkte der Präsident das Glas, reckte seine Hakennase drohend in die Höhe und schrie aus voller Kehle: „Schweigen Sie und verunzieren Sie unser schönes Fest nicht länger mit Ihrer seelischen Verwahrlosung! Ich bin wohl der Zustimmung unser aller gewiß, wenn ich diesen Abtrünnigen aus unserem hehren Klub weit hinausweise!“ — Es erhob sich ein Gemurmel von seiten der elterlichen Teilnehmer, sie entschuldigden den so verständlichen, gewiß aber nicht unverbesserlichen Rückfall Pießkes, und Pießke selber erbat und bekam das Wort zur Erwiderung.

„Ich will,“ führte er aus, „im Gegenteil, gerade um ekelhafte Rückfälle ins Familienhafte zu verhüten, auf einen Vorschlag zu sprechen kommen, der es ermöglicht, die Vorzüge des innigsten Familiendaseins ohne dessen fürchterliche Bindungen mit der Freiheit unserer Lebensweise zu vereinen.

In diesem Moment fiel der brennende Lichtbaum um, entzündete das Tafeltuch, und eine Batterie Weinflaschen mußte geopfert werden, um den Brand zu löschen. Am verkohlten Tischtuch saßen wir nun kümmerlich, und der seltsame Pießke fuhr fort: „Gründen wir das Familien-Verleih-Institut! Wir besitzen ein sehr stattliches Vereinsvermögen, und jeder von uns hat übermäßig viel Privatkapital. Finanzieren wir die Sache; viele Existenzen werden es uns Dank wissen — und wir graben der Prostitution das Wasser gehörig ab. Warten Sie's doch ab, Herr Präsident! Lassen Sie mich doch nur ausreden,“ wehrte er dem heftig aufbegehrenden Manne, „es ist wohl wahr, daß hier bei uns nie wieder geheiratet und geboren werden soll. Aber mein Gott, die Tradition ist ein mächtiger Gegner, weil sie ihren Anwalt im Gefühl hat. Gedanken veralten schneller als Gefühle; unser Gemüt ist noch altmodisch, während unser Gedanke bereits in der fernsten Zukunft heimisch ist.

Das Gehirn kann, wie ein sehr berühmter Fall beweist, längst Antichrist sein, während die christliche Scham noch um das Zeugungsglied liegt.

Was folgt daraus? — Die Notwendigkeit einer Übergangszeit, damit das Gemüt sich allmählich der Geistesbefreiung akkommodieren lerne; nicht wahr?“

„Na schön,“ sagte unser Präsident, „und inwiefern kann da ein Familien-Verleih-Institut nachhelfen?“

„Das will ich Ihnen gern erklären. Man gibt den altmodischen Anforderungen des Gemütes so lange nach, aber natürlich nur zum Schein, bis es schließlich mit einem kühnen Schwunge dem vorgeeilten Geiste nachsetzt und ihn womöglich überholt. Was fruchtet alle Freiheit des Geistes bei Leuten, deren Gehirn schon jungesellig ist, während das Gemüt immer noch nach den Mildheiten des Familienlebens lechzt! Ich z. B., ob ich gleich genau weiß, daß das alles Mumpitz ist, möchte gern ein schmuckes Weibchen und vier Kinder, alles fix und fertig auf einmal geliefert kriegen, im Handumdrehen, ohne die Langweiligkeiten der Konvention und der Natur; und ich möchte dies alles doch nur zum Schein, zum Spiel, weil ich andererseits viel zu frei denke, um mich in dieser kleinbürgerlichen Weise ernstlich zu binden. Also was tün? Denken Sie, wie köstlich es wäre, wenn ich mir so was bestellen, darauf abonnieren könnte! Ich behaupte, das würde viel ehrlicher, dadurch aber auch schließlich gemüts tiefer werden als das scheinbar echtere wirkliche Familienleben, worin man doch notgedrungen auch die Ehescheidung unterbringen mußte.“

Der Präses wollte wieder aufbegehren, aber die Majorität akklamierte. Der Präses legte den Vorsitz nieder, und Pießke wurde einstimmig gewählt. Es begann für den Verein eine neue Ära. Man schoß ein paar Millionen zusammen. Und wunderbar! Die heimlich glimmenden Wünsche eines jeden loderten lichterloh empor. Mathematiker arbeiteten mit Hilfe des Probabilitätskalküls den Preiskurant aus. Ein Bureau wurde errichtet, und allmählich herrschte dort, nachdem ein paar Wochen lang nicht schlecht gekalauert worden war, die kälteste Sachlichkeit vor; die Organisation ließ bald nichts mehr zu wünschen übrig. Man inserierte, photographierte, registrierte, mietete Wohnungen, Villen, bestellte Simili-Silberhochzeiten, arrangierte Begräbnisse, Festlichkeiten, Familien-tragödien usw. usw.

Der erste Kunde war Präsident Pießke. Prompt erhielt er sein langersehntes schmuckes Weibchen und vier Kinder; alles war bestellte Arbeit. Gute Regisseure drillten dem Weibe (das auch legitim verheiratet war) ein sonniges Lächeln und den anderweitig abgemieteten vier Kindern die verschiedensten Zärtlichkeiten und Redensarten ein. Pießke lebte auf; und so erging es allen. Sie erkauften sich im Bureau ihre durch ein imitiertes Familienleben wohltemperierte Einsamkeit. Vielleicht ist es garnicht so uninteressant, einige Bilder daraus zu geben?

„Ham Se nich 'n alten Onkel auf Lager? So gegen 70, daß er sein Jubiläum bald feiert, und gerade soll er mir dann ein Kind aus der Taufe heben.“

„Können wir Ihnen in einigen Tagen liefern. Soll Ihre Gattin blond oder brünett sein? Vielleicht suchen Sie sich hier aus diesen Photographien das Passende aus, auch was die Wohnungsinterieurs betrifft.“ — —

Oder:

„Bestellen Sie mir fünf Kinder. Wir begraben die Mutter; sie soll verunglückt sein, sagen wir durch heiße Dämpfe. Was kostet das?“ — —

„Liefere Sie mir einen stämmigen und doch gutmütigen Gatten, bitte. Arrangieren Sie mir dann Ehebruch mit versöhnlichem Ausgang. Vielleicht engagieren Sie Schauspieler, welche die Sache gut mimen.“ — —

„Wissen Sie, was ich möchte? Gibt es vielleicht ein durchaus hilfloses Kind, das ich so mal betreue? Bitte nur für acht Tage.“ —

„Guten Morgen! Ich möchte 'ne Frau im Irrenhaus, eine Gattin, die mich stets für Wilhelm II. halten und mir trotzdem innig gut sein soll. Was kostet dann eine Stunde täglich? Danke sehr.“ — —

„Machen Sie mir folgendes, zum Selbstkostenpreis womöglich: ich bin Milliardär. Sie weiß es nicht und heiratet mich aus Liebe. Bitte im Abonnement auf 1 Jahr.“ — —

„Passen Sie auf! Was kostet im Abonnement — ich zahle vorher — ein adliges Erbbegräbnis? Machen Sie mich zum Letzten meines Stammes mit allem Zubehör. Warum ist das teurer geworden? Vorige Woche hat es Dr. Bulerle so wohlfeil bekommen. Also geben Sie mindestens Rabatt!“ — —

„Großeltern möcht ich, ganz strenge, die mit der Jugend nicht mehr mitgehen. Eltern tot. Ich leide besonders unter der Großmutter; sie soll Brigitte heißen; kitschig, Hornbrille, Haube mit dunkelbraunen Bändern. Wann ist das fertig?“ — —

„Mich lassen Sie bitte wo hineinheiraten, wo es knickerig zugeht und ich der Verschwender bin. Große Szenen. Scheidung einzuleiten. Kann kosten was es Lust hat. Aber bitte beste Ware!“ —

So war der Betrieb des Familien-Verleih-Instituts. Die Tür ging ewig in der Angel. Die Tippmaschinen klapperten. Selbstverständlich gab es in der ersten Zeit auch schnurrige Irrtümer. Man lieferte Tanten statt Onkel, Mütter statt Väter u. dgl. Bald aber klappte alles vorzüglich, und ein Triumph wurde der heilige Abend, wo alles Junggesellige in Familie erschien und an derselben Festtafel Eltern, Kinder, Bräute, Witwer, Großpapas, Tanten usw. bunt, weiß und schwarz durcheinander saßen, lauter lebendige Attrappen unter relativ wenigen ledigen Klubmitgliedern. Das machte Mut, noch mehr allgemeine Freuden- oder Trauerfeiern zu veranstalten. Besonders schön geriet eine diamantene Hochzeit mit so gut wie echten Ururenkelchen.

Der Staat allerdings und zumal die Geistlichkeit sah schelen Blickes auf unsere G. m. b. H. — Du lieber Gott! Der Staat sollte lieber in sich gehen. Unser Familien-Engros-Lager ist ja wirklich nur ein Schauspiel in seinem Schauspiel. Und wer möchte entscheiden, welches echter sei? Wenn Selbstzufriedenheit ein Prüfstein ist, so haben wir keinen Grund, den Vergleich zu scheuen. —

Statuten und Preisliste auf Wunsch zur Verfügung.

L u d w i g W i n t e r

KASAI

Roman

Geheftet M. 200,—

Gebunden M. 450,—

„Ein Buch, das durch kühne Stoffwahl, durch die Leidenschaft des Erzählers und durch die überraschende Lösung der Probleme im höchsten Grade fesselt. Endlich hat einer, ein Dichter und ein Mann, den Mut gefunden, Schwarz und Weiß, Europa und Afrika gegeneinander zu stellen.“

Ernst Weiß



Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Die Bibliothek jedes fortschrittlich

Die rote Romanserie

Band 1

FRANZ JUNG / PROLETARIER

Volksausgabe M. 1,60 / Geschenkband M. 3,—

Band 2

UPTON SINCLAIR / HUNDERT PROZENT

Volksausgabe M. 4,50 / Geschenkband M. 8,50

Band 3

FRANZ JUNG / DIE ROTE WOCHE

Volksausgabe M. 1,50 / Geschenkband M. 4,50

Band 4

FRANZ JUNG / ARBEITSFRIEDE

Volksausgabe M. 2,40 / Geschenkband M. 4,20

Band 5

OSKAR MARIA GRAF / FRÜHZEIT

Volksausgabe M. 2,40 / Geschenkband M. 3,80

Band 6

ANNA MEYENBERG / VON STUFE ZU STUFE

Volksausgabe M. 4,50 / Geschenkband M. 11,—
Ganzleinenband M. 9,—

Band 7

**UPTON SINCLAIR
MAN NENNT MICH ZIMMERMANN**

Volksausgabe M. 3,20 / Geschenkband M. 8,—
broschiert M. 2,50 / Halbleinenband M. 5,50
Ganzleinenband M. 8,—

Band 8

JOHN DOS PASSOS / DREI SOLDATEN

Volksausgabe M. 4,50 / Geschenkband M. 11,—
broschiert M. 3,50 / Halbleinenband M. 7,50
Ganzleinenband M. 11,—

Band 9

FRANZ JUNG / DIE EROBERUNG DER MASCHINEN
In Vorbereitung

DIE SAMMLUNG WIRD FORTGESETZT
DIE PREISE SIND MIT DER BUCHHÄNDLER-SCHLÜSSEL-
ZAHL ZU MULTIPLIZIEREN

Der Malik-Verlag / Berlin

Der Niederschlag des modernen Gei

gesinnten Menschen muß enthalten:

Kleine revolutionäre Bibliothek

Band 1
G. SINOWJEW / DAS LEBEN N. LENINS
vergriffen

Band 2/3
ERNST DRAHN / BREST-LITOWSK
Dokumente. Broschiert M. 1,—

Band 4
GEORGE GROSZ / DAS GESICHT DER HERRSCHENDEN KLASSE
57 Zeichnungen. Broschiert M. 1,50 / Halbleinen M. 4,50

Band 5
PIERRE PASCAL / DIE ETHISCHEN ERGEBNISSE
DER RUSSISCHEN SOWJETMACHT
Essay. Broschiert M. —,40

Band 6
WIELAND HERZFELDE / GESELLSCHAFT, KÜNSTLER
UND KOMMUNISMUS
Eine Abhandlung. Broschiert M. —,50

Band 7
ALEXANDER BLOCK / DER UNTERGANG DER HUMANITÄT
Sechs Essays. Broschiert M. 1,20 / Pappband M. 2,80

Band 8
KARL AUGUST WITTFOGEL / DIE WISSENSCHAFT
DER BÜRGERLICHEN GESELLSCHAFT
Eine marxistische Untersuchung. Brosch. M. 1,80 / Pappband M. 3,20

Band 9
GEORG LUCACS / POLITISCHE ESSAYS
Zehn Aufsätze. Broschiert M. 4,— / Pappband M. 7,50

Band 10
GEORGE GROSZ / ABRECHNUNG FOLGT
55 Zeichnungen
Broschiert M. 2,— / Pappband M. 5,— / Halbperg. sign. M. 50,—

Band 11
HENRI BARBUSSE / DAS MESSER ZWISCHEN DIE ZÄHNE!
Ein Aufruf an die Intellektuellen. Brosch. M. 1,— / Pappband M. 2,60

Band 12
OSCAR KANEHL / STEH AUF, PROLET!
Gedichte. Broschiert M. 1,— / Pappband M. 2,80

DIE SAMMLUNG WIRD FORTGESETZT
DIE PREISE SIND MIT DER BUCHHÄNDLER-SCHLÜSSEL-
ZAHL ZU MULTIPLIZIEREN

Der Malik-Verlag / Berlin

stes in Literatur und Wissenschaft!

KURT WOLFF VERLAG / MÜNCHEN

KARL LIEBKNECHT STUDIEN ÜBER DIE BEWEGUNGSGESETZE DER GESELLSCHAFTLICHEN ENTWICKLUNG

Halbleinen

Aus Liebknechts wissenschaftlichem Nachlaß wird jetzt sein Lebenswerk herausgegeben: Keine parteipolitische Schrift, sondern das Resultat nüchterner wissenschaftlicher Gedankenarbeit, geboren aus dem unermüdlchen Drang, mit sich selber ins reine zu kommen über das Wesen der gesellschaftlichen Entwicklung, in die der revolutionäre Politiker ekstatisch handelnd eingreifen mußte.

KARL RADEK IN DEN REIHEN DER DEUTSCHEN REVOLUTION

Halbleinen

Mit Radek hat der Staatsmann des 20. Jahrhunderts seine Karte abgegeben. Er macht aus der Moral etwas Junges — eine gefährliche Angelegenheit. Ja, es ist wieder gefährlich geworden, moralisch zu sein. Und es ist auch wieder eine Kunst geworden, moralisch und politisch zugleich zu handeln. Radek ist vielleicht der interessanteste Mensch der Gegenwart.

Leo Matthias („Der Neue Merkur“)

ERNST BLOCH THOMAS MÜNZER ALS THEOLOGE DER REVOLUTION

Halbleinen

Man muß erkennen, daß dieses tiefe, dichterische, romantisch-expressionistische Buch ein gefährliches, allen Gewalten von Staat, Kirche, Bürgertum, Realpolitik feindliches Buch ist, ein luziferisches Buch, dessen Feuer verbrennen, aber auch Licht bringen will. Ein Buch, dessen empörerische Mystik zutiefst entgegengesetzt ist dem Pessimismus Spenglers.

Dr. G. Hartlaub („N. bad. Ldsztg.“)

ALFONS PAQUET DER GEIST DER RUSSISCHEN REVOLUTION

Gebunden

Die Reden Paquets sind von tiefem Ernst erfüllt. Aus ihnen schallt der Schrei einer jugendstarken Generation, der Schrei des warmblütig fühlenden Menschen, der sich vor das ungeheure Problem der Zeit gestellt sieht. Er will die Mauern des Unverstandes niederreißen, die er allenthalben um den Kern der kommunistischen Idee aufgebaut sieht.

(„Frankfurter Zeitung“.)

HENRIETTE ROLAND-HOLST JEAN JACQUES ROUSSEAU

Halbleinen

Ein Bild seines Lebens und seiner Werke, durch sichere historische Schulung und Leidenschaft des Geistes so tief in die Zeit eingeschichtet und so weit über sie hinausstrahlend, wie es sein Gegenstand erfordert.

(„N. bad. Ldsztg.“)

ANDRÉ SUARÈS DOSTOJEWSKI

Halbleinen

In diesem Buch ist der ganze innerliche Dostojewski aufgezeigt, und daher ist es vielleicht das einzige, das die Fülle seiner Gesichte ganz umschließt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Novemberwoche

Die Berliner Banken haben erklärt, daß sie Kaufaufträge auf Aktien, deren Kurswert 10 000 nicht übersteigt, nur noch dann ausführen werden, wenn die Nominalsumme der Ordre mehr als 6000 M. ausmacht. Verkaufsaufträge, andererseits, sollen auch mit niedrigerer Nominalsumme ausgeführt werden, vorausgesetzt nur, daß sie nicht limitiert, sondern „bestens“ erteilt sind. Die Banken begründen diese Verfügung mit der Arbeitsüberhäufung, der sie anders nicht mehr Herr werden könnten. So zutreffend diese Begründung an sich aber erscheinen mag, so wenig zureichend ist sie doch. Schon als anfangs dieses Jahres in Berlin die Handelsgesellschaft und in Frankfurt Speyer-Elissen ähnliche Ukase erließen, wurde hier darauf hingewiesen, daß, wenn die übrigen Banken folgten, eine Lage für den kleinen Mann entstehe, die ihn zwänge, sein Vermögen entweder rettungslos der Geldentwertung zu überlassen oder sich mit Kleinbankiers einzulassen, die nicht immer ein Ideal von Gewissenhaftigkeit sind. Inzwischen hat sich die Lage noch verschlimmert; denn durch die Devisenordnung ist für den kleinen Mann auch diese Möglichkeit, seinen Besitz in wertbeständigen Auslandssorten anzulegen, hinfällig geworden. Die Lage ist heute also so: während das große Kapital, das mit Recht verlangt, seine Werte erhalten zu dürfen, sowohl auf dem Aktien-, als auch auf dem Devisenmarkt praktisch unbeschränkt Zuflucht suchen kann, ist der Kleinbesitz vom letzteren überhaupt verjagt, vom ersteren mindestens annähernd ausgeschlossen, und damit eben der gleichen Wertzerstörung ausgeliefert, die das Großkapital für sich rechtens ablehnt. Das Bild wird noch häßlicher, wenn die Ausschließung vom Aktienmarkt sich nur auf Käufe, nicht auch auf Verkäufe erstreckt, wenn dem kleinen Mann also nur der Erwerb, nicht aber die Abgabe relativ wertbeständiger Titres verwehrt wird. Zu solcher Maßregel sind die Großbanken, die in der öffentlichen Meinung fast amtliches Prestige beanspruchen und demgemäß „ohne Ansehen der Person“ ihre Funktion erfüllen müßten, sicher nicht berechtigt. Das Cliché-Argument, die Kleinspekulation sei ohnehin verwerflich, verschlägt gar nichts, denn Spekulation ist heute tatsächlich das einzige Mittel zur Wertsicherung geworden, sie ist weniger schädlich als Warenhamsterei, und niemals noch hat man es für unmoralisch gehalten, daß ein Todbedrohter sich nach Kräften wehrt. Wenn die Banken überlastet sind, müssen sie Mittel finden, sich schlagkräftiger zu organisieren. Raumnot kann überwunden

werden in einer Zeit, in der ohnehin an allen Ecken neue Bankbauten emporschießen, und Personalnot sollte abzustellen sein in einer Zeit, in der man gleichzeitig Tag für Tag von der Beamten-Überfülle in den staatlichen Büros spricht.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DIE VERTREIBUNG DER
EFA AUS DEM PARADIES

I.

Vor einigen Tagen erhielten die Angestellten und vertraglich verpflichteten künstlerischen Kräfte der Europäischen-Film-Allianz zu Berlin einen Brief, in dem ihnen mitgeteilt wurde, die Firma habe ihre Produktion bis auf weiteres eingestellt, sie bitte um Vorschläge über gütliche Vertragslösung.

Bis auf weiteres? Vielleicht, — vielleicht auch nicht! Jedenfalls: auch wenn dieser Betrieb noch einmal auferstehen würde, wäre er doch nicht mehr die alte Efa. Diese Efa, die im Filmbezirk noch vor einem Jahre als ebenso gewaltig galt, wie im Kohlen- und Eisenbezirk der legendarische Stinnes, wie unter den Bankherren J. P. Morgan, der Omnipotente.

Legendarisch, omnipotent, hors de concours schien auch sie. Jedermann wußte: sie war mit Dollars finanziert. Ein Goldstrom ohne Ende platzte aus ihren Kassen. Das schien wie für die Ewigkeit gebaut.

Und dennoch, so rasch schon: Einstellung der Produktion? Wieso dies Ende? Was ist geschehen?

Geschehen ist dies: Amerika hat gekündigt! Die Efa ist Schatulle ohne Inhalt geworden. Sie ist aus dem Valutenparadies vertrieben!

II.

Die Geschichte dieser Gründung ist selbst ein Film. Was hier, in der kurzen Zeitspanne zwischen Frühjahr 1921 und Herbst 1922 geschah, wäre Stoff für eine Komödiendichtung. Und die wirtschaftliche Betrachtung erscheint unmöglich, so lange nicht die ganze Atmosphäre, die hier herrschte, reproduziert, die ganze bizarre Genesis dieser grotesken Transaktion in ihren Grundzügen wenigstens nachgezeichnet ward.

Die Efa war ein Bastard aus der Verbindung der Madame Dubarry mit dem Wechselkurs.

Anno 1920 war Lubitsch's „Madame Dubarry“ nach Amerika gekommen. Und obwohl es der erste deutsche Film war, der nach dem Kriege drüben gespielt wurde, wurde er doch, sowohl künstlerisch als auch materiell, der größte (und bisher unübertroffene) Kinoerfolg. Gemanagt worden war dieser Erfolg von zwei Partnern einer amerikanischen Verleihorganisation, der „Hamilton Theatrical

Corporation“. Diese beiden Herren, Samuel Rachmann und Ben Blumenthal, hatten den Film, der ein großes Wagnis war, in Deutschland erworben; und als sie nun das blendende Geschäft sahen, wurden sie vollends fest für deutsche Filme. Sie glaubten an eine Serie von Madame Dubarry's; und sie glaubten außerdem, daß es doppelt gewinnbringend sein müsse, nicht nur die Qualität des deutschen Films, sondern auch seine billigen Mark-Produktionskosten systematisch auszunützen. Es war nichts notwendig, als selbst in Deutschland zu produzieren; und zwar so zu produzieren, daß alle deutschen Talente ausgenützt, zugleich aber die amerikanischen Geschmacksbesonderheiten von vornherein berücksichtigt werden würden.

Die Hamilton-Corporation ist nur teilweiser Besitz des Dioskurenpaars Rachmann-Blumenthal. Der andere Teil gehört Amerikas größter Produktionsgesellschaft, der „Famous Players Lasky-Comp.“ Nichts natürlicher, als daß die Dioskuren dies Unternehmen für ihren Plan (zu dessen Ausführung sie selbst kein Geld hergeben konnten oder wollten) gewannen, nichts natürlicher, als daß die Famous sich zwei Agenten von so bewährter Spürnase willig anschloß! Und also segelt Anfangs 1921 eine vierköpfige Expedition nach Europa, bestehend aus Herrn Kauffmann von der Famous Players, aus Rachmann, Ben Blumenthal und seinem Bruder Ike, — alle entschlossen, mit amerikanischem Gelde eine Monstre-Filmkompagnie in Deutschland zu gründen.

Sobald sie ihren Einzug in Berlin gehalten haben, hebt ein Rummel an, wie ihn die auch früher nicht gerade aristokratische deutsche Film-Industrie noch nicht erlebt hat. In der Ufa konzentriert sich damals die Elite der Industrie. Die vier Herren beginnen also, der Ufa alles, was gut und teuer ist, wahllos-besessen wegzuzugieren, — unter Bedingungen, von denen man vorher auch nicht zu träumen gewagt hatte. Monatsgehälter von $\frac{1}{2}$ Million und mehr (1921er Mark!) sind keine Seltenheit. Wer unterschrieben hat, bekommt überdies ein Auto geschenkt („Es ist schwer, von Herrn Rachmann kein Auto geschenkt zu bekommen!“); und daß mit Dinern, Alkohol und sonstigen Aufmerksamkeiten nicht gespart wird, versteht sich von selbst. Auf dieser Basis macht man Verträge mit den Ufa-Direktoren Bratz und Davidson, mit Lubitsch, selbstverständlich, mit Max Reinhardt und Joe May, mit Pola Negri, Jannings, Wegener, mit fünfzig Kleineren nebenbei. Alle werden sie für eine noch gar nicht bestehende Firma engagiert; aber alle mit solcher Großzügigkeit, daß die ganze Industrie (nicht nur die selbstverständlich zunächst erledigte Ufa) zerschlagen herumschleicht und denkt: „Jetzt ist's aus! Damit können wir nun nicht mehr konkurrieren!“

Mit ihrem Vertragsbündel fahren die Herren befriedigt nach Amerika und überlassen es Herrn Bratz, dem Unternehmen Form

zu geben. Die Absicht ist, eine eigene Produktionsfirma, die „Efa“ zu errichten, zugleich aber auch Tochtergesellschaften für Prominente (Lubitsch, Joe May) zu gründen und von einer „Efa-Finanz“ subventionieren zu lassen. „Efa und „Efa-Finanz“ wiederum sollen ihre Gelder von der Hamilton-Corporation beziehen, die ihrerseits von den Famous-Players zu finanzieren wäre. Ein etwas kompliziertes Netz von Finanzierungen, Subventionierungen, Etablierungen, wie man sieht, — kein Wunder, daß Herr Bratz, der sich auch sonst in einem wahren Wirbel von Unklarheiten und Überstürztheiten findet, absolut nicht zurechtfindet und Hilfe von Amerika erbitten muß!

Diese Hilfe naht in Gestalt des Herrn Rachmann. Sami Rachmann, früher Varietéimpresario irgendwo in Galizien, betritt allein und mit selbstherrlichen Vollmachten Berlin, belegt eine Flucht im schönsten Hotel, — und nun beginnt der Irrsinn allen Irrsinns.

Sami Rachmann, wohlbeleibt, 35 bis 40 Jahre alt, ist ein großer Fürst, ein Über-Castiglioni. Er diktiert Interviews, in denen er erzählt, daß er einst mit einem einzigen Dollar nach Amerika kam, daß er jetzt aber 100000 M. täglich allein verkabelt, daß er sich jeden Morgen maniküren und pediküren läßt und daß er sogar, wahrhaftig, ein Bad nimmt. Er kauft sich 4 Autos, und eines davon ist mit echtem Elfenbein, in echte Goldleisten gefaßt, beschlagen, es ist sogar mit Schmink- und Puderinventar ausgerüstet. Sami Rachmann hält sich einen Harem, der vorurteilsfrei aus allen Schichten der Bevölkerung, bis herunter zu den Mädchen der Linden, rekrutiert ist; und hat man Glück, findet man ihn, wenn man sein Zimmer betritt, selig im Kreise einer Anzahl von Damen, über deren Bekleidung nur zu sagen ist, daß niemand sie bemerkt. Sami Rachmann regiert auch mit großer Energie; er bestellt ganze Kolonnen von Schauspielern, Regisseuren, Dichtern und Malern in den Weißen Hirsch bei Dresden; er schließt neue Verträge, kauft Manuskripte, er verbietet Davidson und Lubitsch den Eintritt in ihre Büros; er beschimpft, besticht, putzt herunter, schmiert, verkracht sich mit jedem, hält bald sieben Rechtsanwälte mit Beleidigungs- und Zivilprozessen in Atem, schmeißt das Geld delirierend zum Fenster hinaus, treibt es bis zum Bruch mit seinen amerikanischen Kollegen und wird schließlich aus einem wüsten Tohuwabohu nach Amerika zurückberufen.

An seiner Stelle erscheint Herr Blumenthal mit dem Bruder Ike, und es wird verkündet, daß nun „eine Periode sachlicher Arbeit“ anheben soll. Aber es ist nur noch wenig zu arbeiten geblieben! Reinhardt denkt gar nicht daran, „Das verlorene Paradies“, das der Welt größter Film werden sollte, auch nur anzufangen. Pola Negri hat sich bereits nach Amerika engagieren lassen, Wegener macht seine Filme mit einer bayerischen Gesellschaft, Joe May hat unbegrenzten Urlaub genommen, dreht eigene, nicht Efa-Filme. Und Lubitsch? Nun, Lubitsch's funkelnde Augen erspähten schon frühzeitig

das kommende Verhängnis; er, der als einziger gearbeitet und das „Weiß des Pharaos“ fertiggestellt hatte, er war mit Davidsohn schon vor dem Rachmannkrach vorsorglich nach Amerika gereist und hatte sich dort bestätigen lassen, daß seine Gesellschaft von der Efa überhaupt unabhängig und direkt der Hamilton-Corporation unterstellt sei. Und so erlebte die Welt die Überraschung, daß der einzige in all der Saus-und-Braus-Zeit wirklich fertiggestellte Efa-Film schließlich gar nicht als Efa-Film in die Öffentlichkeit kam!

Was blieb zu tun? Man konnte nur noch wursteln. Man engagierte einige kleinere Regisseure, versuchte mit ihnen wenigstens Mittelware herauszubringen; aber auch von der ist bisher nur ein einziges Opus wenigstens annähernd zu Ende gediehen (abgesehen von Lubitsch's noch unveröffentlichter „Flamme“, (die ausgezeichnet sein soll, die aber auch ausgezeichnet wäre, wenn es keine Efa gegeben hätte); und inzwischen zog man das erste Resumé, dessen Folge jetzt ist, daß man lieber verzichtet!

Alles ist tatsächlich falsch gemacht worden. Falsch war der Aufbau, falsch die Methode. Falsch war jenes Schachtelsystem, das einen Stab von Direktoren und Aufsichtsräten in den verschiedenen Gesellschaften entstehen ließ, — Herren, die (auch in Deutschland!) in Dollar saläriert wurden, mit Beträgen, die bei einer ganzen Reihe 100 000 Dollar (700 Millionen Mark!) per anum überstiegen. Falsch war jene Abhängigkeit von Übersee, die fortwährende Kabelanfragen und endlose Auseinandersetzungen notwendig machte. Falsch war jene ungenügende Kompetenzenabgrenzung, die zum Beispiel dazu führte, daß unlösbare Meinungsdivergenzen wegen mit einem Film, zu dem die Darsteller bereits fest engagiert waren und honoriert werden mußten, monatelang nicht angefangen werden konnte. Die Gewinn- und Verlustrechnung, die jetzt aufgemacht wird, muß auf der Ausgabenseite phantastische Ziffern enthalten! Nicht am Versagen der deutschen Produktivbegabung: an diesen Ausgaben, an der säkularen Mißorganisation, an der schluderhaftesten aller Betriebsmethoden geht die Efa zugrunde.

Die Film-Industrie ist gewiß noch jung, Erklärung genug dafür, wieso sie im allgemeinen noch nicht vernünftig zu organisieren und zu wirtschaften gelernt hat. Aber grade von den Amerikanern erwartete man ein Vorbild. Nun haben sie noch weniger vermocht als die Deutschen!

III.

Vielleicht übrigens wäre der Mangel an Ökonomie, dessen Folgen durch eine einmalige, gründliche Sanierung ja noch aus der Welt geschafft werden könnten, nicht so schwer ins Gewicht gefallen und vielleicht würde die Zusammenarbeit noch heute fortgesetzt werden, hätte wenigstens eine andere Hoffnung sich erfüllt, — eine Hoffnung, die mit dem deutschen Film gar nichts zu tun hatte, die zur

Gründungszeit aber sicher eine große Rolle spielte: die Hoffnung auf Gegenimport amerikanischer Films.

Die Famous Players hatte aus der Kriegs- und Nachkriegszeit einen Haufen von der Bilanz schon abgeschriebener Fertigfilms drüben liegen, die nun, wenn man sie noch einmal in großem Stile absetzen konnte, ein kostenloses Bombengeschäft sein mußten. Diesen Absatz wollte man sich, zu einer Zeit, in der der Dollar noch zwischen 100 und 200 stand, sehr offensichtlich in Deutschland schaffen; und man dachte, es auf dem Wege des Gegengeschäfts zu machen: „Wir bringen euch Absatz in Amerika, bringt ihr uns Absatz in eurem Deutschland!“ Der Ertrag hätte, wenn das Geschäft gelungen wäre, größer sein müssen, als jeder denkbare Gewinn aus der Efa-Produktion.

Die Rechnung hatte aber drei schwache Punkte. Vor allem weigerten sich Reichstag und Regierung, die Einfuhrkontingentierung des Luxusgutes Film aufzuheben. Aber auch wenn sie williger gewesen wären, hätte sich die Sache doch an zwei anderen Klippen zerschlagen. Erstens nämlich estimierte das deutsche Publikum die amerikanischen Films, mit ganz wenigen Ausnahmen, nicht im mindesten; namentlich den alten (und auf die kam es ja gerade an!) stand es noch ablehnender gegenüber, als die Amerikaner unseren deutschen Spielfilms. Dann aber: der Dollar blieb nicht auf 200 stehen; und je höher er stieg, um so aussichtsloser wurde es, aus dem deutschen Geschäft nur irgendwie nennenswerte Summen herauszuschlagen.

Da war nicht nur die Lockung zerstoßen, die dazu verführt hatte, im deutschen Geschäft so aus dem Vollen zu wirtschaften, da war das Interesse an Kooperation mit Deutschland überhaupt bald geschwunden. Man frug sich vielleicht: wozu diese einzig ernsthafte Konkurrenz nicht nur in Amerika selbst, sondern auch in den übrigen Ländern, ohne jede Gegenseitigkeit auch noch fördern? Sollte man den Deutschen wirklich, um der Gewinne willen, die man mit ein paar ihrer Films machen konnte, dazu verhelfen, die Gewinnstmöglichkeiten sehr viel zahlreicherer eigener Films zu beeinträchtigen?

Die Kreditallianz mit der Efa ward gekündigt.

IV.

Wird das Konkurrenz kalkül sich besser betätigen als vordem das Kooperations kalkül?

Es besteht Anlaß, das Gegenteil zu erhoffen.

Rein wirtschaftlich gesehen: auch der größte, peinlichst durchgearbeitete Film kostet heute noch nicht mehr als 100 Millionen Mark, — vorausgesetzt, daß er nicht mit wahnwitzigen Verwal-

tungskosten belastet ist. Aber mögen es selbst 200 oder 300 sein, — für so erstklassige und valutarisch so zinstragende Exportartikel wird Kapital auch in Deutschland aufzubringen sein. Und der Hang zum Sparen wird auch der Filmindustrie, wie jeder anderen, moralisch und ökonomisch nur wohl tun.

Daß der Absatz aber leiden müßte, dafür ist, abgesehen von allgemeinen Konjunkturmöglichkeiten, ein zwingender Grund gar nicht einzusehen. Das deutsche Filmerzeugnis, wiewohl künstlerisch weißgott noch nicht vollendet, hat die Konkurrenz mit seinem einzigen Rivalen, dem amerikanischen, auf den Märkten der Welt bisher bestanden; es ist europäischer als das amerikanische; es wird, selbst wenn ihm Amerika entginge, in anderen Ländern genügend Stütze behalten. Der Massenaufwand, der von höherer Investition allein gesteigert werden könnte, ist erweislich durchaus nicht Quelle des Erfolgs; im Gegenteil: nicht extensiv, sondern intensiv muß die Arbeit werden. Aber auch für den amerikanischen Absatz wird schließlich, wie allerwärts, nicht der Plan einer wirtschaftlichen Gruppe, sondern die Qualität entscheidend sein. Der amerikanische Markt wird nie „erobert“ werden können, nur die Spitzenleistungen werden das Gefühl innerer Fremdheit, das der Amerikaner dem europäischen Produkt gegenüber notwendigerweise empfinden muß, ausnahmsweise verblassen und vergessen lassen. Solche Spitzenleistungen werden dem amerikanischen Vertreiber und Verleiher, der sein eigenes Geschäft und nicht das einer Gruppe von Produzenten zu fördern hat, unter allen Umständen also willkommen bleiben.

Für den deutschen Film aber wird es ein Glück sein, wenn die Amerikahypnose von den Produzenten weicht, wenn nicht mehr um des amerikanischen Absatzes willen eine schwitzende, oft kindische Nachäfferei und Anpassung betrieben wird, wenn den Autoren, den Regisseuren Freiheit gelassen wird, ihre eigene, eingeborene Natur zu entfalten, wenn man, kurzum, wieder das Beste, nicht mehr das Opportunste als Ziel betrachtet.

Das Beste war fast immer auch das beste Geschäft.

Und wenn das Ausscheiden des amerikanischen Kapitals aus der Efa als ein Symbol dafür angesehen würde, daß die Nachklischerung amerikanischer Vorbilder und die Einstellung auf den amerikanischen Markt überhaupt fehlgeschlagen ist, daß die Hoffnung endgültig aufgegeben werden muß, Amerika kopieren zu können, wenn also dieser ganze öde, lästige Überseerummel endlich aufhörte, so würde die Vertreibung der Efa aus ihrem Valutenparadies vielleicht auch dem rechnenden Geschäftsmann (der Rentabilität gewiß als sein Paradies betrachten darf), den Weg in ein solideres, in ein dauerhafteres Geschäftsparadies weisen.

G L O S S E N

GEGEN EINEN SELBSTMORD

„Gestern abend beging die Schauspielerin X. Selbstmord durch Vergiftung.“ (Berliner Presse.)

Ein junges Mädchen, eine Schauspielerin, hat Selbstmord begangen; ihres Freundes wegen. Nähere Umstände unbekannt. Supponieren wir den gewöhnlichen Fall: sie hat Selbstmord begangen, weil er sie nicht mehr liebte, oder nicht so stark, wie sie ihn.

Angesichts der Majestät eines solchen Todes, ich weiß, ist es Pflicht aller feineren Menschen, erschüttert zu schweigen. Höchstens, man darf ganz leise sagen, es sei doch irgendwie erhebend, daß in unserer tollen Nahrungslagd noch Platz für eine so große Leidenschaft ist.

Aber ich hasse diese weihevollen Menschen. Der Sprung ins ewig Unbekannte, „Selbstmord“ genannt, hat für denkende Lebewesen das Thema aller Themen zu sein, der Prüfstein seiner kritischen Fähigkeit, das „Schlagt an und gebt Feuer!“ Kierkegaards, das Herbeiströmen des Wichtigsten, was zu sagen ist und unbedingt gesagt werden muß, wenn das menschliche Denken überhaupt einen Sinn hat: Ich will darüber zu sprechen versuchen; wie man spricht, wenn man nichts weiter weiß als die Tatsache des Selbstmordes aus unglücklicher Liebe.

Die Schuld des Mannes ist groß. Niemals, seit es Selbstmorde gibt,

ist ein Selbstmord aus Liebe geschehen, ohne daß der andere, überlebende Teil es nicht in seinem Innern so gewollt hätte, in tief unbewußter Eitelkeit; in dem Wunsch, den Wert seines Ich durch den unwiderleglichsten aller Beweise bestätigt zu finden, daß ein Anderer unter den betäubenden Ausstrahlungen dieses Ich sein eigenes Ich wie ein schales Nichts weggeworfen hat. Jeder Selbstmord aus Liebe ist zu vermeiden: man muß nur das Wettrennen, wer von Beiden zuerst zu lieben aufhört, nicht vor aller Welt brillant und sichtbar gewinnen wollen.

Diese Schuld ist ganz groß. Aber sie ist zugleich auch ganz klein. Jeder, der geliebt sein möchte, ein wenig mehr, nur ein ganz klein wenig mehr, als er selbst liebt, trägt schon diese ganze Schuld im Keime in sich. Noch schlimmere: er ist nur zu feige, um dieses Äußerste ausdenken zu können.

Hebbels unergründlich kaltes Dichtergewissen ist immer wieder von einem mystischen Problem berührt worden, das sich, dreiviertel variiert in seinen Tagebüchern findet: dem Mörder könnte verziehen werden, wenn er bestimmt gewußt hätte, daß die Lebensjahre, die er dem Andern wegnahm, ihm selbst zu seinem Leben zugelegt würden.

Aus der symbolhaften Kategorie der zeitlichen Lebensdauer in die

DAS BUCH DER WOCHE

KRONPRINZ RUDOLFS POLITISCHE
BRIEFE AN EINEN FREUND
RIKOLA-VERLAG / WIEN-MÜNCHEN

Kategorie des Lebensgefühles, des Ich-bewußtseins zurückgeführt, ist es dieses Argument, auf das sich der Überlebende zu seiner Begnadigung berufen darf: er hat ein fremdes Lebensgefühl, ein fremdes Ich-bewußtsein seinem eigenen hinzuaddiert. Vielleicht erhält es ihn wirklich länger am Leben, wenn er ernstlich an sich zweifelt? Und das tut er ja offenbar. Dann wäre es, von der mitleidlosen Natur aus gesehen, in Ordnung.

Aber auch die Schuld der Selbstmörderin ist groß, sehr groß.

Wir wissen es alle: man begeht Selbstmord aus Liebe, weil man nicht zu lieben aufhören will; weil man es, für seine Person, nicht wahrhaben will, daß jede Leidenschaft in der Flut und Vielfalt der Tage irgendeinmal untergeht; weil man die große Ausnahme sein will.

Aber man stirbt doch auf alle Fälle an der vollkommenen Liebe; auch ohne Revolver, Gift und Schlinge! Bleibt da denn etwas, was unversengt bliebe und nicht neu geboren würde?

Ariadne, die Liebende aller Liebenden, ist scheinbar treulos: sie stirbt nicht in ihrer Höhle auf Naxos, von Theseus verlassen, sondern eine andere Ariadne tritt hervor aus der Höhle, die nur zufällig dieselbe Gestalt, dasselbe Gesicht trägt. Die Welt allerdings weiß es nicht. Der Selbstmörder aber will: die Welt soll es wissen! Weil er's nicht weiß.

Ach, ich fürchte, der Selbstmord ist nur eine Flucht in die ungewisse Seelenwandlung zwischen Dies- und Jenseits für die Armen, die sich im Jenseits etwas beweisen wollen, was ihnen diesselts unbeweisbar: Dekomposition und Allotropie. Tod und Auferstehung: das Ziel der Liebe. Sie wollen es erzwingen, so

lange liebend zu bleiben, bis es da ist.

Ich fürchte, der Geliebte hat wenig Grund, auf den Selbstmord der Geliebten eitel zu sein: sie haben einander nichts vorzuwerfen, garnichts. Sie sind ein gleiches Paar: metaphysische Repräsentationsmenschen. Unvollkommene Dichter an sich selbst.

Die Schuld der Welt ist die größte.

Warum jagen und rennen wir, warum trinken und schreien und debattieren wir, warum sitzen wir in den Bars und Kaffeehäusern und Theatern, warum haben wir solche Gedanken, die ein bißchen auffunkeln und gleich wieder verlöschen, warum legen wir uns lustlos mit Mädchen ins Bett und stehen lustlos wieder auf; warum drehen wir diese rotierende Scheibe im rasenden Tempo, keuchend, atemlos, ohne Pause, wenn wir auf ihr nicht einmal einen verzweifelten Menschen sofort kilometerweit von der Stelle seiner Verzweiflung wegschleudern können? Es wäre der einzige Sinn dieser Sinnlosigkeit.

Ich möchte jeden, der den Kurfürstendamm hinabrast, aufhalten. Ich möchte jeden, der in den Bars sitzt, an den Schultern packen. Jeden, der auf der Börse schreit, jeden, der in Filmatellers herumtobt: „Herr, es nützt nichts, es nützt nichts! Es hat sich trotzdem ein Mädchen aus Verzweiflung ermordet! Setzen Sie sich! Sie haben Ihre Aufgabe schlecht gemacht!“

Ich möchte das vor allem mir selbst sagen, der ein armes Mädchen mit diesen paar Einfällen nicht mehr zerstreuen wird . . .

Willy Haas.

TISCH MIT BÜCHERN

Kronprinz Rudolf: Briefe an einen Journalisten. Rikola-Verlag, München-Wien, 1922. — Der politische Wert dieser Briefe des liberalen Wiener Kronprinzen ist im „T.-B.“ schon gewürdigt worden. Die Briefe sind aber auch ein unschätzbare psychologische Dokument. Der Habsburger ging, seinem etwas stumpfen Vater geistig meilenweit voraus, seiner verbitterten einsamen Mutter, der Wittelsbacherin, nicht genug nah, lebte am Wiener Hof in unbeschreiblicher Isolierung. So wurde Moritz Szeps, der Herausgeber des „Wiener Tagblatt“, sein politischer Vertrauter. Es hat dem Kronprinzen diebisches Vergnügen bereitet, die starre Welt der Habsburger vor diesem nicht ohne Ehrfurcht zuhörenden Zeitungsschreiber zu enthüllen und zu zeichnen. So stark war der berufliche Dämon dieses Journalisten, daß der Kronprinz von Österreich-Ungarn allmählich sein erster Berichtserstatter wurde. Für die Geschichte des inneren Zerfalls der Donaumonarchie sind diese vertraulichen Briefe von größtem Wert. Es handelt sich übrigens noch nicht um alle Briefe Rudolfs an M. Szeps. Es müssen sich in den Geheimarchiven Franz Josefs noch eine Anzahl wertvoll ergänzender Briefe des Kronprinzen finden, die vor Jahren leider den Weg zum Kaiser zurückgefunden haben. Vielleicht wird die nächste Auflage des wertvollen Buches auch diese versperrt gewesenen Schätze heben. —nn.

Shelley: Dichtungen. In neuer Übertragung von Alfred Wolfenstein. (P. Cassirer, Berlin. 96 Seiten.)

Eine neue Shelley-Ausgabe war fällig. Man durfte gerade heute nicht an diesem Mann des freihetlichen Herzens, des revolutionären Geistes und des pantheistischen Sich-Verschenkens vorübergehen. Er hatte die große Liebe, die uns heute fehlt. Gleichwohl ist er nicht der Dichter politischer Forderungen, diese Absichtlichkeiten fehlen ihm. Er lebt ganz im großen Wunder der Natur. Indem er sie bejaht, indem er die Farben guter Stunden spielen läßt, mit den tiefsten Regungen menschlicher Wesen sich öffnet, wird er Dichter, Bekenner, Führer. Wolfenstein ist ihm ein ausgezeichnete Interpret, die hohen Rhythmen sind für unsere Sprache und Dichtung als ein eigenes Werk gewonnen worden.

Otto Flake: Die Simona. Ein Roman. (S. Fischer, Berlin. 156 Seiten.)

Eine Liebesgeschichte — nun gut, aber von einem merkwürdig schwingenden Zauber. Ein junger deutscher Offizier wird vor dem Kriege nach Konstantinopel verschlagen, ein noch ganz in den festen und etwas engen bürgerlichen Vorstellungen seiner Herkunft verhafteter Mensch. Sein Weg kreuzt den einer Tänzerin, der schon ganz in die Sphäre des Weiten, Grenzlosen, in gewissem Sinne Internationalen hinübergelittenen Frau. So wird Männliches und Weibliches mit besonderer Plastik

BERLIN W. 8 **UNTER DEN LINDEN 3**
10/32 PS **10/50 PS**

STABOU

STABOU. WECHSELMANN

geformt. Der landschaftliche Hintergrund ist sehr zart untermalt und nicht wie bei Farrères „Mann, der einen Mord beging“, die Hauptsache, für die dann eine Handlung mühsam gesucht werden mußte. Man liest dieses Buch mit jener Spannung, die man sonst für Unterhaltungsbücher aufbringt — und merkt zum Schluß, daß man eine Reihe sehr gescheidter Dinge empfangen hat. M. K.

BRIEFE AN'S „TAGE-BUCH“

Der Goldanleihe-Vorschlag

I.

Ich beschränke mich darauf, Ihnen mitzuteilen, daß ich dem Vorschlag von Schwarzschild nicht nur sympathisch gegenüberstehe, sondern vielmehr in dem Weg, den er zu gehen empfiehlt, den einzigen Ausweg aus unserer schwierigen Situation erblicke. Ich habe schon mehrfach in der Öffentlichkeit meine Überzeugung ausgedrückt, daß das Problem der Mehrproduktion nur zu lösen ist durch ein verständiges Zusammenwirken der Arbeiterschaft mit den Unternehmern. Es handelt sich dabei um ein wirtschaftlich-technisches Problem, das überaus vielseitig ist. Die Frage der Arbeitszeit spielt dabei zweifellos eine Rolle. Aber es ist nur eine von zahlreichen Fragen. Ich glaube nicht, daß es nötig ist, vom Grundsatz des Achtstundentags abzuweichen, aber man wird ihn anpassen müssen an die sonstigen technischen Erfordernisse der Pro-

duktionssteigerung. Die praktische Lösung der Frage sehe ich durchaus in der gleichen Linie wie in dem angezogenen Artikel des Tagebuch.

Prof. Dr. August Müller,
Staatssekretär a. D.

II.

Ich muß mich auf die kurze Äußerung beschränken, daß der Vorschlag des Herrn Schwarzschild der Genialität sicher nicht entbehrt, aber als Ganzes an den technischen und volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten scheitern muß. Im einzelnen ist zu bemerken, daß Arbeit über den Achtstundentag hinaus in der Landwirtschaft bereits geleistet wird, daß aber auch bei einem Neunstundentag das Ergebnis der letzten Ernte sich nicht mehr steigern ließe. In der Industrie aber mehr Arbeit, mehr Rohstoffe zur Voraussetzung hat. Ein Mehr an Nahrung kann uns fürs erste der Neunstundentag also nicht schaffen, dagegen allerdings billigere Textilien, billigere Maschinen und vor allem billigere Kohle. Daß die Bergwerksarbeiter den Ertrag ihrer neunten Stunden der Allgemeinheit (nicht den Unternehmern) zur Verfügung zu stellen bereit sein würden, halte ich freilich wieder für ausgeschlossen. (Der Vorschlag ist in diesem Punkt vollkommen falsch verstanden. Nicht die Arbeiter, sondern die Unternehmer sollen den Mehrwert — nicht den Ertrag — der Überstunden der Allgemeinheit zur Verfügung stellen. D. Rd.) Im übrigen gehen wir einer Zeit der industriellen Depression entgegen.

B

anflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Verstärkung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

wo bereits das Produkt der acht Arbeitsstunden von heute schwer Absatz finden und die bisher unbedeutende Arbeitslosigkeit wieder drohenden Umfang annehmen wird. Die gesamte Arbeiterschaft wird von einem Neunstundentag vermehrte Arbeitslosigkeit befürchten. Das sind Einwände aus der Realität der Verhältnisse heraus. Ich halte unter solchen Umständen trotz der lockenden Begründung, die dem zur Diskussion gestellten Vorschlag gegeben ist, ihn nicht für aussichtsvoll, bezw. durchführbar.

*Prof. Dr. Julius Wolf.
Geh. Reg.-Rat.*

FÜRSTENBERG-ANEKDOTEN

Ein Herr, der die Börse besichtigt, wird von einem unwiderstehlichen Drange befallen. Den nächsten Börsianer fragt er nach der Toilette. Er ist an Fürstenberg ge-

raten. Dieser sagt: „Das gibt's hier nicht. Hier beschießt einer den andern.“

Fürstenberg hat zwei Plätze im Schlafwagen gemietet. Ein Herr bittet ihn, ihm den Platz über ihm zu überlassen. Fürstenberg meint nachdenklich: „Ich will mir mal die Sache überschlafen.“

ERFÜLLTES SEHNEN

In der Stadtbahn gibt es eine der landesüblichen Judendebatten. Ein Arbeiter, der für die Juden eintritt, sagt: „War nicht Christus auch ein Jude?“ „Er stammte wohl von Juden ab“, meint ein Mütterchen, „aber dann hat er sich doch taufen lassen.“ Da greift eine Dame ein, Typ der deutschnationalen Lehrerin, die auf dem — sagen wir Busen — ein Hakenkreuz trägt: „Christus war überhaupt ein Arier. Und ich möchte lieber von einem Affen ab-



PANZER
AKTIENGESELLSCHAFT

BERLIN N. 20
BADSTR. 59

GELDSCHRANKE
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
SCHRANKE
EINMAUER
SCHRANKE



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr. 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

stammen, als von einem Juden.“
Stimme aus dem Hintergrund:
„Jneedigste, det ist lhn' ja schon ge-
lungen.“

AN UNSERE AUSLANDS- ABONNENTEN!

Die Ungefügigkeit der postalischen Bestimmungen veranlaßt uns, den Postanstalten im Ausland die Annahme von Tagebuch-Abonnements hinfür überhaupt zu sperren.

Diejenigen unserer Auslandsbezieher, die ihre Bestellung der Post übergaben, bitten wir also, ihre Bestellung für das nächste Quartal schon jetzt direkt dem Verlage zu übergeben. Sie werden dann unter Kreuzband beliefert. Daß die Schnelligkeit der Zustellung dadurch nicht beeinträchtigt, sondern sogar gefördert werden wird, versteht sich von selbst.

TEUERUNGZUSCHLAG FÜR NOVEMBER-DEZEMBER

Diesem Heft liegt noch einmal eine Zahlkarte für den Zuschlag von

200 M. bei, der nur ein schwacher Ausgleich für die fortschreitende Geldentwertung ist.

Der Zwang zu solchem Zuschlag ist schon bei Festsetzung des Quartalspreises vorausgesehen, seine nachträgliche Erhebung vorbehalten worden.

Wir bitten, uns den Betrag — 10 Friedenspfennig! — baldmöglichst zugehen zu lassen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 45):

Tagebuch der Zeit
An unsere Leser
Stefan Grünberg (Moskau): Krem
und Sucharewa
Alfred Polgar: Massary-Pompadour
Stefan Großmann: Sling
Paul Mayer: Ernst Weiß
Tagebuch der Wirtschaft
Dr. Franz Silberstein: Stabili-
sierungspartei und Inflationpartei
Glossen

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Die Stimme der Welt



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 7¹/₂ Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; Vorverkauf bei Wertheim und
an allen Theaterkassen



APOLLO THEATER

Russisches Romantisches Theater

Regie: BORIS ROMANOFF

Russisches Ballett

Vom ehem. kaiserl. Theater in Petersburg

Balletmeister: Boris Romanoff

Primaballerina: Elena Smirnowa

Erster Solotänzer: Anat. Obuchoff

Ferner: Elsa Krüger, Claudia

Pawlowa, Alice Nikitina, andere

Mitwirkende u. das Corps de Ballet

Täglich 7¹/₂ Uhr / Telephon: Kurfürst 696

Die Briefe der Madame Dubarry

Herausgegeben von Victor von Koczian

Geheftet M. 1000.—, Pappband M. 1700.—, Halblederband M. 3000.—

Prager Presse: Diese geschmackvolle Publikation gehört mit zu dem Wesentlichsten der europäischen Briefliteratur. Dieses eine menschliche Buch wiegt hundert Memoirenwerke auf, die heutzutage erscheinen und die Mitwelt belästigen. Das ganze Leben dieser Frau, von ihrer ersten Kindheit und Jugend an, von ihrem glänzenden Aufstieg, der sie aus einem Dirnendasein auf den Thron führte, bis zu ihrer Verbannung ins Kloster Pont-aux-Dames zieht vorüber.

Hamburgischer Correspondent: ... Aus diesen Briefen hat Victor von Koczian nach Vergleichung mit den Ergebnissen der Geschichtsforschung alles Gefälschte ausgeschieden, den Rest durch zahlreiche echte Briefe ergänzt und durch einen Anhang instruktiver Anmerkungen und eine Fülle Anekdoten erweitert, aus denen diese blendende, zierliche und unheimlich abgrundnahe Periode des ancien régime deutlicher wird als aus langatmigen Abhandlungen.

.....
Preise freibleibend

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Wichtige Neuerscheinungen

Manabendra Nath Roy: INDIEN

Aus dem Inhalte: Vorwort zur deutschen Ausgabe / Die Lage der Landbevölkerung / Das Proletariat: Historischer und sozialer Hintergrund. — Entwicklungsprozeß. — Gegenwärtige Lage und Zukunft / Die politische Bewegung: Historischer Hintergrund. — Moderne Bewegung — Gegenwärtige Lage. — Rückblick und Ausblick. *206 Seiten*

Karl Radek: DIE LIQUIDATION DES VERSAILLER FRIEDENS

Aus dem Inhalte: Das Kräfteverhältnis des Versailler Friedens / Die Liquidation des Versailler Friedens in Zentral-europa / Die Krise im Nahen Osten / Der Kampf um den Stillen Ozean. *72 Seiten*

Karl Radek: NACH GENUA UND HAAG

Aus dem Inhalte: Von Brest-Litowsk bis Genua / Das Genueser Programm des europäischen Kapitalismus / Der amerikanische Naphtha-Trust sabotiert die Genueser Konferenz / Die Perspektiven Lloyd Georges / Im Haag / Die Lehren von Genua und Haag. *ca. 70 Seiten.*

(erscheint Ende November).

R. Conolly: DER KAMPF IN IRLAND *ca. 80 Seiten*

(erscheint Ende November).

E. Varga: DIE NIEDERGANSPERIODE DES KAPITALISMUS

Aus dem Inhalte: Aufstieg und Niedergang des Kapitalismus / Das Wesen des Niederganges des Kapitalismus / Die Rolle des Krieges / Die Wirtschaftstypen der Niedergangsperiode / Die Wirtschaftsentwicklung des letzten Jahres / Entwicklungstendenzen und Zukunftsaussichten. *54 Seiten*

JAHRBUCH FÜR WIRTSCHAFT, POLITIK UND ARBEITERBEWEGUNG 1922/23

Aus dem Inhalte: I. Allgemeiner Teil: Internationale Arbeiterbewegung. — Gewerkschaftsbewegung. — Lage der Arbeiterklasse. Sozialpolitik. — Wirtschaftsleben. — Weltpolitik / II. Die Sowjetrepubliken: Geschichtliche Einführung. — Der Kampf. — Territorium, Bevölkerung. — Die Wirtschaftslage. — Innere Organisation. — Das Proletariat. — Die autonomen Republiken / III. Bürgerliche Staaten. Mit ca. 200 Tabellen und vierzehn politischen und ökonomischen Chroniken. Mit vier farbigen Karten und sechs Kartenskizzen. *ca. 1200 Seiten*

(erscheint Ende November. Ausführlicher Prospekt auf Verlangen).

Verlag Carl Hoym Nachf. Lous Cahnbley, Hamburg 8

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Novemberwoche

Ein „Kabinettt der Arbeit“, so hörte man, sollte gebildet werden. Kein „Kabinettt der Köpfe“, wie es vorher hieß. Schließlich ist dann ein „Kabinettt über den Parteien“ daraus geworden. Und niemand protestiert gegen die gräßliche Schlagwort- und Etikettseuche auch hier! Kabinettt der Arbeit, Kabinettt der Köpfe? Laßt uns hoffen, daß die Nachrufe dereinst solche Ehrentitel enthalten werden! Aber laßt uns vermeiden, im vorhinein Epitheta zu verschwenden, die zwar sicher nur programmatisch gemeint sind, die den Feinhörigen in Herkunft und Wirkung aber an Reklame gemahnen. Denn jede Vorausqualifikation ist Reklame! Kabinettt der Arbeit — Zigarette des Kenners: da ist kein wesentlicher Unterschied. Und wenn Friedrich II. die Regierung mit dem Programm angetreten hätte, Friedrich der Große zu sein, so hätte Preußen sich nicht wenig gewundert.

Im übrigen ist aus dem überparteilichen sehr rasch ein volksparteiliches Kabinettt geworden. Um die größere Koalition zu schaffen, zog man zu Feld. Mit der kleineren Koalition kehrt man nach Hause. Sozusagen überhaupt mit keiner Koalition! Denn die Volkspartei wird alle wichtigen Ämter haben, Demokraten und Zentrum sind sichtlich lustlos, und eine Mehrheit ist auch nicht vorhanden. Und damit will man über einen Winter wegkommen, aus dessen Nöten schon jetzt, in Köln, Dresden und anderwärts, die ersten Funken hochsprühen? Unglücklichstes aller Kabinette! In diesem Winter mußte doppeltes geschehen: es mußte aus Reparations- und Wirtschaftsgründen, dem Aus- und Inland gegenüber, die Partei der Großindustrie an der Regierung teilnehmen; und es mußte als Stabilitätsbürge, ebenfalls dem Ausland und Inland gegenüber, die Sozialdemokratie in der Regierung bleiben. Nur diese Kombination war das Problem. Sie ist unter Cuno weniger zustandegekommen als unter Wirth, — statt der halben Partnerschaft des einen Flügels hat man jetzt die ganze Gegnerschaft des anderen, stärkeren, — nichts ist verbessert, vieles verschlechtert. Die Schuld der Sozialdemokraten an diesem Ausgang ist nicht zu leugnen; sie sind seit dem Unabhängigkeitsstrom noch phrasengebundener, mutloser, staatsferner geworden als früher. Aber es ist nicht so, daß sie, hätte man die Volkspartei zu kleinen Zugeständnissen bewogen, nicht auch ihrerseits zum Nachgeben hätten veranlaßt werden können. Dazu ist schon die Ministerschaft zu reizvoll. Und Aufgabe des Politikers ist es eben, über solche Spalten

Brücken zu bauen. Cuno, sympathisch, aber vielleicht allzu sachlich für's politische Getriebe, hat das unglücklicherweise nicht fertig gebracht. Und so hängt sein Kabinett schwankend im Winde, — kein Kabinett der Arbeit, kein Kabinett der Köpfe, — ein Kabinett der Verlegenheit! Es wird, in dieser Form, nicht lange leben!

Die englischen Wahlen lassen die nämliche Entwicklung erkennen, die seit einigen Jahren überall in der Welt zu verzeichnen ist: die Mitte wird erdrückt, zerfasert, zersprengt! In Rußland kommt das linke, in Italien, in Ungarn, in Bayern das rechte Extrem zur Regierung; in Deutschland verflüchtigt sich die demokratische Wählerschaft immer mehr (in Oberschlesien brachte sie weniger Stimmen als die Nationalsozialisten auf!); und nun erlebt sogar England, die klassische, die bestausbalanzierte Demokratie, ein Cannä ihrer liberalen Partei! Gewiß soll nicht bestritten werden, daß die englischen Konservativen in vieler Hinsicht vielleicht liberaler sind als etwa unsere Volkspartei. Relativ aber, in ihrem Lande, sind sie rechter Flügel; und dieser Flügel hat gesiegt. Mancher mag da freudig Morgenluft wittern. In Wirklichkeit aber ist es Abendröte. Die Menschheit hat sich nicht vorwärts, sondern rückwärts entwickelt. Vier Jahre Krieg und vier Jahre Nachkrieg lähmten ihr mit Kolbenschlägen die Fähigkeit zu differenzieren, zu qualifizieren, sich anzuschmiegen, auszugleichen, gerecht zu sein, vielseitig zu sehen. Plump und grob ist sie geworden; und wenn sie derjenigen billig spottet, die ein „Freilich“, ein „Immerhin“, ein „Andererseits“ nicht unterdrücken können, merkt sie gar nicht, daß sie damit ihr bestes Erbe, den forschenden, grübelnden Gedanken, herabsetzt. Aber laßt in Gottes Namen die Primitiven triumphieren! Man wird sie nicht lange ertragen können. Wir können physisch nicht mehr in Bärenfellen gehen, — eine Zeit wird kommen, in der man auch das geistige Bärenfell, die geistige Keule, wieder vorweltlich findet!

Am 23. November d. J. treten in Frankfurt am Main, in der Paulskirche, auf den Bänken, auf denen vor fast drei Menschenaltern die Verfassung Großdeutschlands beraten wurde, Vertreter aller deutschen Parteien zu der einfachen, lapidaren Feststellung zusammen: Die Einheit Deutschlands und Deutschösterreichs kann verboten und verschoben, nicht verhindert werden. Ideologische Beschäftigung!, werden abgefeimte Realpolitiker sagen. Aber es gibt nichts Kurzlebigeres als die Herren Nichts-als-nur-Realpolitiker; und es gibt nichts Wirklichkeitserfüllteres als den Theoretiker der Landkarte, der Statistik und der Geschichte. Der stellt mit der Ruhe des Historikers fest: Eine gespaltene Nation schließt sich zusammen, wie der starke Baum, wundenverheilend, einen vom Sturm abgedrängten Ast wieder durch sein Gefäß an sich zieht. Es lebt ein Heilungstrieb in jedem Volke

wie in jedem Baum. In der Paulskirche hat Ludwig Uhland am 20. Oktober 1898 verkündet: „Wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren, höheren Beruf, eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands. Österreich ist mit uns gewesen im Deutschen Bunde, wie auf ihm selbst hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in den einzelnen deutschen Staaten der Druck der österreichischen Diplomatie gelastet. Man sagt, die alten Mauerwerke seien darum so unzerstörbar, weil der Kalk mit Blut gemischt sei. Österreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit, Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche“. Ludwig Uhlands Großösterreich war noch tschechisch, kroatisch, madjarrisch, ruthenisch, polnisch gemischt, das Deutschtum war bloß Oberschicht. Dies neue Zwergösterreich ist arm, verschuldet, parteizerrissen, aber es ist rein deutsch. Es kehrt zu Deutschland zurück wie der Eisenspan zum Magnet, wenn Europa erst aufgehört haben wird, weiser sein zu wollen als die Geschichte. Es handelt sich jetzt nur um ein bißchen Zuversicht, nur um ein paar Jahre.

Der Abgeordnete Hergt hat den Antrag eingebracht, die Wahlrechtsbestimmungen der Verfassung durch einen Zusatz über Wählpflicht zu ergänzen. Der Zusatz soll lauten: „Die Wahlberechtigten sind verpflichtet, bei den Wahlen zum Reichstag und zu den Volksvertretungen der Länder ihr Stimmrecht auszuüben.“ Es wäre scheußlich, wenn dieser Antrag auch von anderer Seite als der Partei seines Urhebers unterstützt würde. Zwang? Mindestens in dieser Frage sollte man sich doch überlegen, auch nur mit dem Gedanken daran zu spielen. Das allgemeine Wahlrecht ist nicht ohne innere Tücken. Seine Gefahr sind jene Tausende, die sich nie für Politik interessierten, die keine eigene Meinung haben, deren Stimme, wenn sie dennoch zur Urne geschleift werden, das allein wichtige Votum der Interessierten also nur entstellt. Daß diese tatsächlich Uninteressierten bisher fernblieben, war als Korrektiv solch innerer Gefahr nur zu begrüßen; und wenn man etwa hörte: „30 % der Stimmberechtigten blieben zu Hause“, so konnte man sich getröstet sagen: „Das ist eben doch, gottseidank, ein starker Bruchteil jener (gesetzlich allerdings nicht qualifizierbaren) Unmündigen, deren Mitentscheidung gar nicht erwünscht ist!“ Nun aber sollen die Unmündigen, die Interesselosen, die Bedeutungslosen auch noch gezwungen werden? Seltsamer Gedanke, — doppelt seltsam, wenn er von Leuten herrührt, die früher zwar für gesetzliche Qualifikation eintraten, heute aber nicht merken, daß sie sogar den selbstfunktio-nierenden, letzten Ersatz dafür, die Eigen-Qualifikation, beseitigen wollen.

Ein Franzose, mit Mussolini's Werden und Art genau vertraut, zeichnet hier den Sieger im neuen Kampf um Rom.

Da d'Annunzio schon den Titel eines Kommandanten für sich in Anspruch genommen hatte, mußte man, als die fascistischen Legionen sich bildeten, für Benito Mussolini einen anderen Titel finden. Man suchte also einen. Der Titel „Chef“ war unmöglich. Das Wort „Chef“ wird allzu oft mit unnoblen Worten in Verbindung gebracht: Es gibt Bürochefs, Küchenchefs, Stationschefs. Man fand für Mussolini den schönen Titel „Duce“, schließlich nannte man ihn „Duce supremo“. Diesen pompösen Titel hat Mussolini wohl verdient. Ich habe ein Autogramm von ihm vor mir. Zwei Dinge springen sofort in die Augen: Einerseits die Schärfe des Schriftcharakters und andererseits die anormale Verlängerung des g und des i, die manchmal selbst die folgende Linie überschreiten. Die Schärfe dieses Schriftcharakters erinnert an die Schriftzüge von Fouquier-Tinville, des Großinquisitors der französischen Revolution und an die Unterschrift des Ministers Aristide Briand. In der Verlängerung des g und des i äußert sich Selbstvertrauen und Stolz, der mit Eitelkeit vermischt ist. Alles in allem gewinnt man den Eindruck der Impulsivität, der Hartnäckigkeit, die bis zur Grausamkeit gehen kann, der rasch arbeitenden Intelligenz, die der Schliche und der Verstellung fähig ist. Es handelt sich wohl um einen Charakter von äußerster Kompliziertheit.

Mussolini ist Romagnole. Er ist 1883 geboren. Sein Vater war Schmied, ein streitbarer Sozialist, der lange Bürgermeister seiner kleinen Gemeinde war. Die Romagna gehört zu den Gegenden Italiens, die von Touristen sehr wenig besucht werden. Der Dichter Giovanni Pascoli hat die Romagna als seine süße Heimat besungen: Das Land, wo die Malatesta regierten, mit seinen Städten Rimini, Cesena und Sinigaglia, wo Cesare Borgia dem Macchiavelli zeigte, wie ein Fürst sein Wort bricht. Seit 30 Jahren spricht man in Italien von der roten Romagna. Hier ist der erste italienische Sozialist gewählt worden. Die Romagna ist die Hochburg der extremen Parteien. 1914 erklärte sich die Romagna als autonomen Staat und als Republik. Die Romagna ist das Land der großen und blonden Männer, der blauäugigen Frauen. Die Romagna ist ein altes Keltland an der Adria, das Bollwerk des Okzidents gegen Byzanz und Asien.

Von hier aus nahm Benito Mussolini, das Lehrerdiplom in der Tasche, als Zwanzigjähriger, den Kurs in die weite Welt, Hirn und Herz voll von marxistischer Ideologie. In der Schweiz führt er das harte Leben des Emigranten und sozialistischen Kämpfers. Er macht

Bekanntheit mit den schweizerischen Gefängnissen, er wird ausgewiesen. Er arbeitet wie ein Tagelöhner und findet trotz allem Zeit, an der Universität Lausanne seine Studien zu vollenden. Als Radikalster der Radikalen kehrt er nach Italien zurück. Ob er in der Schweiz Lenin, Trotzki und Sinowjew kennen gelernt hat, wird man wohl erst aus seinen Memoiren erfahren. Damals ist Bissolati Chefredakteur des „Avanti“ und bekämpft in ganz sanfter Tonart die Expedition nach Tripolis. Auf dem ersten Parteitag, der stattfindet, springt Mussolini auf die Tribüne und spricht stürmisch für den Ausschluß Bissolatis aus der Partei. Beim „Avanti“ wird er der Nachfolger Bissolatis. Als 1914 in der Romagna der rote Aufruhr aufflammt, steht Mussolini an der Spitze der Revolutionäre. Er versteht sich schon auf Menschen und die Art, wie man mit ihnen umgehen muß. Da bricht der Weltkrieg aus.

Über seinen Gewissenskonflikt weiß man bisher noch nichts. Das alte Erbe, das Mazzini und Garibaldi der italienischen Seele hinterlassen haben, ist wohl plötzlich in ihm mächtig geworden. Eines Abends verläßt er den „Avanti“ und läßt sich 100 Lire auszahlen, um ein paar Wochen leben zu können. „Popolo d'Italia“ wird gegründet, ein Hebel der interventionistischen Bewegung. Mussolini geht an die Front, wird verwundet und mit Orden geschmückt. Er übernimmt wieder seinen Posten beim „Popolo d'Italia“, und von seiner Rückkehr an beherrscht der nationale Gedanke sein Wollen und sein Handeln. Er gründet die Kampfgruppe der Fascisten, den Bund der alten Frontkämpfer. Der Fascismus ist geboren. Jetzt beginnt in endloser Kette die Reihe der fascistischen Handstreich — zuerst waren die Gegner in großer Übermacht — gegen Kräfte, die antinational waren oder doch dafür gehalten wurden. Das Redaktionsgebäude des „Avanti“ wird in Brand gesteckt. Mussolini hat ein Duell nach dem anderen, besonders bekannt ist das mit dem Journalisten Ciccotti, das in dem Garten einer Villa begann und in der Wohnung fortgesetzt wurde, um der Polizei zu entgehen. Es folgen die Revuen, die Volksversammlungen unter freiem Himmel, zuletzt der Triumph der Schwarzhemden. In einem Land mit kräftiger Einbildungskraft ist Mussolini reif zur Legende.

Das ist die äußere Geschichte Mussolinis: Säbelhiebe, Handgranaten, Sport. Mussolini, der sein Automobil mit 100 Kilometergeschwindigkeit in der Stunde durch die Straßen von Mailand rasen läßt, hat in der Phantasie der Italiener d'Annunzio geschlagen, der im Galopp von den Höhen von Settignano nach Florenz heruntersprenkte oder hoch zu Roß durch den Fluß schwamm. Schwieriger als die äußere Geschichte ist die Geschichte der Gedankenwelt Mussolinis zu schreiben. Er ist ein Apostel, ein Volksführer; Parteichef und Staatsmann scheint er lediglich durch seine Gefolgschaft geworden zu sein. Er wünschte, daß der Fascismus eine

Bewegung sei und nicht eine Partei. Sechs Monate lang hat er sich der Umwandlung des Fascismus zur Partei widersetzt. Die Umstände waren stärker als sein Wille.

Ihn interessierte, um ein Wort von Péguy zu gebrauchen, die Mystik des Fascismus mehr als seine Politik. Er wollte die Machthaber seines Vaterlandes inspirieren und kontrollieren, selber agieren wollte er nicht. Vor kurzem konnte man mit Recht sagen, daß die Kraft des Fascismus viel mehr eine ethische als eine politische sei. Innerhalb seiner Partei hat Mussolini immer die Rolle des Mäßigen gespielt. Gegenüber denen, die mit Gewalt die Macht erobern wollten, vertrat er eine gesetzliche Politik. Er wollte nicht Minister werden, am allerwenigsten Premierminister. Er fühlt wohl, daß es ihm an politischer Vorbildung fehlt. All denen, in Italien sowohl als im Ausland, die seine Machtfülle beunruhigt, gibt er beruhigende Erklärungen. Er schreitet in den Fußtapfen seiner Vorgänger. Der Heftige geht behutsam vor. Im Interesse Italiens und des europäischen Friedens muß man hoffen, daß er den Radikalismus seiner Gefolgschaft überwinden wird.

STEFAN GROSSMANN

DER KLEINERE RUHM

I.

Ist der große Ruhm ein großes Vergnügen? Tut es sehr wohl, vielfacher Ehrenbürger zu sein? Würde ich Herzklopfen bekommen, wenn ich in Wien das städtische Straßenschild: „Stefan Großmann-Straße“ läse? Brächte mir eine Gedenktafel auf meinem Geburtshaus endliche Beruhigung? Und was für ein bestürztes Gesicht würde ich machen, wenn unser gutes altes Staatspräsidentlein Michael Hainisch mich nun öffentlich und voll und ganz für Österreich reklamierte, dem ich nie näher war als seit ich ihm ferne bin? Aber wenn ich bedenke, daß ein Dutzend Professoren und Literaten mich an einem Tage schamlos ins Gesicht würdigten, dann erblasse ich. Zola hat einmal geschrieben, ein angesehener Schriftsteller müsse sich daran gewöhnen, an jedem Morgen eine Kröte zu schlucken. Aber gleich ein Dutzend Kröten? Vielleicht wäre der große Ruhm erträglich, wenn man nur nicht der Bewunderung eines Jeden wehrlos preisgegeben wäre.

Ganz ohne Zynismus ist wohl kein großer Ruhm zu ertragen. Die starre Denkmalsmaske, die man bei seinen geistigen Standbildenthüllungen aufsetzen muß, braucht eine erlösende Grimasse des Lachens. Die Gesichtsmuskeln haben das nötig.

II.

Es gibt einen kleinen, feinen Ruhm, den ich enzückender finde: Alfred de Musset soupiert an einem Sommerabend auf der Veranda des Hotels de Madrid mit ein paar Freunden und Freundinnen. Es fehlt an dem in so später Sommerabendstunde allein trinkbaren Getränk. Man läßt sich die Karte geben, studiert, bespricht die Situation und muß dann schweren Herzens dem Garçon abwinken, obwohl jeder weiß: Diese Abendstunde, mit Musset, kommt nie wieder . . . Fünf Minuten später erscheint der Kellner wieder, stellt hohe Gläser für die ganze Gesellschaft auf und schenkt Champagner ein.

„Ich habe den Auftrag.“

„Von wem?“

„Un adoreteur.“

Ruhm, bei dem die Rühmenden im Dunkeln bleiben, schmeckt wohl am Besten.

III.

Einmal war in Stockholm ein berühmter Dichter (kein Schwede) zu Tisch geladen. Er sollte neben der Frau des Hauses sitzen, einer unbeschreiblich schönen Frau mit einer Stirn voll Klarheit und Augen voll Schwermut und Himmelskraft. Blondes, blondes, unvergeßlich blondes Haar. Diese obere Himmelshälfte ihres Gesichtes war durch eine unerhört erregende höllische Unterhälfte ergänzt. Ein aufgeblühter melodischer Mund, ein prangender und doch ein bebender Mund.

Der Gast kam, saß neben der himmlisch-höllischen Dame und sah keinen Menschen der ganzen Gesellschaft. Sie saßen zwei Stunden bei Tisch. Der berühmte Mann tat alles, was man zur Verächtlichmachung seines bürgerlichen Ansehens tun konnte. Er übersah Alle und wandte keinen Blick von der Blondesten.

Um vier Uhr wurde die Tafel aufgehoben. Man begab sich in den Park.

Der Gast hatte noch kein Wort, keinen Blick für jemand Anderen gehabt.

Er führte seine Begleiterin hinaus. Und wir alle, die wir starr und staunend und äußerlich witzelnd dies ungeheure Naturschauspiel einer plötzlichen Besessenheit mit angesehen, fühlten uns ein wenig geniert, vor allem vor dem Hausherrn, einem nicht nur sehr ehrenwerten, sondern auch bedeutenden Mann.

Nur ganz zögernd und in weiter Entfernung folgten wir in den Garten nach.

Als wir die paar Treppen hinunterstiegen, sagte der Hausherr mit einer kleinen chevaleresken Geste und mit einem fast nicht bemerkbaren Lächeln: „Er ist ein großer Dichter.“

Da wurde ich an dem kleinen Ruhm doch wieder schwankend. „Um so frei zu sein wie die Vögel sind“, dazu ist vielleicht doch der große Kredit des großen Ruhms nötig?

Den Lesern des „T.-B.“ wird hiermit der Träger des Kleist-Preises für 1922 vorgestellt.

Ballade von der alten Frau

sie hat sich montags noch einmal erhoben
man hätt es ihr fast nicht mehr zugetraut
die grippe war für sie ein wink von oben
sie ist seit herbst schon nur noch bein und haut

sie hat zwei tage nur noch schleim erbrochen
und war noch als sie aufstand weiß wie schnee
versehen war sie ja auch schon seit wochen
sie trank ja auch schon nichts mehr als kaffee

jetzt stand sie ja noch einmal auf vom tode
es war doch noch zu früh das sterbesakrament
sie hätte sich von ihrer nußkommode
ja doch recht ungern diesmal schon getrennt

wenn auch der wurm schon drinn ist so ein altes
stück wächst ans herz sie hätte es direkt
vermißt wie man so sagt nun gott erhalt es
sie hat jetzt nochmal brombeern eingeweckt

auch hat sie sich die zähne richten lassen
man ißt ganz anders wenn man zähne hat
man legt sie nachts bequem in kaffeetassen
und hat sie morgens immer in die stadt

sie hat auch einen brief von ihren kindern
sie stehn von nun an ganz in gottes hand
sie wird mit gott noch einmal überwintern
das schwarze kleid ist auch noch gut im stand

Ueber den richtigen Genuss von Spirituosen

Andere gießen ihr glas gewöhnlich nur so hinunter
und kriegen nichts als ein alkoholisches herz davon weg
wenn ICH trinke geht die welt grinsend unter
und ich bleibe noch eine minute. ich sehe darin einen lebenszweck.

Ich lese dabei gern die zeitung bis meine hände
etwas zu zittern beginnen dann sieht es nicht aus
als besaufte ich mich mit absicht. ich tue gern als verstände
ich mich nicht auf alkohol denn zu haus

hat es mir meine mutter sehr abgeraten
es war sozusagen ihr heimlicher schmerz.
aber ich bin schritt für schritt in seine klauen geraten
es wird mir davon etwas leichter. ich spüre mein rotes herz.

Ich fühle daß auch mein niederes leben nicht umsonst und verfehlt ist
ich achte die großen geister. ich verstehe sie.
ich sehe die welt wie sie ist und wenn das bild nicht zu stark gewählt ist
überfliege ich manchmal sogar wie betrunkene tauben. den mont cenis.

Ich höre tatsächlich sie werden mir ja nicht glauben wollen
tabakfelder rauschen in einer art bitterer niederung
ich weiß sie sind lang seit 4000 jahren verschollen
aber sie sind mir wirklich noch eine gewisse beruhigung.

ALFRED POLGAR

DER UNSTERBLICHE KASPERL*)
III.)*

*(Eine Drehorgel nimmt, hinter der Szene, die Schlußmusik
des II. Teiles auf, setzt sie fort.)*

*Kasperl (liegt schlafend wie Ende des I. Teils. Bei ihm der Abgesandte des
Nationalrats und der Arzt).*

Abgesandter: Er sieht gar nicht aus wie eine Leich'. Die Wangen san
no' ganz rot.

Arzt. Das is' eben! Hyperämie der Gefäße. Er hat zu wenig Bewegung
g'macht. G'storben an Unteranstrengung.

Abgesandter (sucht in K's. Taschen): A Mundharmonika, ein interessantes
Blatt, a Packel Karten, a Pfeif'n. Tabak hat er kan mehr. Den hat er
ganz aufg'raucht.

Arzt: Österreichischen?

Abgesandter (riecht zur Pfeife, hält sich die Nase zu): Freili'.

Arzt: Das käm' dann auch als Todesursach' in Betracht (*Turmuhrl schlägt*).
Jessas, mei' Tarokpartie! (*eilig ab*).

Abgesandter: Er war doch eigentlich a lieber Kerl. Schad', daß ka Schad'
um ihn is! (*ab*).

(Tod und Engel kommen.)

Engel: Also wie ich dir erzähl'. Die Seel' is uns auskommen. Der
deutsche Bruder hat's fall'n lass'n. Der hat schon bei Lebzeit'n immer
so a unglückliche Hand g'habt. Wo er hing'riffen hat, is glei' der Geist
wegg'wes'n . . . Alsdann ich geh' so a biss'l auf der Milchstraß'n
spazier'n . . . fliegt mir was auf d' Nas'n. Was is? 'n Kasperl sei' Seel.
I hab's glei g'fang't, aber sie woll'n ihn oben net. Ich muß sie ihm
wieder einsetz'n.

Tod: Mi' hab'n's sein'twegen auf a Jahr beurlaubt, weil i mi verroch'n
hab' bei ihm. Weißt, er hat so an sterbigen G'ruch g'habt, aber das war
nur sei' natürliche Ausdünstung. Da liegt er, der Hallodri. Wo hast
denn die Seel'?

Engel (zeigt die zusammengepreßten Fingerspitzen): Da.

Tod: Geh, so a bisserl?

*) Vgl. „T.-B.“ Nr. 17 und 38.

Engel: Es war net mehr.

Tod: Daß einer mit so wenig Seel' auskommen kann!

Engel: Das macht ihn ja so zäh und widerstandsfähig.

Tod: Wo gibst ihm's denn eini?

Engel: In'n Magen. Da findt' sie sich bei ihm am ehesten zurecht (*beugt sich über Kasperl*). Schlupf hinein, unsterbliches Etwas! So! (*Richtet sich auf*.) Wie war's denn in Rußland?

Tod: Ausg'lacht hab'n's mi, wie i mit mein' Senserl 'kommen bin. Dort hab'n 's jetzt Maschinhippen. (*Auf Kasperl deutend*.) Na, hat's g'fangt?

Engel: Freili. Der Magen knurrt ihm schon . . . Wo verbringst denn dein Urlaubs-Jahr?

Tod: I bleib in Wien. Da riecht's so schön nach Verwesung.

Engel: Deshalb hast dich auch beim Kasperl g'irrt. Geh' doch lieber nach Berlin.

Tod: Dort ist mir zu viel Leben. Hier fühl' ich mich z'Haus. I hab halt a heimlich's G'fühl in derer Stadt. Weißt, es is so a feine Musi' in der Wiener Luft . . . sssss . . . wie's Rieseln von meiner Sanduhr (*beide ab*).

Der Drehorgelspieler (kommt vor): Der Kasperl tot? I kann's net glaub'n. I spiel den Schönbrunner Walzer. Wann er den hört und net aufwacht, is er hin (*spielt*).

Kasperl (wälzt sich im Schlaf auf den Bauch): Doktor Pollatschek! Wo gibt's denn da herob'n was z'essen? Aber nix koscher.

Drehorgelspieler: Rührt sich scho! I hab's ja g'wußt, der Kasperl kann nit tot sein. Das muß i glei' sein' Weib erzähl'n (*spielend ab*).

Kasperl (wach): Wo bin i? (*Hört die ferne Drehorgel*.) Im Himmel!

Zwei Passanten (kommen sprechend): . . . Und die tschechische Krone steht auf Dreitausend (*gehen weiter*).

Kasperl: In der Höll'!

Andere Passanten (sprechend): . . . da hab'n wir Schlagobers mit'm Suppenlöfl' g'essen (*gehen weiter*).

Kasperl: Im Himmel!

Andere Passanten (sprechend): . . . Und jetzt kommt ein allgemeines Alkoholverbot (*gehen weiter*).

Kasperl: In der Höll'!

Zeitungsansrufer: Generalstreik . . . Großes Eisenbahnunglück . . . Die Grippe-Epidemie . . . Alles wird teurer! (*ab*).

Kasperl (traurig): Auf der Erd'! (*Er richtet sich auf*.) Was mir für dummes Zeug träumt hat. I hab träumt, i bin g'storb'n und der ewigen Gerechtigkeit auskommen. Ein grauslicher Traum. So ein Tod möcht' i nimmer erleb'n. I muß mi' bessern, das is g'wiß. Jetzt wird g'arbeit', g'spart, der Nächste geliebt und was ma halt so braucht für die ewige Seligkeit. Fang m'r an. (*Er denkt nach*.)

(*Kasperls Weib, hinter ihr der Tod, kommt*.)

Weib: Kasperl, Kasperl, du bist net tot?

Kasperl: I glaub net.

Weib: Machst net wieder an Spaß und stellst dir nur lebendi?

Kasperl: Red' do nit so dumm, alte Baßgeig'n.

Weib: Meiner Seel', er lebt! (*seufzt*), in der Zwischenzeit ist alles wieder um's Dreifache teurer wor'n.

Kasperl: Um's dreifache? Wie lang hab' i denn g'schlaf'n?

Weib: Vierundzwanzig Stund'.

Kasperl (auf den Tod zeigend): Wer is denn das?

Weib: Das is a Pensionist. Das Wohnungsamt hat ihn in die Wohnung
nein g'setzt.

Kasperl: Mir scheint, i hab' schon einmal das Vergnügen g'habt.

Tod (lacht): Das Vergnügen?

Kasperl: Schau mi net so an. Mir wird ganz schwindli. Was is' denn mit
mir? Schlaf i oder bin i wach?

Tod: Das kommt bei dir so ziemlich auf's gleiche heraus.

Kasperl: Die bissige Tonart . . . wo hab' i denn die nur scho g'hört? . . .
Weib geh' z' Haus, i hab' mit dem Herrn zu sprechen.

Weib: Schau, daß d' in den Nationalrat kommst. Sie wissen ohne di'
net weiter (*ab*).

Kasperl: Wer bist denn eigentlich?

Tod: A Pensionist. Früher war ich in allerhöchsten Diensten.

Kasperl: Beim Kaiser?

Tod (lacht): Natürlich! Bei dem auch! Bei dem ganz besonders!

Kasperl: A General?

Tod: So was ähnlich's.

Kasperl: Mir wär' doch lieber, du hätt'st di anderswo einquartieren
lassen als bei uns.

Tod: I tu' dir ja nix. Wann man mi besser kennen lernt, sieht man schon,
daß i nit so arg bin wie i ausschau . . . Du mußt mir an Anstellung
verschaffen. Ich will was z' tun hab'n.

Kasperl: I hab' ja selbst nix z' tun.

Tod: Du bist doch Kanzler!

Kasperl: Richtig! Daß i das allerweil' vergeß'!

Tod: I helf dir kanzlern. Hast ka Ministerium frei für mi? Vielleicht 's
Äußere oder a Stückl Inneres?

Kasperl (bei Seite): Der red't von der Politik wie a Fleischhauer. (*laut*)
s' Äußere behalt i für mi'. Wegen meiner allgemeinen Beliebtheit. Die
is ein unschätzbar's politisches Kapital.

Tod: Nehm' i halt die Finanzen.

Kasperl: Verstehst denn was davon?

Tod: Von Heul'n und Zähn'klappern versteh' i was . . . das werd' ich in
mein' neuem Fach gut brauchen können. Also abg'macht?

Kasperl: Mein'twegen. (*Im Abgehen für sich*): Ein unheimlicher Kerl. I hab
ihm net nein sagen können. Er hat so was grauslich-Unwidersteh-
liches! (*ab*).

Tod (allein): I und der Kasperl! Das ist a passendes Regiment für das
Landl! (*lacht*).

(*Verwandlung.*)

(*Straße. Vor einem Haus.*)

Tod: Mei' Urlaubsjahr is' um. I geh wieder an mein altes, gutes G'schäft,
bei dem 's kan Stillstand gib und kan Arbeitslosigkeit. I muß mir a
neue Hipp'n kauf'n in der Stadt (*ab*).

*Kasperl (kommt mit einer Drehorgel. Er ist alt und zerlumpt. Er spielt die
Volks hymne — die Hälfte der Töne fehlt — und bettelt zu den Fenstern
hinauf):* An armer Mann mit sechs Millionen hungrige klane Kinder
tät schön bitten . . . (*eine Münze wird heruntergeworfen, hebt sie auf*).
Zwei centesimi! . . . 's tropft scho! Die Kredite fangen schon an!
(*Tritt vor.*) I bin der Kasperl. Was, da schau'n's? Net zum Erkennen

mehr. I kann net leb'n und net sterb'n. Das is ein z'widerer Zustand. Mir is eigentümlich zu Mut: i hab a rechte Angst vor'm Tod und an rechten Ekel vor'm Leben. Bei uns geht's zu . . . also da verliert selbst der Kasperl den Hamur. I weiß mir kan Rat mehr. Mein Finanzminister derwürgt das Land. 's Geld zappelt nur noch so a bissel mit ein' Hinterhaxel in die letzten Dreimalstell'n. . . . Da kommt der z'widere alte Kerl.

Tod (für sich): Unverschämte Preise! Wucherg'sindel. I fahr lieber nach Deutschland, die Hipp'n kauf'n. *(Zu Kasperl):* Was machst denn du da mit dem Drehorgel?

Kasperl: I regier'.

Tod: 's Werkel geht aber nimmer, was?

Kasperl: Da bist du Schuld.

Tod: Wir zwei hab'n uns nix vorzuwerfen.

Kasperl: Mi hab'n die Leut' gern. Dich verfluchen's.

Tod: So, so. Was sagen's denn von mir?

Kasperl (böse): Sie sagen, auf'm österreichischen Geld, da ist der Tod d'rauf.

Tod (lacht).

Kasperl: Lach net!

Tod: Kasperl! Was is denn mit dir g'schehn? Du bist ja ganz weich und süß g'word'n! Wo hast denn dein Hamur, dei' freche Gosch'n, dein' Leichtsinnsinn?

Kasperl (traurig): I waß net, wo's hinkommen san.

Tod (schnuppert an ihm herum, für sich): Mir scheint, mir scheint, er is reif! Aber i trau' mich nach meinen Erfahrungen jetzt net früher heran an ihn, als bis er zum Himmel stinkt.

Kasperl: Was schaut denn mit so glühende Aug'n? Was riechst denn an mir herum wie a Jagdhund? Kerl verfluchter, geh weg, oder i schlag di tot!

Tod: Mi' tot schlag'n! A rechte Kasperl-Idee!

Kasperl (schlägt ihn. Sie rauten).

Tod (kriegt den Kasperl unter, hebt die Faust hoch, frägt in's Publikum — die typische Szene aus dem Kinder-Wursteltheater —): Soll i's Haserl erschlag'n oder net? *(Steht auf, Kasperl bleibt reglos lieg'n.)* Laß m'r 'n halt leben. So was Armselig's und Todtraurig's wie a Kasperl, dem das Wursteltheater abhanden kommen is', gibt's doch gar nimmermehr! 's wär' schad' um die Rarität. *(ab).*

Kasperl (steht auf, geht zu seiner Drehorgel, spielt, bettelt): An armer Mann mit sechs Millionen klane hungrige Kinder daheim tät' schön bitt'n.

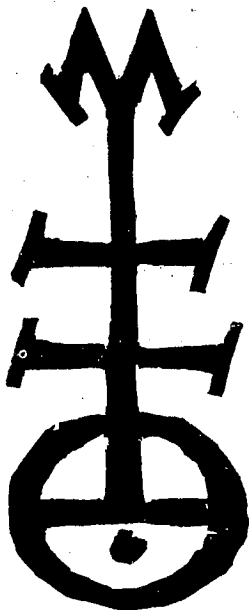
Tschechischer Portier (aus dem Hause): Gangen's weiter da, da wird nix aus'teilt.

Kasperl: Habe d' Ehre, Herr von Wondracek. Waren's net Minister in der Monarchie?

Portier: Freilich war ich. Beim Kaiser Franz Josef. A gute dumme Herr, den hab'n's me um Finger g'wickelt. Jetzt bin ich Portier bei Völkerbund. Gangen's weiter da, es gibt Ihnen so wie so Niemand nix was. Stehn's da nicht herum. *(ab in's Haus).*

Kasperl: (dreht seine Orgel, singt): Ö . . . e . . . e . . . re . . . rei . . . eich wi . . . rd eee . . . wi . . . stehn. *(Es schneit.)*

(Vorhang.)



NEUERSCHEINUNGEN

I. P. HEBEL / DIE SCHWÄNKE DES RHEINL. HAUSFREUNDES

Mit 32 Lithographien von Dambacher
In Pappband, in einem besonders gefertigten
Kleisterpapier im Stil der Zeit gebunden Mark 1600.—

DAS BUCH DER WEISHEIT DER ALTEN WEISEN

Mit 25 ganzseitigen Holzschnitten
Nach der Ausgabe von 1483 auf Bütten gedruckt
bei Otto v. Holtten, Berlin. In Halbleinen gebunden Mark 2000.—

ERNST WEIL / DER ULMER HOLZSCHNITT IM 15. JAHRH.

Mit mehr als 100 zum Teil ganzseitigen Abbildungen, darunter
Kunstdrucktafeln. Umfang 14 Bogen Großoktav
In Halbleinen gebunden Mark 2800.—

DAS BUCH DER DINGE

Ein Bilderbuch für ganz kleine Kinder von Tom Seidmann-Freud
Mit 16 handkolorierten Bildern. In Halbleinen gebunden Mark 800.—

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen

MAURITIUS-VERLAG Berlin W 35

„Wir Deutschen
sollten unsere ganze Methodik darauf verwenden, daß
dieses Buch in aller Welt Hände kommt“
Berliner Morgenpost

FRANCESCO NITTI

Ehemaliger italienischer Ministerpräsident

Das friedlose Europa

Zweite vom Verfasser durchgesehene und ergänzte Auflage
Einzig berechnigte deutsche Ausgabe
Grundpreis brosch. M. 2.50 / Halbleinenband M. 4.—

FRITZ SCHOTTHÖFER

Sowjet-Rußland im Umbau

„ . . . frisch und aufmerksam gesehen, gut
und mit Sinn für Perspektive, Hintergrund und
Beleuchtung gezeichnet.“
„Wirtschaftsdienst“ des Hamburg. Weltwirtschaft-Archivs

Nur noch die Ausgabe in Halbleinen lieferbar / Grundpreis M. 3.—

Noch vor Weihnachten erscheinen:

FRANCESCO NITTI

**Der
Niedergang Europas**

**Die
Wege zum Wiederaufbau**

Es war alles ganz anders

Aus der Werkstatt eines poli-
tischen Journalisten 1891—1914

Aufsätze August Steins

Mit seinem Bilde u. ein. Vorwort
herausgeb. von Dr. Max Fuchs

„Irenaeus“ 2. vermehrte Aufl.

Voraussichtlich bereits im Frühjahr 1923 werden erscheinen die

Memoiren Lloyd Georges

Die hier angezeigten Preise sind mit der Buchhändler-Schlüsselzahl zu multiplizieren

Frankfurter Societäts-Druckerei G.m.b.H.
Abteilung Buchverlag Frankfurt am Main

16 NEUE BÜCHER

Autor	Titel	Ausstattung	Grundpreis
HENRI BARBUSSE	<i>Das Messer zwischen die Zähne</i> Ein Aufruf an die Intellektuellen	broschiert Pappband	Mk. 1.— " 2.80
ALEXANDER BLOCK	<i>Der Untergang der Humanität</i> 5 Abhandlungen	broschiert Pappband	" 1.20 " 2.80
FRANZ JUNG	<i>Mehr Tempo, mehr Glück, mehr Macht</i> Der, Technik des Glücks' II. Teil	broschiert Halbleinen	" 1.80 " 4.—
GEORGE GROSZ	<i>Abrechnung folgt</i> 55 politische Zeichnungen	broschiert Pappband Halbperg. sign.	" 2.— " 5.— " 50.—
GEORGE GROSZ	<i>Ecce homo</i> 84 Lithographien u. 16 Aquarelle	Vorzugsausg. A " B I Ausgabe B II " C " D	" 600.— " 200.— " 32.— " 45.— " 20.—
GEORGE GROSZ	<i>Mit Pinsel und Scheere</i> 7 Materialisationen	kartonierte Mappe	" 4.50 " 7.—
OSKAR KAHNEL	<i>Steh auf, Prolet!</i> Gedichte, illustr. v. George Grosz	broschiert Pappe	" 1.— " 2.80
EUGEN LEVIN-DORSCH	<i>Die Dollarmärchen</i> 8 Märchen illustr. v. H. M. Davringhausen	kartonierte Halbleinen	" 2.50 " 5.—
GEORG LUKACS	<i>Politische Essays</i> 10 Aufsätze	broschiert Pappe	" 4.— " 8.50
HERMYNIA ZUR MÜHLEN	<i>Ali, der Teppichweber</i> 4 Märchen, ill. v. John Leartfield	kartonierte Halbleinen	" 1.60 " 3.50
JOHN DOS PASSOS	<i>Drei Soldaten</i> Roman	broschiert Pappband Halbleinen Halbseide	" 3.50 " 4.50 " 7.50 " 11.—
UPTON SINCLAIR	<i>Das Buch des Lebens</i> II. Band. Das Buch des Körpers und der Liebe	broschiert Pappband Leinen Halbleder	" 1.80 " 2.50 " 4.80 " 8.50
UPTON SINCLAIR	<i>Das Buch des Lebens</i> III. Band Das Buch der Gesellschaft	broschiert Pappband Leinen Halbleder	" 1.80 " 2.50 " 4.80 " 8.50
UPTON SINCLAIR	<i>Man nennt mich Zimmermann</i> Roman	broschiert Pappband Halbleinen Halbseide	" 2.50 " 3.20 " 5.50 " 8.—
KARL AUGUST WITTVOGEL	<i>Wer ist der Lämmste</i> Groteskes Märchenspiel <i>Platz dem Arbeiter</i> Eine Anthologie	Ganzleinen kartonierte broschiert Halbleinen	" 8.— " 8.— " 1.80 " 2.— " 6.—

Die Grundpreise sind mit der jeweils geltenden Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins zu multiplizieren.

DER MALIK-VERLAG / BERLIN - HALENSEE



Vereinigung Internationaler Verlags-Anstalten
Berlin SW 61, Planufer 17

Das neue sozialistische Märchenbuch

Sobald erscheint:

Hermynia Zur Mühlen / Märchen
mit farbigen u. schwarzen Illustrationen von Karl Holz
70 Seiten / Preis 5,— Mf.

In Einzelbänden erschienen die Märchen:
Warum? / Der kleine graue Hund
Der Spatz / Der Rosenstock

Alle mit farbigen u. schwarzen Illustrationen v. Karl Holz
Solide in Pappband gebunden / Preis 1,40 bis 2,— Mf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Die Schlüsselzahl, mit der diese Preise multipliziert
werden müssen, ist zur Zeit 150.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Novemberwoche.

Zeitungsmeldung: „Die Hapag - Harriman - Dampfer „Resolute“ und „Reliance“ haben wegen des amerikanischen Alkoholgesetzes das Sternenbanner niedergeholt und fahren in Zukunft unter der Flagge von Panama.“ Prost! Wenn alle Schmerzen sich so leicht heilen ließen! Wenn der Hapag-Direktor Cuno auch in seiner neuen Stellung so bequeme Auswege aufspüren könnte!

Die Not der deutschen P r e s s e , die zum Himmel schreit und deren politische, wirtschaftliche und kulturelle Gefahr auch von sonst Verständigen noch immer nicht genügend gewürdigt wird, ist, wie im „T.-B.“ schon ausführlich dargelegt wurde, durchaus nicht nur von den Verhältnissen heraufbeschworen; sie ist größtenteils auch Folge der Politik, deren sich einige wenige große Blätter unterfangen zu können glaubten. Diese Blätter versuchen, die Teuerung möglichst wenig auf die Bezugspreise wirken zu lassen; sie versuchen, den Mehrbedarf, abgesehen von schändlicher Unterbezahlung ihrer Angestellten und Autoren, möglichst ausschließlich aus Inseratenpreiserhöhungen herauszuwirtschaften; und sie hoffen, die kleineren Organe, deren Bezugspreise natürlich nicht teurer sein können als die der großen, denen andererseits aber keine so ergiebige Inseratenplantage zur Verfügung steht, im Laufe der Zeit totquetschen zu können. Zur Rechtfertigung dieser unlauteren Politik wird im Zeitungsverlegerverein mit biedermännischer Besorgnis immer wieder erklärt, das Publikum vertrage einfach keine höheren Preise, es werde abspringen und den Ruin vollenden. Das ist nun eine Behauptung, die der eine oder andere vielleicht ganz gutgläubig sich zu eigen gemacht haben mag, die von klügeren Gegenspielern aber leicht widerlegt werden könnte; und zwar unter Bezug auf das Wiener Beispiel. Die Wiener Blätter sind der Geldentwertung seit etwa einem Jahre, namentlich aber in letzter Zeit, viel rascher gefolgt als die deutschen; und siehe da, es ging alles gut, — das Publikum sprang mitnichten ab, und es war nicht nötig, während man öffentlich soziales Recht und ähnliche schöne Dinge predigte, den Durchschnitt der hilflosen Redakteure schlechter als die Setzer und den Durchschnitt der noch hilfloseren freien Schriftsteller schlechter als die Laufburschen zu bezahlen! Einer Aufstellung, die uns das „Neue Wiener Tagblatt“ auf Ersuchen freundlicherweise zur Verfügung stellt, entnehmen wir folgende Daten über die Entwicklung seit Jahresanfang, und stellen ihnen die entsprechenden Zahlen des „Berliner Lokalanzeigers“, eines ungefähr gleichartigen Blattes, gegenüber:

	Monats-Abonnement			Einzelverkauf (Morgenbl., wochentags)		
	Neues Wiener Tagblatt		Berliner Lokal-Anz. Mark	Neues Wiener Tagblatt		Berliner Lokal-Anzeiger Mark
	Kronen	1. Tageskurs umgerechn. in Mark		Kronen	zum Tageskurs umgerechnet in Mark	
1. I. 22	1200.—	41.—	22.—	40.—	1.30	—70
15. XI. 22	32000.—	3200.—	410.—	1200.—	120.—	15.—

Während sich der Wiener Abonnementspreis, in Mark umgerechnet, also allein zwischen Januar und November aufs 80fache steigerte, der Einzelverkaufspreis sogar aufs 90fache (ohne daß die Unternehmen dadurch Not gelitten hätten, denn immer noch blieb man hinter der im österreichischen Gesamtpreisniveau allerdings schon ausgiebiger als im deutschen eskomptierten Geldentwertung zurück!) steigerte man in Berlin nur aufs 19-, bezw. 21fache. Heute natürlich, nachdem man die Psychologie des Publikums verwirrt hat, wären die Fehler von früher, die auf die Dauer auch für ihre Urheber mit Sicherheit tödlich sein werden, auch wenn man es wollte, nicht so rasch wieder gutzumachen. Aber auch heute noch könnte der Not der Presse, wenn bei den großen Verlagen nicht nach wie vor noch die Hoffnung bestünde, das Konkurrenzmanöver werde schließlich doch noch zum Ziele führen, — auch heute könnte dieser Not noch weitgehend aus eigenen Kräften gesteuert werden. Statt dessen ruft man lieber die öffentliche Mildtätigkeit an und zwingt selbst diejenigen, die den Wahnsinn klar durchschauen, an der selbstmörderischen Fahrt eines Karrens teilzunehmen, den zwar nur einige benebelte, von allen kaufmännischen Instinkten verlassene Gewaltkonkurrenten kutschieren, in den aber der ganze Stand rettungslos festgeschnürt ist.

Die A. E. G. hat in ihren Aufsichtsrat den Inhaber der Kölner Eisen-großhandlung Otto Wolff und den Generaldirektor der Phönix-A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb, Fahrenhorst, gewählt. Nach Lage der Dinge ist das als Anzeichen für die Bildung eines neuen, riesigen Montantrustes Otto Wolff-A. E. G.-Phönix-Linke-Hoffmann-Rheinmetall usw. aufgefaßt worden; und diese Auffassung ist sicher richtig, schon vorher lagen Anhaltspunkte für sie vor. Die Entstehung solch zweiten Kolosses neben dem Stinnes'schen Koloß Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union wäre an sich zu begrüßen; der deutschen Montanwirtschaft könnte dadurch zurückgegeben werden, was ihr so lange fehlte: der Druck und Ansporn der Konkurrenz, das Ringen um den Markt zwischen gleich starken Konkurrenten. Ginge die Entwicklung diesen Weg, so könnte man vielleicht ein wenig aufatmen; man könnte hoffen, daß Skandale, wie es zum Beispiel die letzte Eisenpreisnormierung

war, — drei Tage nach dem höchsten Dollarstand, 9100, wurden die Preise auf eine Basis gestellt, die den Eintags-Entwertungsfaktor von 2200 noch wesentlich überschritt, und seither ist an dieser Normierung trotz weiteren Dollarrückgangs diktatorisch festgehalten worden! — man könnte hoffen, daß Skandale dieser Art nicht mehr so leichten Herzens gewagt werden könnten. Aber wird der neue Konzern wirklich eine Konkurrenz des Stinnes'schen werden, wird er nicht eher Hand in Hand mit ihm arbeiten? Schon beim Einbruch Stinnes' in die Handelsgesellschaft ist hier darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese Bank mit ihren bekannten Beziehungen zur A. E. G. vielleicht die Brücke zwischen Stinnes einerseits und der A. E. G. und ihren damals schon sichtbaren Freundesunternehmungen andererseits darstellen sollte. Nun ist der A. E. G.-Ring fester geschlossen worden, während Herr Fürstenberg, Leiter derselben Handelsgesellschaft, in der Stinnes mit mindestens 35 % der Anteile sitzt, zum Aufsichtsratspräsidenten der A. E. G. erkoren wurde. Man müßte blind sein, um nicht zu erkennen, daß die Indizien, die damals dazu veranlaßten, die Stinnes'sche Handelsgesellschaftstransaktion als ersten Schritt zu einem übergigantischen Vertrustungsversuch im Bereiche deutscher Montanindustrie zu betrachten, — daß diese Indizien kaum noch widerlegbar vermehrt worden sind. Vor der Tür steht die Zusammenschweißung des Stinnes'schen mit dem A. E. G.-Konzern durch das Bindeglied Berliner Handelsgesellschaft. Vor der Tür steht die absolute, einheitliche, vorbildlose Stahl-, Eisen-, Kohlen- und Elektrizitätsautokratie in Deutschland! Eine atembeklemmende Perspektive!

AGRICOLA

WIR AGRARIER

I.

Es gibt Lumpen in jedem Beruf; warum also nicht auch unter den Agrariern? Aber ebenso unrichtig wäre es, zu glauben, daß die Agrarier nur aus Lumpen sich zusammensetzen, welchen Eindruck man nachgerade aus den Äußerungen aller nicht rechtsgerichteten Presse gewinnt. Und diese ständigen, gewiß zum vorwiegenden Teil aus Unkenntnis des Agrariers entsprungenen und daher oft sinnlosen Angriffe tragen nicht gerade dazu bei, die Freundschaft zwischen Land und Stadt zu stärken, die doch für beide Teile von leicht erkennbarem Vorteil wäre. Weshalb versucht sei, durch nachfolgende Apologie des Agrariers deren Gegnern ein wenig mehr Verständnis für ihre Art zu geben, ohne etwa um Liebe werben zu wollen. Ich verstehe unter Agrarier den Großgrundbesitzer. Gegen den Bauer, obschon auch er kein Engel aus dem tausendjährigen Reich ist, wird weniger agitiert; und auch ihn psychologisch zergliedern, hieße im Rahmen dieser Ausführungen allzusehr ins Weite schweifen.

Wie mit seltenen Ausnahmen jeder Mensch, ist auch der Agrarier das Produkt seiner Erziehung und Umgebung. Er ist es sogar in verstärktem Maße, da er nicht nur in der Familie, sondern auch im Boden wurzelt. Der Zuwachs der Agrarier aus der Stadt ist sehr gering. Die Mehrzahl stammt aus Landwirtschaftsfamilien und vererbt sich als Landwirt. Sie verlassen das väterliche Gut meist mit dem zwölften Lebensjahr, um auf das Gymnasium einer Kleinstadt oder früher auch in das Kadettenkorps geschickt zu werden. Einige von ihnen gaben alsdann noch ein kurzes Gastspiel als Offizier. Die meisten aber kehrten, oft schon vor dem Abitur, aufs Land zurück, um wieder in die praktische Landwirtschaft einzutreten. Mitunter vorher ein paar Semester Hochschule. Man sieht also, daß das Gros der Agrarier sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit, fast in Klausur, erzogen wurde und mit der lebendigen Welt kaum in Berührung trat, deren Probleme ihm daher unbekannt und unfaßlich blieben. So kommt es denn auch, daß die Zugehörigkeit zu politischen Parteien für sie noch immer in erster Linie weniger zu einer Überzeugungs- als zu einer rein gesellschaftlichen und Berufsfrage geworden ist. Der Deutsche ist im allgemeinen nicht eben sehr tolerant gegen anders Denkende. Für den Agrarier gibt es einfach nur deutschnational. Alles andere ist ebenso unmöglich, wie mit dem Messer essen und für ihn ebenso mit dem Wort „Schwein“ charakterisiert. Dies geht so weit, daß ein informatorisches Lesen nur des „Berliner Tageblattes“ oder gar des „Vorwärts“ bereits höchst verdächtig macht. Er selbst liest nur sein Organ und schwört unbesehen und ohne Kritik auf das, was darinsteht. Alles andere greift seine Scholle an, und, wenn kein Mensch gern hergibt, was er hat, so gilt dies doppelt für den Agrarier. Denn die Liebe zur Scholle ist keine Erfindung von Familienromanschreibern, sie ist da als starker und vielleicht sympathischer Faktor. Und leicht erklärlich: Die Landwirtschaft ist eben mit keinem anderen Berufe zu vergleichen. Ein Warenlager ist mein, gut! Ein Bild, gut! Ein Fabrikgebäude mit Maschinen, gut! Aber es ist etwas anderes — und man kann es vielleicht dem nicht klar machen, der dieses Gefühl nicht kennt — unter freiem Himmel zu stehen und einen Strich Erde zu sehen: mein, einen Wald wachsen sehen, den der Vater oder man selbst gepflanzt hat, — Gefühle, die man mit dem Wort „Sentimentalität“ nicht abtun kann. Und es ist ein anderes Gefühl, ob man ein Automobil baut, oder ein Getreidefeld bearbeitet, düngt, besät und es reifen sieht, immer, auch wenn man sein Bestes tat, vom Wetter wie von einem Schicksal abhängig. Diese Produktion ist der künstlerischen noch am nächsten vergleichbar, — wie sie in Allem dem Lebendigen, Wachsenden, aus dem Nichts Erschafften verbunden. Dazu kommt, daß der Agrarier von Kind auf zum Herren und Grandseigneur erzogen ist. Die Kinder der Hofleute, seine ersten Spielgefährten schon tun, was er will. Der Lehrer in der Dorfschule bevorzugt ihn, auch hat er de facto meist bereits eine geistige Über-

legenheit über seine Mitschüler. Ändert sich dies im Gymnasium auch, so spürt er auch dort in dem nicht allzufernen Zuhause einen Rückhalt und ist in den Ferien immer wieder daheim. Die ganzen Verhältnisse dort aber sind anders als in der Stadt. Hier macht es Kindern einen großen Spaß, einmal Droschke fahren zu dürfen. Auf dem Lande hat man immer Pferd und Wagen, die Kinder oft ihr eigenes Ponny. Nicht aus Verwöhnung, sondern um ihnen von früh auf die Behandlung von Pferden beizubringen. Es sind auf dem Lande größere und zahlreichere Wohnräume als in der Stadt: das eigne Haus, mehr Dienstboten. Das alles muß auch auf einfach erzogene Kinder wirken. Und es wirkt. So entsteht dieser selbstherrliche (denn auch Vorgesetzte kennt man nur in der Lehrzeit), stolze, herrische, verschlossene und — beschränkte Mensch, der aber eisern fleißig, sparsam und in seinem Berufe passioniert ist. Der einen großen Prozentsatz seines Gewinnes immer wieder in sein Gut steckt, nicht nur, um ihn vor der Steuer zu sichern, sondern auch in ehrlicher Freude, sein Eigentum immer zu verbessern.

II.

Nun ist die Erbitterung wider die Agrarier darum begrifflich, weil sie die Produzenten der Lebensmittel sind, weil man sich im Jahr nur einmal ärgert, wenn man viel Geld für ein paar Stiefel ausgeben muß, aber täglich, wenn Brot, Fleisch, Kartoffeln usw. teurer werden.

Es sei hier keineswegs der törichte Versuch gemacht, die Agrarier so hinzustellen, als brennten sie nur darauf, ihre Produkte zu verschenken. Aber im Durchschnitt sind sie keineswegs geschäftlicher als alle andern Handel- und Gewerbetreibenden und müssen darum in Schutz genommen werden vor all denen, die so gern für die anderen altruistisch sind. Man muß sogar zugeben, daß in Gegensatz zu vielen Anderen der Agrarier mit einer gewissen Ehrlichkeit gar kein Geheimnis daraus macht, daß er gern Geld verdient. Er bestreitet es im allgemeinen auch nicht, daß die Landwirtschaft im Augenblick gute Zeiten hat. Sie sind aber für den Agrarier trotz alledem bei weitem nicht so gut, oder gar besser als für andere Handels- oder Industriezweige. Die Rentabilität eines mittleren Gutes mit durchschnittlichem Boden überstieg im Frieden selten 3 %. Diese Verzinsung wird bei Umrechnung der Goldwerte heute nicht erzielt. Im übrigen erkennt der Agrarier, daß sowohl bei einer plötzlichen Marktbesserung als auch bei Erreichung des Weltmarktpreises sehr schwere und krisenreiche Jahre für ihn folgen werden, und er hat daher das begriffliche Bestreben, für diese Jahre Reserven zu sparen.

Ich führte aus, daß der Agrarier an sich grandseigneurhafter lebt als der Städter, aber er lebt trotzdem einfacher, sparsamer und bedürfnisloser. Der Städter lernt ihn in seinem unvorteilhaftesten Augenblick kennen, nämlich, wenn er in die Stadt

kommt, — ohne dabei zu bedenken, daß das seine Ferien sind und daß ihn, schon weil er viel primitiver empfindet, Nachtlokale, Bars und Nacktballette weit mehr reizen als den von solchen Reizen täglich umgebenen Städter. Auch wird der Vorwurf, daß er seine Produkte zurückhalte, in den meisten Fällen zu Unrecht erhoben. Gewiß gibt es Ausnahmen, gewiß wird heute, wo die Mark- und Marktlage täglich wechselt, vorsichtiger verkauft. Ein Zurückhalten im großen Stil verbietet sich aber schon dadurch, daß der Agrarier nach der Ernte verkaufen muß, um wieder bares Betriebsgeld in die Hände zu bekommen. Wenn er in Hoffnung auf Preissteigerung z. B. die Kartoffeln einmietet, anstatt sie zu verkaufen, so geht er damit ein sehr gefährliches Risiko ein. Der Schwund in den Mieten ist so erheblich, daß eine sehr umfangreiche Preissteigerung eintreten müßte, um einen höheren Verdienst zu sichern und die Gefahr, daß die Kartoffeln in den Mieten einfrieren, verfaulen oder sonstwie verderben, ist nicht gering. Auch die Schiebungen, die dem Agrarier im Kriege während der Zwangsbewirtschaftung vorgeworfen worden sind, hat er zumeist nicht begangen. Strikte nach den Kriegsverordnungen hat kein Mensch gehandelt, konnte kein Mensch handeln. Der Großgrundbesitzer aber stand viel zu sehr unter der Kontrolle seiner Angestellten und Arbeiter, als daß er größere Hintenherumgeschäfte riskieren durfte und mußte dieses einträgliche Geschäft den Bauern und den — Landarbeitern überlassen. Auch muß der Agrarier im allgemeinen wohl Verständnis und Liebe für seine Arbeiter in stärkerem Maße bewiesen haben als der Industrielle. Denn mit Ausnahme weniger Gegenden kann von einer wesentlichen Radikalisierung der Landarbeiterschaft nicht gesprochen werden. In meiner Gegend gab es seit Ausbruch der Revolution drei Tage Arbeitsruhe während des Kapp-Putsches und im vorigen Jahr einige kürzere Teilstreiks. Der Agrarier kennt seine Arbeiter, mit denen er im täglichen, persönlichen Konnex steht, unterhält sich mit jedem fast täglich „außerdienstlich“ und es ist selten, daß seine Frau bei Geburten und Krankheitsfällen in Arbeiterfamilien nicht persönlich helfend eingriffe.

Der Landwirt, ob nun Bauer oder Agrarier, ist sich bewußt, daß, wenn in der Landwirtschaft auch Krisen eintreten können, letzten Endes Brot immer notwendig sein wird und somit auch er. Und da er darum nicht sorgenvoll in eine dunkle Zukunft blicken muß, bleibt er kurzsichtig. Das aber ist es, was es so erschwert, ihm größere Zusammenhänge klar zu machen. Zeichnete ich ihn zu liebevoll? Ich glaube nicht. Aber ich hoffte zu zeigen, daß er nicht hassenswerter ist als die meisten Menschen. Man muß sich auch mit ihm abfinden und wenn man erst einmal aufhört, ihn Schuft zu titulieren, wird auch er lernen, diesen Titel selbst sparsamer zu gebrauchen. Es dürfte sich auch hier eine Basis finden lassen, auf der man sachlich, wenn auch nicht just freundschaftlich, verkehren kann.

G L O S S E N

PRAGER SCHICKSAL

Nach dem Selbstmord der Schauspielerin Olga Wojan klingelte mich das „Prager Tagblatt“ an und bat um ein paar Zeilen über die Arme, deren Schicksal — sie war die Tochter des größten tschechischen Schauspielers — in Prag besondere Teilnahme weckte. Ich schälte aus dem etwas verwickelten Fall das eigentliche Problem heraus: Daß man nämlich als Tschechin nicht deutsch spielen soll; die Sprache, die man als Kind gefällt, als Halbreifer musikalisch erfaßt hat, bedeutet ein Schicksal. Olga Wojan ist ihren slavisch singenden Tonfall nie losgeworden, und deshalb mußte sie scheitern. Nach Prag zurück wollte sie, mochte sie nicht. Sie sah immer des genialen Vaters Geschick vor sich. Was war es denn schon, wenn man „der tschechische Kainz“ war? Man konnte in Prag, Brünn, Pilsen und Olmütz spielen. Aber die Welt, das Reich mit hundert großen Bühnen, war ihr verschlossen. In dieser willkürlichen Unterschätzung der Sprache, in die man geboren wird, lag der Keim zur deracinierten Existenz der Olga Wojan. Sie kam zu Reinhardt, aber sie spielte nicht; sie spielte, aber es wurde nichts. Und dennoch mußte sie sich, jetzt erst recht, zur Rechtfertigung vor Prag, in Deutschland beweisen. Aus dieser inneren Gehetztheit entsprang die Bereitwilligkeit, in Wedekinds „Franziska“ fast nackt aufzutreten. Übrigens auch ohne mit

dieser Darstellung unbedingt zu reüssieren. Sie ist zuletzt am „Intimen Theater“ gewesen und das bedeutet in Berlin eine vorletzte Stufe. (Ich verschwieg das vor Prag.) Ich will von der Umarbeitung zweideutiger französischer Farcen in eindeutige deutsche Gemeinheiten nicht reden, obwohl ich weiß, mit wie roher Hand diese Verplumpung der Franzosen in Berlins „Intimen Theater“ getrieben wird. Aber es werden mir Gagen für junge Schauspielerinnen im Tempel des Herrn Heppner berichtet, die mich mehr ergreifen als die Gedächtnisrede des Herrn Direktors. Über eine Liebesgeschichte der Armen bin ich mit einem Satz hinweggeglitten, der keinen Namen und keinen Vorwurf für die arme Wojan enthielt. Hier ist er: „Zu diesem unaufhörlichen Berufskampf kam eine leidenschaftliche Neigung zu einem nicht mehr ganz jungen, vielfach okkupierten Schriftsteller, der all den Frauen in seiner Nähe kein Glücksbringer gewesen ist.“

Ich erzähle diese Tatsache hier kurz, weil meine paar Worte für die „Prager Presse“, das von der tschechischen Regierung ausgehaltene Blatt, Anlaß gewesen sind, mich in der unverschämtesten Weise anzugreifen. In Deutschland kennt man die tschechischen Zeitungsverhältnisse nicht, und so gilt das von der tschechischen Regierung zur Schädigung und Spaltung der Deutschen geschaffene, von ein paar tschechnational tuenden, bis 1914 in der

DAS BUCH DER WOCHE

GEORGE GROSZ: ECCE HOMO
MALIK-VERLAG / BERLIN - HALENSEE

deutschen Literatur herumschnorrenden Literaten redigierte Blatt als ein sauberes. Aber weder die deutschen Sozialisten aller Schattierungen, noch die Demokraten oder Deutschnationalen Böhmens rühren das deutsch geschriebene, tschechisch inspirierte Blatt auch nur mit der Feuerzange an. Die „Prager Presse“ hat aus dem Reptilienfonds der tschechischen Regierung Millionen gefressen, die zum Teil ahnungslosen deutschen Mitarbeitern zugute gekommen sind. Ich könnte eine lange Liste deutscher Schriftsteller nennen, die alle Zudringlichkeiten der plötzlich tschechonational gewandten Philantropen abwiesen, vielleicht sollten auch Politiker wie Herr Dr. Breitscheid oder Herr v. Gerlach ihre eigenen Partei- und Gesinnungsgenossen einmal fragen, ob die tschechische Krone, die sie für Aufsätze in der „Prager Presse“ empfangen, aus irgendeinem bürgerlich-kapitalistischen Zeitungsunternehmen oder nicht vielmehr direkt aus dem tschechischen Reptilienfonds stammt. Solche Spenden schädigen auch den fast ahnungslosen Empfänger, wie man gerade dieser Tage an einem in der „Prager Presse“ erschienenen Aufsatz des herzlich guten Herbert Eulenberg feststellen konnte. Da schreibt Herbert Eulenberg über die systematische Ausrottung der deutschen Sprache nicht bloß aus dem Prager Stadtbild, sondern aus allen öffentlichen Ankündigungen in der Tschechoslowakei, folgende unbedingte milde Sätze:

„Daß die Straßennamen der Stadt heute nur tschechisch an den Häusercken stehen, wollte mich nicht weiter kümmern. Die Stadt und ihre Gassen bekommen dadurch für uns noch einen dunkleren, sagenhaften und geheimnisvollen Klang . . . In Prag mag es also vorläufig hingehen, wenn

Deutsch an den Straßenecken vermieden wird. Aber an den Grenzen, wo, ein Wort Goethes zu gebrauchen, ein verwegenes Geschlecht haust, läßt es sich vielleicht doch einrichten, daß neben den tschechischen Aufschriften noch solche in einer anderen Sprache darunter stehen. Wenn es denn durchaus kein Deutsch sein darf, so wählt man vielleicht das in der ganzen Welt beliebte Französisch zur Vermittlung. Wenn für den gebildeten Fremden, der natürlich auch ein Engländer, Spanier oder Skandinavier ebenso gut wie ein Deutscher sein kann, eine Sprache, die er in der Schule gelernt hat, wie etwa Englisch oder Französisch, zur Vermittlung daneben stände, so wäre dies gerade an den Grenzpunkten sehr erwünscht. An ihnen ist beinahe in allen anderen Ländern eine zweisprachige Erklärung für die Zoll- und Paßstellen angebracht. Warum soll es nicht auch in der Tschechoslowakei so gehandhabt werden? . . .“

In der Tschechoslowakei leben dreieinhalb Millionen Deutsche. Und die sollen auf den Fahrplänen oder in den Grenzorten neben den tschechischen nur französische oder englische Worte lesen dürfen? Das ist, lieber Eulenberg, ein Anfall von . . .

Bücherstube am Museum

Hermann Kempt

Dr. Witt. Haeder

Literarisch
geleitete
Sortiment



Ständige
Ausstellung
ausgewählter
Erzeugnisse

WIESBADEN, Wilhelmstr. 6

Schwäche, dem du von Zeit zu Zeit unterliegst. Nimm diesen Aufsatz nicht in deine gesammelten Werke. Er setzt deinem Verdienst nur eine tschechische Krone auf.

Aber wer will mit Eulenberg, dem rheinischen Zecher, rechten? Er ist von den hurtigen Agenten der „Prager Presse“, die zurzeit in Literatur handeln, angebohrt und angeschnorrt worden. So schleppen geschäftige Arrangeure deutsche Eideshelfer zur Unterdrückung deutschen Sprachrechts heran. Und diesen nach Bedarf wieder lyrischen Gehilfen zu den unlyrischen Handlungen der tschechischen Nationalisten, verschlageneren Handlungsgehilfen heute als ehemals, soll ich antworten? Auch in der Demokratie darf sich nicht jedermann rühmen, daß ich ihn meinen Gegner nenne. *st. gr.*

DIE ODEON-PLATTE.

Maxe mit der Portokasse
Holt sich von der Tauntzienstraße

Frieda, das Musikgenie —
Keine ist verwöhnt wie sie,

Denn ganz anders als die andern
Will sie stets nur dahin wandern,

Wo Isolde liebend stirbt,
Lohengrin um Elsa wirbt.

Und beflügelt eilt voraus
Frieda ins Volksopernhaus.

Doch vergebens — „Don Pasquale“
Ausverkauft — zum xtenmale.

Schnell ein Auto — hopsassa
Friedrich 65a!

„Don Pasquale“ — wunderschön
Singt hier Erb mit Ivogün.

Wie zauberhaft sind Klang und Ton,
Ja, diese Platte ist ein Odeon!!

AUS DER FURZ-MAHLER ZEIT

In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ — wo denn sonst — inseriert ein Heiratsschwindler so:

Kaufmann,

edl. Char., Mitte 30, stattl. Erscheinung, Milliardär, m. einger. Palais, eig. Autos, Reitpferden, Gärten usw., wünscht finanziell ebenbürt., liebenswürdiges, lustiges Frl. von 17—22 J., die darauf Wert legt, innig und treu geliebt zu werden, in der Ehe

glücklich z. m. — Bed.: ziemlich temperamentvolles Schmeichelkätzchen. Konfession Nebensache. Nur ernstgemeinte Zuschr. mit Bild, welches ehrenw. sofort auf Wunsch ret. wird, und strengste Diskr., erbeten unter G. M. 226 335 an die „Münchener Neuesten Nachrichten“.

Der Herzensdieb trifft die Furz-Mahler-Weis täuschend. Er hat, seelenkeusch wie er ist, nur eine unvollständige Beschreibung seiner selbst gegeben. Sein Gesicht ist wetterhart, seine Augen falkenscharf, aber zuweilen blitzt die Bergseefrische des fröhlichen Jungen daraus, er bewohnt gar nicht sein eigenes Palais, seit seine erste Braut dort am Pfingstmontag jählings vom Tode hingemäht wurde, er haust in dem alten traulichen Gärtnerhäuschen hinter dem Jasminbusch. Und er kann, dank den Zuschriften auf dies eine Inserat, zwölf Jahre dem Zuchthaus fern bleiben.

Aufgabe: Mit wenig Mitteln viel erreichen.

Lösung: Fragen Sie bei

Merkur-Fachreklame, Berlin W 62

Lützow 1934—1935

GEORGE GROSS

„Sehen Sie sich die 100 Blätter von George Groß an, die in einer Mappe „Ecce Homo“ im Malik-Verlag erscheinen werden.“

Ich sah und ich wußte, was einem im zerstreuenden Durcheinander der Berliner Tage immer wieder in den Hintergrund des Bewußtseins tritt, daß George Groß der einzige lebende Deutsche ist, dem man die Qualitäten des Genies zusprechen darf. Man wird von diesen hundert Blättern bis auf den Grund erschüttert. Man möchte den Eindruck verdrängen, es ist unmöglich. Die Visionen des George Groß sind so bezwingend, daß sie einen verfolgen, längst nachdem man die Bücher beiseite gelegt hat. Man fährt mit der Straßenbahn — lauter George Groß-Gespenster sitzen gegenüber; man tritt in ein Restaurant — an allen Tischen tafeln George Groß-Referendare mit George Groß-Kokotten; man fährt in die Vorstadt — George Groß-Kasernen starren einem entgegen; man möchte ein Proletariertkind streicheln — die Hand zögert, das entjungferte Gesicht des zwölfjährigen Mädels zu berühren. Was ist gegen diesen Dämon des proletarisierten Kasernendeutschlands der freundliche, gutmütige Humor des Papa Th. Th. Heine, wie sanft und süß wirkt jetzt der harmlose Gulbransson. Die Welt wird ein fürchterlicher Spuk, nachdem man hundert Blätter des George Groß erblickt hat. Er hat ein unerbittliches Entkleidungstalent. Er sieht einen Kopf, und wenn er mit einem

genialen Schwunge die Scheitellinie eines (vor ihm) nackten Schädels hinwirft, dann sind in allen Wölbungen der Stirn, des Hinterhauptes, des Nackens die Entartungen eines verbrecherischen Kopfes verraten. Und wer ist nicht Verbrecher vor George Groß? Niemand liest so entsetzliche Biographien aus den Gesichtern und Leibern wie er. Er zeichnet den im Stiefel eingeschnürten Fuß einer eleganten Bourgeoise und in der grotesken Eingezwängtheit des Fußes, in dem Überquellen des Fleisches aus dem Stiefelchen, in der Prallheit des Strumpfes und in der grotesken Betontheit des einschnürenden Strumpfbandes ist der Charakter einer verfetteten Gesellschaftsgruppe festgehalten. Keiner sieht den verwüsteten Körper hinter der leeren Dekoration der Kleidung so unerbittlich wie George Groß. Er hat das innere Recht, bekleidete Menschen mit den trostlosen Insignien ihrer Nacktheit zu zeichnen, weil sein grausamer Röntgenblick durch allen putzigen Verkleidungskram dringt. Kein Dichter, kein Zeichner dieser Epoche leidet unter den Entartungen des Typus Mensch wie dieses infantile Genie George Groß, der die verkommene Welt mit den unverkleisterten Augen des achtjährigen Knaben anschaut. Seine Welt ist eine Hölle. Großstadthölle, Dissonanz der kreischenden Straße, Sexualhölle, Jugendleiber mit Verwesungssymptomen, Hölle der Politik, Hakenkreuzler, idylle und Demokratenmuffigkeit, Hölle der Zerstreuungen, Bums-

HEINRICH MAURER

Pianos u. Flügel erster Firmen

An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte

Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

lokal, Karussell, Untergrundbahn, Dielenzauber. Sein Blick erzeugt Höllen. Aus jedem Bild grinst Grauen. Dabei ist zu sagen, daß der Stift des George Groß, der feinstgespitzte Stift Deutschlands, etwas weicher geworden ist. Es gibt in dieser Mappe drei, vier Frauenzeichnungen, die fast lieblich sind. Es ist nämlich kein Zweifel, daß der Dämon George Groß in seiner Höllenwelt sehr vergnügt ist. Die Fratzen, die er sieht, belustigen ihn infernalisches. Er sammelt höllische Visionen.

Die Mappe „Ecce Homo“ erscheint Anfangs Dezember. Neben 84 Lithographien 16 Aquarelle, die in giftigen Farben unheimlich koloriert sind. Deutschland hat noch kein phantastischeres Kabinett des Grauens gesehen.

Es ist das furchtbarste Buch unserer Epoche. Deutschland hat sein Inferno erlebt, aber es hat auch seinen Dante. *St. Gr.*

BRIEFE AN'S TAGE-BUCH

Nachtrag zum Fall Efa

Ihren Artikel von Leopold Schwarzschild über Efa und Herrn Sam. Rachmann gelesen, stelle ich einen Irrtum richtig. Sie schreiben, er hat 4 Autos gekauft. Wahr ist, daß er 17 Autos gekauft hat. Dies ist festgestellt von mir und meinen Kollegen. Hiervon hat er 5 oder 6 verschenkt, wie Sie schreiben, und benutzt noch 11 oder 12 abwechselnd für sich, Freunde und Freundinnen.

*N. N.,
Hotelangestellter.*



PANZER
METALLGESSELLSCHAFT
BERLIN N 20
BADSTR 59
GELDSCHRANKEN
TRESORANLAGEN
SCHREIBMASCHINEN
EISENMAASCHINEN
EISENMAASCHINEN



Häuser!

Erwerb und Veräußerung von Grundbesitz bedarf der Bearbeitung einer Fachfirma, welche auf dem Grundstücksmarkt ebenso erfahren ist, wie über die einschlägigen Wohnungs- und Steuergesetze.

Hermann Reichenbach
BERLIN Linkstr 3
W 9 a. Potsdam. Pl.
Lützow 4379
Nollendorf 3162, 3163

KORYPHÄEN-ANEKDOTEN

Methodisches Vergessen.

Der große Kant führte ein liebeleeres, einsames Junggesellendasein, gern hatte er eigentlich nur seinen Diener Lampe. An dessen Erfahrung war er gewöhnt, und an dessen Treue glaubte er. Aber nach vielen Jahren stellte sich heraus, daß dieser Lampe stahl; er wurde entlassen. Nun gab es in Kants methodisch abgeteiltem Leben eine gewisse Stunde täglich am frühen Abend, da rückte er seinen Sessel ans offene Fenster, spannte ab und erlaubte sich, etwas anderes zu sein als ein zermalrender logischer Hammer. Und täglich kehrten nun, unweigerlich, seine Gedanken zu Lampe zurück, zu seiner Sorgfalt und Pflege. Er sehnte sich nach diesem Dieb und schämte sich doch, Moralist, der er war, seiner Sehnsucht auf das Bitterste. Deshalb schrieb er auf ein Stück weißen Karton die Worte: „Lampe muß vergessen werden“ und stellte diesen Karton allabendlich vor sich hin auf die Fensterbank. Man fand ihn noch in seinem Nachlaß.

Nummer dreizehn

Talleyrand liebte eine Unzahl von Regierungen seine glänzenden Dienste, dem König so gut wie dem Konvent, dem Kaiser so gut wie der Restauration. Für jede tat er sein Äußerstes, aber wenn sie abgewirtschaftet hatte, verließ er sie und wandte sich dem neuen Lichte zu. Als er nun, schon ein sehr alter Mann, dem Bürgerkönig Louis Philippe die Treue schwören sollte und vor dem Erzbischof von Paris stand, da wandte er sich zum König, drohte lächelnd mit der schon zum Schwur erhobenen Hand und sagte: „Sire, s'ist der dreizehnte!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES: (Heft 46):

Tagebuch der Zeit

* * * Die Washingtoner Kriegs-Kamarilla

Franz Hessel: Vätermord

Stefan Großmann: Hauptmann-Woche

Mynona: Familien-Engros G. m. b. H.

Tagebuch der Wirtschaft

Leopold Schwarzschild: Die Vertreibung der Efa aus dem Paradies
Glossen

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Die Stimme der Welt

MYNONA

GRAUE MAGIE

Berliner Nachschlüsselroman

Mit sechs Zeichnungen und einer
Einbandzeichnung von L. Homeyer



Dieser, sein erster großer Roman zeigt Mynona als „Jules Verne der Seele“, als „Charlie Chaplin der Philosophie“. Die Graue Magie, scheinbar ein Märchen in zehn, wie ein Detektiv-Liebesroman spannenden Kapiteln — so real wie phantastisch, voll dichterischen Wahrheitsgehalts, voller Gegenwart und Zukunft —, verbindet Groteske mit Philosophie in eigenartigster Weise zu einem höchst lebendigen „Nachschlüsselroman“. Der Vertraute wird mit Vergnügen hinter diesem wunderreichen Spuk bekannte Typen der gegenwärtigen Berliner Literaten-, Künstler- und Verlegerwelt erkennen, in der sich die Verwirklichung von Kants berühmter Aethertheorie bis zu den tollsten Konsequenzen vollzieht. Dieses Buch bedeutet einen neuen Stil des deutschen Romans. Es gab bisher keinen Roman, in dem ein Weiser mit so geistvoller witziger Laune dichtete und zugleich ein starkes Ethos in überraschender Weise sich offenbaren läßt. — Von den Zeichnungen Homeyers ist eine jede innerer Bestandteil des gesamten dichterischen Werkes.



Der 380 Seiten starke Band ist auf feinst. holzfr. Papier gedruckt.
Preis in Halbleinen, mit künstlerischem Schutzumschlag, Mk. 8,—

Das Buch erscheint Anfang Dezember.

Alle Buchhandlungen nehmen Vorbestellungen an. Der Grundpreis ist mit der geltenden Buchhändlerschlüsselzahl zu multiplizieren

RUDOLF KAEMMERER VERLAG
DRESDEN



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 1/29 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; Vorverkauf bei Wertheim und
an allen Theaterkassen



A P O L L O **T H E A T E R**

Russisches Romantisches Theater

Regie: **BORIS ROMANOFF**

Russisches Ballett

Vom ehem. kaiserl. Theater in Petersburg

Balletmeister: Boris Romanoff

Primaballerina: Elena Smirnowa

Erster Solotänzer: Anat. Obuchoff

Ferner: Elsa Krüger, Claudia

Pawlowa, Alice Nikitina, andere

Mitwirkende u. das Corps de Ballet

Täglich 7 1/2 Uhr / Telephon: Kurfürst 696



Schönmann & Lederer
ANTIQUITÄTEN KURFÜRSTENDAMM 244
RAUMKUNST TEL. STEINPL. 15260

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.

KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243

NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE + TEL. STEINPLATZ 13308

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

KÜNSTLERISCHE
GLASBLÄSEREIEN
FIGURALE GRUPPEN
GROTESKEN / PHAN-
TASTISCHE PFLANZEN

BLAUES HAUS

NUR EIGENE ENT-
WÜRFE / MODELLE
GESETZL. GESCHÜTZT
BERLIN W 50, KUR-
FÜRSTENDAMM 244

Galerie Ferdinand Möller / Berlin / Potsdamer Str. 134c

N E U E K U N S T

Werke von Erich Heckel / W. R. Huth / Oskar Kokoschka / Georg
Kolbe / Franz Marc / Ludw. Meidner / Otto Mueller / H. M. Pechstein
Christian Rohlfis / Karl Schmidt-Rottluff / M. Schwichtenberg u. a.

**Bekannt wird Ihr Name
durch Karo-Reklame**

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 b

Fernsprecher: Nollendorf 3396 — Fernsprecher: Lützow 4931

Jede Woche denkt man an Dich,

immer, wenn das „Tage-Buch“, von Dir bestellt,
eintrifft!

Das schönste Weihnachtsgeschenk!

Lege es Deinen Freunden auf den Tisch!

Wir liefern Dir auf Wunsch einen hübsch ausgeführten Geschenk-Gutschein.

Schneide diesen Bestell-Zettel aus und sende ihn uns.

----- Ausschneiden! -----

Ich bestelle hiermit:

Das „Tage-Buch“

geleitet von Stefan Großman und Leopold Schwarzschild,
Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b,
zur vierteljährlichen - halbjährlichen - ganzjährlichen Lieferung an

Name

Stadt

Straße

Der jeweilige Quartalspreis soll bei mir erhoben werden.
Einen entsprechenden Geschenk-Gutschein bitte ich mir umgehend zuzuschicken.

Name

Datum:

Stand

Wohnort

Straße

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Dezemberwoche

Das Drama der Reparationen stürmt der Gipfelung entgegen, und kluge, patriotische Leute im Rheinland und Ruhr-tal beginnen sich bereits darauf einzurichten, daß in der zweiten Januarhälfte eine Zollgrenze zwischen Deutschland und seinem industriellen Zentrum etabliert, der deutsche von französischem Beamtenstab ersetzt, das wenigst harmlose aller bisher gespielten Pfänderspiele zu Ende geführt sein wird. Nur ein Wunder noch kann Rettung davor bringen; und dieses Wunder sind offenbar weder Cuno noch seine industriellen Freunde, weder Hermes noch Stinnes noch Stresemann. Einstmals suchte man uns glauben zu machen, schon der Abgang Wirth's werde Wunder wirken. Geschäftige Industrieherrn steckten sich hinter die Reparationskommission und zwinkerten ihr zu: wenn erst Wirth gestürzt sei, würden sie mit einem vollkommenen Wiederaufbauplan und mit weitgehenden Angeboten an die Alliierten herantreten; gleiche Visionen ließ man vor neuigkeitshungrigen Zeitungsleuten auftauchen; und zugleich malte man das holde Bild einer Regierung, die durch Teilnahme der produktiven Führer stabil, versachlicht, angesehen, klug, geschäftsgewand, kreditfähig, dem Parteistreit entrückt, versöhnend und vereinheitlichend sein und wirken werde. Was ist aus all der Tuschelei geworden? Herr Cuno, persönlich sicher ein sympathischer Decius Mus, ist von all den Produktionsführern, die er zur Mitarbeit anrief, von all den früher so redemuntren Herren schöne sitzen gelassen worden; geschäftig blieb einzig Meister Hermes, der ihm den unglücklichen Müller-Bonn einschwatzte, — präsumptiven Steigbügelhalter seiner eigenen Kanzlerkandidatur von morgen. Was durch diesen neuen Reinfall mit Hermes (der nach dem Weinfall eigentlich nicht mehr hätte passieren dürfen) an politischem Kredit verloren ging, wäre an sich vielleicht wieder ersetzbar; aber es entstanden sofort auch andere Zweifel am politischen Nerv eines Kanzlers, der in dieser Situation nicht davor zurückzuckte, gerade den Dr. Becker aus Hessen zum Wirtschaftsminister zu machen, — einen Mann, dessen durchaus nicht überwältigende und unersetzliche Talente kein Äquivalent für die verschärfte Opposition der größten Partei, deren

man nach dieser Ernennung sicher sein mußte, bot. Der Reparationsplan aber, das Wiederaufbauoffert? Herr Wirth ist gestürzt, Herr Cuno ist da, kein Sozialdemokrat sitzt mehr in der Regierung, — dennoch blieb alles stumm wie zuvor, all dem Zwinkern ist kein grades Wort gefolgt, und Frankreich, dem eine Regierung aktiver Reparationspolitik versprochen worden war und dem nun nur die alte Wirth-Note bestätigt ward, Frankreich, dem man Hoffnung auf industrielle Angebote gemacht hatte und das nach wie vor doch nichts anderes sieht, als undurchdringliche Privat-Techtelmechtel zwischen Großfirmen hüben und drüben, — Frankreich, nun vollends rasend, schlägt einem unerfahrenen, weißgott nicht starken, keineswegs irgendwo bejubelten Kabinett jene Wirth-Note heftig aus der Hand und läßt es damit trostlos im Vakuum nicht nur außen-, sondern auch innerpolitischer Programmlosigkeit. Es ist kein Wunder eingetreten, — nicht einmal das, daß man länger als eine Woche an das Wunder glaubte! Wahrscheinlich ist überhaupt kein Wunder möglich, — es sei denn, daß Amerika sich urplötzlich doch noch bereit erklärte, in Brüssel nicht nur die Reparationen, sondern das gesamte Problem der internationalen Schulden zu regeln, und daß es mit dieser Lockung Frankreich veranlaßte, das Schwert der Reparationen, gezückt auf Deutschlands Einheit, vorerst doch noch einmal in die Scheide zu stecken. Aber auch dies Wunder, dies einfache Wunder ist nicht mehr zu erhoffen, das Drama stürmt seiner Gipfelung entgegen, der Horizont des Schicksals ist schwarz, ist elektrisch, Explosionen wie 1914, wie 1918 scheinen unvermeidlich.

Die Franzosen haben sich eine eigene Ideologie zur Zerstückelung Deutschlands zurechtgemacht. So wie sie zur Verhinderung des Anschlusses die Fiktion eines „österreichischen Volkes“ erfunden haben, so haben sie die Rheinländer als Halbfranzosen konstruiert und im Besonderen Herr Maurice Barrès hat in langmächtigen Vorträgen „Le genie du rhin“ entdeckt. Diesem Durcheinander von gelehrter Anmaßung und blanker Unwissenheit hat Ernst Bertram, der das schöne Nietzschebuch geschrieben hat, eine Erwiderung zuteil werden lassen „Rheingenies und Genie du Rhin“ (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn), die eine definitive Abfertigung der Geschichtsklitterungen des Herrn Barrès darstellt. Die Franzosen mögen an dieser überzeugenden Darstellung vorübergehen, der Schritt ihrer Truppen wird diese Argumente niedertrampeln, aber nicht ausreißen können. Unlängst gab Herr Breitscheid im Deutschen Reichstag wieder die hoffnungsvolle Arie zum Besten, es müsse gelingen, Deutsche und Franzosen in einem holden Bunde zu einigen. Wir alle sind Michael Hellriegels, wir blinden Träumer! Eben jetzt haben die Franzosen sich eine Speisekarte zur Verschlingung des Rheinlandes zurecht gemacht und Herr Barrès ist der elegante Koch dieses Gerichtes. Liest man diese Enthüllung des

Mr. Barrès, so lebt wieder auf, was Goethe vor mehr als hundert Jahren geschrieben hat: „Wir verzweifeln und überzeugen uns an diesem auffallenden Beispiel, daß die Bemühung vergebens sei, den Franzosen genug zu tun. Wir fassen daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen . . . Zwar wußten wir von unserer Reichsverfassung nicht viel Lößliches zu sagen . . . erhoben uns aber nur desto höher über die französische gegenwärtige Verfassung, die sich in lauter gesetzlosen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falschen Orte sehen lasse und gestatten müsse, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge schon in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit werde . . .“ Das klingt, wie heute geschrieben. Logische Einwirkung auf die Franzosen? Wir fürchten, der Schweiß der Breitscheide wird vergebens fließen. Und wenn sie die Rheinlande mit den abscheulichen Kasernen verunzieren werden, sie werden immer Narzisse bleiben, Bewunderer des eignen Tuns, und sie werden vor den geschändeten Rheinlanden so selbstentzückt bleiben wie vor dem zerstörten Heidelberger Schloß, bei dessen Anblick, wie Bertram erzählt, ein Franzose stolz ausrief: „Gestehen Sie mir, so schöne Ruinen können nur Franzosen machen“.

Allgemeiner Streik der Schauspieler in Berlin. Anlaß: Lohndifferenzen. Ursache: Der Verfall des Theaters. Der Anlaß mag für den Schauspieler zwingend gewesen sein. Eine Mindestgage von etwa 55 000 Mark — und vier Fünftel der Schauspieler beziehen die Mindestgage — ist für den Darsteller, der für wichtige Arbeitsmittel sorgen muß, ungenügend. Es kostet ein Topf mit Schminke ein kleines Vermögen, und der Frack, der Überrock, der Hut, den der Schauspieler stellen muß, verschlingen mehr als ein Monatseinkommen. Du kannst ein neuer Kainz sein, wenn du keine hübschen Lackschuhe und keinen gut sitzenden Frack hast, bist du in Berlin unbrauchbar. Noch schlimmer ist diese Kleidernot bei den Frauen. Vor ein paar Tagen sagte der stellvertretende Direktor eines Berliner Theaters zu dem Schreiber dieser Zeilen: „Eine Schauspielerin, die sich ohne Pelzmantel bei uns vorstellt, engagieren wir nicht. Da wittern wir zuviel Kleiderkonflikte.“ Eine Soubrette, die zweite Partien singt, braucht allwöchentlich ein paar glatte Strümpfe und sie vertanzte in einem Monat ein paar Schuhe. Dies bißchen Schuh und Strumpf verschlingt ihre Monatsgage. Und da der neue Reiche im Theater nur die Welt im Frack sehen will oder die tanzende, singende Banalität, so fressen Sorge um Frack, Schuh und Strumpf die Seele des Darstellers auf (von den Kleiderqualen der jungen Schauspielerin gar nicht zu reden). All das wäre erträglich, wenn der Schauspieler ein Vertrauensverhältnis zu seinem Direktor hätte und haben könnte. Aber es ist, wenigstens in Berlin, ein neuer Typus von Theaterdirektor aufgekommen, der

Schaubühnen besitzt und führt wie Likördielen oder Bazargeschäfte. Das Stück ist nur Ware und der Darsteller ist es auch. Das Schlimmste: Der Herr Direktor ist gar kein Warenkenner, er kauft den Ramsch, der auf dem Markte gerade als leicht gangbar gerühmt wird, und er beschäftigt die Schauspieler, die gerade ziehn. Deshalb ist, von der dichterischen Produktion ganz abgesehen, in den letzten Jahren kaum ein neuer junger Darsteller gefunden worden. An schauspielerischen Talenten fehlt es dieser Epoche noch nicht (sie ist noch in Freude und Spiel groß geworden), es fehlt vielmehr an wahrhaften Leitern und Führern, die Talente herausstellen können. Der Verfall des Theaters beruht vielfach auch auf dem Verfall der Direktoren! Deshalb ist dieser Streik der Schauspieler ein so einmütiger, es ist die Auflehnung gegen den Theaterschieber. Gäbe es Theaterleiter von autoritativer Persönlichkeit, sie zwängen ihre gläubigen Mitglieder aus der Reihe. Aber es gibt nur Kunstkommis. Fast nur Rotters, nur Saltenburgs, nur Barnowskys. Es wäre schön, wenn aus dem Kampf der Schauspieler eine Bewegung zur Rettung des Theaters erwüchse. Wir Zuschauer von ehemals würden dazu aus vollem Herzen Beifall klatschen.

Anfrage an das Reichsjustizministerium: Ist es richtig, daß ein beträchtlicher Bruchteil der Reichsgerichtsmitglieder die Richter des Staatsgerichtshofes nicht mehr grüßt und gesellschaftlich boykottiert?

Die Welt wird friedlicher. Ja. Und Trotzki ist Sonntag, den 12. November, zum erstenmal öffentlich in der funkelnagelneuen, asiatisch gedachten Uniform (altgrün, spitzer Helm) vor dem versammelten russischen Volke erschienen. Schade, daß die Tschechen vorläufig noch nicht die offiziellen Beziehungen zu Sowjet-Rußland aufgenommen haben. Dann hätte Herr Machar, Generalinspektor der tschechoslowakischen Armee, im bunten Glanze seiner militärischen Pracht den Kriegsminister Trotzki begrüßen können. Die Herren kennen sich. Vor zehn Jahren sind sie allabendlich in demselben rauchigen Café Central gesessen. Machar, ein Lyriker und ergrauter Bankbeamter, kiebitzte bei der Literatur, Trotzki, Essayist, radikaler Marxist, in der Westentasche materialistische Erklärungen über sämtliche Welträtsel, kiebitzte blaß und mager bei den Schachspielern. Und heute beide hoch zu Roß. Wer will an der Entwicklung zweifeln?

Sie bitten mich, Ihnen fünfzehn Bücher oder zwanzig aus dem Ertrag dieses Jahres zu schicken. Ahnen Sie, wieviel Indiskretion dieser Wunsch umschließt? Er verlangt, daß ich meine Neigungen, Schwärmereien bekenne, daß ich Ihnen Einblick gebe, mit welchen geistigen Elementen ich mich beschäftigte. Denn das Buch, das man liebt oder bevorzugt, für das man sich, indem man es empfiehlt, einsetzt, verrät Einem mehr, als die Frau, mit der man sich öffentlich zeigt. Vielleicht wäre es notwendig, im einzelnen Fall zu begründen: dies und das hat mich bestimmt, es herauszuheben; um die fünf, sechs, zehn großen Bücher, die den Ausschlag im Leben und für die Formung der Anschauung geben, geht es ja nicht; diese sind nicht auf den Raum eines Jahres zusammengedrängt, sie kommen überhaupt selten aus der miterlebten Zeit. Aber Sie, von zarter Lunge in den Bergen festgehalten, vom Regen dieses miserablen Jahres verärgert, und versessen immerzu auf brennendes Leben, wollen ja die Gegenwart finden, suchen gerade diese Berührung mit jetzigen Energien. Sie erlauben mir also, über meine eigenen Liebhabereien zu schweigen, mich gewissermaßen hinter einen Vorhang zu stellen und nur zu sagen, was Ihnen wichtig sein könnte.

Also blättern Sie:

Hier ist ein Band Wells, „*Hoffnung auf Frieden*“. Erwarteten Sie einen romantischen Grotteskfilm? Ich muß Sie enttäuschen. Es ist mehr. Wells war in Washington, als man die Welt in Gleichgewichtslage heben wollte. Schrieb darüber ein Dutzend Berichte, aber keine Reportage; deckte den Flecken Prestige und das Quantum Petroleumfelder auf und die Floskeln der Höflichkeit, unter denen man sich am Konferenztisch zankte; drehte den Globus um seine Achse, auf dem die Schmerzen, Lüste, Brände, Glückseligkeiten sehr deutlich markiert sind. Sie sehen unsern Stern in seiner Menschen-Abhängigkeit, wohin er rollt — wohin er rollen könnte. Die Perspektiven sind außerordentlich, gehen über jedes Literatenmaß hinaus. Er sagt sehr einfach, sehr natürlich, wie man heute handeln müßte; es ist keine Prophetie, aber erschütternde Logik. Sie begreifen, auf was für einer verrückten Kugel Sie sitzen, und was für Sie und alle zu tun wäre, wenn Sie Wert darauf legen, dort sitzen zu bleiben. — Es ist nicht nötig, eine Überleitung zu Robert Müllers kleinem Roman „*Flibustier*“ zu suchen. Er skizziert Ihnen die Type, die heute als Bohrkäfer an der Erde arbeitet. Sie mögen sie Schieber nennen, sie wird darüber lächeln. Sie ist Ihr Fatum, dem mit Paragraphen nicht beizukommen ist, ihr Kapital liegt in den Ganglien des Gehirns. Sie ist Passant aus dem Nichts über die Milliarden ins Nichts; ihr zynisches Abenteuer beherrscht die Arena. Hier ist sie scharf gesehen, witzig in ein Nest von Fett und Lust gesetzt. Sie haben auf ein paar Seiten ihre ganze Philosophie und ein erschöpfendes Kompendium Zeitgeschichte.

Ich weiß, Sie lieben die Profile, Miniaturen, Köpfe, Charaktere, also die Bücher von Brandes, Blei, Wiegler, Harden, Kassner. Ich schicke Ihnen den neuen Suarès, „Porträts“. Lesen Sie darin zuerst das Nachwort von Flake, es schränkt ein, ist kritisch bei aller Bewunderung, dämpft die Hitze des Chauvins, rückt gewisse Vershobenheiten zurecht. Dann aber werden Sie einer erstaunlichen Kunst psychologischer Linienführung begegnen, etwa an Abenteurern von Geist und Leib wie Villon, Stendhal, an Joinville und — Suarès selber, einem Menschen von Eitelkeit und Größe, von Gefühl für Werte und die tieferen Stimmen des Ichs. Der Zauber dieses Buches liegt ebenso im gestalteten Wissen wie in der sprachlichen Melodie. — Ein Memoirenbuch bringt Sie noch näher an diese Gebiete. Ich wähle die des Herzogs von Lauzun; sie sind neu erschienen. Daß er ein Günstling der Marie Antoinette war, besagt nicht viel, daß er bis aufs Schaffot der Kavalier von Geist und Haltung blieb, wird ihn sympathisch machen. Sie schwärmten immer für die Bücher Casanovas. Hier haben Sie ein Seitenstück, es reicht bis nach Amerika, durchläuft die Klaviatur der Liebe, ist Mischung ernsthafter Politik, spiegelt glanzvoll noch einmal eine Kultur, die dann erlosch. Die Geschichte hat aus seiner Perspektive Wärme und Blut und zeigt den Versailler Zusammenbruch, dank dieser Figur, in einer bemerkenswerten Schönheit.

Haben Sie Speyers „Schwermut der Jahreszeiten“ jetzt gelesen? Sie schrieben mir einmal, man habe seine Glätte und Eleganz bei Ihnen verdächtigt. Was will das heißen! Diese Glätte ist Meisterschaft, weil sie die tiefsten Erregungen in die Fessel reiner Worte legt. Ganz wenige können das heute bei uns. Ich weiß nicht, ob Sie, eine Frau, verstehen werden, wie einen Mann das packen muß: plötzlich Gestalt werden zu sehen, was er unter dem Druck des Reifens immer zu greifen trachtete, ich meine diese Not des Schwankens und Schwingens, die eigentlich unformbar ist, die süße Bezauberung der Qual und das Schicksalhafte des Entgleitens. Man erschrickt über diesem Buch, denn es macht einen zum Typus, man ist in seinen letzten Erlebnissen erkannt und seiner innersten Besonderheit entkleidet.

Rollands Erzählung „Peter und Lutz“ wird Ihnen eine glückliche Stunde machen. Vor einem Fries des Krieges, der nicht naturalistisch ausgebaut wird, geschieht die Begegnung zweier jungen Menschen. Das ist alles. Der Gruß ans Leben wird ohne Sentimentalität gegen die Barrière des Völkertodes gerufen. Zwei Hände berühren sich, dieses Unsagbare des Glückes bleibt ganz da. Derlei zu wecken ist eine große Kraft. Ich würde ‚Kunst‘ sagen, aber das schöbe den Eindruck auf etwas Gemachtes — Peter und Lutz leben aus sich selbst.

Erschrecken Sie nicht, daß ich Verse dazwischenlege, „Wegstern“ von Hans Schiebelhuth. Sie gehen zaghaft an Lyrik heran, auch vom Besten nehmen Sie immer nur eine schmale Dosis, weil

Sie von fremden Gefühlen nicht gerne sich überschwemmen lassen. Vielleicht haben Sie recht. Aber hier sind weder seelische Indiskretionen noch verworrene expressionistische Mathematikaufgaben zu befürchten. Sie finden eine in wundervollen Farben sich entladende Naivität, das Tableau der ganzen Welt ist aufgeboten, unspielerisch aus großem Reichtum, der sich in Elegie und Zartheit immerzu verschwenden muß. Manchmal werden Sie an Hölderlin denken, aber ich glaube, seine Quellgebiete, soweit sie außerhalb seiner selbst liegen, stecken in Amerika. Sie wissen, ich denke an Walt Whitman. Wir lieben ihn beide, es war uns immer schmerzlich, daß wir auf Bruchstücke angewiesen waren. Ich bin glücklich, Ihnen die Freude eines nahezu vollständigen deutschen Whitman machen zu können. Die Ausgabe stammt von Hanns Reisiger. Ich glaube nicht, daß es in Deutschland eine Übersetzerarbeit gibt, die dem Unmöglichen — den Schmelz der Dichtung, die Musik der geheimnisvollsten Zusammenhänge, das Feste und das Elastische, selbst das bric-a-brac der kleinen Nebentakte — so nahekommt. Aber nicht nur das muß uns begeistern. Auf dem Markt unserer Schmerzen wird eine helle Fanfare geblasen, ein großes Testament von Demokratie und Humanität aufgeschlagen, keine blinde Theorie, sondern für das Politische und Humanitäre, was dasselbe sein sollte, eine ergreifende Bergpredigt gehalten. Diese Werke sind die Entpolitisierung der Politik durch Dichtung.

Zu so illustrierter Ausgrabung noch eine zweite. Erführen Sie, daß man die Urfassung der „Education sentimentale“ geborgen hat? Ein köstlicher Fund, der nicht nur den Literaturforscher angeht. Den verborgenen Finessen nachzuspüren, die zwischen erster und sechster Fassung eines Werkes spielen, ist Sache nachschöpferischer Freude, sie liegt nicht Allen. Aber „Jules und Henry“ ist ein Roman für sich, selbst in der Fabel ein eigener Wurf, Flauberts jugendliches Selbstporträt, mit Kraft gezeichnet, von Romantik untermalt; an Handlung reicher als der endgültige Text, auch frischer und in Vielem nicht so bekümmert um die peinliche Exaktheit eines treffenden Satzes.

Daneben lege ich Frances „Dürren Kater“, von Rudolf Großmann zartfarbig mit Bildern begleitet. Welches Vergnügen wird es Ihnen machen, geradezu die Luft von Paris zu atmen, nicht nur dieses je-ne-sais-quoi der magischen Luft, mit der uns *Sacré Coeur* ewig umflossen ist; Sie finden da etwas vom Zugeströmten, Exotischen, von jener Überseebeziehung, die den Pariser auch äußerlich ein Weltbewußtsein gibt: es ist eine Geschichte unter Kreolen in Paris, amerikanische Hochstapler und Phantasten, die schon in der spöttischen Verzerrung kleiner Tartarins aufgehen. Sie werden meinen, wenn Sie das lesen, wieder den leise säuerlichen Geruch kleiner Tavernen zu schnobern.

Ich weiß, Sie haben längst entdeckt, daß ich Ihnen auch zwei Bände Hamsun einpackte, „Gedämpftes Seitenspiel“ und „Unter Herbststernen“. Bedarf es eines Wortes zu solcher Musik? Die Stunden, in denen Sie diese lesen, weilte ich gern bei Ihnen in den Bergen, sogar ausgeliefert der bürgerlichen Romantik von knatterndem Ofen und an den Läden klappernden Dezemberwinden. Wir würden kaum darüber sprechen, man kann das nicht, der Zauber der Verschwiegenheit, mit der sie reden, würde nur verwischen.

Erinnern Sie sich noch der ersten Romane von Flake; wir sprachen einmal darüber, wie zart er es verstanden habe, die sinnlichen Reflexe hinzuzeichnen. Spätere Sachen entfernten uns von ihm; sie haben Wandlung von Grund auf bedeutet. Heute steht ein fertiger Mensch da. Ich schweige noch von den neuen Romanen, es kommt mir mehr darauf an, Ihnen sein philosophisches Buch zu empfehlen, „Das neu-antike Weltbild“. Darin ist uns ein Erkenntnistheoretiker großen Stils herangewachsen. Ich würde diesem Mann den ersten Lehrstuhl der Philosophie in Deutschland freimachen, damit endlich zu abstrakter Wissenschaft blutvolle Formung sich finde. In aphoristischer Prägnanz baut er die Identitätslehre auf und aus, die Identität des Menschen mit Gott, mit dem Sinn, bis in jenen verwegenen Augenblick, wo Ekstase und Stoizismus, Flucht vor Gott und Drang zu Gott, sich schneiden. Aber was besagt eine Zusammenraffung des Inhalts in ein paar Worte; im Grund ist es etwas Ungültiges, auf den Weg kommt es an. Sie werden mit Flake erstaunliche Wege und Seitenwege gehen, hin und wieder opponieren. Aber es liegt Zwangsläufigkeit in seiner Diktion, die Sie beherrschen wird. Schon jetzt weiß ich, daß Sie mir dieses Buch mit einer Fülle von Randbemerkungen zurücksenden werden, die ehrenvolle Schlachten bedeuten.

Und dann dies und das: den „Teemeister“ von Melchior Vischer, Sie werden auch ein aesthetisches Vergnügen daran haben, wie der ausgezeichnete Drucker Jakob Hegner in Hellerau dies Buch gemacht hat; von André Gide „Die Verließe des Vatikan“; Bubers neue herrliche Legendensammlung „Der große Maggid“ — ich möchte wünschen, recht viele Antisemiten läsen seine chassidischen Offenbarungen; Emil Ludwigs profunde Anthologie „Vom unbekanntem Goethe“.

(Von diesen Büchern erschien Wells „Hoffnung auf Frieden“, Rolland „Peter und Lutz“, France „Der dürre Kater“, Hamsun „Gedämpftes Seitenspiel“ und „Unter Herbststernen“ bei Kurt Wolff, München; Müller „Flibustier“ im West-Ost-Verlag, Wien; Suarès „Porträts“ im Münchner Drelmasken-Verlag; „Die Memoiren des Herzogs von Lauzun“ brachte der Opal-Verlag, Dresden, heraus; „Wegstern“ von Schwiebelhuth, der Verlag Erich Lichtenstein, Weimar; bei Ernst Rowohlt, Berlin, verlegt sind Speyers „Schwermut der Jahreszeiten“ und Ludwig „Vom unbekanntem Goethe“; Whitmans Werke edierte S. Fischer, Berlin; Flauberts „Jules und Henry“.

der Berliner Propyläen-Verlag; Otto Reichl in Darmstadt verlegte Flakes „Neuantikes Weltbild“; Vischers „Teemeister“ ist bei Hegner, Hellerau, zu haben; Gides „Verließe des Vatikan“ beim Inselverlag, Leipzig; Bubers „Großer Maggid“ bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.)

HUGO VON HOFMANNSTHAL

BÜCHERBRIEF

Verehrter Herr Großmann, Sie verlangen freundlich wiederum den Hinweis auf eine Anzahl von Büchern aus verschiedenen Sphären, die einem im Laufe des Jahres als wertvoll erschienen sind oder mit denen man den Verkehr erneuert hat.

Max Mell's Erzählung „Osterfeier“ las ich an zwei Sommertagen abermals mit dem stärksten Vergnügen. Dies kleine Buch, worin ein tiefer und freudiger Gemütsgehalt ganz in Gestaltung übergegangen ist, eines der lebenswürdigsten deutschen Bücher, ist zu meinem Staunen immer noch fast unbekannt. Es ist vor mehreren Jahren im Musarion-Verlag erschienen.

Der Roman „Löwenpranken“ von Otto von Taube (im Inselverlag) erschien mir fesselnd und gehaltvoll, wie schon vor Jahren des gleichen Verfassers „Verborgener Herbst“. Beide Bücher haben Haltung: sie sind aus einer ernsten Bestimmtheit der Lebensauffassung hervorgegangen, wovon der Reflex im Leser fühlbar wird; nicht häufig läßt sich dies von deutschen Romanen aussprechen.

Zu dem bedeutenden Buch von Pawel Kopel: „Das Slawentum und der deutsche Geist“ (erschieden bei Diederichs, noch vor dem Kriege) kehre ich nun schon zum dritten Mal zurück, jedesmal mit Gewinn. Es überrascht mich immer wieder, dieses Buch selten genannt zu hören, ja es war mir bis heute noch nicht möglich zu erfahren, welcher slavischen Nation der bedeutende Verfasser angehört.

Hellingraths Hölderlin-Ausgabe (bei Georg Müller) ist durch die glücklichen unschätzbaren Funde des 1917 gefallenen Herausgebers nicht nur die erste unter den vollständigen Ausgaben Hölderlins, sondern auch durch Hellingraths Vorreden ein Denkmal zugleich dieses jungen Mannes, der eine wahrhafte Begabung war, d. h. eine Einheit von Geist und Charakter, ein edler junger Deutscher der im Kriege aufgeopferten Generation. Es ist kein Zufall, sondern ein höheres Walten, daß ein solcher Mensch ein solches Werk unter Dach bringen konnte — wenn auch nicht völlig — bevor er dahingehen mußte.

In einer Publikation des Musarionverlages: Nikolai Ljesskow: „Eine Teufelsaustreibung“, übertragen von Alexander Eliasberg, trat mir ein neuer russischer Autor entgegen, der aber nicht etwa unser Zeitgenosse, sondern ein Zeitgenosse Dostojewskis

kis, dessen Wirksamkeit bald nach der Mitte des XIX ten Jahrhunderts statt hatte. Daß uns nach Dostojewski, Tolstoi und Gogol, nach Turgenjew und Gontscharow ein Russe noch bedeutend werden könnte, stand kaum zu erwarten. Aber ich stehe nicht an, Ljesskow auch neben den Genannten einen großen Autor zu nennen, und mir scheint, daß es ihm vorbehalten war, eine gewisse Seite des Russen, das eigentlich Furchtbare aber zugleich Gewaltige der russischen Seele in unvergleichlichen epischen Zügen so hinzustellen, wie keiner der Anderen.

Die erste Ausgabe der Dichtungen der Karoline von Gunderode (München, verlegt bei Hugo Bruckmann) läßt aus jenem unerschöpflichen Augenblick deutscher Seelenspannung um 1800 ein neues geistiges Wesen vor uns erscheinen. Das Mädchen, das uns aus jenem ihre letzten Lebenswege malenden Brief der Bettina geisterhaft vertraut war, redet nun persönlich zu uns, ein Individuum höchst eigener Art. Die schöne Vorrede des Herausgebers, Ludwig von Pigenot, zeigt uns einen der jüngeren, sehr empfindenden und dabei von tiefem Lebensernst erfüllten Philologen, Hellingrath nicht unverwandt.

Meier-Graefes „Biographie des Delacroix“ entbehrte ich jahrelang — ich hatte vor dem Kriege mein Exemplar einem Freunde zum Geschenk gemacht — und empfing es durch die Güte des Verfassers oder des Verlegers (R. Piper) wieder. Es ist in jedem Betracht eine außerordentliche Darstellung: sie bleibt durchaus bei ihrem Thema und umfaßt doch eigentlich das ganze Gebiet der Malerei, ja implicite das der Künste überhaupt, und was sie berührt, berührt sie im Lebenspunkt. Aus einer wahrhaft produktiven Natur, ja aus produktiver Leidenschaft hervorgegangen, wirkt sie auf das Innerste des Lesers, mit einer wunderbaren Doppelkraft zugleich befeuernd und zügelnd. Daß die ästhetische Belehrung ein Ingrediens der höchsten Bildung für die Elite einer Nation sein kann, und gerade der kraftvollsten Nation, ist bewiesen durch die Bedeutung, die ein Individuum wie Ruskin für die Engländer hatte. In Deutschland wüßte ich nicht, wer mehr dafür getan hätte, als Meier-Graefe, aus dem Ästhetischen ein wahres neues Schwungrad für das gesamte geistige Leben zu schaffen. Innerhalb einer Welt, wo sehr vieles politisch Gemeint eben nur „geschrieben“ oder „geredet“ ist, sind seine Bücher als wahrhaft politische zu erkennen und in einem sehr hohen Sinn: als solche, die in ihrer Wirksamkeit das Leben der Nation allmählich durchdringen und in gewissen Punkten es verändern werden.

Es ist in letzter Zeit allerhand über Kunst geschrieben worden. Manche Bücher von vorgestern sind immer noch besser als manche von gestern. Einiges indessen auch vom Heutigen vergißt sich nicht. Meier-Graefes „Vincent“, nicht nur das beste Buch Meier-Graefes, sondern auch das beste Buch über van Gogh, ist ein Meisterwerk. Zuverlässig und genau, wie das Maréesbuch, spannend wie ein Roman und wie die „Spanische Reise“, die eben in neuer Auflage erscheint, und geschrieben von einem dramatischen Dichter, der seinen Helden auch im fünften Akt noch liebt. Scheffler stellt den anderen Typus des Kunstschriftstellers dar. Sachlich und objektiv wirkt sein „Menzel“, der in immer neuer Auflage erscheint. Auch mit Liebe und feinfühligem Versenkung in das Menschliche, und sehr klug, beinahe nervenlos klug im Urteil. Die rechte Mitte findend zwischen Begeisterung und Kritik. Nur Begeisterung gibt W. Uhde in seinem „Rousseau“, und doch enthält dieses dünne Büchlein vielleicht das Kultivierteste, was über einen modernen Künstler gesagt wurde. An Matisse haben sich gleich vier Autoren gemacht, in einem Bande. Leon Weerth ist unter ihnen, äußerst interessant. Die Abbildungen, glänzend gedruckt, sind so ausgewählt, daß Matisse wie ein großer Maler wirkt. Alles Problematische fehlt. Bücher-machen ist Weglassen.

Viele Kunsthistoriker von der historischen Observanz können nicht schreiben. Aber wenn Wilhelm von Bode publiziert, liest man es doch. Die Materialkenntnis, die er in seiner „holländischen Malerei“ und nun wieder in seinem „Botticelli“ äußert, ist doch durch nichts zu ersetzen. „Da war im Jahre 76 so ein Bild bei Volpi“ — und schon hat er wieder den ganzen Zusammenhang, und aus hundert richtigen Zügen stellt er den ganzen Mann hin. Wir lieben Emil Schaeffers „Botticelli“ mehr. Eine leidenschaftliche schön geschriebene Erzählung, mit allem kunstwissenschaftlichen und kritischen Rüstzeug vorbereitet. Aber das sagt nichts gegen Bodes Leistung, und gut zu schreiben ist, so nötig es ist, nicht ein und alles. Ich fragte kürzlich einen jüngeren Kollegen, als ich über Seghers lesen wollte, und Pfisters hübsches Buch mich nicht ganz befriedigte: „Wer ist eigentlich Fraenger?“ Antwort: „F r a e n g e r ist der einzige Kunsthistoriker, der gutes Deutsch schreibt!“ Ich muß meinen Mann wohl etwas scharf von der Seite angesehen haben, denn etwas hastig fügte er hinzu: „Bitte, ich nehme mich selbst nicht aus!“ Neugierig las ich Fraenger. Bald wußte ich es. Ein Mann, der dauernd neue Worte prägt, um seine Empfindungen auszudrücken, nicht so nebenher, wie Fr. Theodor Vischer (Auch Einer) es machte, so halb aus Versehen, sondern ad hoc und sozusagen immer. Nur daß die Empfindungen nicht ganz so originell sind wie die Wortprägungen.

Das Schönste gibt, wie immer, Max J. Friedländer. Hier ist einer, der höchste Wissenschaft mit menschlichster Kunst vereinigt. Sein Buch „Von van Eyck bis Breugel“, schon ein paar Jahre alt, wird wohl immer ein Hauptwerk deutscher Kunstschriftstellerei bleiben. Kenner, wie sonst keiner, skeptisch, mit jener echten Skepsis, von der einer, nach Jakob Burckhardts Wort, nie zuviel haben kann, aber dabei voll Empfindung und Begeisterung, gibt er einige Charakteristiken von hervorragendster Prägung. Knapp, in drei Zeilen sagend, was andere in zwanzig nicht ausdrücken können, erschöpfend und vielseitig. Friedländer, der Schriftsteller, ist später gereift als der Kenner. Man fühlt eine ruhige, männliche Weisheit gegenüber den Dingen wie dem Leben, getragen, besonders in seinem neuen Dürerbuch, von dauerhafter Wärme.

Ob die junge Generation Carl Neumanns „Rembrandt“ noch mit der gleichen Bewunderung studiert, wie meine Generation es tat? Dieses Buch, dem viele das Entscheidende ihrer Bildung verdanken, liegt jetzt in dritter Auflage vor. Neumanns seitherige Rembrandtsstudien sind hineingearbeitet, über Rembrandts Werkstatt und Rembrandts Stellung zum Barock; es wird immer reicher und großartiger. Seltsamer Fall: Jakob Burckhardts Statthalter auf Erden richtet dem Rembrandt ein Denkmal auf, den Burckhardt nicht liebte; der Humanistenfeind Carl Neumann ist der letzte ganz große, ganz gebildete, im Goetheschen Sinne gebildete Humanist, der unter uns schafft. —

Das vergangene Jahr hat uns die lang erwartete Geschichte der Graphik des 19. Jahrhunderts gebracht, die Fortsetzung des „Kristeller“. Curt Glaser hat sie bewältigt. Glänzend bewältigt. Ein unheimlicher Stoff, sehr schwer zu disponieren, und dabei erzählt, als sei garnichts an Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, frisch, spannend, umsichtig und erschöpfend, nie langweilig, auch beim Trockensten nicht; und von persönlichem Mut in der Frage der Wertungen. Bravo. Über ein Sondergebiet modernster Graphik orientiert gut Paul Westheims „Holzschnittbuch“; es erläutert die innerlich notwendige Stellung der neuesten Kunst zu dieser von Münch vor 25 Jahren wiederaufgenommenen Technik. Geschrieben ist es einfacher als Westheim sonst schreibt. Vor seinem Lapsus ad Lehmbruck und Conrad Ferdinand Meyer hat er offenbar einen heilsamen Schrecken bekommen.

Sonst ist über den Expressionismus nichts zu vermelden. Kerrs schöne Formulierung von der Richtung, die aus Mitläufern von Vorläufern bestehe, ist immer noch nicht überholt.

Graphik steht im Vordergrund des Interesses; man sieht ja auch mehr Graphik als gute Bilder, gute Bilder sind so selten geworden. Die Serie von Ernst Arnolds „Graphischen Büchern“ wird immer besser. Der Band mit Liebermann-Zeichnungen be-

deutet das Beste, was es auf dem Gebiete von Reproduktion moderner Handzeichnung gibt, parallel damit geht, was Vorzüglichkeit der Reproduktion anbetrifft, der Band über altdeutsche Zeichner, von Koch besorgt. Auch der Menzelband war schon ausgezeichnet und der Band mit Liebermanns Radierungen unübertrefflich. Die verständigsten Autoren, die besten Drucker (Wohlfeld!) und ein nie zufriedener Redakteur (Dr. Wolf!) haben zusammen mit dem Verleger Gutbier etwas Mustergültiges geschaffen.

Der Verleger ist ja überhaupt viel wichtiger, als wir meistens denken. Nicht nur, weil er zahlt, sondern als der Mann, der Interesse und Ideen hat und weiß, welche Ideen von anderen sich ausführen lassen. Die Folge von Büchern über die Kunst Asiens, die Bruno Cassirer (wir gratulieren hiermit zum 12. Dez., seinem 50. Geburtstag) seit ein paar Jahren herausgibt, stellt jetzt schon etwas Eigenartiges und sehr Bedeutendes dar. Schon allein das Abbildungsmaterial ist ein Corpus, das man nicht wird entbehren können, wann immer man den Blick nach Osten richtet. Ägyptische Kunst, Indien und Java, chinesische Landschaft und chinesisches Tuschbild, altpersische Kunst und islamische Malerei — man sieht, wie sich das Ganze rundet. Die besten Autoren, Kümmel und Kühnel, Sarze, With und Grosse u. a., also jedesmal der beste Spezialist, haben die Auswahl aus dem großen Material besorgt und führen auf Grund ihrer originalen Studien und Kenntnisse mit einem geschlossenen Essay in die neue Welt ein. Man muß sich vorstellen, wie die Reisetagebücher von Philosophen wirken würden, wenn man nicht dieses absolut zuverlässige Material zur Hand hätte, um den Zauber des Wortes an der Klarheit des Bildes zu kontrollieren und damit festen Boden unter die Füße zu bekommen.

Dem selten bearbeiteten Gebiet des „Pastells“ hat Lothar Brieger ein grundlegendes, auch kulturgeschichtlich interessantes Buch gewidmet. Über das schöne Thema „Das Bildnis im 19. Jahrhundert“ aber ist seit zwei Jahren nichts mehr erschienen.

Vor einigen Monaten besuchte ich einen großen Sammler, der, unglaublich aber wahr, mehrere Originalgemälde von Tizian besitzt. Seine Konkurrenten, neidisch, behaupten, diese Bilder seien entweder nicht echt oder es seien Crouten gewesen und der Besitzer, der auch ein Maler ist, habe sie erst zu Tizians zurechtgemalt. Der nun fragte mich nach dem Stande meiner publizistischen Arbeiten. „Was machen Sie gerade?“ Antwort: „Etwas ganz Neues — ich korrigiere grad am Tizian!“ — „Aber lieber Freund, das ist doch nichts Neues, das tue ich doch schon seit fünf Jahren — fragen Sie nur meine Kollegen!“

Die hier besprochenen Kunstbücher:

Meier-Graefe, Vincent, R. Piper, München.

dto. Spanische Reise, Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin.

Scheffler, Menzel, Bruno Cassirer.

W. Uhde, Rousseau, Kaemmerer, Dresden (1. Aufl. Flechtlein).

„Matisse“ von Elie Faure, Jules Romains, Charles Vildrae et Léon Werth,
Paris bei G. Crès.

Bode, Holländische Malerei, S. A. Seemann, Lp.

Bode, Botticelli, Propyläen-Verlag.

Emil Schaeffer, Botticelli, Julius Bard.

K. Pfister, H. Seghers, Piper.

W. Fraenger, Herkules Seghers, Verlag Eugen Rentsch, Stuttgart, Zürich.

Max D. Friedlaender, Von van Eyck bis Breugel, Julius Bard.

Carl Neumann, Rembrandt, früher Spemann, jetzt Brückmann.

Curt Glaser, Geschichte der Graphik des 19. Jahrhunderts, Bruno Cassirer.

Paul Westheim, Holzschnittbuch, Kiepenheuer.

Graphische Bücher von Ernst Arnold (Liebermann, Altdeutsche Zeichner),
Verlag Ernst Arnold, Dresden.

Kunst Asiens, Bruno Cassirer.

Lothar Brieger, Pastell, Propyläen-Verlag.

Emil Waldmann: Das Bildnis im 19. Jahrhundert, Propyläen-Verlag.

WILHELM SCHMIDTBONN

EINIGE BÜCHER

Melchior Vischer, Der Teemeister. Der Hase. Verlag
Jacob Hegner, Hellerau.

Ein neues Gesicht. Wirklichkeit und Traum nicht mehr zu trennen.
Aber kein Krampf hier der — immerhin ergreifenden — Ohnmächtigen,
sondern sichere Gestaltung des fernsten und verlorensten Gefühls.

Johann Christoph Günther, Die deutsche Laute. Verlag
Erich Reiß, Berlin.

Das erste Menschengesicht in der neuen deutschen Dichtung. Der
Ton unserer Zeit angeschlagen um 1720. Damals war die Kraft ein-
sam. Heute ist Einsamkeit Luxus und Verbrechen. Heute, beim Mit-
aufbau des Jahrhunderts hätte die verschwendete Kraft Weg gefunden.

Heinrich Eduard Jacob, Das Geschenk der schönen Erde.
Bettler von Syrakus. Der Zwanzigjährige. Beau-
marchais und Sonnenfels. Tulpenfrevel. Verlag Rowohlt,
Berlin, Delphinverlag, München.

Die beiden letzten Bücher sind Dramen. Da die deutschen Bühnen
immer noch sich weigern, diese selten vollkommenen, nicht theater-
reißerischen, aber lebendigen, wechsellvollen, an Gedanken und geistiger
Menschlichkeit reichsten und in Deutschland (und anderswo) ganz ein-
samen Werke aufzuführen, lese man sie. Und lese die Prosabücher
dieses noch viel zu wenig erkannten Sprachmeisters, dessen Letztes
nicht Urwuchs der Leidenschaft, aber unendliche Verfeinerung und köst-
lichstes Gleichgewicht aller Gehirnkräfte ist.

Christian Wagner, Gedichte.

1922 von Hermann Hesse, Wilhelm Schäfer und mir ans Licht gezogen. Gesänge und Gedichte eines achtzigjährigen Ackerers von gläserner Zartheit und orphischer Geschwelltheit. Er gehört in die Reihe der großen deutschen Lyriker. Wer weiß schon darum? Vielleicht, seit Karl Krauß in der „Fackel“ neulich eines dieser Gedichte veröffentlichte, werden mehr und mehr zu diesem seeligen Brunnen niederknien.

Vera Strasser, Psychologie der Zusammenhänge und Beziehungen. Verlag Julius Springer, Berlin.

Das Buch der psycho-analytischen Synthese, das kommen mußte. Der Mensch und die Welt. Der Einzelne und die Vielen. Nicht nur wissenschaftliche Aufklärung dieses Schlachtfeldes, sondern auch ethische Zielsetzung und Aufrichtung der Kämpfer. Ein Buch ohne Feigheit, umfassend und konzentriert, zerfasernd und aufbauend, ein Buch mit Führereigenschaften.

Leonhard Adelt, Der Ozeanflug. Spitzbogenverlag, Berlin.

Eine Novelle von so fabelhafter Präzisionsarbeit wie die Flugmaschine selbst, die als Symbol gespenstisch aufgebaut wird. Dahinter zerrissen-sehnsüchtig das angst- und arbeitsschweißgenetzte Gesicht des Menschen von heute.

Carl Ehrenstein, Bitte um Liebe. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.

Der mitwandernde Schatten seines großen Bruders Albert. Aber der Schatten singt aus sich und gerade das, was der Titanenzorn des Bruders zuschütten will: die Qual um Liebe des einsamen Menschen und Mönches von heute. Kein Flugzeug saust hier, aber dieses blutklagende, von fern hymnische Buch konnte nur 1921 geschrieben werden.

Gullivers Reisen. Erich Reiß, Berlin.

Ungekürzte Ausgabe aller vier Reisen, deren wundersamste und unbekannteste in das Land der himmlisch weisen und gütigen Pferde führt.

Regina Ullmann, Die Landstraße. Inselverlag, Leipzig.

Die Einfachheit der Größe. Bilder neuer, trunkener Schönheit: Pappeln sind feurige Springbrunnen im Mondschein. Die entsetzte Trauer über diese Welt gebändigt durch das entdeckende Glück an den Dingen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Dezemberwoche

Als der Hapag-Direktor Cuno mit der Kabinettsbildung betraut worden war, begann die Mark ganz plötzlich zu steigen, und keines unserer zahllosen Industrieblätter unterließ, darauf hinzuweisen, wie sehr Deutschlands Welt-Kredit schon von der Aussicht, von der noch unerfüllten Aussicht auf ein „Ministerium der Wirtschaftler“, auf ein Ministerium des industriellen und finanziellen Vertrauens gehoben worden sei. Hoffnung ist etwas Schönes, man soll sie nicht zerstören. Zwei Tage nach Cunos endgültiger Etablierung ist es mit dem Optimismus ohnehin vorbei gewesen, der Dollar stieg und steigt noch weiter, man schlägt also keine Scheiben mehr entzwei, wenn man nachträglich feststellt, daß es mit dem vermeintlich marktstützenden Einfluß der Wirtschaftlerkandidatur und -ernennung überhaupt eine etwas eigentümliche Sache war. Herr Dr. Breitscheid hat im Reichstag ziemlich klar ausgesprochen, — und Börsenkennner bestätigen es, — daß die Devisenbaisse jener Tage fast ausschließlich auf verstärkte Abgaben der Reichsbank zurückzuführen war. Mit solcher Methode ist in Österreich seinerzeit Herrn Seipels Entrée erleichtert worden, mit solcher Methode kann natürlich jedem Freunde eines Zentralbankdirektors zwischen Steigbügel und Sattel leicht geholfen werden. Es ist aber eine ziemlich kostspielige Hilfe! Denn die Operation läuft schließlich auf nichts anderes hinaus, als daß der Spekulation ohne jede Dauerwirkung einige Millionen guter Devisen zu Schleuderkursen in den Rachen geworfen werden. Das war auch in diesem Falle so. Und gerade weil Herr Havenstein, dem irgendein höheres, staatsnützlichcs Ziel vorgeschwebt haben mag, sicher ehrlich davon überzeugt war, richtig zu handeln, bleibt prinzipiell zu fragen, ob von dieser Stelle (unter welchen Kosten auch immer!) überhaupt Politik betrieben werden dürfte.

Immerhin ist von der fehlgeschlagenen Pro-Cunoschen Markttransaktion nur ihr Veranstalter Havenstein und nicht Cuno selbst belastet. Es könnte sein, daß der homo novus economicus die Markpropaganda gar nicht berauchte, daß seine wirtschaftlichen Qualitäten stark genug wären, ihm auch auf minder künstliche Weise und dauerhafter Kredit zu schaffen. Leider ist auch dafür noch kein Anzeichen sichtbar. Im Gegenteil muß ausgesprochen werden: die wirtschaftlichen Abschnitte seiner Antrittsrede waren eine so blasse und unoriginelle Zusammenstellung durchweg schon hundertmal gehörter Diagnosen und Rezepte, daß man sich erstaunt fragte, was

denn nun eigentlich der Unterschied zwischen einem sogenannten „Nur-Politiker“ (Nieder!) und einem „Wirtschaftsfachmann“ (Hoch!) ist. Hatte der schwarze Mann Wirth dies alles nicht ganz ebenso, nur etwas beredter und temperamentvoller, schon vorgebracht? In der Tat: Programm und Formeln blieben haargenau gleich. Gleich blieben sogar die Fehler, die Phrasen. Wieder hörten wir, es sei „verabscheuungswürdig“, Devisen zu kaufen, es sei denn zur Bezahlung legitimer Einfuhren. Hat der Geschäftsmann Cuno wirklich kein besseres Verständnis für das vitalste Problem aller deutschen Privatwirtschaft? Wenn er anerkennt, daß der Auslandswarenkäufer sich gegen Preissteigerungen decken muß, die aus Minderung der außerdeutschen Markkkaukraft, (Valutensteigerung) erwachsen, — warum leugnet er da, daß genau ebenso der Inlandswarenkäufer sich gegen Preissteigerungen decken muß, die aus Minderung der innerdeutschen Markkkaukraft (Indexsteigerung) erwachsen?! Es wäre interessant, zu erfahren, worin der prinzipielle Unterschied beider Risiken besteht, wieso Selbstschutz gegen das eine also legitim, Selbstschutz gegen das andere aber verabscheuenswürdig sein soll. Eines wie das andere kann zum privatwirtschaftlichen Ruin führen; gegen eines wie das andere muß also eine Wehr konzediert werden. Wo sind die Mittel zu solcher Wehr? Bei Erlaß der Devisenordnung ist uns die wertbeständige Goldanleihe versprochen worden. Sie wäre tatsächlich ein Schutz gewesen, sie hätte Devisenkauf als Deckung gegen Minderungen der inländischen Markkkaukraft unnötig gemacht. Aber das Versprechen war nach vierzehn Tagen vergessen und auch Herr Cuno hat nicht mehr davon gesprochen. Da es also eine andere Risikodeckung, eine andere geschäftliche Lebenssicherung als Devisenkauf nach wie vor nicht gibt, ist die Wendung vom verabscheuenswürdigen Devisenkauf gerade im Munde eines praktischen Geschäftsmanns banal und mediocre. Der Fachmann Cuno mußte offenbaren, was er zu tun gedenkt, um einerseits den Devisenmarkt zu entlasten, andererseits dem Nicht-Großindustriellen und Nicht-Großimporteur (der schließlich ja auch ein Recht auf Leben besitzt!) die Wahrung seines Besitzes zu ermöglichen. Es ist das, wie gesagt, ein Zentralproblem unserer Wirtschaft. Nicht wie ein Fachmann hat Cuno von ihm gesprochen; seine Rede war das alte, verwetzte Cliché.

Neben dem Problem der Arbeitszeit tritt auch das der Arbeitsintensität immer mehr in den Vordergrund wirtschaftlicher Diskussion; als zweifelsfreies Faktum gilt dabei, daß der Vorkriegswirkungsgrad aller industriellen Arbeit noch lange nicht erreicht sei. Schon einmal ist hier darauf aufmerksam gemacht worden, daß dieser Meinung wichtige Untersuchungen widersprechen, — nämlich Untersuchungen der (im Verlage der Frankfurter Sozietätsdruckerei erscheinenden) ausgezeichneten statisti-

schen Vierteljahrsschrift: „Die Wirtschaftskurve“. Dort ist vor einem halben Jahr damit begonnen worden, auf Grund eigener Angaben einzelner Fabriken verschiedener Gattung die heutige Stundenleistung des Arbeiters mit der Vorkriegsleistung zu vergleichen. Im neuesten Heft ist diese Prüfung fortgesetzt, und sie zeigt in 3 von 4 untersuchten Betrieben kein Sinken, sondern tatsächlich sogar eine Steigerung der Stundenleistung. Wird die Friedensstundenleistung gleich 100 gesetzt, so beziffer^t sich die Indexpzahl in einer Schuhfabrik auf 132, in einer Oberlederfabrik auf 105—193, in einer Tuchfabrik auf 103—131; nur in einem Feinblechwalzwerk ist das Resultat — mit 70 % — ungünstig. Es erhellt daraus aufs neue, daß kein Recht besteht, die Arbeitsleistung so allgemein als reduziert zu betrachten, wie es geschieht. Und der Wunsch nach noch sorgfältigerer, noch größer aufgebauter und ebenso unparteiischer Durchforschung dieses ganzen Komplexes — eine Aufgabe fürs Reichsarbeitsministerium, — wird verstärkt.

Besteuert die Fremden!, riet die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ dieser Tage; namentlich plädierte sie dafür, den Ausländern höhere Eisenbahnfahrpreise abzuverlangen. Sie hat in diesem Punkte Recht. Trotz aller Erhöhungen sind die deutschen Eisenbahntarife noch immer billiger als in irgendeinem anderen Lande, — sogar die österreichischen sind mehr als 10mal so teuer. Wenn also (ebenso wie es jetzt in den meisten Theatern geschieht) am Billetschalter und im Zuge eine Paßkontrolle vorgenommen würde und wenn man den Ausländern mehrfach höhere Preise anrechnete, könnte sich niemand rechtens beklagen. Wichtig ist nur, erstens: daß der Aufpreis wirklich der öffentlichen Hand und nicht privaten Differentialgewinnlern zufällt; und zweitens: daß er nicht über Weltmarktsniveau hinausgeht. Beide Grundsätze aber werden in immer unhaltbarer Weise in einem anderen für den Fremdenverkehr ausschlaggebenden Geschäftszweig verletzt: im **H o t e l g e w e r b e**, namentlich in Berlin. Schon in der zweiten Novemberwoche, als der Dollar noch auf 7000 stand, zahlte ein Ausländer in Berlin für ein einfaches Zimmer in gutem Hotel 20—25 000 Mark, — das waren also 3—3½ Dollar, 45—50 französische Franken, 100—120 tschechische Kronen. Niemand wird bestreiten, daß man in New-York, Paris oder Prag in gleichrangigem Quartier wesentlich billiger wohnt. Und die Gefahr droht, daß es in Deutschland bald zu ähnlichen Folgen kommen wird wie in Wien: daß die verärgerten, überschätzten Fremden bei so exzessiven Preisen zu Hause bleiben. Wer den anfeuernden Ruf: „Besteuert die Fremden“ erhebt, tut also gut, auch der Kehrseite nicht zu vergessen. Mancherorts ist nicht mehr Anfeuerung am Platze, mancherorts ist schon Bremsung von nöten.

G L O S S E N

D'ANNUNZIANA

„ — Gestern bei Morgengrauen ritt d'Annunzio auf einem schwarzen Araberhengst (Preis 5000 Lire) spliternackt vom Lido ins offene Meer. Bei seiner Rückkehr wurde der Dichter von einer bekannten Schönheit der italienischen Bühne (Preis 10 000 Lire) empfangen, die ihn mit einem golddurchwirkten antiken Damastschal (Preis 1000 Lire) abfrottlierte. Das hierauf im Strandrestaurant gemeinsam eingenommene Frühstück (Preis . . .) — — —“

So ähnlich schilderte in einem seiner Reisebücher Otto Julius Bierbaum den Kult und die Reklame, die d'Annunzio im Rom der Vorkriegszeit als sein eigener unermüdlicher Impresario geradezu genial betrieb, Er fiel aus den Equipagen bekannter Aristokratinnen, entführte jeden Monat mindestens eine Schönheit der römischen Gesellschaft, duellierte sich wöchentlich mit den beleidigten Gatten — das Duell wurde beigelegt — nein, fand doch statt — d'Annunzio blieb tot — nein, schwer verwundet — nein, unverletzt — war verhaftet, war nicht verhaftet — war jedenfalls der leuchtendste Stern der römischen jeunesse dorée und in den Salons der italienischen Bourgeoisie gab es keinen Gott neben ihm. Denn diese Bourgeoisie — nicht von den alten Patriziergeschlechtern ist hier die Rede, sondern von der jungen Klasse von Parvenüs, wie es das Bürgertum des großkapitalistischen italienischen Einheitsstaates ist — diese Bourgeoisie, die sich plötzlich vor die Aufgabe gestellt sah, ein eigenes modernes Staatswesen zu verwalten, die hoffähig geworden, die Synthese von Börsenspiel und mediceischer Lebensgeste verwirklichen wollte, sah in d'Annunzio ihren großen Herold.

Und trotzdem täte man d'Annunzio bitter Unrecht — und ihm nicht mal so wie den breiten Massen des italienischen Kleinbürgertums und Proletariats, die ihn als „ihren“ Dichter ansprechen und sich fest mit ihm verbunden fühlen — wollte man den tatsächlich außerordentlichen Einfluß d'Annunzios auf das — nicht nur politische — Leben seiner Nation nur von seinem äußeren Wirken herleiten. Weil das hellhörige, durch Jahrhunderte alte Tradition so geschärfte Ohr des venezianischen Gondoliere und des römischen facchino hinter der großen Geste des Komödianten den Dichter herauszuhören verstand, deshalb ist d'Annunzio dann „il poeta“ — der Dichter schlechtweg, geworden.

Zwei Jahre nach dem siegreichen Friedensschluß sind in Italien die „ruhmreichen Heerführer“ in der Versenkung verschwunden. Ist es nicht bezeichnend, daß selbst der Fascismus sich stolz „revolutionär“ nennt und es keine einzige politische Partei in Italien gibt, die die Bezeichnung Konservative führen will? Der größte „Revolutionär“ war und ist natürlich „il poeta“. Nachdem Mussolini ihn nach der mißglückten Fiumeexpedition aus der Führerstellung über die Fascisten verdrängt hatte, und d'Annunzio am Gardasee

*Ihre Drucksachen bleiben bei
Ihren Kunden, wenn Ihr Vertreter
längst vergessen ist. — Seien Sie
bedacht auf den gewinnenden Ein-
druck aller Ihrer Drucksachen! —
Wir liefern solche.*

Merkur - Fachreklame

BERLIN W 62

Lützow 1935

seine Residenz aufgeschlagen, geschützt und bewacht wie ein regierender Fürst von einer regelrechten Leibwache von Legionären, die auf die Fahne von Cornaro vereidigt, das d'Annunzianische Heer bilden, hieß es, der Dichter hätte sich politisch vollkommen gewandelt. Die italienische Presse war wieder einmal in Alarm. Es regnete Erläuterungen, Interviews, Erklärungen. D'Annunzio nahm sehr scharf gegen den Fascismus Stellung, forderte seine Getreuen zum Austritt aus der Fascistenpartei auf, ließ seine Haltung während des Zuges nach Fiume „interpretieren“, daß er mit dieser Expedition — gegen den schmachvollen Vertrag von Versailles durch eine revolutionäre Tat hätte protestieren wollen, begeisterte sich für die Bolschewiki, trat als Mitglied in die Föderation der See- und Hafenarbeiter ein, lud die Führer des italienischen Gewerkschaftsbundes und der Sozialistischen Partei zu sich und ließ sich an der Seite Tschitscherins photographieren, den er als Gast in seiner Residenz beherbergte. „Il poeta — Führer der (neuzugründenden) Arbeiterpartei“, „il poeta — Präsident des Gewerkschaftsbundes“ — — — in der sozialistischen Partei begann eine lebhafteste Diskussion und Pressecampagne, ob es zulässig gewesen sei, daß führende Mitglieder der Partei die Einladung

d'Annunzio's angenommen hätten. Und dieser erließ ein Manifest, das mit den Worten begann: „Ich habe alle meine Kriegsauszeichnungen verbrannt!“

Nachdem so die allgemeine Stimmung genügend vorbereitet worden, nachdem d'Annunzio den Sozialisten und Kommunisten „bewiesen“ hatte, daß sie ihn vollkommen mißverstanden hätten und daß es keinen größeren Kriegsgegner und Pazifisten und Demokraten gäbe als ihn, sprang der Dichter wieder aktiv ins politische Leben. Er war „zufällig“ in Mailand, als die Fascisten dort im August ihre große Schlacht schlugen, die in der Besetzung des Rathauses gipfelte. Der Dichter wurde herbeigerufen und hielt eine Rede, in der er — wie alle Telegraphenagenturen meldeten — „zur Versöhnung aufforderte“. Das tat er, indem er jenen Tag feierte, „da der Geist der Erhebung ein ganzes Volk ergriffen zu haben scheine — jener Geist, der das Volk seinem sicheren Schicksal entgegenführen werde“. Es sei „unmöglich, sich außerhalb der Nation oder gegen sie zu stellen . . .“ „Heute abend scheint die Stadt ein Fest zu begehen, und es ist ein Fest der disziplinierten Fröhlichkeit.“ Aber jetzt „müsse das große Feuer der Brüderlichkeit angezündet werden . . .“ (inzwischen loderte das Feuer lediglich im

Grammophon-Spezialhaus G. m. b. H.

BERLIN W 8, nur Friedrichstraße 189

Die hervorragendsten Instrumente u. Künstler-
Aufnahmen / Orchester / Gesang / Tanzplatten
Vorspiel ohne Kaufzwang

Grammophon
Eingetragene Schutzmarke



„Avanti“ und im sozialistischen Volkshause).

D'Annunzios Wiederauftreten hat — darüber konnte der große Beifall, den er dabei erntete, nicht hinwegtäuschen — nicht den von ihm erhofften Erfolg gehabt. Mussolini sah die Gefahr, die ihm von d'Annunzio drohte und parierte die Offensive des Dichters, indem er plötzlich den Fascisten „Links schwenkt“ kommandierte. Nach d'Annunzio erklärte nun auch Mussolini prompt, daß ihn alle Linksparteien mißverstanden hätten, daß die gesamte Arbeiterbewegung nicht nur geschützt, sondern mit aller Macht gefördert werden müsse — nicht nur die fascistischen Organisationen, auch die sozialistischen müßten aufgebaut und ausgestaltet werden, nicht gegen die Arbeiter, nur gegen die sozialistischen Führer habe er kämpfen wollen. Und um zu beweisen, wie revolutionär der Fascismus sei, scheute sich Mussolini nicht, in seine Proklamation scharfe und hämische Bemerkungen gegen den König und die Dynastie einzufügen.

Da fuhr d'Annunzio wieder heim an den Gardasee. Eine Woche später — fiel er aus einem offenen Fenster seines Arbeitszimmers einen Stock tief in den Garten. Eine Dame war die einzige Zeugin dieses Unfalls. Wochenlang war dieser mysteriöse Unfall die Sommersensation der italienischen Presse.

D'Annunzio war wieder, wie in seinen besten Zeiten, Mittelpunkt des Interesses.

Der Dichter ist genesen. So macht man sich keiner Rohheit schuldig, wenn man mittelt, es gebe nicht wenige — auch gute — Bekannte d'Annunzios, die behaupten, es bestünde ein gewisser Zusammenhang zwischen diesem letzten Fenstersturz des Dichters und seinen so berühmten Unfällen, die er in den Equipagen römischer Aristokratinnen erlitt. Wie dem auch sei, das romantische Debut in der Villa am Gardasee hatte viel größeren Erfolg als jenes politische in Mailand.

Das hat nun niemand klarer empfunden, als d'Annunzio selbst. Und von einer geradezu heroischen Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst, wenn es den Erfolg gilt, widersteht er jetzt allen Versuchungen und Aufforderungen, wieder ins politische Leben hinauszutreten. Er knüpft an die ruhmreichen Traditionen seiner Jugend an und ist, allen Lockungen Mussolinis zum Trotz, entschlossen, den Legionärshelm mit dem Lorbeerkranz des Dichtersfürsten zu vertauschen.

Gewiß, auch das wird wohl nicht sein letzter Entschluß sein und es ist sehr gut möglich, daß, bis diese Zeilen in Druck erscheinen, der Draht aus Italien Kunde über neue Wandlungen des Dichters bringt. Mit ihrem Tempo Schritt zu halten ist für einen Zeitgenossen schwer möglich. Aber sie hochmütig zu belächeln, ist erst recht unangebracht. Denn trotz alledem: es liegt etwas wie wirkliche Tragik in diesem unerbittlichen, nie aussetzenden Kampf eines Mannes gegen sich

Banflavin-Pastillen (gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitskegler in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Beschleimung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

selbst, den die ewige Angst, einmal aus dem Rampenlicht der allgemeinen Aufmerksamkeit in den Hintergrund treten zu müssen, nie zur Ruhe, zu sich selbst kommen läßt.

Und vielleicht ist sich d'Annunzio garnicht bewußt, daß seine peinigende Sehnsucht den Helden, den Starken, den Renaissancemenschen zu spielen, im Grunde aus der inneren Schwäche seines weiblichen Wesens geboren ist. L. Lania.

FILM

Mary Pickfords Deutschlandfahrt

Sie war bisher nur einem Kreis von Fachleuten bekannt. Einer von ihnen hat vor Monaten hier ihren Hymnus gesungen. Nach Hymnen sieht mancher doppelt skeptisch. Diesmal ist zu sagen: die Skepsis ist entwaffnet.

Dieses Mädchen, dies Kind ist ein Kompendium der Selbstverständlichkeit. Tausend Schauspielerinnen könnten von ihr lernen, erstens: wie man etwas macht, aber zweitens: wie man doch nicht zeigt, daß man es macht. Sie scheint ein Muster von Selbstkontrolle; und manchmal glaubt man zu fühlen, wie sie sich zurecht: Nicht zu viel, meine Liebe, nur nicht zu viel!

Dies ist es, was den meisten ihrer deutschen Kolleginnen abgeht. Das Geheimnis ist wahrscheinlich: größere Herrschaft über Glieder und Muskeln. Man hat das Gefühl, daß diese Gelenke, Sehnen, Strähnen, Nerven

wie Hebel einer feinstkonstruierten Schreibmaschine jedem leistesten Druck auf irgend eine Taste im Schaltwerk des Hirns gehorchen. Und man erkennt: dieser absolute Verlaß auf den Apparat erst gestattet jenes Piano, jenes Nicht-mehr-als-das-unbedingt-Notwendige, jenes Zweckmäßige, Klare, Leichte, Sichere, das wir unter dem Begriff „geschmackvoll“ subsummieren.

Freilich weiß man beim ersten Sehen nicht genau, was dabei ihr, was des Regisseurs, was der Tradition Verdienst ist. Denn für diese Art von Spiel haben die Amerikaner, man merkt das achtungsvoll bei jeder neueren Leistung, einen Stil gefunden, der schwer übertroffen werden kann. Natürlich ist die Fabel belanglos, — das kleine mißhandelte Waisenkind, das ein geheimnisvoller Besitzer in die feine Welt schickt, das eine große Romanschriftstellerin und schließlich Braut ihres Mäzenas wird, interessiert ein über die Marlitt hinausgediehenes Gemüt herzlich wenig. Doch vergißt man des großen Gesamtzweckes der Handlung, freut sich dafür herzlich, wie innerhalb dieses Gesamtzweckes die vielen Einzelzwecke frisch, schwebend, elegant, spielend, fantasievoll erreicht werden.

Vielleicht ist es nützlich, darauf hinzuweisen, daß das Hauptbehelfsmittel dieses Typs das ist, was ich die „indirekte Ver sinnbildlichung“ nennen möchte. Ein Beispiel aus dem Schluß, — dort, wo Mäzenas und sein Protegé sich, wie man so zu sagen pflegt, „finden“:

Steinberg

* *Flüte - Kleider - Mäntel - Pelze* *
Düsseldorj *Baden-Baden*

Alter menschlicher Gewohnheit zufolge besteht solch „Sich-Finden“ darin, daß man sich an die Brust sinkt und Küsse tauscht. Dies kann ich nun in Vollfigur zeigen, kann zwei Menschen hinstellen, die sich bei den Händen fassen, von denen der eine vielleicht erst einen Widerstand überwindet, die sich dann aber doch, nun, — eben: an die Brust sinken und Küsse tauschen. Das ist, sage ich, die direkte Versinnbildlichung.

Der Amerikaner dagegen macht es so: mitten im Zimmer steht, mit dem Rücken dem Beschauer zugekehrt, ein Sessel (weit entfernt, — man sieht solche Dinge selten von nah). In dem Sessel sitzt der Mann, der zieht das Mädchel jetzt zu sich nieder. Von ihm sieht man überhaupt nichts, von ihr, nun, nur noch die Beine, die über die Seitenlehne

heraushängen. Diese Beine zappeln zuerst protestierend. Sie werden plötzlich starr, ganz starr, nur der eine Fuß dreht sich krampfhaft ein wenig einwärts. Dann kommt wieder Leben, die Starre löst sich, und die beiden Beine, freudig-wohlig, beginnen im Takt vor sich hin zu schlenkern. Darüber wird dann abgeblendet.

Jeder weiß, was da passierte. Indirekt ist es genügend verbildlicht. Aber eine unleidlich abgebrauchte Situation ist — pars pro toto! — wieder erträglich gemacht, sentimentaler Courths-Mahler-Kitsch ist satyrisch humorisiert.

In dieser Weise machen sie's fortwährend. Bei uns hinwiederum machen sie „Sie und die drei“.

Frank Furter.

HISTORISCHE ANEKDOTEN

I.

Bei einem Eingeborenstamm am Rio Negro sah Alexander von Humboldt einen alten Papagei, der außerordentlich fließend und wohlartikuliert sprach. Humboldt konnte aber dennoch die Worte nicht verstehen und bat einen Häuptling um die Übersetzung. „Diesen Papagei kann auch ich nicht verstehen“, sagte der Häuptling, „niemand von uns kann es, denn er spricht nicht unsere Sprache.“ „Er ist also wohl von weither zu euch gekommen?“ „Nein, aber er ist ungeheuer alt und spricht die Sprache des Stammes, der vor uns in diesen Tälern gewohnt hat, und dieser Stamm ist ausgestorben.“ — „Die den Vogel verstanden haben, sind tot“, sagte Humboldt und sah seine Begleiter an, „die mit ihm leben, verstehen ihn nicht, und er selber . . .“

II.

Einer jungen hübschen Dame fiel der Fächer zu Boden. Der alte



weißhaarige Fontenelle, der daneben stand, bückte sich mühsam mit steifen Knien und hob ihn auf. Sie nahm den Fächer und dankte kaum. „Aber gnädige Frau,“ sagte Fontenelle, „sehen Sie mich doch an. Bei Gott, Sie verschwenden Ihre Kälte!“

III.

Mit einem Freunde stand Schiller am Fenster und beobachtete einen Kometen, dessen Erscheinung gerade damals die Gemüter beschäftigte. „Welch großer, erhabener Gedanke!“, sagte Schiller bewegt. „Woran denkst du?“, fragte der Andere, „wohl daran, daß dieser Stern so aus unerforschtem Dunkel hervortaut, um in ein gleiches wieder einzugehen?“ „Nein, Bester“, antwortete Schiller, „sondern daran, daß zu dieser Stunde das Publikum von ganz Europa gleichzeitig seine Augen auf diesen Stern gerichtet hält.“

IV.

Der wegen seiner bodenlosen Frechheit und seiner Erfolge be-

rühmte W. K. war in Berlin eingeladen. Es waren vier Ehepaare zugegen, lauter sehr hübsche junge Frauen mit wenig verlockenden Männern. „Wie wollen wir uns denn nun setzen?“ fragte die Dame vom Haus, als es zu Tisch ging. „Aber liebe gnädige Frau,“ flüsterte K., „machen wir doch einfach bunte Hahnrei!“

(Nacherzählt von Bruno Frank.)

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 47):

Tagebuch der Zeit

Italicus: Benito Mussolini

Stefan Großmann: Der kleinere Ruhm

Bert Brecht: Zwei Gedichte

Alfred Polgar: Der unsterbliche Kasperl

Tagebuch der Wirtschaft

Agricola: Wir Agrarier

Glossen

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich 10 Franken, in Italien, Rumänien u. Serbien 12 Lire, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Wie Stimme der Welt

Elegante

Kleider

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
Potsdamer Platz

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen

Bedienung auch in tschechischer Sprache



**Kaufhaus für
sämtliche
Bedarfs-Artikel**

Schöneberg, Hauptstr. 149

Große Verkaufshäuser in
vielen Städt. Deutschlands
Unsere große Sonderabteilung für

Damen-, Backfisch- und Kinder-Konfektion
bietet außergewöhnliche Vorteile

Gegründet 1813

A. WARMUTH
HAUPTSITZ: BERLIN C 2

Fernruf:
Norden 9731-38

Umzüge ☐ Lagerung

Sammelladungen nach allen Teilen Deutschlands einschließlich
Oesterreichs. Günstigste Uebernahme nach Böhmen, Polen, Ungarn

V e r t r e t e r b e s u c h k o s t e n l o s

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Berlin, Potsdamer Straße 123 B (Potsdamer Brücke), Lützow 153, Nollendorf 104

Friedrichstraße 81, zwischen Behren- u. Französische Str., Zentrum 8724

Königstraße 56/57, gegenüber dem Rathaus, Zentrum 8724

Sprechzeit 9-12, 4-7, Sonntag 10-12 nur Potsdamer Straße 123 B

Behandlung auch außer der Zeit nach vorheriger Anmeldung.

Breslau, Gräbschener Straße 41, 9-11, 3-6, Sonntags 10-12.

München, Theresienstraße 5, 10-1, 4-6, Sonntags 10-12, Telefon 31170



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9 Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 7/8 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends: Vorverkauf bei Wertheim und
an allen Theaterkassen

Friedrichstr. 210
(Apollo-Theater)

Vorverkauf v. 11 Uhr
ab — außerdem bei
Wertheim u. anderen
Vorverkaufsstellen



Regie:
Boris Romanoff
Ballettmeister des
ehemaligen kaiserlichen
Theaters in
Petersburg

Russisches Romantisches Theater

Russisches Ballett

Elena Smirnowa, Primaballerina
Anat. Obouchoff, Erster Solo-
tänzer vom ehemaligen kaiserlich
russischen Theater / Elsa Krüger
Claudia Pawlowa und das
C o r p s d e B a l l e t

Anfang 7 1/2 Uhr

Ende 10 1/2 Uhr



APOLLO THEATER
Russisches Romantisches Theater

Regie: **BORIS ROMANOFF**

Russisches Ballett

Vom ehem. kaiserl. Theater in Petersburg

Balletmeister: **Boris Romanoff**

Primaballerina: **Elena Smirnowa**

Erster Solotänzer: **Anaf. Obuchoff**

Ferner: **Elsa Krüger, Claudia**

Pawlowa, Alice Nikitina, andere

Mitwirkende u. das Corps de Ballet

Täglich 7 $\frac{1}{2}$ Uhr / Telephon: Kurfürst 696



Russisch - Deutsches Theater
„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: 7 $\frac{1}{2}$ Uhr

**Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; Vorverkauf bei Wertheim und
an allen Theaterkassen**

Soeben erschien:

Jahrbuch für Wirtschaft, Politik und Arbeiterbewegung 1922-23

1200 Seiten. 200 Tabellen, vierzehn wirtschaftliche und politische Chroniken. Vier farbige Karten und sechs Kartenskizzen. — Originalbeiträge über die Weltwirtschaft, Weltpolitik und die internationale Arbeiterbewegung. — Übersichten und statistische Angaben über alle Länder der Welt.

Unentbehrliches Nachschlagewerk für Jeden, insbesondere für Politiker, Volkswirtschaftler, Staats- und Kommunalbeamte, Publizisten.

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen

Verlag Carl Hoym Nachf. Louis Cahnbley, Hamburg 8

A D O L F U Z A R S K I

Das Chamäleon

Ein Heldenbuch

Mit 90 Bildern vom Verfasser illustriert. 1.—9. Tausend. Geheft. ca. 1200 M., Pappbd. ca. 2000 M., Ganzleinenbd. ca. 2400 M.

„Er weiß ungemein lustig zu erzählen und zu gestalten, geht gerade auf die Dinge los — alles Fähigkeiten, die seinen Büchern beim großen Publikum gewiß nützen und ihm die Sympathie anspruchsvoller Leute gewinnen.“
„Deutsche Tageszeitung.“

Möppi

Die Memoiren eines Hundes

Zweite Aufl. 7.—13. Tj. Mit 100 Bildern.

Geh. ca. 1200 M., Pappbaud ca. 2000 M.,

Ganzleinenband ca. 2400 M.

„Er fühlt sich durch keine Rücksicht beengt. Er greift den Witz aus den heimlichsten Orten. Die Handlung hat viele Kurven, die man lachend und wenn man sehr keusch ist, manchmal etwas betreten durchwandert.“

„Berliner Tageblatt“.

Die spanische Reise

Aus den Papieren des Gemeinderatmitgliedes Aribert Müffer. Vierte Aufl. 16.—20. Tausend. Mit 72 Bildern. Geheftet ca. 1200 Mk., Pappbd. ca. 2000 Mk. Ganzleinenband ca. 2400 Mk.

„Einer der interessantesten deutschen Romane. Holzschnittstil, im Geiste Cervantes, im Geiste Rabelais.“

„Frankfurter Zeitung.“

„Uzarskis Frechheit ist gottvoll. Unartig ist er, aber man spürt Temperament. Er ist ehrlich und tapfer, geschickt und geschickt.“

„Düsseldorfer Nachrichten.“

DELPHIN-VERLAG • MÜNCHEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Reichskanzler Cuno hat seine zweite große Rede gehalten. Die erste Rede, es war eine verlesene Schreibe, ist zu lang gewesen, die zweite Rede war noch länger. Noch drei solche ausgedehnte Reden und der Prozeß der Entzauberung des neuen Lenkers wird vollzogen sein. Ein Staatsmann muß schweigen können, und wenn er spricht, darf er nur das Notwendige sagen. Cunos gesprochene Kataloge der politisch wünschenswerten Dinge sind wirkungslos; je vollzähliger das Verzeichnis, desto kraftloser scheinen sie. Eine Rede ist kein Morse'scher Telegrammstreifen, eine Rede muß einen Gipfel haben! Was soll's, daß der Reichskanzler von dem ziemlich bekannten Zusammenarbeiten von Presse, Parlament und Regierung redet? Was sollen die Aufforderungen zu den verschiedenen Vertrauenssorten (Vertrauen des Volkes, Vertrauen der Länder, Vertrauen zwischen den Klassen)? Was soll's, wenn der Reichskanzler uns offenbart, es müsse eine feste Grundlage von Moral und Autorität gegründet werden? Es ist richtig, aber schon einige Male festgestellt, daß „Spiel und Tanz eine ungebührliche Rolle spielen“ (Herr Pressechef, das Spiel spielt eine Rolle, so schlechte gezimmerte Phrasen hätte Oskar Müller nicht durchgelassen!). Und dann die Vorlesung über Autorität, nicht die sklavische, gehorsamheischende natürlich, sondern die freie Autorität, die auf Vertrauen gegründet ist. Das alles sind Zeichen der Gesinnung eines braven Mannes. Gewiß. Im Neujahrsartikel des „Görlitzer Anzeigers“ wird man's mit Kopfnicken lesen. Ein Reichskanzler in dieser Stunde darf nicht von so detaillierter Banalität sein.

Wer einmal eine Sitzung des Reichstages oder eines Landtages mitangesehen und angehört hat, weiß, daß drei Viertel der Abgeordneten bloß Statistendienste tun. „Hört! Hört!“ ist die Arbeitsleistung des durchschnittlichen Abgeordneten, ausreichend für eine ganze Sitzung. Mit vollem Recht hat deshalb der preußische Landtagsabgeordnete, der Demokrat Dominicus den Vorschlag gemacht, die Zahl der Mitglieder der Landesversammlungen auf die Hälfte zu reduzieren. Da seit dem 16. November jeder preußische Landtagsabgeordnete 924 000 Mark

im Jahr bezieht, so würde Preußen bei einer Verkleinerung der Landesversammlung auf die Hälfte der parlamentarischen Statisten etwa 200 Millionen Mark ersparen. (Die Summe wird noch viel größer werden, weil die Abgeordneten sich den Zuschlag der Beamtengehälter gesichert haben). Aber es handelt sich nicht bloß um die Vielzuvielen in der preußischen Landesversammlung. Der Reichstag hat 469 Abgeordnete und darunter sind mehr als die Hälfte Statisten, Nichtstuer, Nichtsdenker, Nichtsfühler. Mit der Hälfte der Reichstagsabgeordneten würde das Parlament aktionsfähiger, geistig bedeutender und eben um die Hälfte billiger sein. Zum Reichstag kommen 14 Einzellandtage mit rund 1300 Abgeordneten. Da die Landtagsstatisten in Sachsen, Bayern, Baden, Württemberg sich selbst nicht ohne weiteres abschaffen werden, so müßte wenigstens der Vorschlag Dominicus, die Kosten der Statisterie auf die Hälfte zu reduzieren, schleunigst verwirklicht werden. Schleunigst, weil wir gerade jetzt den Siegermächten unsere Ersparnisvorschläge zu machen haben. Und weil es beschämender und entwürdigender sein wird, sich von der Reparationskommission den Vorschlag Dominicus aufzwingen zu lassen, statt jetzt in Freiheit das Vernünftige und Notwendige zu tun . . . Der „Vorwärts“, der den Vorschlag Dominicus mit Fassung aufnahm, fragt den Staatsminister a. D. Dominicus, ob man nicht auch den preußischen Staatsrat, und nicht nur den preußischen, stark reduzieren könnte? Gewiß. Die verletzten Statisten mögen nur Gegenvorschläge machen. Es liegt im Interesse der in ihrem geistigen Ansehen gesunkenen Parlamente, daß jeder Ersparungsvorschlag auf diesem Gebiete sorgfältig geprüft und schnell verwirklicht werde. Die Herren Abgeordneten wissen nicht, wie locker sie im Volksboden wurzeln. Gar seit Einführung der Listenwahl, seit der persönliche Kontakt zwischen Landschaft und Abgeordnetem zerschnitten wurde, seit die Parteileitungen die Auswahl der Statisten übernommen haben, ist die Entwurzelung vollendet worden. Mögen die Parteileitungen rechtzeitig die parlamentarischen Parasiten, die uns alljährlich etwa zwei Milliarden kosten, wegschneiden. Diese Gärtnerarbeit wird dem schlanken Stamm der Volksvertretung gesund sein. Beiläufig: Außer der „Frankfurter Zeitung“ hat keine große deutsche Zeitung den Aufruf des Ministers Dominicus aufgenommen. Hier müßte die Presse Alarm blasen! Aber es gibt eine Solidarität der Gedankenlosen, die vom Heer der parlamentarischen Statisten zur Armee der Pressestatisten hinüberreicht.

In der preußischen Landesversammlung hat Herr Minister Severing über Herrn Camillo Castiglioni gesprochen. Er hat erzählt, er habe den früheren Staatssekretär Dr. August Müller um Material über Herrn Castiglioni ersucht, er hätte die „Kapitalbestie“ (die plumpe Ironie ist Erzeugnis Severings) gern besichtigt.

aber er habe nichts Belastendes erfahren. Die Methode Severings ist außerordentlich gewissenhaft. Im „Tage-Buch“ sind wiederholt die rücksichtslosesten Ausweisungen von harmlosen Österreichern erwähnt worden, zuletzt jene unerhörte Verweigerung der Aufenthaltsbewilligung für die Frau eines österreichischen Bergmanns, der in einer westfälischen Zeche unter der Erde schuftet. Wir hätten Herrn Severing gerne das Material über jene Ausweisung oder Aufenthaltsverweigerung der Bergmannsfrau unterbreitet, leider hat der Herr Minister sich für diesen Fall nicht so persönlich interessiert, wie für die Angelegenheit des Herrn Castiglioni. Dr. August Müller hat sich in seinen Betrachtungen über Castiglioni auf das „T.-B.“ berufen. Wie wär's, wenn der Minister sich an den Verfasser dieses Aufsatzes gewendet hätte? Freilich drückt ihn unbewußt eine Erinnerung an's „Tage-Buch“. Als hier die Erschießung des Kommunisten Sylt im Polizeipräsidium geschildert wurde, da verkündete Herr Severing, er werde „Herrn Stefan Großmann vor den zuständigen Richter“ zitieren, wenn er seine Darstellung nicht zurücknehme. Es ist nicht ein Wort zurückgenommen worden, aber das pompös angekündigte Verfahren ist nicht einmal eröffnet worden. Herr Minister Severing begnügte sich mit einem rhetorischen Knalleffekt. Auch im Falle Sylt hat der Minister leider nicht selbst Recherchen angestellt. Solche besondere Sorgfalt behielt sich Genosse Severing für Castiglioni vor. Wie wäre die Begegnung des Ministers mit dem Milliardär verlaufen? Wir stellen uns das Gespräch so vor: „Sagen Sie, Herr Castiglioni, interessieren Sie sich für die deutsche Valuta?“ — „Aber, Herr Minister, nicht im geringsten, ich habe mit der österreichischen Krone vollauf zu tun.“ — „Na, dann ist ja alles in Ordnung, ich wollte nur Gewißheit für die Mark haben.“ Und ging in den Landtag, der geschulte Sozialist, und legte Verwahrung ein gegen die grausame Beurteilung der spekulationsfreien Seele Castiglionis.

Der Prozeß Franz ist anfangs nicht ganz geheim, sondern vor den Berliner Journalisten als Zuhörern geführt worden. Aber dann wurden in den Berichten die Namen der beteiligten Mädchen genannt. Darauf baten diese Zeuginnen, die Journalisten hinauszuerwerfen. Das geschah. Und geschah mit Recht. Es lag nicht die geringste Notwendigkeit vor, die Mädchen dem gesellschaftlichen Klatsch, der gesellschaftlichen Ächtung preiszugeben. Was sagen die Presse-Organisationen zu diesem Hinauswurf? Warum fordern sie die Gerichtsjournalisten nicht auf, sich zu rechtfertigen? Muß erst ein Schutzverband gegen die Presse gegründet werden?

1.

Ästhetische Reize sind es nicht, die diesen engen Landstrich links und rechts des Rheins zum begehrten Objekt nachversailer Politik machen. Städte, deren Straßen von Schächten unterminiert sind, Städte, in deren Zentrum schon Schloten qualmen, Hämmer klirren, Hochöfen gasen, Städte, in denen nach überschnellem Wachstum, auf engen, holprigen Straßen, neubarocke Bankpaläste, physionogmielose Allerweltskasernen und alte, niedre, schmale Vorweltanachronismen wüst durcheinandergekeilt sind, — plebejische Städte in Ruß, Lärm, Brandluft und Hast sind kein Wunschziel melodramatischer Seelen.

Aber Kraft, unheimliche Kraft nistet hier! Von Deutschlands Kohlenförderung, die auch nach dem Verlust Oberschlesiens noch weit größer ist als die Kohlenförderung jedes anderen Kontinentalstaats und die, trotz allen Rückgangs gegenüber der Vorkriegsnorm, noch immer nur von Amerika's und England's Produktion übertroffen wird, — von dieser Kohlenförderung fallen 80 % in die Produktionsstatistik Rheinland-Westfalens. Noch höher, mehr als 85 %, ist der Anteil rheinisch-westfälischer Hüttenwerke an Deutschlands Roheisengewinnung. Und entsprechend ist auch die Quote in der verarbeitenden Industrie, — die Quote ruhr-rheinischer Eisengießereien, Schweißisenwerke, Flußeisenwerke, Stahlwerke, Walzwerke und Derivatunternehmen.

Schon diese materielle, diese apparative Kräfteballung auf kleinem, leicht zu erreichendem Gebiet erklärt manche Begierde jenseits der Grenze. Dazu kommt aber noch, daß auch organisatorisch und personell kein anderes deutsches Land ähnliche Kraftzentren birgt. Hier sitzt das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, — ein Nervenfokus, ein Hirn aller Kohlenverteilung; um über die deutsche Kohle zu verfügen, ist letzten Endes nichts nötig, als das große Syndikathaus hinter dem Essener Bahnhof zu okkupieren. Hier sitzt auch die entsprechende Stahl- und Eisenorganisation. Und hier sitzen, vor allem, die Häupter und Lebensquellen jener einzigen, wirklichen Macht, die es in Deutschland seit der Lockerung seines staatlichen Gefüges noch gibt, jener Macht, die sich inmitten allgemeiner Lockerung sogar noch fester als je zu organisieren verstand, die aus ihrer Privatwirtschaft immer stärker und stärker auch in die Politik, die Finanzpolitik und die Nationalwirtschaft hinüberwirkt, — eben jener Montan- und Schwerindustrie, die längst aufgehört hat, nur Industrie zu sein, die längst ein entscheidender Faktor alles öffentlichen Lebens Deutschlands geworden ist.

Sie personell zu beherrschen, muß Frankreichs politische Imperialisten ebenso reizen, wie die Beherrschung ihres Besitzes die Imperialisten der französischen Wirtschaft.

2.

Nirgends wird die Machtgewalt, die disziplinierte Geschlossenheit dieser Industrie klarer, als dort, wo sie bodenständig ist. Es hat keinen Wert — auch politisch nicht —, das Faktum wegdisputieren zu wollen. Noch besser als von all den aktenmäßigen Daten über fortwährende Vertrustungen, Verschmelzungen, Syndizierungen und Interessenunifizierungen wird es von gewissen Merkmalen belegt, die dem Beobachter an Ort und Stelle aufstoßen.

Hier fühlt er, daß ein Begriff, der früher Wesen und Gedeihen gerade dieser großen Unternehmungen auszumachen schien (und der noch heute nicht verschmäht wird, wenn Propaganda ihn gerade nützlich erscheinen läßt), — daß der Begriff „freie Konkurrenz“ praktisch aufgehört hat, zu existieren. Es gibt keine Gegensätze mehr, nur noch Gemeinschaft. Es gibt keine Individualität mehr, nur noch Uniform. Es gibt keine Extratouren mehr, nur noch Gehorsam, — bedingungslosen Gehorsam einigen wenigen Führern.

Ich saß in der Versammlung einer großen Gesellschaft. Hundert Köpfe, — Aufsichtsräte und Aktionäre — hatten sich eingefunden. Stinnes präsierte, der alte Thyssen hielt Cercle, — eine Musterkollektion industrieller Kapitäne. Aber diese Versammlung, in der über das Jahresschicksal eines Unternehmens Beschluß gefaßt werden sollte, das mit einer Stromabgabe von über einer Milliarde Kilowattstunden jährlich fast das gesamte Gebiet mit Licht und Kraft versorgt, gar nicht zu reden von den Straßenbahnen, die es in fünfzehn oder zwanzig Städten errichtet hat und betreibt, — diese Versammlung war nur ein einziges Strammstehen und Salutieren, nicht länger als drei Minuten dauernd. Ich weiß, es ist der übliche Vorgang! Aber gerade, daß er üblich ist, rechtfertigt Schlüsse. Hier wurde (und wird auch sonst) nicht einmal mehr die Fiktion jener wirtschaftlichen Demokratie aufrechterhalten, als welche unser Aktienrecht die Kollektivunternehmungen behandelt wissen will. Stinnes, der Präsident, las leise und monoton von einem Blatt Papier etwas ab, was wahrscheinlich eine Art Geschäftsbericht war, und flocht vier-, fünfmal, etwas lauter, aber ohne jede Unterbrechung, die Formel ein: „Wenn sich kein Widerspruch erhebt, nehme ich an, daß die Versammlung einverstanden ist. Ich stelle fest, daß sich kein Widerspruch erhoben hat.“ Und im Händumdrehen war alles erledigt: Bilanz, Entlastung, Neuwahl und einiges andere, — niemand hatte das Bedürfnis, niemand den Mut, auch nur eine Frage, geschweige einen Antrag zu stellen, — zufrieden gingen die hundert Prominenten wieder heim.

Vielleicht könnte versucht werden, den Eindruck, den solche Autokratie, solche Subordination oder Interessenparallelität hinterläßt, etwa mit der Erklärung abzuschwächen, hier habe es sich ja um einen Vorgang innerhalb einer Gesellschaft gehandelt (obwohl ja in der Versammlung einer so großen Gesellschaft auch Interessen

vertreten zu sein pflegen, deren Schwergewicht anderwärts liegt und auf die sonst wenigstens einige Lippen-Rücksicht genommen wird); wenn aber dies eingewandt wird, ist zu erwidern, daß in gewissen entscheidenden Fragen auch von Werk zu Werk, von Unternehmung zu Unternehmung sehr deutlich das einende Band wahrnehmbar wird. Ob man sich unter dem imposanten, modernen Lichthof des Krupp'schen Direktoriums oder ob man sich hinter den rauchgeschwärzten Ziegelmauern des halbhundertjährigen Bochumer Vereinsbau's unterhält: gewisse Probleme werden überall mit auffallend gleicher Beredsamkeit oder auch mit noch auffallender gleichartigem Schweigen behandelt.

Und zwar sind es gerade die in's Politische hinüberspielenden Probleme, zu deren sachlicher, präziser, unphraseologischer Aufklärung man sich in unliebsamer Einhelligkeit wenig bemüht zeigt; obwohl die Gefahren für das Ruhrrevier, wie anfangs dargelegt wurde, ja nicht nur aus der Wirtschaftsbedeutung seiner Industrien, sondern auch aus der politischen Bedeutung seiner Industriellen erwachsen!

Mit all der Deutlichkeit, die hier möglich ist, und mit einem Ernst, der an den Stellen, die es angeht, hoffentlich gewürdigt werden wird, möchte ich aussprechen: wer sich, wenn er selber der Öffentlichkeit bedarf, der Publizität ausgiebig bedient, kann sich ihr, ohne Mißtrauen zu wecken, nicht gerade dann entziehen, wenn die Öffentlichkeit in Lebensfragen einmal seiner bedarf.

3.

Daß die Ruhrfrage für das übrige Deutschland wirklich eine Lebensfrage ist, bedarf keiner großen Erläuterung mehr. Mit der Hand auf der Kohle könnte ein Eindringling alles, ohne Einschränkung alles von ihm erzwingen. Er könnte die Lieferung von staatlichen, finanziellen, ja sogar privatwirtschaftlichen Bedingungen abhängig machen, gegen die es ein Sträuben auf die Dauer nicht gäbe.

Aber ein anderes: das Hinterland, ein anderes: das Land selbst. Denkbar wäre, daß, während das Reich östlich und südlich der neuen Grenze stöhnte und verfiel, westlich von ihr ebensolche oder noch höhere Prosperität herrschte wie jetzt. Es ist diese Möglichkeit, die mangels genügender Erklärungen das erste der Mißtrauen aufkommen ließ, von denen vorhin gesprochen ward: das Mißtrauen, ob die Industrie mit der Besetzung insgeheim nicht etwa einverstanden sei, ja, ob sie sie unter der Hand nicht vielleicht sogar betreibe.

Diesem Mißtrauen ist in Presse und Parlament von sozialdemokratischer Seite offen Ausdruck gegeben worden; man muß ihm also auch offen nachspüren. Die Anklage ist schwer, aber sie ist unsubstanziert. Und ich möchte als meinen Eindruck betonen: sie wird umso blasser, je mehr man sich mit ihr beschäftigt. Ich

habe, vor Zeugen, mit Gewerkschaftsführern gesprochen, und habe auf wiederholte Fragen, wo denn die Indizien, die positiven Indizien für diese Anklage seien, immer nur gehört, es lägen keine vor. Übrig bleibt nur die Kombination, unter Mitwirkung französischer Behörden, besonders aber unter Mitbeteiligung ausländischer Kapitalisten könnten die Unternehmer vielleicht unnachgiebiger in Tarifverhandlungen werden als bisher; und diese Lockung könne ihnen die Besetzung vielleicht reizvoll erscheinen lassen.

Es liegt ein Schimmer von Wahrheit in diesem Argument; aber abgesehen davon, daß noch lange nicht nachgewiesen ist, ob die Unternehmer es sich wirklich zu eigen gemacht haben, gibt es einige noch wichtigere Gegenargumente. Daß unter dem genialisch klaren Greisenschädel August Thyssens, aber auch unter Hugo Stinnes' weniger imposanter Beamtenstirn nicht der Präzedenzfall des Saargebiets erwogen worden wäre, ist undenkbar. Und dieser Präzedenzfall liegt äußerst abschreckend. Hingehen mag noch, daß für die Arbeiterschaft dort Frankenlöhnung eingeführt wurde (was übrigens auch nicht für die Richtigkeit der Gewerkschaftskombination spricht); denn auch die Einkünfte verwandelten sich nun in Franken. Entscheidend aber ist der Vernichtungsfeldzug, der gegen den deutschen Besitz im Saarrevier geführt wurde, — ein Feldzug, der sich (erfolgreich!) der Kohlenverweigerung bediente, um die Unternehmungen zu zwingen, ihre Aktienmajorität französischen Gruppen auszuliefern. Die Wahrscheinlichkeit, daß ähnliche Erpressungen auch im Ruhrbezirk durchgeführt werden würden, liegt allzunaheliege, als daß der Appetit auf fremde Besetzung und auf eventuelle Stärkung gegenüber der Arbeiterschaft nicht schwinden müßte. Es ist richtig, daß die Unternehmer leidenschaftlich gegen die jetzige Arbeitszeitregelung sind (deren Schattenseiten mir vom klügsten Mann, den ich traf, vom Bergrat Herpich im Kohlensyndikat, trotz bereitwilligen Zugeständnisses, daß die Stundenleistung pro Mann jetzt höher sei als je, mit Beweismitteln demonstriert wurden, vor denen dem bergmännischen Laien der Atem ausging); es ist ferner richtig, daß trotz des Stinnes'schen Plädoyers für Goldlöhne manche Direktoren die These verfechten, man müsse schon heute an Herabsetzung der Löhne denken; es ist schließlich richtig, daß eine entschlossene Unternehmerschaft in diesen Fragen unter französischem Regime vielleicht leichter zu Rande käme als unter deutschem. Das alles kann ihr aber schwerlich höhere Chance dünken, als die teilweise Expropriation, deren Risiko sie im Besetzungsfalle liefe.

Die Industrie zu beschuldigen, sie wüßte die Besetzung geradezu, scheint mir also (auch ganz abgesehen vom Nationalen, das für einige der Herren sicher immer noch eine Rolle spielt) falsch. Das mag zutreffen für einige Detaillisten und Händler, die sich aus der Besetzung große Valuta-Differentialgewinne erhoffen (was kurz-

sichtig ist, weil die Marge zwischen Inlandskosten und Auslandspreisen zusehends schwindet). Die Großindustrie, glaube ich, hat solche Wünsche nicht.

Die Frage ist nur, ob sie, die eine Großmacht ist, auch aktiv ihr Äußerstes anbietet, die Besetzung zu verhindern. Dies Äußerste müßten Opfer sein, — Opfer von der Art, wie sie kürzlich, auf dem Eisenhütten tag, auch der volksparteiliche Abgeordnete und Generaldirektor Vögler andeutete.

Und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in dieser Hinsicht manches schlecht gemacht wird.

4.

Das Opfer kann sicher nicht nur darin bestehen, daß man von deutscher Firma zu französischer Firma Erleichterungen in der Belieferung mit westfälischem Koks oder verstärkten Konsum lothringischer Erze anbietet. Gewiß brauchen die französischen Hütten den Koks, gewiß hat sich die Verhüttung lothringischer Erze mit Saarkohle zu peinlicher Überraschung als unmöglich erwiesen und die Verkokung der Saarkohle, die nun angestrebt wurde, steckt noch im Versuchsstadium. Aber schließlich können die Franzosen sich zutrauen, den Ruhrkoks, wenn er nicht freiwillig geliefert wird, auf dem Umweg über die Reparationsleistungen auch zwangsweise zu erhalten, dies Angebot also kann sie nicht entscheidend reizen. Es ist ferner richtig, daß der Konsum lothringischer Erze in Rheinland-Westfalen nachgelassen hat, daß die Ersatzimporte, zum Beispiel aus Amerika, wachsen. Aber zu leicht kann unter einem Besatzungsregime auch der Rohstoffbezug behördlich reguliert werden, als daß in dieser Perspektive eine Kompensation für unmittelbare Herrschaft erblickt werden könnte. Und wenn die gute Absicht solcher Besprechungen, die von Büro zu Büro angeblich überall stattfinden, auch anerkannt werden soll, so kann doch nicht unter ihnen jenes Opfer, jener volle Einsatz der Ruhrmacht verstanden werden, dem es vielleicht, fast in letzter Stunde, noch glücken könnte, das tragischste Ereignis zu verhüten.

Dies Ereignis wird gewünscht von Nationalisten und Imperialisten, die vorerst allerdings noch in der Überzahl scheinen. Doch steht ihnen eine Reihe gemäßigter Elemente, namentlich wirtschaftlicher Elemente, gegenüber, die aus Gründen verschiedenster Art die Ruhrbesetzung gerne vermieden wünschten. Aufgabe von höchster Tragweite gerade für die Ruhrleute selbst wäre es also, das Gewicht dieser gemäßigten Elemente derart zu stärken, daß man sie in den Stand setzte, den imperialistischen Wagen, noch ehe er seine letzte Fahrt antrat, abzulenken. Und es ist diese Aufgabe, der gegenüber mir die Industriellen entweder zu gleichgültig, oder zu

leichtsinnig, oder zu ungeschickt scheinen. Die Aufgabe selbst ist präzisiert in jenem Vorschlag Arnold Rechbergs, von dem hier schon öfter die Rede war: in dem Vorschlag, die französische Industrie freiwillig an der Ruhrindustrie zu beteiligen und dadurch eine Interessensolidarität zu schaffen, die jeden geschäftsschädigenden Eingriff unmöglich machte. (Daß es übrigens eine schon sehr lebhaft betriebene andere Art von Beteiligung gibt, nämlich einfachen Aktienkauf, sei nebenbei erwähnt.) Dieser Vorschlag ist von einigen industriellen Führern auch mehr oder minder klar akzeptiert worden. Aber das Mißtrauen, das mir praktisch-politisch am bedeutsamsten erscheint, bezieht sich eben auf die Frage, ob Verhandlungen darüber auch wirklich geführt werden; und wenn sie geführt werden: ob nicht zu unkonzentriert und lustlos.

Hier nun, in, wie mir scheint, zentraler Angelegenheit, steht man überall vor jener Undurchdringlichkeit, die rein geschäftlichen Verhandlungen gegenüber wohl angebracht sein mag, die aber halsbrecherisch, höchst halsbrecherisch wird, wenn es sich darum handelt, auch politische Wirkungen zu erzielen; und vor allem: sie noch rechtzeitig zu erzielen! Ich kann nicht sagen, daß die Undurchdringlichkeit jedes der nicht immer genialen Herren konsequentem Fragen gegenüber standhält. Aber gerade angesichts der Andeutungen, die schließlich doch nicht ausbleiben, empfindet man es als notwendig, doppelt dringend zu werden.

Die Mahnungen heißen:

Erstens: Verhandelt! Laßt euch, die ihr Schwierigkeiten sonst so gerne überwindet, nicht von Schwierigkeiten abschrecken.

Zweitens: Verhandelt konzentriert, nicht nur diffus, hier und dort. Ihr seid ein Block, warum es verbergen? Warum nicht auch die Gegenseite zu kollektiven Erklärungen nötigen?

Drittens: Verhandelt nicht mit stillem Unglauben an die Dringlichkeit. Alles Politische drängt zur Explosion, — dem Schweren, das ihr jetzt vielleicht noch umgehen zu können hofft, steht als Alternative wahrscheinlich nur noch Schwereres gegenüber.

Viertens: Verhandelt nicht mit dem Ziel, auch innerpolitische Vorteile zu erringen. Ihr tatet es, in anderem Zusammenhang, vor einigen Wochen und es hat nicht zu guten Folgen geführt.

Fünftens aber: Wenn Ihr verhandelt, — breitet nicht, in falscher geschäftlicher Einstellung, den Schleier des Geheimnisses darüber. Laßt nicht auch hier wieder das alte „Zu spät!“ Ereignis werden, laßt es nicht dazu kommen, daß Ihr, wenn die Heere sich in Bewegung setzten, aufschreiben müßtet: „Und eben standen wir vor Abschlüssen . . .!“; und daß aus einer uninformierten Weltöffentlichkeit dann achselzuckend zurückschallte: „Ja, wenn wir das gewußt hätten, dann . . .!“

„Ich werde einen antiken Frieden schließen . . .“
(Clemenceau in Versailles.)

Am 23. Jänner 1919 brachte Herr Toyokuni Chinda, Delegierter des japanischen Kaiserreiches, bei der Versailler Friedenskonferenz einen Antrag betreffend die Gleichstellung aller menschlichen Rassen ein. Der Antrag wurde abgelehnt, wahrscheinlich mit Hinweis darauf, daß man doch schließlich einem Sudanneger oder einem ägyptischen Fellachen oder einem Bewohner des Iran oder einem Araber nicht dieselben internationalen Rechte zusprechen könne wie Herrn Clemenceau oder Herrn Tardieu oder Herrn Lloyd George.

Am 24. Jänner 1919 sagte Herr Lucien Vogel aus Nancy, Professor der griechischen Sprache an der Normalschule „Zum heiligen Herzen Jesu“ in St. Germain, dem Schüler Jean François Moreau des vierten Jahrgangs folgendes:

„Nun, Moreau, erzählen Sie mit eigenen Worten wieder, was wir gestern aus Xenophons Hellenika gelesen haben.“

Jean François Moreau, glänzend präpariert, plapperte fließend los:

„Nachdem am Ziegenfluß die Athener vollständig geschlagen worden waren, bestellte der spartanische General Lysander einerseits ein Kriegsgericht und begann andererseits die Belagerung von Athen.

Das Kriegsgericht einerseits hatte zu entscheiden über die Kriegsgefangenen, nachdem es die Sache untersucht hatte. Es war aber nämlich gesagt worden, daß nach der Seeschlacht bei den arginusischen Inseln nicht die Athener, wie es nötig und rechtens gewesen wäre nach altem Brauch, genügend Rettungsboote ausgesetzt hätten für die Schiffbrüchigen, und viele Tausende seien überflüssigerweise so umgekommen. Ferner wurde gesagt, daß sie auf Befehl des Philokles sämtliche Mannschaft zweier erbeuteter Dreidecker aus Korinth und aus Andros über einen Felsen hinabgestürzt hätten, und ferner vor der Schlacht am Ziegenfluß den Beschluß gefaßt hätten, im Falle sie siegten, allen Gefangenen die rechte Hand abzuhaue. Das Kriegsgericht aber, nachdem es die Sache untersucht hatte, verurteilte die athenischen Gefangenen teils zum Tode, teils zur Sklaverei.

Andererseits aber war in Athen eine furchtbare Hungersnot, da es von allen Seiten von der Zufuhr abgeschnitten worden war. Nachdem jedoch eine Anzahl von Bürgern Hungers gestorben war, beschloß man die Absendung einer Gesandtschaft von Bittflehenden, welche wegen des Friedens nachfragen sollten.

Der spartanische Unterfeldherr des Belagerungsheeres, Agis, wies sie nach Sparta, wo der Oberbefehlshaber Lysander sei und die Versammlung der griechischen Städte soeben tage, aber schon am Wege dahin, in Sellasia, erhielten sie von den spartanischen Ephoren den Befehl, vorerst die Stadtmauer von Athen zehn Stadien weit auf

beiden Seiten niederzureißen und die Befestigungen von Piraeus zu schleifen, denn vorher werde man nicht mit ihnen verhandeln. Als aber die Bittflehenden mit dieser Antwort zurückkehrten, zerrissen die Athener ihre Kleider, denn nun erst sahen sie, was es heiße, den Spartanern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert zu sein.

Da beschlossen sie, die Demokraten, und an ihrer Spitze den Kleophon, hinzurichten, den Theramenes zum Diktator zu ernennen, um den oligarchischen Spartanern zu gefallen, und ihn mit sechs Anderen zum Bundesrat nach Sparta zu entsenden.

Nachdem sie daselbst angelangt waren, erhob sich Pharnabazes, der Gesandte des jüngeren Cyrus, welcher aus Asien zu der Versammlung der Städte gekommen war, und sprach: „O Lysander,“ sagte er, „nicht ist es nötig, daß die athenische Gesandtschaft behangen mit dem Ehrenschnur der kriegerischen Waffen vor uns erscheine!“ Da riefen die Gesandten der Korinther und Thebaner: „Gegürtet bloß mit dem Gurte der Sklaven, mögen sie hereintreten!“ Aber es erhob sich Lysander, der Feldherr der Spartaner, und, nachdem er sein Schwert gezogen hatte, schlug er es dreimal auf den Steintisch, an welchem er saß, indem er sagte: „Nicht also, o Gesandte von Korinth und Theben, sondern vielmehr, ärger als die Sklaven, nämlich völlig entkleidet und nackt, wollen wir sie hier vor uns sehen, nachdem sie sich unten im Hofe einerseits im Pferdemit eine Zeitlang demütig herumgewälzt, andererseits 25 Rutenstrieche empfangen haben werden.“ „O Lysander“, erwiderte Pharnabazes von Tyrus, „sich im Pferdemit herumgewälzt habend, dürften sie einen üblen Geruch in diesem Raume verbreiten.“ Da beschloß die Städteversammlung, daß sie lediglich 25 Strieche empfangen sollten, jeder für sich.

Als dies geschehen war, erhob sich Lysander und sagte zu den Athenern: „O Athener“, sagte er, „fürwahr werde ich Euere Stadt in Grund und Boden zerstören, die Bürger in Knechtschaft führen, die Stätte einem Weideplatz gleichmachen.“ Aber Korinth und Theben widersprachen, denn nicht ziemte es sich, Griechen in die Sklaverei zu versetzen. Da beschlossen sie, daß Athen die Mauern einreißen, den Hafen Piraeus zerstören, die wegen Hochverrates Verbannten wieder aufnehmen, alle Waffen abliefern und alle Schiffe verbrennen sollte. Ferner wurde die athenische Demokratie aufgehoben und 30 Ephoren nach spartanischem Muster eingesetzt. Die schönsten Wohnhäuser sollten den zurückberufenen oligarchischen Hochverrätern zugewiesen werden. In die Akropolis werde eine Besatzung von 300 spartanischen Scharwächtern kommen, um die Ephoren zu schützen. Der Feldherr Lysander, indem er sein Schwert zog, verlangte und erreichte überdies, daß jeden vierten Monat eine Sühnegesandtschaft zu ihm kommen solle, nachdem sie sich eine Zeitlang im Pferdemit herumgewälzt und 25 Strieche empfangen habe.

Darauf erhob sich Pharnabazes von Tyrus und sprach:

„O Gesandte der griechischen Städte“, sagte er, „mein Herr Kyros, Statthalter von Vorderasien und Sohn des großen Darius, läßt Euch verkünden wie folgt:

Schwer ist das Geschlecht der Sterblichen bedrängt von oben und unten.

Von unten sind es die Tiere, die Löwen, die Tiger, die Leoparden, die Wölfe, die Meerungeheuer und die Sklaven (denn in Kleinasien war wieder ein Sklavenaufstand ausgebrochen und die Sklaven verlangten, daß sie sich nach 50 Dienstjahren loskaufen dürften von ihrem Ersparten, nachdem ihre Körper öffentlich eingeschätzt worden seien).

Von oben aber drücken schwer die unsterblichen Götter auf uns mit Sturm, Sonnenbrand, Mißernte, Krankheiten und Tod.

Daher meint Cyrus, daß sich die Sterblichen zusammentun sollten, um stark zu sein gegen beide, gegen die Götter und gegen die Tiere, daß die Menschen friedlich hinfort die Erde untereinander teilen sollten, denn jeder werde doch von einem Schoße geboren und von einem Grabe aufgenommen, irgendeinmal, und zwar bald genug.“

„Nicht also, o wunderlicher Pharnabazes!“ erwiderte Kallimachos, der Gesandte von Theben, „wohl gebe ich zu, daß ein Perser eine Art Mensch sei oder ein Aethiöper oder ein Bewohner des Nil oder des Sudans oder ein Meder oder Phönizier, wie ja auch du, o Pharnabazes, schließlich so etwas wie ein Mensch bist. Aber du wirst doch nicht behaupten wollen, daß die nördlichen Lebewesen, die Skythen oder etwa die Bewohner des Rheins oder der Seine, der Rhône, oder gar die Inselbewohner jenseits von Gallien und den Säulen des Herakles: du wirst doch etwa nicht behaupten wollen, daß alle diese Lebewesen derselben Gattung angehören wie wir, obgleich sie doch auch auf zwei Beinen gehen und zwei Hände haben, wie wir? Sie sprechen doch keine menschliche Sprache, sie sind des menschlichen Denkens nicht teilhaftig, sondern wild und ihrer selbst unbewußt, wie die Tiere des Waldes, zwischen denen sie leben, pflanzen sie sich fort bis in alle Ewigkeit! Wie, o wunderlicher Pharnabazes: willst du etwa uns zu jenen rechnen? Wie willst du dich mit ihnen verständigen? Nützlicher wäre es, sie abzurichten und zu allerlei häuslichen Verrichtungen zu verwenden, damit sie wenigstens dem Hunde oder dem Pferde oder dem Stier oder der Ziege im Range gleichkommen. Denn fürwahr, sie stehen tief unter jenen, indem doch Hund, Pferd, Stier und Ziege uns Nutzen bringen, jene aber völlig nutzlos dahinleben. Wollte man also jene für gleichartig mit den Griechen erklären, dürfte man diese nicht ausschließen, denn mit Recht könnten sich sonst Hund, Schwein und Esel zurückgesetzt fühlen. So scheint es mir, o Pharnabazes von Tyrus!“

Da erhob sich der Feldherr Lysander, und, nachdem er sein Schwert gezogen hatte, schlug er es dreimal auf den Steintisch, an welchem er saß, indem er sagte: „Nicht also, o Gesandte von Korinth und Theben“, sagte er, „und wären dort sogar Menschen wie wir, am Rhein, an der Seine oder gar jenseits von Gallien (was ich bezweifle); wäre es selbst möglich, sie Sprache und Sittlichkeit zu lehren, und sie eines gewissen menschlichen Verstandes teilhaftig zu machen (was ich nicht glaube): so blieben doch noch immer die Athener übrig! Niemals werde ich einräumen, daß sie zu dem Geschlechte der Menschen gehören! Nein, vielmehr dieses Schwert soll zu spüren bekommen, wer frech genug ist, zu behaupten, ein Lysander und ein Athener gehörten derselben Gattung von Lebewesen an. Laß dir das gesagt sein, o Tyrer, und hebe dich weg von hier!“

Nachdem er dies gesagt hatte, setzte er sich nieder. Aber Pharnabazes aus Tyrus erhob sich, ging nach Hause und schrieb aus Rachsucht einen Brief an seinen Herrn nach Medien. In diesem Briefe stand in diesem Briefe stand stand“

„Nun, was stand denn in diesem Brief, Moreau?“ fragte Herr Vogel gütig.

„In diesem Brief stand, in diesem Brief stand: O Kyros, Zeit ist es fürwahr jetzt in Griechenland einzufallen, denn es ist dem Untergange geweiht!“

„Brav gelernt!“ sagte Herr Lucien Vogel und schrieb dem kleinen Moreau in den Klassenkatalog ein: „Très bien!“

ANTON KUH

DIE SÜSSE LIEBE UND DER BITTERE TEE

Glosse zum Franz-Prozeß.

O daß ich ein Grammophon hätte, das mir vorspielen könnte, was seit 14 Tagen in deutschen Schlaf- und Speisezimmern über die Affaire Franz gegackert, gekichert, gemeckert, und geblubbert wird! Wie da in die Stubenmuffigkeit und den entsagungsvollen Pferch, in jenen Käfig, über dem Schillers „Glocke“ bimmelt, ein Strahl des Lebens fällt, weil ein Ehepaar, Mann und Weib, und nicht Mann gegen Weib, sittlichkeitshalber vor Gericht steht. Wie sich die Entsagung durch einen Prozeßbericht entlohnt fühlt! Ich höre Stimmen: „Netta Mensch, der Jeheimrat . . . daß er für die Ehre der Tochter 500 000 Emm valangt.“ — „Wat sachst de — der Tee war bitter?“ — „Die haben se erst ma hypnotisiert und dann einjefang.“ — „Daß die Frau nu zujesehen hat!“ — „N' richtiger Film: er guckt se an und sie muß mitkomm.“ — „Det haben de Weiba von der freien Liebe!“ — Deutschlands Wochentratsch. „Leipziger

Illustrierte Zeitungs“-Köpfe werden wackelernst, graubärtige Schüler mimen Heldenväter, Mütter verstecken Zeitungen, Marlitt-Elfchen keuchen über dem Tagebuch, — das ganze Bataillon der Unerwachsenen ist in Alarm. Das hat mit seinem Umsatz das Ehepaar Franz getan.

Der Geschlechts-Umsatz schien nach den ersten Alarm-Berichten nicht unbeträchtlich; etwa siebzig Abenteuer pro Jahr und Paar. Siebzig telephonistische, oder komptoiristische, oder lyceistische Goldelfchen, die dem Mann umso lieber ins Haus folgten, als die Gattin „nicht gegen“ war. Darauf kam's an: Den Elfchen und dem Gericht. Jenen — weil nun die Ehepatronanz das Abenteuer versittlichte; denn was kann schon an einer Sache liegen, von der die Frau weiß? Diesem — weil hier ja ein Urgesetz des bürgerlichen Hausstands durchbrochen war: die Eifersucht, das Hinterrücks-Romantische des Ehebruchs. Das einzig und evident Reinliche der Sache wirkte als die große Schweinerei: Zustimmung oder Duldung der Gattin (die nun keine Betrogene mehr ist), statt: Krakehl, Lysolattentat, Selbstmordversuch. Hernach aber: die „Kreise“, aus denen die „Opfer“ stammten. Wären es Arbeiter-, Künstler-, Gewerbskreise gewesen, das ginge schon noch drein. Aber es waren Bürja, Bürokraten, richtiggehende Geheim- und Oberintendantzräte, deren Töchter sich soweit vermaßen. Zum Wirtschaftsspott noch die moralische Schande! Kein Kaiser, kein Reich, kein Titel, kein Charakter- und nicht einmal das Tugendkleinod gerettet. Was taten diese erbarmungswürdigen Väter? Der große Augenblick fand sie als Verrinas. Kein Gold der Welt konnte ihnen die töchterliche Reinheit ersetzen — d. h. kein Betrag unter 500 000 Mark! (Soviel nämlich betrug die Entschädigungstaxe für den väterlichen Schmerz.) Aber wie zu diesem Sühnegeld kommen? Die Geheimräte ersannen wie auf Verabredung das gleiche Mittel: Sie engagierten sich Privatdetektivs, lauter fixe Harry Piel's, direkt vom fahrenden Eisenbahnzug aufgefangen, und beteiligten sie so für gewisse Eruiierungen mit Anteilen am Vergütungsbetrag. Eine interessante A.-G. Die großzügigste Fruktifizierung der Jungfernehre, von der man jemals las! Und was geschah nun? Zweierlei. Erstens: Die Detektivs brachten Material; zweitens: das deutsche Gericht fand dieses Material für genügend objektiv und reinlich ermittelt, um es als Prozeßunterlage zu benützen. Unter Beschuldigung von etlichen siebzig „Fällen“ — Fälle, weil die Sünderinnen hypnotisiert und betäubt worden seien — wanderte das Ehepaar Franz in die Haft. Das war vor zwei Jahren. Zwei Jahre mußte das Ehepaar hinter Schloß und Riegel sitzen, obwohl noch nichts Erweislicheres ans Licht kam, als gewisse Tatsachen, die unwidersprochen an unserer Geburt beteiligt sind. Zwei Jahre nur kurz unterbrochener Haft für die Vorstelligkeit eines Geheimrates! Von den sogenannten Fällen blieben nach sehr langwieriger und detail-

lierter Untersuchung sage und schreibe drei Stück übrig. Und was war in diesen dreien erwiesen? Glaubt mir und lest es nach: nicht mehr und weniger als die Tatsache, daß die drei Opfer beim Trinken des Tees einen „bitteren Geschmack“ empfanden. Was sie sonst noch dazu gaben, war sichtlich Antwort auf Privatdetektivsfrage: „Haben Sie das Gefühl gehabt, als ob . . .?“ — „Ja, ich habe das Gefühl gehabt, als ob . . .“ — „Fühlten Sie die Augen des Herrn Franz . . .?“ — „Ich fühlte die Augen des Herrn Franz . . .“ — „Sie waren also in einer Art hypnotischer . . .“ — „Ich war also in einer Art hypnotischer . . .“ Daß Geheimratstöchter, von denen der weltfremde, marlittwürdige Herzblätchenindenarmschließer, der sie zeugte, nur die beste Meinung hat, sich diese Meinung nicht ohne weiteres verschmerzen, ist klar. Infolgedessen ziehen sie es vor, den unwiderstehlichen Trieb ihres Herzens weniger kinetischen, als kinotischen Ursachen zuzuschreiben. Es war ihnen, als ob, sie glaubten, sie müßten, sie fühlten die Augen — kurz, es war ein regelrechter Stuart Webbs-Film.

Stuart Webbs hat mit dem deutschen Sinnenleben hervorragend viel zu tun, wenn's mit der Legitimität etwas happert, wenn's nicht so gradewegs nach dem bürgerlichen Einmaleins zugeht. Narkose, Hypnose, Betäubung müssen dazu herhalten, Dingen eine Rechtfertigung zu geben, die man im Mittelalter dem Teufel und später der Neuropathie in die Schuhe schob. Den Frieden der bürgerlichen Moral umgibt ein Laufgraben von kinematographischen Gräueln. So sehen es vom Geheimrat abwärts Väter und Mütter, Gatten und Bräute. Verrinas Tochter lebt in Sicherheit: tritt Gianettino bei ihr ein, so war es der Telepat Erik Jan Hanussen. Der deutschen Moralpolizei gelang es, was nie und niemandem noch gelang: zwischen der Suggestion, die die Liebe an sich darstellt und der, mit der sie noch eigens herbeigeführt wird, einen nach Bedarf funktionierenden Strich zu ziehen.

Von den Delikten des Ehepaars bleibt also vorläufig in der Reibilanz nur eines übrig: der bittere Tee. Drei Schalen Tee ohne Zucker — zwei Jahre Untersuchungshaft. Da die bürgerliche Moral das Märchen von der verpönten Liebe jenseits der Legitimität in die Welt gesetzt, und Naturvorgänge zu Märchen gestempelt hat, muß sie die höchst netten Bräuche der Natur mit einem ganzen Apparat von Kinogrusel und Schauerromantik versehen, um das Bürgerkind weiter in den Schlaf zu wiegen. Die Fortpflanzung der Menschen ist in ihren Augen ein spannender Kriminalfilm, bearbeitet von einem Polizeikommissär und gekurbelt von einem Gerichtspräsidenten.

Im Jahre 1822, also vor hundert Jahren, kam ein Unbekannter zum Verleger Brockhaus. Er bot ihm ein umfangreiches, in französischer Sprache geschriebenes Manuskript an: die Memoiren Casanovas. Brockhaus übergab das Manuskript seinem literarischen Berater Ludwig Tieck. Der war unbefangen genug, die Veröffentlichung der Memoiren zu empfehlen. Der Verfasser, so meinte Tieck, sei zwar ein ruchloser Mensch, aber seine Beschreibungen seien höchst anziehend. Die ersten Bände wurden gedruckt, bis irgendein Professor Brunner Ärgernis nahm und die Zensurbehörde gegen Brockhaus hetzte. Der letzte Band konnte erst 1858 erscheinen. Es hat also 36 Jahre gedauert, bis die deutsche Casanova-Ausgabe vollständig herauskommen durfte.

Seitdem ist Casanova beinahe soviel gelesen worden wie Karl May. Der Lesepöbel verschlang ihn als Pornographen, dessen Lektüre erlaubt ist, weil der Autor schon lange tot und sozusagen klassisch geworden ist. Stoffhungrige Literaten plünderten und verfälschten ihn, bildende Künstler illustrierten ihn, wie es der jeweilige Borngräber befahl. Casanova blieb ewig. Jede Generation entdeckte ihn für sich. Heinrich Heines Tastsinn erfuhr früh im Chevalier de Seingalt den Bruder in Apolline, den großen Schriftsteller, der Jungdeutsche Theodor Mundt verflocht den Venetianer in seine als staatsgefährlich empfundene Novelle: „Moderne Unterhaltungen mit einer Heiligen“, die 1848 erschien und die in unserer Zone ewigaktuelle Forderung enthielt: „Die Welt und das Fleisch müssen wieder eingesetzt werden in ihre Rechte, damit der Geist nicht mehr sechs Treppen hoch wohnt in Deutschland.“ In unseren Tagen haben Hofmannsthal und Schnitzler Casanovastücke geschrieben, die Casanova-Essays sind zahlreich wie die Sterne des Himmels. Ich erwähne nur die Arbeiten von André Suarès, Jakob Wassermann, Franz Blei und Paul Wiegler. Jede Zeit deutet den Venetianer anders, jedes Hirn formt ihn neu.

Warum fesseln des Glückritters Erinnerungen Narren und Weise, Alte und Junge, Neutöner und Epigonen? Weil sie Leben sind, nichts als Leben. Weil Casanova die Fülle der Gesichte schenkt, ohne mit Kommentar zu langweilen. Weil er seine Einfälle, Zufälle und Unfälle nicht ins Prokrustesbett eines Systems zwängt. Weil er das Gegenteil eines Ideologen ist. Weil er lebt und nicht reflektiert. Weil er zu seinen Genüssen und seinen Leiden keine Theorie hinzuschwindelt. Weil er sich nicht intellektueller gibt als er ist. Weil er das Leben nicht unter geistigen Aspekten sieht, weil ihm das Dasein eine Tatsache und kein Problem ist. Deshalb sind seine Memoiren eine Wohltat für den Nordländer, der sich immer als Hamlet en miniature vorkommt. Bei uns löst jeder die Welträtsel für sich allein, ist noch stolz darauf und nennt das indivi-

duelle Kultur. Casanova hat keine Ideale, aber auch keine Idole. Lange vor Nietzsche weiß er, daß aller Idealismus Verlogenheit vor dem Notwendigen ist. Wir schwatzen, vor allem in der Liebe, unaufhörlich von Ewigkeit und verstehen nicht einmal, uns eine Viertelstunde Glücks zu gewähren. Wir wollen die Lust verewigen und betrügen uns um die Sekunde des Rausches. Casanova lächelt, wenn jemand vom Glück im Jenseits predigt. Er ist Abbé, hat die niederen Weihen empfangen, aber das Glück kann er sich nur im Diesseits vorstellen. Gibt es im Jenseits noch ein Glück — um so besser. Er meint das nicht anmaßend, nicht philosophisch, nicht kirchenfeindlich, er spricht nur schlecht und recht aus, was alle denken, die im Leben verwurzelt sind. In heftigen Worten hat sich Casanova gegen den im 18. Jahrhundert nicht ungefährlichen Vorwurf des Atheismus verteidigt; im Sinn einer Doktrin war er sicher kein Atheist, nur daß ihm Gott und alle Metaphysik eben gleichgültig war. Er war ein Romane, will sagen: das Christentum war ihm nicht Blutsbestandteil, sondern Convention. Siebzehn Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung hatten in ihm den hellen Diesseitsglauben nicht zerbrochen. An den Christengott glaubte er nur wie der Mensch der Antike an die Gottheit seiner Polis. Casanovas Erinnerungen sind der letzte Strahl der homerischen Sonne. In Casanova offenbart sich noch einmal die unzerstörbare Heiterkeit der mediterranischen Rasse.

Disraeli, der für die Vaterstadt Casanovas schwärmte, meint: „Der Mensch ist nur dann wirklich klug, wenn er aus seinen Instinkten handelt.“ Wenn das wahr ist, so muß der Venetianer einer der klügsten aller Sterblichen gewesen sein. Er handelte nur aus seinen Trieben. Deshalb hatte er Erfolg. Das Genie kann man negieren, dem Geist kann man ausweichen, gegen die Urkraft des Instinktes gibt es nur eine Rettung: Hingabe. Casanova hatte keine Hemmungen: deshalb konnte er in zahllose Schicksale eingreifen. Er war ein Zerstörer und ein Beglückter. Wie ein Gott schuf er Wonnen und Martern. Er war nicht antisozial — er hatte ja gar keine Tendenz — aber er war asozial wie alle Grandseigneure der Lebenskunst. Die Dominante seines Lebens blieb ihm nicht verborgen: „Den Genuß der Sinne zu pflegen war stets meine Hauptbeschäftigung; eine wichtigere hatte ich nie. Für das schönere Geschlecht fühlte ich mich geschaffen...“ Dieser Antagonist Hamlets verlor seine Zeit nicht. Er war ein Aktivist, kein Träumer, er war ein Raffer, kein Grübler. Er wußte, was er wollte und er wollte, was er wußte. Er kümmerte sich nur um Dinge, die ihn unmittelbar angingen: Frauen und Spiel. Er lebte in den schönsten Gegenden Europas, aber über die Landschaft hat er kaum je ein Wort. Er erzählt sachlich, Herzensergießungen über die Erhabenheit der Natur überläßt er den reisenden Engländern. Während seines Aufenthaltes in Paris findet die Hinrichtung des Damiens statt, der versucht

hatte, Ludwig XV. zu ermorden. Zu diesem Schauspiel hat Casanova für sich und einige Damen ein Fenster am Grèveplatz gemietet. Die gräßliche Prozedur dauert vier Stunden. Während Damians gequält wird und wie ein Tier brüllt, unterhält sich die Gesellschaft Casanovas in eindeutiger Weise. Unten die Schlächterei, oben die Orgie. Casanova macht nicht etwa auf diesen Kontrast aufmerksam, wie es jeder mittelmäßige Schriftsteller getan hätte. Er berichtet nur den Hergang und verzichtet auf alle Betrachtungen über die Zusammenhänge zwischen Liebe und Tod, Wollust und Blut.

Er war ein Spieler, ein Abenteurer, vielleicht ein Spion. Gewiß. Aber er hat ein unvergängliches Verdienst: er hat die Liebe entsentimentalisiert. Deshalb müssen wir ihm danken, wir Nordländer, denen die Erotik eine wirre Seelenangelegenheit ist, sofern sie nicht eine Schweinerei ist. Der deutsche Gymnasiast, der eben noch seiner Tanzstunden-Beatrice Sonette geweiht hat, gröhlt als Student Wirtinnenverse. Der deutsche Eros pendelt zwischen Seelenextase und Bordell. Hie Tristan — hie Tristitia. Casanova ist nur sentimental, wenn es die betreffende Frau nicht anders haben will. Es gibt auch bei ihm Situationen, in denen nur die Empfindsamkeit zum Ziel führt. Aber immer bleiben bei ihm die Gefühle die Trabanten des erotischen Triebes, niemals werden sie Herren. Er liebt Christine, die in seinen Armen zum Weibe geworden ist, aber keine falsche Empfindung hindert ihn, für die noch immer Geliebte einen passenden Gatten zu suchen. Ein Deutscher käme sich in solcher Lage gleich als Zuhälter vor. Ein deutsches Mädchen schrie Verrat, aber Christine wird ihren Mann deshalb nicht weniger lieben, weil sie vorher Casanova in ihrem Schoße gefühlt hat. Der Chevalier de Seingalt, der, wenn es sein mußte, für Frauen sein Leben aufs Spiel setzte, ist ein Meister der untragischen Liebe. Wenn diesseits der Alpen eine Frau sich nicht mehr oder nicht genug geliebt gefühlt, wirft sie dem Manne vor: „Du hast mich ja nur sinnlich geliebt.“ In Strindbergs „Band“ spielt die scheidungswütige Gattin diesen Satz als letzten Trumpf gegen den Mann aus. Mit solchen Albernheiten ist Casanova nicht geödet worden.

Zur Befriedigung aller Respektablen ist der Venetianer in Armut und Einsamkeit gestorben. Er war ein Lump, gut, aber wer von den Respektablen hat soviel Glück geschaffen wie er? Im Freiheitskampf der Menschen gegen die selbstgeschaffenen Mythen war er ein Winkelried. Er hat den Feudalismus in der Liebe lächerlich gemacht. Wer den Eigentumsbegriff aus der Erotik entfernen will, wird in Casanova den Kampfgenossen ehren müssen. Das 18. Jahrhundert stritt im Namen der Natur. Casanova aber tat, was Rousseau nur malte.

Das Kino ist unersetzlich und nicht auszurotten. Mögen die Theater krachend zerpleiten oder lautlos dahinschwindeln —: das Kino wird blühen und gedeihen! Möglich, daß wir in fünfzig Jahren nur noch veredelte Wanderschmierer haben, die gaukelnd von Stadt zu Stadt ziehen und die klassierten Eulenburgs und Hasenclevers darstellen. Möglich, daß die Kabaretts mit ihren turmhohen Weinpreisen (nepp-nepp-hurrah!) den billigen Tingeltangels mit ihren Ringern, Boxerinnen und Halbnacktchansonetten Platz machen. Das Kino fürchtet keine Konkurrenz. Das Kino hat keine Konkurrenz. In der letzten Woche habe ich mir in sieben verschiedenen Lichtbildstätten Films (mit dem Rücken gegen die Leinwand) angeschaut und bin mir im klaren, worin ihre Wirkung beruht. Ihre Wirkung auf das Volk. Denn nur auf das Volk kommt's an. Auf die Tausende, auf die Hunderttausende. Nicht auf die Handvoll Gourmets und Intelligenzler und Literaten.

Weshalb, bitte, liest eure Donna Bücher? Und was für Bücher liest sie? Und, bitte, wie erklären sich die hohen Auflagenziffern der Kurzundkleinmahler? Und des Hanns Heinz? Und des Verdinters? Und des Karl May und der Detektiv-Schmöcker? Und warum ist Harry Piel der Liebling der kleinen Nuttchens? Und was berückt an Gunnar Tolnaes oder an Bruno Kastner?

Die Fragen sind fast rhetorisch. Ihre Beantwortung liegt auf der kahlen Hand. Das Was ist nebensächlich, wie? Die Form gibt den Ausschlag, was? Ach wo! Die große Menge, unerziehbar und instinktsicher in bezug auf echten Kitsch, pfeift auf das Wie und hungert nach dem Stoff. Daß Karl May einen jämmerlichen Stil schreibt (Hand aufs Hirn!), hat keiner von uns gemerkt, als er „Satan und Ischarioth“ verschlang. Und daß die Nachfolgerin der garantiert seligen Marlitt so wenig von den Mysterien der deutschen Sprache ahnt, wie die Schlächtermeistersgattin von gleichschräg gegenüber, steht einwandfrei fest. Daher ihr Erfolg. Versuche einmal ein gewitzter Schriftsteller ein einziges Kapitel „Ich lasse dich nicht . . .“ zu dichten! Er leidet elend Schiffbruch oder liefert eine Travestie.

Im Kino geht es nicht unter feinen Leuten und dabei ohne 300 Seiten Text ab. Welche Wohltat! Und überdies ist es unmöglich, hinten nachzuschlagen, ob sie sich kriegen. Fünf (oder acht) grausam zerschnittene Teile rollen an dir, Genußsüchtling, vorüber, und du hast keine Verpflichtung, auch nur für einen Groschen Ganglienschmalz zu vergeuden. Du brauchst nicht zu denken, brauchst deinen Grips nicht im allermindesten anzustrengen; darfst im Gegenteil im Aroma deiner Nachbarin schwelgen und sinnlichen Lockerungen fröhnen. Und mußt sekundlich auf tollste Überraschungen gefaßt sein. Noch im letzten Momang wird eventuell

der Fabrikshornstein gesprengt und der Held von einem Doppeldecker entführt. Im Film ist alles möglich.

Im Film ist alles möglich. Erstens, weil im Film tatsächlich alles möglich ist; und zweitens, weil die Menschen im Kino bei gemindertem Bewußtsein sind. Was niedergeschrieben dumpfen Quatsch ergäbe, erhebt sich auf der weißen Fläche zu unkontrollierbarer Realität. Knüppeldick toben die Leidenschaften, Pupillen kullern. Nüstern beben, Zähne werden gefletscht; und das zum Greifen deutlich, bis zur Schamlosigkeit überdeutlich.

Welches Theater kann dagegen an?

Hingegen im Kino!

Der billigste Platz, Liebling, ist der rentabelste. Während du im Parterre des Theaters (oder auf der Galerie) zum Opernglas greifen mußt, hast du die Akteure — die richtige, entsetzlich hemmungslose Menschen sind — dicht vor dir und darfst dich an ihren waschechten Frauenbacken atzen. Die Männer auf der Leinwand sind ungeheuer Mann, und die betörenden Frauen sind absolut Frau durch und durch. Wie wird gelitten! Hah, Wolkenbruch und Unterleib! Wie wird geschluchzt! Wie wird geschlechtelmechtelt! Wie wird gekämpft! Du bist meternaher Zeuge, wie der schurkische Oskar in entfesselter Blutrünst die Geliebte detailliert erdrosselt. Menschenskind, du bist Zeuge, wie droben auf der Plattform des Leuchtturms ein sadistischer Korvettenkapitän und Lord Eduard, der verkappte Diamantenräuber, einen kunstgerechten Ringkampf verüben. Bist Zeuge, wie das jähzornige, aber steuerlose Automobil in die Felsenschlucht karriolt, ohne daß die dem Kloster entrissene Amanda etwas anderes erlitte als ein Hauptabschurfingchen.

Das ist Positives, mein Junge.

Im Film sind die Instinkte bis zum Exzeß entfesselt. Die Bestie wird frei gelegt. Es knallt. Jede winzige Regung der sogenannten Psyche ist ums Zehnfache vergrößert und vermittels Großaufnahme deiner fressenden Neugier nahe gebracht.

Und dann die aufputschende Eleganz. Freundchen, dein geheimer Traum!

Die Damen knacken vor Pracht und Schönheit, und die Herren stellen sogar die Tenöre weit in den Schatten.

Und nach Indien darfst du reisen und durch spanische Häfen schleichen und unter Pinien ruhen und Mias Busen bewundern und die Mitternachtssonne untertitschen sehen und in wohliger Geborgenheit auf den Großglockner kraxeln, ohne einen Fuß zu krümmen.

Und immer, wie gesagt, unter wahnsinnig schick angezogenen Herrschaften, die in unerhörten Liebesgluten löhen.

Mensch, der Film ist großartig.

Du sollst nicht aufs Kino schimpfen!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Dezemberwoche

Mehrfach ist im „T.-B.“ darauf hingewiesen worden, daß die Stahl- und Eisenindustrie in ihren Preisen konsequent der Marktentwertung vorausseile. Darauf antwortet nun die „Deutsche Bergwerks-Zeitung“, das Organ der rheinisch-westfälischen Industrie, in ihrer Nummer vom 5. Dezember, solche „sklavisch den absoluten Zahlen der Devisenentwicklung folgenden“ Berechnungen berücksichtigten nicht, „in welcher Weise die durch innere und äußere Umstände hervorgerufene Änderung der wirtschaftlichen Verhältnisse gegenüber Friedenszeiten ein Umdenken erforderlich macht.“ Und mit lässiger Grandezza fährt das angenehme Blatt fort: „Die Feststellung, daß der Preis für französisches Eisen, in Mark umgerechnet, zurzeit niedriger ist, als der deutsche Preis, dürfte kaum beweiskräftig für eine übertriebene Preispolitik der deutschen Werke sein. . .“ Hier hört die Diskussionsmöglichkeit auf! Wenn das „Umdenken gegenüber Friedenszeiten“ darin bestehen müßte, daß man zugäbe, die Werke müßten für Güter, in denen neben gewiß valutarischen Rohstoffkosten auch fühlbar untervalutarische Löhne, Kohlen und Frachten stecken, — sie müßten für solche Güter wirklich übervalutarische Preise fordern, — wenn solches Umdenken erforderlich wäre, müßte man auch in anderer Beziehung umdenken: nämlich, daß die Werke lebensunfähig geworden sind und daß sie schleunigst schließen sollten! Wir hoffen, daß es noch nicht so schlimm steht!

Allmählich ist das Geheimnis aller Großverdiener dieser letzten Jahre auch den naiveren Zeitgenossen klar geworden, — dies Geheimnis, das da heißt: Geld möglichst lange schuldig bleiben, alles, was sich machen läßt, mit Krediten machen! Denn wenn ich eine Mark-Schuld etwa im Mai, als der Dollar auf 300 stand, aufnahm, und sie im August, als er um 4000 fluktuierete, wieder beglich, gab ich meinem Schuldner faktisch nur den 13. Teil seines Darlehens zurück, — das zwölfwache meiner Rückzahlung hatte ich verdient! Nachdem man diese einfache Sache jahrelang nicht verstanden hatte, ist man nun, wie gesagt, langsam doch dahinter gekommen; und wer noch offene oder Lombard-Kredite gibt, sucht sich durch fortwährend wachsende Zinssätze (die zum Teil direkt mit dem Namen „Geldentwertungsprovision“ bezeichnet werden) wenigstens einigermaßen gegen solch gesetzlich approbierte Beraubung zu sichern. Zinssätze von 20 und mehr Prozent im Monat sind unter diesem Regime keine Seltenheit mehr; und wengleich selbst damit oft nicht verhindert wird, daß man weniger zurückbekommt als man auslieh, ist

doch, bis zu gewissem Grade wenigstens, ein Ausgleich geschaffen. Merkwürdig aber, daß sogar diese gelinde Art der Deckung gegen Geldentwertung, trotz aller Erkenntnis des Sachverhalts, noch nicht durchgängig angewandt wird; und zwar gerade bei jener Kreditform nicht, die praktisch die allerwichtigste ist; nämlich: beim ollen, ehrlichen Wechseldiskont. Die Diskontierung eines Wechsels ist natürlich auch eine Kreditgewährung, und die Diskontrate ist der Zinsfuß dafür. Der weitaus größte Kreditgeber dieser Art ist die Reichsbank, nicht nur durch ihre eigenen Diskontierungen, sondern auch deshalb, weil sie die Diskonte der Privatbanken größtenteils rediskontiert. Wer glaubt nun, daß der 10prozentige Diskontsatz der Reichsbank genügt, ihr auch nur halbwegs Ersatz für die Geldentwertung während der Leihperiode zu gewähren? Sie ist in jedem Fall betrogen, sie diskontiert mit relativ gutem Geld und wird nach drei Monaten mit relativ schlechtem (plus 10 %) abgespeist. Kurz gesagt: die Reichsbank zahlt fast die gesamten Entwertungsmargen des Warenwechselumlaufs aus ihren Taschen drauf. Hier ist für Differentialgewinnler also noch was zu machen, — sie müssen nur möglichst viel Wechsel in die Welt setzen, alles weitere erledigt sich ganz von selbst und legal!

Während sich im Oktober nur 265 deutsche Aktiengesellschaften genötigt sahen, ihr Kapital zu erhöhen, waren es im November 468. Während im Oktober (obwohl er bereits einen Rekord schlug) nur 3,8 Milliarden Mark für diesen Zweck aufzubringen waren, mußten im November 11 Milliarden emittiert werden. Ziffernmäßig erforderte der eine November ebensoviel, wie die fünf vorangegangenen Monate zusammen! Die Folgerung mancher Auslandskommentatoren aus solcher Entwicklung, — die Folgerung nämlich, eine Wirtschaft, die derart nach Expansion dränge und zu so großen Investitionen im Stande sei, befinde sich in beneidenswert glänzender Verfassung, — diese Folgerung ist natürlich barer Nonsens. Nicht Expansion ist das Wesen dieser Erhöhungen; sondern im Gegenteil: mühseliger Ersatz von Einbußen, die aus der Marktentwertung stammen, Und nicht volkswirtschaftliche Ersparnisse ermöglichen die Aufbringung, sondern inflationistische Geld- und Guthabenmehrung. Aber auch der Deutsche, der befriedigt das Zauberwort Inflation vor sich hinhurmelt und damit alles ausreichend geklärt glaubt, sieht nicht in die Tiefe der Erscheinung. Denn an sich ist auch in Geldentwertungsperioden keine Betriebskapitalergänzung durch neue Kapitalaufnahme erforderlich. Da die überwiegende Mehrheit der Gesellschaften in Sachgütern (oder in preismäßig nicht gebundenen Dienstleistungen) arbeitet, müßte es möglich sein, vom Beginne der Geldentwertung an die für die Kapitalreproduktion bestimmten Gewinnanteile mittels höherer Sachwerterlöse (oder höherer Dienstvergütungen) derart zu steigern, daß das Ursprungskapital

realiter doch immer erhalten bleibt. Einigen deutschen Unternehmungen, die das Problem von Anfang an erkannten, — jenen Unternehmungen, die noch heute, ehrfurchtsvoll umstaunt, mit „Goldkapital“ arbeiten, — ist solche Reservenhäufung im Maße der Marktentwertung auch gelungen. Die übergroße Mehrheit aber hat Zuschüsse in Anspruch nehmen müssen; und zwar entweder, erstens, weil ihre Gewinne realiter mit der Geldentwertung nicht Schritt hielten; oder, zweitens, weil sie, um ihre Aktionäre zufriedenzustellen, noch vor ausreichender Kapitalsauffüllung Dividende ausschütteten (eine höchst ungesunde und allen guten Friedensgrundsätzen widersprechende Operation!); oder, endlich, weil sie beides zusammen taten: weil sie aus Bilanzen, die, in Gold gerechnet, nicht nur keine Gewinne sondern sogar Verluste auswiesen, dennoch, von den hohen Ziffern betrogen, Dividenden errechneten, die den Substanzverlust noch vergrößerten. Kurz und gut: der fortwährende Kapitalneubedarf bestehender Unternehmungen (wofern er nicht wirklich neuen Zwecken dient) ist ein Beweis dafür, daß die Firmen kalkulatorisch oder bilanzpolitisch fortwährend falsch operierten, daß sie, statt substanzuell zu verdienen, substanzuell in Wahrheit sich langsam aufzehrten. Und es gibt zu denken, in welchem Umfang das geschah und nach wie vor noch immer geschieht! Im Grunde genommen haben von 100 Firmen im Kurszettel wahrscheinlich noch nicht achtzig das Recht, überhaupt Dividenden und Tantiemen auszuschütten.

Vom 945fachen auf den 1665fachen Friedensstand sind binnen eines einzigen Monats, von Anfang November bis Anfang Dezember, die Großhandelspreise (die zu Jahresanfang das 42fache noch nicht überschritten hatten) laut Index der „Frankfurter Zeitung“ durchschnittlich gestiegen. Wie lange wird es dauern, bis der beschleunigte Nachlauf hinter der Valuta auch die Kleinhandelspreise zur selben Höhe gebracht haben wird, wie lange wird es dauern, bis sie, wie in Österreich, über den Weltmarktpreis hinausgelangt sein werden? In einzelnen Warengattungen ist die Vorkriegsparität schon heute überschritten, vor allem bei Textilien, die durchschnittlich beim 2667fachen Friedenspreis halten. Immerhin müssen die Textilrohstoffe sämtlich aus dem Ausland und in Auslandswährung bezogen werden; und sie sind auch im Ausland viel teurer als im Frieden. Eine fast reine Inlandsware dagegen ist Druckpapier, seine Preisgestaltung dürfte unter Betrachtung aller Kostenelemente also ziemlich den Vogel abgeschossen haben. Seit dem 1. Dezember ist der 2225fache Friedenspreis verfügt, während der Dollar bei einem Kurs von 8200 erst 1950fache Friedensparität erreicht hat. Das ist ein Leben, liebe Leute! Auch hier: die Löhne, Kohlen, Frachten weit unter Goldparität, die Preise aber weit darüber! Und Ihr schüttelt die Köpfe, wenn Eure Zeitungen mit Ach und Krach sich glücklich zum 300fachen Friedenspreis hochstöhnen!

G L O S S E N

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

Rettet Felix Holländer!

Ein Schauspieler des Deutschen Theaters schreibt uns:

Felix Holländer hätte, wenn er seiner Natur folgen dürfte, die Forderungen der Schauspieler sofort bewilligt. Er ist kein Mann der Selbstsucht, liebt die Schauspieler (unter denen er, wie zugegeben werden muß, auch viel zu leiden hat), er liebt uns wie ein verständnisvoller Kamerad, er hat keinen gierigen Erwerbssinn wie all die Saltenburge, die jetzt die Majorität der Berliner Direktoren ausmachen. Es steckt freilich auch ein Advokalentalent in Holländer, und dieser Lust an der pffiffigen Auslegung ist manche Entgleisung Holländers zuzuschreiben. Aber das Merkwürdigste an diesem komplizierten und im Grunde guten Menschen ist, daß er immer nur der Advokat anderer ist und nie sein eigener! Wenn irgend jemand nämlich eines Anwaltes bedürftig ist, dann Felix Holländer, auf dem Papier Direktor dreier Berliner Theater, in Wahrheit Opfer der schweigenden Spinne Edmund Reinhardt, die im Dunkel seines Büros in der Schumannstraße bleibt und der eigentliche Herr der drei Theater ist. Als ich den Aufsatz Holländers gegen die Forderungen der Schauspieler las, da nahm ich mir vor, den Direktor des Deutschen Theaters öffentlich zu fragen: Ist es wahr, Felix Holländer, daß Sie einen so fürchterlichen Vertrag mit Reinhardt haben?

Ist es richtig, daß Sie Abend für Abend ein Drittel Ihrer Brutto-Einnahme an die Spinne im Vorderhaus abführen müssen? Wir Schauspieler wissen, daß Edmund Reinhardt Ihnen dafür nicht einmal seinen Kostümfundus überläßt. Während jedes Stückchen Kleid, das Sie anschaffen, in die Reinhardtschen Kleiderkisten wandert! Mitten in der Spielzeit warfen Sie Ihren Arbeitsplan um, wenn Reinhardt die Sterne des Personals nach Wien riß. Sie bluteten für Ihren Herrn und standen mit jäh verarmtem Ensemble da. Wenn dieser halszuschnürende Vertrag mit Reinhardt besteht, und wenn Sie außerdem ein Drittel Ihrer Gesamteinnahmen an die Stadt, für Steuern und sonstige städtische Abgaben abzuliefern haben, dann bleibt Ihnen stets nur ein Drittel Ihrer Einnahme zur Befriedigung der Schauspieler, Arbeiter, Dichter, Musiker, zur Bezahlung von Reklame, Versicherung usw. usw. Kein Wunder, daß Sie, Felix Holländer, trotz außerordentlichem Fleiß, trotz ungewöhnlicher Geschicklichkeit, mit ewig benommenem Kopf herumgehen. Wir Schauspieler, die Sie seit Jahren kennen, sind Ihnen nicht gram, wir wissen, daß Sie das Opfer einer Vasallentreue sind, die nicht Ihresgleichen hat. Reinhardt, der große Künstler, aber liebearme Mensch, hat Ihnen einen Vertrag um den Hals gehängt, der Ihnen auch bei glänzendem Geschäftsgang keine ökonomische Möglichkeit des Be-

DAS BUCH DER WOCHE

ARNOLT BRONNEN: SEPTEMBERNOVELLE

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

standes gibt. Sie treten gegen die Genossenschaft auf? Sie, Felix Holländer, Opfer der großen Spinne, sollten mit Ihrem Vertrag und Ihren Büchern zu uns kommen! Und wir alle stünden auf Ihrer Seite gegen die schweigende Spinne. Das ist unsere Stellung zu Ihnen, Sie allzutreuer Vasall: Rettet Felix Holländer!

Herbert Eulenberg antwortet:

Auf die Glosse „Prager Schicksal“ (Heft 47 des „T.-B.“) sendet uns Herbert Eulenberg diesen Verteidigungsbrief:

Was jenen meinen Reiseaufsatz in der „Prager Presse“ angeht, so habe ich ihn zunächst als über-völkischer oder, wie man im Deutschen sagt, als internationaler Reisender verfaßt. Ich habe ausdrücklich betont, daß ich mich nicht in den Sprachenstreit in der Tschecho-Slowakei einmischen kann, weil ich mich mit dieser Frage nicht genügend beschäftigt habe. Das muß ich den Leuten an Ort und Stelle überlassen. Ich kann als Außenseiter doch keine „Obstruktion“ treiben. Jedenfalls würde ich Ihnen und unserer Sache damit durchaus nicht helfen. Ich schrieb meinen Aufsatz zu Nutz und Frommen der übervölkischen Reisenden, von denen man schwer verlangen kann, daß sie bereits tschechisch sprechen und verstehen. Ich fuhr beispielsweise von Wien nach Brünn mit einem hochgebildeten Spanier, der fließend deutsch redete und, nebenbei bemerkt, mehr von deutscher Kunst und Musik wußte, als manche unserer knalligen Alldeutschen, die,

wenn man von Schumann schwärmt, an den Zirkus Schumann denken. Dieser Mann vom Manzanares geriet, wie ich, in die größte Verlegenheit, als er in Lundenburg, knapp zwei Stunden von Wien entfernt, nur ausschließlich tschechisch an den Bahnhöfen las. Auf diese Einseitigkeit die Tschechen mit aller Politesse aufmerksam zu machen, erschien mir keine unvaterländische Tat zu sein und erscheint es mir auch heute noch nicht. Diesen augenblicklichen Beherrschern der Sachlage einmal vom internationalen Standpunkt aus klar zu machen, daß es einseitig und kleinstaatlich und rückständig ist bei einem Durchgangsland, wie es die Tschecho-slowakei ist, selbst an der Grenze ängstlich jedes fremde, nicht tschechische Wort zu vermeiden, schrieb ich meinen Reiseaufsatz zum Besten der Weltbürger. Und dabei dachte ich auch noch an die dreieinhalb Millionen Deutscher mit, die in der Tschecho-Slowakei hausen. Denn wenn erst „Französisch“ an den Grenzbahnhöfen zugelassen wird, so muß und wird das Deutsche bald nachfolgen.

Herrgott! meine lieben dreieinhalb Millionen, denkt Euch doch einmal in die Brust Eurer tschechischen Mitmenschen hinein. Daß ihr Volksstolz augenblicklich übers Ziel schießt und triumphiert, das ist, wenn auch nicht schön und klug, doch augenblicklich Tatsache. Wir würden vielleicht auch nicht anders handeln, haben jedenfalls, wie man uns historisch beweisen wird, auch schon einmal oder mehrmals nicht anders gehandelt. Aber auch diese

**„WILLST GESUND DU SEIN UND BLEIBEN,
MUSST DU „NACKTSPORT“ TÄGLICH TREIBEN!“
NACKTSPORT-LITERATUR WEIST NACH
LUFTBADBESITZER FUCHS, MOTZENMÜHLE, KREIS TELTOW**

Leute, die „Sieger“ von heute, werden mit sich reden lassen. Versuchen wir es doch nur, uns miteinander zu verständigen.

Aber wir Deutsche sind meist leider schlechte Politiker. Statt einen solchen Versuch nicht nur einmal, nein tausendmal immer wieder anzustellen, hauen wir uns lieber noch gegenseitig in die Zähne und verdächtigen einander.

Als unser Geld noch gut stand und in Wien etwas galt, habe ich stets die mir bekannten Schriftleitungen reichsdeutscher Zeitungen ermahnt, sich unserer deutschösterreichischen Schriftsteller anzunehmen, soweit ihnen dies nicht schon aus eigenem Nachdenken als eine notwendige Selbstverständlichkeit vorkam. Heute möchte ich mit Menschen- und Engelzungen ein Gleiches den deutsch-böhmischen und deutsch-schweizerischen Zeitungen predigen: „Rettet Euer und unser deutsches Schrift- und Dichtertum vor der Verelendung und Verhungerung!“ Es geht garnicht um mich dabei! Seien wir nicht so kleinlich! Es handelt sich ganz allgemein um die Schriftsteller und Dichter deutscher Zunge in der heutigen Zeit, die ohne die Unterstützung der Deutschen in den valutastarken Ländern verelenden müssen. Und wenn man diese deutschen Schriftsteller, wie es eine Zeitlang in der deutschen Schweiz Brauch war, als zudringliche Frankenjäger auch vom Erwerb draußen ganz absperrt, so wundert Euch nicht, wenn nächstens

der deutsche Geist mehr und mehr die Schwindsucht bekommt und ausstirbt.

Einen Teil Schuld an dieser unglaublichen Verdrückung der freien geistigen Arbeiter bei uns tragen — schlagen wir an unsere eigne Brust! — auch unsere reichsdeutschen Zeitungsherausgeber und Verleger, die ihre geistigen Lieferer so verächtlich behandelt haben und behandeln, daß sie ihre Leistungen in entwürdigend geringer Weise vergüten, also daß die Schriftsteller heute bekanntlich weit schlechter als die Schriftsetzer bezahlt werden. Um von den Putzfrauen und Papierauskehrern ganz zu schweigen! Statt diese Übelstände und diese rohe Mißachtung des Geistes endlich zu beheben, wirft man den armen Luders, die nach Dollars, Gulden, Kronen oder Fränken ausspähen müssen, wenn sie nicht eingehen wollen, noch Liebedienerei, Katzbuckelei und andere unschöne Dinge vor. Das ist kein Heldenstück. Man hat mir, als ich in Prag auf Einladung eines tschechischen Vortragsveranstalters weilte, und leider vor sehr wenig zahlreich erschienenen Deutschen sprach, den Wochenspielplan unseres dortigen deutschen Theaters und den der tschechischen Schauspielbühne Prags vorgelegt. Ich muß gestehen, daß der des deutschen Theaters sich weit weniger deutsch ansah, als der jener tschechischen Bühne, die damals in einer Woche Goethe, Grabbe und Wedekind reihenweise spielte und Büch-

SUBSKRIPTIONSEINLADUNG

Bis 20. Dezember 1922 erscheint:

GERD TOLZIEN

Drei Lithographien zum Buche Ruth

Ausgabe A (I-V) in Ganzpergament (vergriffen)

Ausgabe B (6-25) auf weiß Blütten, in Mapp., die Lithographien signiert und koloriert. Subskriptionspreis 4000,— M. (ausschl. Steuer)

Nach Beendigung der Auflage werden die Steine abgeschliffen. Letzter Subskriptionstermin 20. Dezemb Die Subskription nimmt entgegen: Karl Heldcamp, Buchhdlg., Potsdam

ner, wie ich hörte, vorbereitete. Wenn man ein Bollwerk des Deutschtums sein will, muß man auch für die deutsche Geistigkeit etwas tun. Seien wir doch wenigstens offen und ehrlich: Wenn wir die deutschen Juden in den außerdeutschen Ländern nicht hätten, könnte die deutsche Kunst dort versauern und vertrocknen.

*

Antwort an Herbert Eulenberg:

Was würden Sie sagen, Herbert Eulenberg, wenn Sie an einem jener französischen Propagandablätter im Rheinland mitarbeiten sollten? Sie würden, trotz lockender Franken, Ihre Mitarbeit verweigern! Die „Prager Presse“ ist ein tschechisches Propagandablatt, von der Regierung ausgehalten, und ihre völkerbundfreundlichen Redensarten sind Aufputz, dahinter rücksichtsloseste Tschechisierungspraxis geübt wird. Ein Schriftsteller muß sich die Tribüne ansehen, von der er spricht. Zweitens: Was würden Sie sagen, wenn die Franzosen in Ihrem Düsseldorf ausschließlich französische Straßentafeln, französische Eisenbahnfahrpläne zuließen? Das aber geschieht im rein deutschen Nordböhmen. Und diese Unterdrückung im ältesten deutschen Sprachgebiet wollen Sie durch Empfehlung französischer Kundmachungen beschönigen? Nein, Sie haben Unrecht, und es gibt in solchen Fällen nur ein Mittel, das Unrecht gutzumachen: Es einbekennen! Ein Dichter wie Sie hat ein gutes Recht auf Irrtum. Sie sehen eine phanta-

stische Welt, wir sehen Wirklichkeiten. Sie sind von sanfter Gemütsart, wir wissen, daß es historische Situationen gibt, in denen Sanfttheit Schwäche ist. Sollte man das in den Rheinlanden jetzt nicht auch erkennen?

TISCH MIT BÜCHERN

Brod, Max: *Franzi oder Eine Liebe zweiten Ranges*. Ein Roman. (Kurt Wolff Verlag, München. 345 Seiten.)

Franzi ist vom Schlag des süßen Mädels, etwas weniger und etwas mehr, wie man's auffaßt. Sie steht ganz auf der leichten Seite des Lebens. In einem Manicuresalon fängt es für sie an, in einer diskreten Villa hat es gewisse Höhepunkte. Aber dieses libertine Band schnürt ihr nicht die Natürlichkeit aus dem Herzen ab. Franzi bleibt Mensch, Frau, innerlich ein intakter Kerl — freilich auf einer Ebene, die jener erlebende Mann „zweiten Ranges“ nennt, die ihre eigenen, zur bürgerlichen Auffassung reziproken Gesetze hat. Staunend erwacht dieser Mann unter der Wahrheit: was uns da drüben Verbrechen schien, kann gut oder wenigstens nützlich sein, es kann das Glück auf eine schwindelhafte Höhe hinaufschnellen. Und worauf käme es sonst noch an? Da ist viel Licht, es macht ihn schweben und die Dinge spielend überwinden — während die Schwere von Tradition und Moral, figuriert in einer streng abgegrenzten Frau, drauf und dran war, ihn zermürbt ins Nichts zu stoßen.

HEINRICH MAURER

Pianos u. Flügel erster Firmen

An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte
Berlin - Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

Mir scheint, hier ist in überraschend geglückter Projektion das Reich der Zweifel, durch das wir heute schwingen, um drei, vier Menschen herum abgegrenzt. Phantastische Verwirrungen sind hineingeflochten und wieder gelöst, Beziehungen zu Zeit und Ideen der Zeit werden mit ein paar Akkorden so angeschlagen, daß man spürt, sie sind voll begriffen und in diesen Menschen plastische Musik geworden. Mit einer außerordentlichen Leichtigkeit der Diktion werden Bekenntnisse von Inhalt und Größe verschenkt. Und über allem jener zarte amoureuse Hauch, der Duft und Wärme und das Glück guter Abenteuerer ausströmt.

Eugen Ortner: Gott Stinnes. Ein Pamphlet gegen den vollkommenen Menschen. (P. Steegemann, Hannover. 71 Seiten.)

Die Stinnes-Literatur wächst. Das ist nur selbstverständlich, St. ist keine Figur mehr, er ist Begriff und Problem, drauf und dran, durch einen Zynismus ganz großen Stils mit Individualismus und bürgerlichem Herkommen aufzuräumen. Ortner begegnet ihm mit dem gleichen Zynismus; er deutet pamphletisch die Planierung Deutschlands, Europas in überamerikanischer Methode (Taylorismus) an Stinnes aus, mit verächtlichem Schulterzucken die ästhetischen Spielereien derer abtuend, die sich Künstler nennen, um selbst in leichte Verzückerung über die Romantik der Industrie zu fallen. Sein Buch hat aber vor der übrigen Stinnes-Literatur voraus, daß es großzügig, kräftig, mit frischer Ironie geschrieben ist und selbst auf jene Einfachheit zustrebt, die ihm als das Stigma stinnesischer Methode erscheint.

Junge Kunst. Eine Sammlung von Monographien über Künstler unserer Zeit; herausgegeben von Prof. Dr. G. Biermann. (Klinkhardt & Biermann, Leipzig.)

Diese Sammlung hat sich ganz prächtig entwickelt. Heute, beim Erscheinen ihrer IV. Reihe präsentiert sie sich bereits als ein Compendium der modernen Kunst. Man hat in jedem Bändchen einen sachlichen Abriß über einen Künstler, oft mit Verse geschrieben, dazu zwei Bogen Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Meist sind noch persönliche Lebensäußerungen beige-steuert, besonders für den Künstler stark und intim sprechende Töne. Diesmal schreibt Carl Einstein über Kisling, das ist vor allem schön und erfassend; Kolles Versuch über Rousseau muß gegenüber Uhdes wundervollem Buch im Schatten bleiben. Dann Hartlaub über van Gogh, Wedderkop über Cézanne,



Cohen über Macke, Suermondt über Nauen. — Die schlanken, in Halbleinen stabil gebundenen Bücher bedeuten in der Misère des notwendigerweise teuer werdenden Buches ein famoses Geschenk. M. K.

ANEKDOTE

Wir alle sind prominent.

In der Schauspielerversammlung lerne ich die dritte Soubrette eines Operettentheaters in Berlin N kennen. Die junge Dame, die früher in Bielitz und Pirna engagiert war, schwärmt für den Streik: „Wissen Sie, was an diesem Streik so schön ist? Die kleineren Leute sind diesmal nicht neidisch, sondern voll Dankbarkeit gegen uns Prominente.“

MYNONA

Die hoffentlich allen Lesern des „T.-B.“ (Heft 46) unvergessene satyrische Erzählung „Familien ergos“ ist einem Bande von Mynona entnommen, der unter dem Titel „Trappistenstreik und andere Grottesken“ im Verlage Walter Heinrich (Freiburg, Baden) erschienen ist. Das ungemein lustige, in seiner Lustigkeit kühne Buch sei aufs Eindringlichste empfohlen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 48):

Tagebuch der Zeit
Max Krell: Zu einem Paket Bücher
Hugo v. Hofmannsthal: Bücherbrief
Emil Waldmann: Neue Kunstbücher
Wilhelm Schmidtbonn: Einige Bücher
Tagebuch der Wirtschaft

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Gustav Kiepenheuer Verlages, Potsdam, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützw 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Die Stimme der Welt

Max Krell
Der Spieler Cormick
Roman

Geheftet M. 800,—

Gebunden M. 1600,—

Weser-Zeitung, Bremen: ... Miterleben und Genießen heißt hier sich anklammern an die Persönlichkeit des Spielers Cormick (einem wilden, gemütsdunkeln Bruder Casanovas) und sich mit ihr fortreißen lassen durch die Abenteuer der Landschaften und Menschen aller Zonen, die Krell mit heißem Atem zu farbig rauschhaftem Leben gestaltet. Seine Art hebt sich hier ganz schlackenlos aus dem Realismus heraus; er gibt die Quintessenz der Dinge in einer oftmals zu Dichtung anwachsenden Steigerung

Preise freibleibend

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Dezemberwoche

In München sonnt man sich wieder einmal im hellen Glanze grandioser Männlichkeit: — der bayrische Ministerpräsident hat sich wegen der Vorgänge in Passau und Ingolstadt nicht entschuldigt, Bayern hat seinen „Standpunkt gewahrt“ und es ist wieder einmal die bolschewistische Sauregierung in Berlin, die feige war, würdelos war, die de- und wehmütig auf den vollgefressenen Bauch fiel. In der Tat: die Reichsregierung hat sich noch einmal entschuldigt, und sie tat es sogar ohne sichtbaren Zwang. Sie tat es aber, um die bayrische Regierung zu decken, denn nicht von ihr, sondern von Bayern war die Entschuldigung verlangt worden. Und es sei gestattet, Zweifel daran zu äußern, ob es sogar richtig und notwendig war, den Bayern wiederum ihr Bündel abzunehmen und zum Dank dafür nur neue Beschimpfung zu ernten. Die deutsche Note erklärte: „Nach der Reichsverfassung liegt die Vertretung Deutschlands und der Länder nach außen lediglich dem Reiche ob. Da die Erklärungen der Reichsregierung in Ausübung dieser Obliegenheit abgegeben sind, bleibt für Erklärungen der beteiligten einzelstaatlichen Regierungen kein Raum mehr.“ Aber weiter oben wird erklärt, die Bürgermeister von Passau und Ingolstadt, auch der Bürgermeister von Stettin hätten der Interalliierten Kommission bereits ihre Entschuldigung übermittelt. Sind diese Entschuldigungen etwa nicht „nach außen“ gegangen, hat die bayrische Regierung geringere verfassungsmäßige Rechte als ihre Bürgermeister, ist, wo ein Raum für bayerische Bürgermeister war, kein Raum mehr für eine bayrische Regierung? Dem starken Bayern, das über die Schwächlinge in Berlin so furchtbar erhaben ist, hätte man diesmal ruhig den Nachweis überlassen können, wie stark es sich im kritischen Falle wirklich fühlt und welche Verantwortungen es, wenn es um Biegen oder Brechen geht, aus Prestigegründen für Deutschland zu übernehmen bereit ist.

Immerhin ist diese widerwärtige und dumme Affäre Bayern, — die wievielte in den letzten Monaten? — nur das dumme Echo

anderer Dummheiten. Auf St. Helena war es, wo dem großen Napoleon, wie aus seinem politischen Testament hervorgeht, die Erkenntnis aufging, seine wahre historische Aufgabe sei wohl die gewesen, das schlummernde Nationalgefühl der Deutschen zu wecken. Nun, den Clémenceau und Poincaré ist es gelungen, das von Napoleon erweckte Normal-Nationale nun schon bei Millionen in's Anormal-Nationalistische zu verzerren. Das wird den Herren, die heute Entschuldigungen heischen, bis zu ihrem St. Helena vielleicht auch noch klar werden.

Die Deutschen können nicht reden. Das ist eine der allertraurigsten Feststellungen und der Binnendeutsche, der stets nur das heimische Gestotter gehört hat, weiß gar nicht, wie waffenlos wir auf diesem Gebiete sind. Die Schneddermeister von St. Cloud, die Packträgerorganisation von Brindisi, der Verein der Hotelier in Budapest hat gewiß feurigere Redner zur Verfügung als der deutsche Reichstag. Das sind keine Übertreibungen, sondern sehr traurige Feststellungen, doppelt traurig, weil wir einer Ära der Konferenzen und Kongresse entgegengehen, zu der wir rhetorisch nicht gerüstet sind und, das ist das Schlimmste, wir Alle wissen nicht einmal, wie kläglich unser öffentliches Stottern von empfindlichen Ohren bemerkt wird. Daß es eine Kunst der Rede gibt, haben wir im Gymnasium gehört, aber wir haben nicht einmal das Schamgefühl unserer Redner-Häßlichkeit. Redner in Versammlungen, Kongressen, krächzen, stottern, bauen papierne Ungeheuer — ohne sich zu schämen. Es war einmal besser. Als das Bürgertum jung und hungrig war, hatte es auch rednerischen Elan. Jetzt haben wir höchstens Referenten, keine Redner. Man beachte einmal den Vorfall der advokatorischen Redekünste. Wer möchte die Alsberg und Werthauer, so geschickt sie sind, auch nur einen Augenblick mit den alten Meistern des Barreaus vergleichen! Wie jämmerlich zusammengestückelt waren die Reden der alldutschen Anwälte im Rathenauprozeß! Keine Rede, die wirklich aufgebaut und aus einem Gusse war. Und was für eine ohrverletzende Flut von schlechten Reden brachten die verschiedenen Hauptmannfeiern. (Der alte Roethe sang noch am besten.) Man hörte treffliche Dozenten. Aber festliche Redner? Eine Festrede von Max Dessoir empfinden Rückfällige in Plötzensee als Strafverschärfung. Weshalb wird keine Rede mehr zum Fest? Erziehungsfehler? Nur wer mit ein- bis fünfundzwanzig Jahren sprechen gelernt, wird auf diesem Instrument mehr als klingen können. Deshalb haben die Nordländer, Schweden und Norwegen brillante Redner, weil in ihren vorbildlichen Studentenvereinen nicht gesoffen und gesumpft, sondern training für das öffentliche Leben getrieben wird. Aber unser Stottern hat noch tiefere Gründe als dieses Verhauen der Studentenjahre. Die Generation Lassalle sprach eben anders als

die Generation Hilferding. Es bricht bei all diesen stochernden, stockenden, krächzenden Rednern doch eine am Schreibtisch verheimlichte innere Bröcklichkeit und Brüchigkeit heraus. Den schlaffen Seelen fehlt alle Himmels- und alle Erdenreligion, und deshalb lahmen alle Zungen!

In den statistischen Wochenberichten des Magistrats der Stadt Wien findet sich (Anfang Dezember) eine Statistik über die Prostitution in Wien. Es gab 1921 bloß 1438 kontrollierte Prostituierte in Wien, das ist eine kleine Ziffer, aber sie beweist nur, wie hilflos der Kontrollapparat der dreißig- und vierzigfach größeren Zahl der geheimen, nicht kontrollierten Prostituierten gegenübersteht. Sind doch bei gelegentlichen polizeilichen Streifungen im Jahr 1921 allein 6741 Mädchen aufgegriffen worden, die sich durch Prostitution erhalten. Darunter waren 11 % Jugendliche (unter 16 Jahren!) und 31 % Minderjährige (unter 21 Jahren!). Unter den Kontrollmädchen gab es nicht weniger als 232, die das vierzigste Lebensjahr, 51 Frauen, die das fünfzigste Jahr und zwei Matronen, die das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten — — — —.

In Budapest wird jetzt vermittels gehorsamer Richter dem Grafen Karolyi sein Vermögen abgenommen, weil er ein Hochverräter ist. Um die ganze Verworfenheit Karolyis zu zeigen, haben sich Feldmarschall Kövess und Generaloberst Arz erbötig gemacht, zu beschwören, daß sie gesiegt hätten, wenn das Hinterland durchgehalten hätte. Die Dolchstoßlegende, ins Österreich-Ungarische übersetzt! Zwar hat schon vor dem Regierungsantritt Karolyis, am 17. Oktober 1914, der in Nibelungentreue festgelegte Graf Tisza, im ungarischen Abgeordnetenhaus erklärt, daß der Krieg verloren sei; und Admiral Horthy hatte, vor Matrosenräten bangend, die K. K. Flotte an Jugoslawien verschenkt — aber das stört einen alten, bewährten Dolchstößler nicht weiter . . . Belustigend wäre es, einen deutschen Anhänger der Dolchstoßlegende über den angebotenen Eid der ungarischen Generale zu vernehmen. Der Dolchstoß aus dem Hinterland war bisher ein deutsches Reservat. Die Österreicher waren schlapp geworden, die Bulgaren hätten versagt, aber das alles hätte Ludendorff nicht weiter gestört, wenn nicht . . . Und nun muß er sein Lieblingslied in ungarischer Übersetzung hören. Nicht nur er, sondern auch das K. K. Heer hätte gesiegt, wenn nicht . . . Überall verhinderte Napoleons! In Budapest, in Wien, in Sofia, nicht bloß in München. In Pest sind die ungarischen Ludendorffe bereit, feierlich zu schwören, daß sie gesiegt hätten, wenn . . . In Wien werden sie sich wohl begnügen, ihr Ehrenwort zu geben, daß sie, wenn . . . In München aber schrieben sie, von Schweden heimgekehrt, dicke Bücher, um überzeugend zu beweisen, daß sie unbedingt, wenn . . .

Was stand im Hintergrund der Londoner, was wird im Hintergrund der Pariser Konferenz stehen? Immer das Problem der Welt-schuldenannullierung. Nach wie vor hofft Europa, daß der große Gläubiger jenseits des Ozeans die Kriegsschulden doch noch erlassen und den Alliierten damit erleichtern werde, auch die deutschen Reparationen abzumildern. Aber das Echo aus Amerika ist nach wie vor negierend; und wir halten es für wichtig, zur Erklärung dieser Haltung eine Stimme aus dem Lande selbst wiederzugeben.

Der Krieg kostete die Vereinigten Staaten allstündlich etwas mehr als 6 Millionen Goldmark. Außerdem liehen wir den alliierten Regierungen allstündlich fast 3 Millionen Goldmark. Als dann die Feindseligkeiten beendet waren, übernahmen Frankreich, Großbritannien, Italien, Belgien und andere Staaten Docks, Gebäude, Werkstätten, Eisenbahnen, große Lebensmittellager und mannigfache andere Güterarten auf Kredit von uns. Dieser billige Engrosverkauf von Waren, die uns gehörten, die sich aber auf ihrem Territorium befanden, belief sich auf mehr als 40 Milliarden Goldmark. Hilfsanleihen und aufgelaufene Zinsen haben die Summe seitdem auf ungefähr 42 bis 44 Milliarden Goldmark anwachsen lassen.

Auf diese Weise ist Europa, das bis zum Kriege Gläubiger der ganzen Welt gewesen war, das Milliarden von jährlichen Zinsen aus den fernsten Ländern gezogen hatte, — darunter mindestens 2 Milliarden jährlich aus den Vereinigten Staaten, — zum erstenmale Schuldner geworden; und aus dem Bewußtsein dieser Schuld hat sich eine Art Schuldnerhysterie entwickelt.

Großbritanniens Haltung ist besonders interessant. Ungeachtet seiner Kriegsverluste, ist es noch immer eine große Gläubigernation; es hat Forderungen an die ganze Welt. Darum ist es genötigt, an der Heiligkeit zwischenstaatlicher Verpflichtungen nicht zu rütteln. Es kann sich nicht leisten, für einfache Nichtbezahlung zu plädieren, es hat auch immer erklärt, es wolle und könne seine Schulden an die Vereinigten Staaten begleichen. Trotzdem aber hat es seit dem Waffenstillstand beharrlich nach Annullierung der Kriegsschulden gestrebt; und es hat so lange unterlassen, irgendein Arrangement sowohl über die Amortisation als auch über die Verzinsung des Kapitals zu treffen, bis schließlich der Kongreß auf Handlung drang. Daraufhin richtete Lord Balfour eine Note über die Schuldenfrage an Großbritanniens europäische Alliierte. In dieser Note sagte er, daß die großbritannische Regierung zum Wohle der Menschheit und zur Linderung der ökonomischen Nöte, unter denen die Welt leidet, willens gewesen sei, einen Akt beispiellosen Edelmut zu vollziehen. Sie sei nämlich willens gewesen, alle Alliiertenschulden an England selbst abzustreichen, nachzulassen, vollkommen auszulöschen. Sie sei auch bereit gewesen, auf jeden wie immer gearteten Anteil an der deutschen Kriegsentschädigung zu verzichten. Leider sei es der

Regierung Großbritanniens aber unmöglich gewesen, ihrem Impuls zu folgen. Und warum? Weil die amerikanische Regierung sich dem edelmütigen Geiste der britannischen Regierung nicht anschließen wolle! Weil die Amerikaner nicht bereit seien, ungefähr ein Viertel dieser Summe, nämlich die von ihr selbst an Großbritannien ausgeliehenen 18 Milliarden Goldmark, ebenfalls aus dem Kontobuch zu löschen.

Die Wirkung dieser Note auf Europas öffentliche Meinung war gewaltig. Die Presse der ganzen alten Welt brachte seither immer wieder Karikaturen, in denen die Vereinigten Staaten als der Shylock unseres Planeten dargestellt war. Und sogar die Amerikaner selbst waren chokiert. Tagelang gingen sie herum und fragten einander: „Stimmt das wirklich alles? Sind wir wirklich so!“ Nein, wir sind nicht so! Dringen wir zum Kern der Sache.

Der auf allgemeinen Schuldenerlaß gerichtete Feldzug gipfelt in der Behauptung, das amerikanische Volk behandle die Schuldenfrage wie ein Krämer, der auf seinen Rechten ohne Rücksicht darauf besteht, daß er Europa damit ruiniert. Dies schneidet zunächst die moralische Seite des Problems an.

Man wird wohl zugestehen, daß die Schuldenannullierung vom moralischen Standpunkt aus nur auf Grund einer einzigen These gefordert werden kann, nämlich der These, der Krieg sei eine gemeinsame Unternehmung zur Verteidigung der Zivilisation gewesen, es hätte also überhaupt kein Schuldbuch geführt werden sollen, und kein Verteidiger hätte dem anderen die gelieferten Güter berechnen dürfen.

Solche Auffassung verstehen die Amerikaner unter einem romantischen Gesichtswinkel sehr wohl. Die überraschende Tatsache ist aber, daß weder Großbritannien noch irgend eine andere europäische Alliiertenregierung selbst heute vorschlägt, dieser Anschauungsweise praktisch zu folgen. Nur Amerika, so schlägt man vor, soll Europa von der Zahlung derjenigen Güter entlasten, die Europa in den Vereinigten Staaten borgte. Niemals hat man auch nur angedeutet, daß in gleicher Weise Europa auch Amerika von der Zahlung jener Güter befreien wolle, die Amerika während und zu Zwecken des Krieges in Europa kaufte; und die es nicht borgte, sondern schon damals beglich.

Wenn Amerikas Schuldner wirklich meinten, daß man den Krieg als eine gemeinsame Sache im Interesse der Menschheit betrachten solle, eine Sache, für deren Güterbedarf niemand belastet werden dürfe, so könnten sie nichts anderes als dies erklären: „Entlastet uns, Amerikaner, für die Kriegsgüter, die wir auf Kredit in Amerika einkauften; wir unsererseits werden Amerika für jene Kriegsgüter entlasten, die Amerika gegen Barzahlung in Europa einkaufte.“ Niemand erklärt dies. Warum nicht? Aus klaren Gründen! Wenn du ein Volk von einer Verpflichtung entbindest, für die es nur mit

Schuldverschreibungen zahlte, zerreist du einfach diese Papiere. Wenn du aber ein Volk von den Beträgen entlasten willst, für die es tatsächlich schon Zahlungen geleistet hat, so mußt du entweder das Geld selbst oder seinen Gegenwert in Gütern zurückerstatten. Das aber gerade ist es, was Europa durchaus nicht will. Man denkt nicht daran, wirklich allgemein zu entlasten. Man denkt nicht daran, Amerika zu entlasten. Nichts ist zu bemerken von der schönen Idee!

Existierte sie überhaupt jemals? Während des Krieges begegneten wir ihr nicht! Existierte sie vielleicht, als wir mit Frachten und Hafengebühren und Eisenbahngebühren für unsere Wagen und Lokomotiven und mit den Entschädigungen für Straßen, die wir in Frankreich bauten, belastet wurden? Damals war alles in schönster Ordnung —: wir zahlten und blieben gute Freunde. Kein Gedanke daran kam auf, daß man uns keine Rechnung hätte stellen dürfen, oder daß wir nicht hätten zahlen sollen, oder daß man uns die Beträge später wieder zurückerstatten werde. Existierte die Idee, als uns England 360 Millionen Goldmark für den Transport von einer Million Soldaten nach Frankreich berechnete? Auch damals war die Sache in Ordnung. Wir haben bezahlt und schulden nichts mehr. Offensichtlich existierte die Idee nicht, als unser Kriegsindustrie-Amt sich mit dem britischen Munitionsministerium herumschlug und ihm mit allen Überredungskünsten nicht begreiflich machen konnte, daß es unfair sei, uns für die Kriegsgüter, die wir in Großbritannien einkauften, mit den Preisen des offenen Marktes zu belasten, während Großbritannien für seine eigenen Einkäufe in den Vereinigten Staaten die volle Wohltat der behördlichen kontrollierten Preise empfing. Die amerikanische Regierung hatte Preisfestsetzungsbehörden geschaffen; und diese Behörden bestimmten nicht nur die Preise, die die amerikanische Regierung an ihr Volk für Kriegsgüter zu zahlen hatte, dieselben Preise galten auch für Einkäufe der Alliierten. Genau ebenso hatte drüben, für ihre Einkäufe, auch die britische Regierung die Preise reguliert. Aber diese Regulierung wurde nicht auf amerikanische Einkäufe in Großbritannien angewandt. Uns rechnete man mehr. Unser Kriegsindustrie-Amt sandte, um diese Affäre zu regeln, eine Mission nach England. In deren Bericht ist folgendes zu lesen:

Die Mission hatte einen heftigen Kampf mit der britischen Regierung über das Juteproblem zu bestehen. Die britische Regierung behauptete, sie habe, weil es sich um eine Angelegenheit der indischen Regierung handle, keinen Einfluß auf die Preisgestaltung. Die Mission machte darauf aufmerksam, daß unsere Regierung durch Vermittlung des britischen Schatzamtes Silber an die britische Regierung liefere, und daß, wenn die britische Regierung keinen Einfluß in Indien auszuüben vermöge, unsere Regierung es vielleicht notwendig finden werde, sich von dem Abkommen über die Silberlieferung zurückzuziehen, um derart einen Sturz der indischen Währung herbeizuführen, der es ihr ermöglichen würde, die Jute dennoch zu vernünftigen Preis einzukaufen.

Das ist nun eine Geschichte für sich, — eine Geschichte von Silber, Jute und Teufelei. Deutsche Propagandisten hatten Gerüchte in Indien ausgesprengt, die indische Regierung sei nicht mehr imstande, jene Millionen von Papierrupien einzulösen, von denen man dem indischen Volk beigebracht hatte, sie seien ebenso gut wie Silber selbst, die Metalldeckung dafür sei immer vorhanden, man könne sie jederzeit in Metall eintauschen. Nun wohl, das ausgesprengte Gerücht war wahr! Die indische Regierung hatte ihren Silberhort in der Tat zerrinnen lassen. Das indische Volk begann seine Papierrupien zu präsentieren und die Regierung kam in Verlegenheit. Wenn das Volk sein Silber nicht erhielt, war sein Vertrauen in Großbritannien zerstört. Revolutionen könnten die Folge sein.

Jute kommt aus Indien, nirgendwoher sonst; und Jute war ein wichtiges Kriegsmaterial. In diesem Augenblick war der einzige verfügbare Silberbestand in der Welt ein Berg von 200 Millionen Silberdollars in den Kellern des amerikanischen Schatzamtes, feierlich für die Einlösung einer gleich hohen Summe umlaufender Silberschatzscheine verpfändet. Was konnte getan werden? Man konferierte. Kongreßführer verpflichteten sich, ein für jeden Uneingeweihten unverständliches Gesetz durchzubringen, durch das dem Schatzamt gestattet würde, diese Silberdollars einzuschmelzen und sie Großbritannien zu leihen. Das Gesetz ging durch, eine Kalamität war vermieden.

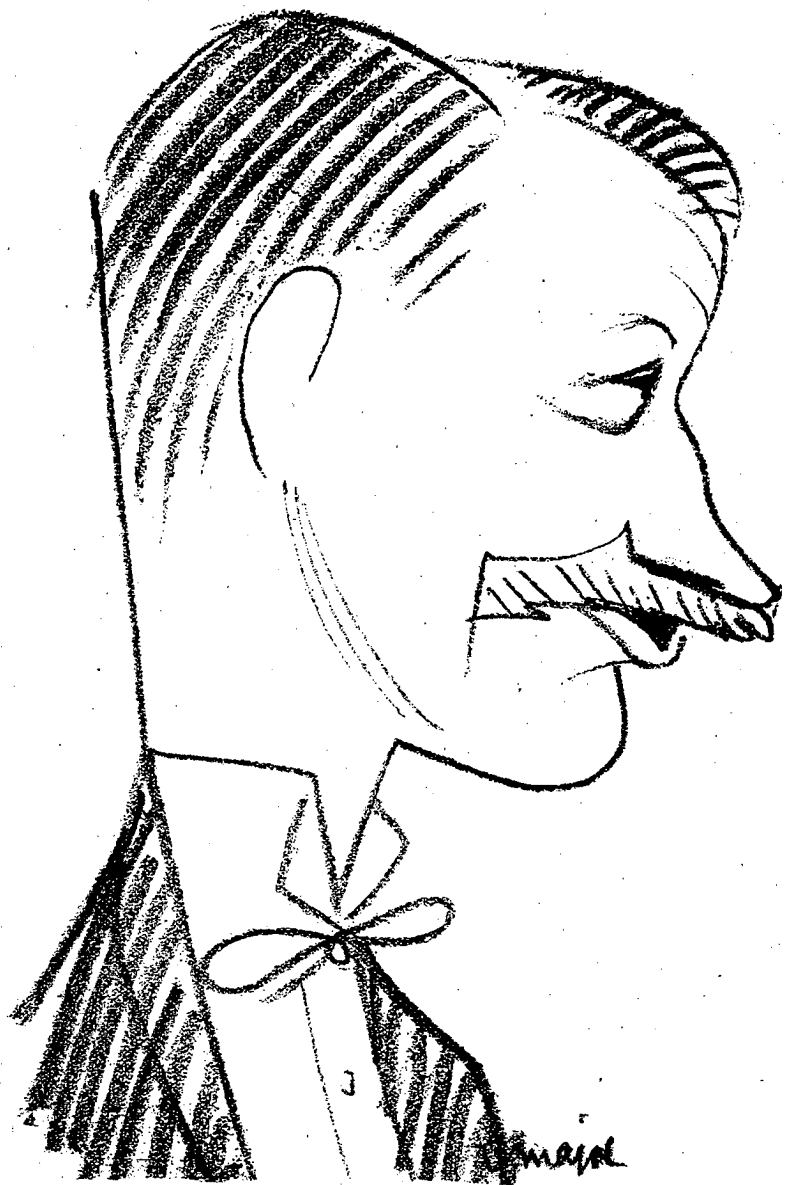
Aber während wir einen Teil jener 200 Millionen Silberdollars einschmolzen und sie Großbritannien liehen, das sie in Rupien verwandelte und nach Indien sandte, mußte unser Kriegsindustrie-Amt sich mit der englischen Regierung über den Jutepreis herumzanken. Der Preis war bei weitem höher als der, den die englische Regierung für ihren eigenen Bedarf anlegen mußte. Das Kriegsindustrie-Amt bestand darauf, daß der amerikanischen Regierung gestattet werde, die Jute zum britischen Heerespreis einzukaufen. Die britische Regierung bedauerte sehr. Das war leider eine Angelegenheit, die nur das indische Parlament anging, und das indische Parlament war teils taub, teils unabhängig. Schließlich erklärte die amerikanische Regierung: „Gut, dann werden eben keine Silberdollars mehr in Rupien umgeschmolzen; dann werden wir ja sehen, was aus dem Jutepreis wird.“ Erst daraufhin entdeckte die britische Regierung im indischen Parlament plötzlich einen höchst lebendigen und bis dahin unbeobachteten Gehörsinn; und innerhalb 48 Stunden war die amerikanische Regierung in der Lage, sich die Jute zu einem fairen Preis zu beschaffen.

So war es auch mit Wolle, die von der britischen Regierung nach Kriegsbeginn durch Aufkauf der gesamten australischen und neuseeländischen Schur in festes Monopol genommen war. So war es mit Zinn, ein natürliches britisches Monopol. Und so war es praktisch mit allem, was wir in England und den britischen Do-

minions einkaufen mußten. So war es auch in Frankreich. Ehe Amerika in den Krieg trat, waren amerikanische Schiffe zum Beispiel von Hafengebühren befreit; nachdem wir uns assoziiert hatten, wurden die Vorschriften geändert. Unsere Schiffe wurden in französischen Häfen besteuert. Wir zahlten. Wir konnten es uns leisten zu zahlen. Wir dachten damals gar nicht an solche Dinge. Aber wo war während dieser ganzen Kriegszeit in Europa auch nur der Schimmer eines Gedankens daran, die Kriegsgüter seien Allgemeingut und dürften nicht in Rechnung gestellt werden? Wo in allen folgenden Auseinandersetzungen über Schuldenerlass tauchte auch nur der Vorschlag auf, daß die von der amerikanischen Regierung in Europa gekauften und bezahlten Güter ebenso behandelt werden sollten? Da die einzige Begründung, mit der die Streichung moralisch gefordert werden könnte, tatsächlich aber die ist, alle Angelegenheiten seien Gemeinschaftsangelegenheiten gewesen, da diese Idee im Krieg nicht existierte und auch jetzt nur dort existiert, wo wir die Leidtragenden wären, ist die moralische Seite des Problems geklärt.

Es bleibt nur noch die andere Frage übrig: ist Europa auch imstande, die Summen zu zahlen? Zur Beantwortung dieser Frage muß man sich klar machen, was die Schulden eigentlich bedeuten, — nicht in Geld sondern in Gütern. Sie repräsentieren einen während 19 Monaten von einer arbeitenden Bevölkerung von 100 Millionen Menschen erzielten Produktionsüberschuß über ihre vereinigten Friedens- und Kriegsbedürfnisse. Mehr kann offenbar nicht dahinterstecken. Was würde also die Rückzahlung bedeuten? Nur eine Rückerstattung dieser Güter oder ihres Gegenwerts. Glaubt nun irgendwer behaupten zu können, daß die 172 Millionen Menschen Großbritanniens, Frankreichs, Italiens, Belgiens, Tschechoslowakiens, Rumäniens, Jugoslawiens, Polens und Griechenlands in fünfundzwanzig Jahren nicht einen ebenso großen Überschuß über ihre Friedensbedürfnisse produzieren könnten, wie 100 Millionen Menschen in 19 Monaten an Überschuß sowohl über ihre Friedens- als auch über ihre Kriegsbedürfnisse erzeugten?

Indessen ist es gar nicht nötig, daß ein Land seine Schulden immer in Gütern zahlt. Unser größter Schuldner kann auch in Vermögen zahlen. Mr. Mc Kenna, früherer englischer Schatzsekretär, erklärte kürzlich selbst: „England besitzt noch genügend Auslandswerte, um seine Schulden an die Union zwei- oder dreimal zu bezahlen.“ Das bedeutet, daß der Großteil der englischen Auslandswerte, wahrscheinlich 60 Milliarden Goldmark, den Krieg intakt überlebt haben. Es wäre natürlich eine große Anstrengung für England, ein Drittel seiner Auslandswerte zur Rückzahlung dessen hinzugeben, was es in den Vereinigten Staaten entlieh. Wäre es aber nicht imstande gewesen, bei uns zu leihen, so befänden sich heute vielleicht seine gesamten Auslandswerte, nicht nur ein Drittel, im Besitz der weiland kaiserlich deutschen Regierung.



BONAR LAW

Die Talente sind verschwunden. Wie weggeweht. Kein werkfreudiger Tischler, kein komödienfroher Schauspieler, keine kochlustige Köchin, überall nur grämliche Handwerker, nicht einmal Handwerker, nur Maschinenwerker und -wärter. Es fehlt auch an guten Richtern. Wer den Techowprozeß in Leipzig und den Hardenprozeß in Berlin mitgemacht hat, weiß vom Verfall des Richtertums einiges zu sagen. Hierbei sei angenommen, daß nicht die Gesinnungen der Berufsrichter ihnen den Weg zum idealen oder auch nur befriedigenden Richtertum verrammeln, es sind vielmehr Mängel der Begabung, die das Zustandekommen richterlicher Meistersprüche oder — denn wer will noch das außerordentliche verlangen? — auch nur gerichtlicher Genugtuungen verhindern Richter sein, muß höchste Sättigung der Seele bedeuten.

Der Prozeß gegen die beiden Leute, die Harden überfallen haben, war nicht schwer zu führen. Es lag das Schema des Techowprozesses vor. Der vorsitzende Richter konnte die Verantwortungstechnik der Angeklagten im Vorhinein kennen. Der Hauptschuldige war nach diesem Verantwortungsschema immer der nicht anwesende Täter. Im Prozeß Techow wurde alle Schuld auf den toten Kern gehäuft, im Prozeß Grenz-Weichert auf den entflohenen Ankermann. Kern hatte dem Techow das Ehrenwort abgenommen, mitzumorden, Ankermann dem Leutnant Weichert. Beide nicht, wie Schillers Gestalt, Verbrecher aus verlorener Ehre, sondern Verbrecher aus verlorenem Ehrenwort. Beide sollen unter dämonisch-suggestivem Einfluß gestanden haben. Kern sagte: „Ich mache Sie kalt, wenn Sie nicht mittun“. Dieselbe Erzählung tischte der Angeklagte Weichert auf.

Aber es gab Protokolle der Voruntersuchung! Der vorsitzende Richter mußte nur die Ergebnisse der Voruntersuchung zusammenhalten, dann hatte er das glaubwürdigste Material beisammen. Aber dazu waren richterliche Talente psychologischer Art nötig. Der Vorsitzende mußte Geist genug haben, sich gegen die allzublanke Lüge der Angeklagten zur Wehr zu setzen. Hier erfand der Angeklagte Grenz plötzlich einen Brief seiner Münchener Auftraggeber über die Verhinderung der längst nicht mehr geplanten Amerikareise Hardens. Der Vorsitzende, nicht bewaffnet mit Sarkasmus oder Ironie, wiederholte bloß mit bürokratischer Pedanterie die Märchen des Angeklagten. Herr Grenz hatte aus München Geldsendung auf Geldsendung für die Harden-Erlediger empfangen. Er gab die Gelder (soweit er sie nicht für sich behielt) an Ankermann und Weichert weiter. In meinen stenographischen Aufzeichnungen finde ich dieses Bekenntnis des Grenz mit folgenden Worten aufgezeichnet: „Zufällig bekam ich wieder 5000 Mark“; und ein zweites Mal: „Zufällig hatte ich eben wieder Geld bekommen“. Der Vorsitzende, der ohne psychologisches Ohr zuhörte.

vernahm diese beiden Zufälligkeiten nicht einmal. Weder durch eine illustrierende Bemerkung, noch durch eine angreifende Frage unterstrich er die Fabel dieser Zufälle. Der Angeklagte Grenz, von Ankermanns Geldforderungen bedrängt, fuhr nach München. Warum? „Ich wollte einmal die Alpen sehen.“ Um die Berge zu erblicken, trug er sich im Münchener Gasthof mit falschem Namen (Wilhelm aus Wilhelmshaven) ein! Es fiel dem Vorsitzenden nicht ein, den Alpenschwärmer zu fragen, warum er denn für dieses Alpenglühen nicht seinen wahren Namen verwendet habe? Unbewußter Schutztrieb für den treudeutschen Mordorganisator? Durchaus nicht. Bloß vollkommener Mangel an Schlagfertigkeit. Unfähigkeit, das Tatsachenmaterial psychologisch zu werten und zu gruppieren. Ein Richter? Ach, nur ein Justizbeamter.

Der muß, da ihm die innere Autorität fehlt, um die äußere doppelt besorgt sein. Wehe, wenn der Oberstaatsanwalt sich mit einer Frage direkt an einen Angeklagten wendet! Dann wird der viel schlagfertigere Herr sofort ermahnt, eine Vierteldrehung rechts zu machen und jede Frage durch den Vorsitzenden zu stellen. Es muß im äußeren Bilde der Vorsitzende als Zentrum dastehen. Aber er sollte das innere Zentrum sein! Um aber dies zu sein, müßte er die Souveränität des Überlegensten haben. Ach, Souveränität? Überlegenheit? Es gibt bloß Pedanten der äußeren Korrektheit.

Das Urteil gegen die „frohen Tatmenschen“ (mit Eisenkolben und Totschlägern) ist, wenn diese Sätze geschrieben werden, noch nicht gesprochen. Es wäre nicht weiter erstaunlich, wenn es sehr, sehr milde ausfiel. Diese Angeklagten haben das Glück, herzlich unbegabte Richter zu finden. Aber es kam hier nicht auf die längere oder kürzere Gefängnisstrafe an. Hier sah man das Netz der Mordorganisation deutlicher als im Tschow-Prozeß. Es lag die Zentrale München bloß, mit der Filiale Frankfurt (in Frankfurt amtierte Tillessen, wahrscheinlich der Kassierer der Organisation C). Es lag das Belohnungssystem bloß. (Brief des Grenz: „Wenn Sie Harden erledigt haben werden, stehen Ihnen größere Beträge zur Verfügung.“) Es lagen technische Vorschriften zur Morddurchführung aus München vor. Der Typus Grenz (und Günther) mordet nicht selbst, er dingt nur Mörder. Und wäscht dann seine Hände in Unschuld. Dieses System aus dem Wirrwarr der nachträglichen Ablehnungen herzuheben, war Aufgabe des richterlichen Talentes. Dazu war freilich auch Kenntnis der Parallelprozesse notwendig. Dann hätte der Herr Vorsitzende dem Antrag, Erhard, das Oberhaupt der Brigade und der Briganten, zu vernehmen, kein so ostentatives Kopfschütteln gewidmet. Aber es gibt keine richterlichen Begabungen mehr — es wäre denn, daß wir Journalisten aus Leidenschaft einmal den Talar anzögen und den Justizhandwerkern vorzeigten, wie solch ein Prozeß zu führen sei. Routiniers wären wir gewiß nicht.

Das „Tage-Buch“ hatte Moritz Heimann gebeten, vor Weihnachten ein paar Bücher zu nennen, die tiefere Aufmerksamkeit verdienen. Je unbekannter sie dem Markte seien, desto notwendiger der Hinweis.

Wilhelm Lehmann ist ein Dichter von herrlichster, deutscher Originalität. Trotzdem diese Originalität schon nach einer Seite, nach einem Satze in die Augen fällt, ist sie ganz echt und unabnützlich. Ihr Wurzelstock ruht noch tiefer als im Seelischen, nämlich im Elementarischen. Licht und Wind und Insekten und Vögel und Blumen und Menschenleid und Menschenwollust, alles strömt im gleichen Rang durch seine Bücher, süß, bitter, irrational. Daß das große Publikum von ihm nichts weiß, ist zu verzeihen; daß sich nicht aus den angeblich für Literatur interessierten Kreisen längst eine Anhängerschaft um ihn gesammelt hat, würde nicht zu verstehen sein, wenn es nicht ein Beweis dafür wäre, daß wir, trotz aller Eitelkeit der Moden, trotz aller schnell bereiten Gefolgschaft hie und da, noch immer keine literarische Kultur besitzen. Gäbe es bei uns ein Blatt von entsprechender Noblesse, wie die Nouvelle Revue Française, jeder seiner Leser würde diesen Wilhelm Lehmann als einen Schatz besitzen. Um ihn auch bei uns den Neugierigen interessanter zu machen, teile ich mit, daß er in Puerto Cabello in Venezuela geboren ist. Von seinen Werken nenne ich: das zuletzt erschienene, den Roman „Weingott“ (Verlag von Lintz in Trier), von den früheren die Erzählung „Der Bilderstürmer“ (Verlag von S. Fischer, Berlin). Der erste, der ihn gedruckt hat, war Kerr in seiner Zeitschrift „Pan“.

Oskar Loerke. Man frage das Ausland, durch welche Namen die deutsche Poesie der Gegenwart repräsentiert sei, und man wird immer wieder dieselben bekannten Namen hören, deren Aufzählung uns beweist, daß grade, was im deutschen Volk geschieht, den andern Völkern unverständlich ist und durch einen mehr oder minder willkürlichen Querschnitt ersetzt wird. Den andern Völkern? Dem deutschen selbst ja auch. Oder weiß es etwa, daß es in Loerke einen der unverlierbaren, vorgeschobensten Posten der suchend wissenden Menschheit besitzt? Nur auf den „vorgeschobenen Posten“ sei hier hingewiesen und des Dichters übrige Bedeutung als so bekannt vorausgesetzt, wie sie sein müßte. Wenn heute, sei es im Roman, im Gedicht oder im Drama, jemand den Versuch machte, Einsteins Lehre an Menschenschicksalen nachzuweisen oder sie auszulügen oder zum Symbol zu nehmen, so würde jedermann das merken, sich interessieren und Partei nehmen. Wo aber jedermann es merkt, da ist nicht Dichtung, sondern höchstens die fixfertige Eifersucht der Dichter, die sich jeder Idee gern bemächtigen und so tun, als hätten sie „es“ längst gewußt. Bei Loerke gibt es Gedichte, deren ungeheure kosmische, überwirkliche Wirklichkeit

von Gnaden des eigenen Entdeckergenies lebt, offenbar wäre, auch wenn der Name Einsteins nie über den Kreis der Physiker und Mathematiker hinaus gehört worden wäre, und dennoch oder gerade darum zu der exakt phantastischen Weltkonzeption der vielberufenen neuen Lehre zwillingshaft hinübergrüßt. Fast fürchte ich, hiermit mehr Leser abzuschrecken als einzuladen. Aber sie mögen nur kommen. Die Gedichte Loerkes sind verständlich; es sind verständliche Gedichte über die unverständliche Welt: verständlich, das heißt aber nicht etwa versifizierte Prosa, sondern: wahre Gedichte, Gebilde, Melodien, Erscheinungen; begrenzt durch ihre Form, von Überraum und Überzeit herzüberwältigende Kunde gebend. Das Grandiose an Loerke ist, daß zu seinem Kosmos auch der Planet Erde und sogar die Stadt Berlin gehört und jede ihrer Straßen. Er ist der einzige, bei dem die Poesie der Großstadt nicht Rhetorik, sondern Poesie ist. Seine Gedichtbände: „Die heimliche Stadt“ und „Gedichte“ bei S. Fischer, der Roman „Oger“ bei Hoffmann und Campe. Aus dem dunklen Ozean der namenlosen Manuskripte gefischt hat ihn Oskar Bie.

Leo Matthias: „Genie und Wahnsinn in Rußland“ und „Die Partitur der Welt“ (beide bei Ernst Rowohlt). „. . . die Philosophie ist zwar tief, aber dafür langweilig, und der Roman ist zwar flach, aber dafür spannend,“ so lautet ein Satz bei Matthias; man darf nicht uneingeschränkt sagen: von Matthias, denn er steht im Dialog. Beide Bücher, das eine geschichtskritisch, das andere erkenntniskritisch, haben die gleiche Wurzel der Persönlichkeit und das gleiche natürliche Wachsen und Sichentfalten. In beiden ist die Gesinnung ein heroischer Optimismus, die Methode eine verwegene, trauntänzerische sichere Analysis. Zuweilen tanzt er nicht, sondern tänzelt; zuweilen unterschätzt der Optimist den Heroismus eines Andern. Im Ganzen aber bleibt: ein Denker, der die beiden Seiten der Medaille zu sehen imstande ist und darüber an Willenskraft nichts einbüßt; ein Relativist, der sich nicht in seinem eigenen Gespinnst fängt und fesselt; und alles in allem: ein Künstler, ein freier Mann. —

Ich wüßte natürlich wohl noch Bücher zu nennen, denen ihr Recht nicht geworden ist. Aber immerhin, es ist nicht wahrscheinlich, daß sie untergehen. Was eine Zeitschrift für sie tun kann, ist durch einen Hinweis kaum getan. Das Gute leidet weniger durch das Schweigen, wovon es umhüllt wird, als durch den Lärm, der hinter dem Schlechten hergemacht wird, sei dieser Lärm nun Jubel oder Spott. Schlimmer als die Bücher haben es die Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften; Schuld daran sind die Zeitschriften und Zeitungen selbst. Heute steckt ein Teil unserer besten, hilfskräftigsten, geistesklarsten Produktivität in diesen Aufsätzen; doch durch die Art, wie man sie behandelt, beraubt man sie und sich. Sie werden gedruckt, gelesen, gelobt und vergessen; aber eine Zeitschrift

muß eine Debatte sein, sonst ist sie nichts. Die Debatte zu eröffnen, kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein; und nur als Beispiel will ich erwähnen, daß ich einen Aufsatz von Wilhelm Michel über Gerusie gelesen habe, der zum Anlaß hätte werden müssen, das Verhältnis zwischen der Jugend und dem gereiften Alter und beider Verhältnis zur Ordnung der Macht durch und durch zu untersuchen. Nicht in den Parlamenten, wohl aber in Zeitschriften tauchen die wertvollen, neuen, praktischen Vorschläge auf; sie sollten nicht mit dem betreffenden Heft abgetan und durch ein paar gedruckte Äußerungen pro und contra um ihre Prüfung gebracht werden. Will man hier etwas bessern, so müßten freilich die Zeitschriften ihre Eifersucht aufeinander lassen und sich wenigstens einer gewissen Gemeinsamkeit ihrer Aufgabe bewußt werden; die bloße journalistisch persönliche Polemik tut es nicht.

EGON ERWIN KISCH

DAS GEHEIMKABINETT DES ANATOMISCHEN MUSEUMS

Nirgends in Berlin gibt es solchen Mangel an Hast wie in der Passage, solche Losgelöstheit vom Materialistischen, wie in selbiger subkutanen Verbindung zwischen der utilitaristischen Friedrichstraße und den valuta-belasteten Linden. Die Straße mag dem Verkehr dienen, die Passage gewiß nicht. (Wenigstens nicht dem Verkehr im allgemeinen.) Hier ist geradezu noch ein Abendkorso. Hier lustwandelt, ja, lustwandelt man zwischen Jahrmarktsromantik und warmer Liebe; die Bücherläden hier stellen keine Lehrbücher zum Verständnis des Kurszettels und keine Wälzer über Kriegsursachen aus; sondern „Das Liebesleben des Urnings“, „Als ich Männerkleider trug“, „Die Renaissance des Eros Uranos“, „Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren“, „Das Recht des dritten Geschlechts“, „Gynäkomastie, Feminismus und Hermaphroditismus“; das Schaufenster der Bilderhandlung ist frei von Liebermann, Pechstein und Brangwyn-Graphik, aber auch von Linoleumschnitten frei, und wir sehen badende Knaben auf den Felsen der Blauen Grotte und ein blondes, unschuldsvolles Mädchen, bloß mit Gretchenfrisur bekleidet; auch ein Panorama ist da, — die fossile Zwischenstufe zwischen Daguerreotypie und Kientopp — das Kaiser-Panorama mit allwöchentlich wechselndem Programm. Chiroman-tischer Automat (die zum Auflegen der Hand dienende Fläche ist gut geheizt! Einwurf 20 M.) ruft mit großer Aufschrift; Konfitüren-geschäfte, Spezialgummiwaren, Botenjungen-Gesellschaft, zwei Schnellphotographen, Passagekinos, Automatenbuffet, eine Duftel halten ihre Ladentür lange offen.

Das Passagepanoptikum ist das einzige, was uns seit Castans unrühmlichem Ende noch geblieben ist. Mit herrlichen Genre-

Gruppen aus Wachs, Das Duell, Ein verliebter Schornsteinfeger, Heimgezahlt, Ein verpatzter Hochzeitsanzug, Aller Anfang ist schwer (besonders beim Parademarsch! Hochaktuell!!), Barbarossa im Kyffhäuser, Am Tor des Findelhauses, Berlin bei Nacht oder der Jüngling im Separé, Fürstensaal und Akademie der Berühmtheiten, Märchensaal und humoristischer Vexierspiegel, sehr humoristisch, und die berühmte „Verbrechergeschichte von der Tat zum Schaffot in acht Bildergruppen“, wovon besonders Nr. 105 (Einbruch in die Totenkammer und Leichenraub) ziemlich bezaubernd ist. Dabei ist all das — was mit Nachdruck bemerkt sein mag — keineswegs belehrend, sondern eher — was mit Lob bemerkt sein mag — irreführend, ebenso wie man die Darbietungen der Automaten im Vastehstebül, Geheimnisse des Schlafzimmers, Das Astloch im Zaun des Damenbades, Heirat auf Probe, nicht etwa für aufschlußreich halten darf. Junge Freunde, die ihr euch vor den Gucklöchern des Automaten mit gezücktem Fünfzigpfennigstück Polonaise anstellt, glaubt mir erfahrenem Greise, es ist unwahr, daß in einem Schlafzimmer fünf miese und (zum Glück) sehr bekleidete Weiber der achtziger Jahre in den Posen eines Cancans zu erstarren pflegen! Der Automat Die Brautnacht funktioniert übrigens nicht, trotzdem nichts anzeigt, daß er außer Betrieb ist, seid also gewarnt, Mädchen!

Auf, vertieft euch vielmehr in die Betrachtung der zwar arg vergilbten, aber dafür wirklichen, wahren und ähnlichen Photographien oben an der rechten Wand; dort hängt unter Glas und Rahmen die Porträtgalerie jener Berühmtheiten, zu denen einstens am Sonntag unsere Mutter pilgerte und ihre Mutter, als sie noch Dienstmädchen war, ebenfalls am Sonntag: die Ruhmeshalle jener Abnormitäten, die mit großen Plakaten und lauten Ausrufern durch die Welt zogen, um sich bestaunen zu lassen, und von denen nun nichts mehr erhalten ist, als höchstens ein Präparat in irgend einer pathologisch-anatomischen Klinik — und dieses vergilbte Walhall im Vestebüle des Passagepanoptikums. Grüßet sie ehrerbietig! Lionel, der Löwenmensch, ist da, der Liebling der Frauen und Jungfrauen — so siehst du aus! Hunyadi Janos, der Mann mit dem Vogelkopf, das Riesenkind Elisabeth Liska aus Rußland, 11 Jahre alt, 2,10 Meter hoch, die hinten zusammengewachsenen Schwestern Bozena und Milada Blazek, Miß Crassé, das Tigermädchen, die riesige Tiroler Mariedl beim Melken ihrer Lieblingskuh, der Eisenfresser Marquis Ferda Mestique de Podsqual, der Riesenbackfisch Dora, La belle Annita, die tätowierte Schönheit, Prinzessin Colibri, die kleinste Dame der Welt, Pirjakoff, der größte Mensch, der je gelebt hat, Machnow, der größte Mensch, der je gelebt hat, Hassan ben Ali, der größte Mensch, der je gelebt hat, Mr. Rasso der Kettensprenger, Schwertschlucker Kratky Baschik, Haarathlet Simson, Hungerkünstler Succi, Mr. Tabor, der Muskelmensch mit dem dreifach gedrehten Arm, die behaarte Miß Pastrana.

der lange Josef, der größte Soldat der preußischen Armee, mit Toni Marti, dem schwersten Knaben der Welt, die Schwestern Willfried, die stärksten Kinder der Welt, anderthalb und zweieinviertel Jahre alt, November 1902. Ach, niemand besieht sich das Pantheon dieser Größen von einst, deren Leben es war, umherzulaufen in der Welt, sich schauzustellen vor einem Zehnpennigpublikum im matten Licht eines Vormittags in der Schaubude oder einem Gasthauszimmer oder im allzugrellen Schein des abendlichen Wanderzirkus. Ausgebeutet, wiesen sie auf ihren monströsen Geburtsfehler und erklärten ihn mit eingelerntem Text. Oder waren sie stolz auf ihn? Wie lebten, wie starben sie? Wir wissen nichts mehr von ihnen, als daß sie auch im Passagepanoptikum zu Berlin gastierten. Und hier blieb ihr Bild bestehen, jedoch von Jahr zu Jahr verblappend.

Viel besichtigter ist drüben, am anderen Ufer der Passage im Halbstock, das Anatomische Museum. Auch hier locken schon unten Puppen die Puppen an und die Nutten und jene, die es werden werden. Ein wächserner Virchow vor einem Totenschädel dozierend, ist stummer Ausrufer, im Vereine mit einem Mädchen, das auch die inneren Geheimnisse preisgibt, weil sogar die Bauchdecke aufgedeckt ist; dazu lockt den Strom noch eine Riesentafel an, der die Wirkungen des Miedertragens zeigt, und Inschriften: „Erkenne dich selbst, — so schützezt du dich.“ Es kostet 12 M. fünfzig, sich selbst zu erkennen, wovon 2 Mark fünfzig auf die Vergnügungssteuer entfallen; und das Extrakabinett nur für Erwachsene erfordert kein Sonderentree. Ein Vorhang teilt dieses Allerheiligste der Passage vom profanen Teil des Anatomischen Museums, und ist Besuchern unter 18 Jahren nicht gestattet. Eine Tafel, von Viertelstunde zu Viertelstunde umgedreht, kündigt: Jetzt nur für Damen, beziehungsweise: Jetzt nur für Herren. Das eben ausgesperrte Geschlecht hat inzwischen in den ungeheimen Räumen umherzulungern, sich die plastischen Darstellungen des Verdauungsprozesses, der Cholerawirkungen, einer Zungenkrebsoperation und der Verheerungen des Branntweins in den Eingeweiden u. dgl. anzusehen, und wer ein Fünfzigpfennigstück bei sich hat, auch im Automaten die Gebärmutteroperation. Dann aber, dann dürfen die erwachsenen Herren, beziehungsweise die erwachsenen Damen — 18 Jahre ist man hier gewöhnlich mit 14 Jahren — in das Sanctuarium eintreten, wo die Chromoplastiken in natürlicher Größe all das zeigen, was man im Konversationslexikon nur schwer zu begreifen vermochte und worüber das Leben bloß fallweise aufklärt.

Hier muß in diesen Artikel, der bisher eine von mittelmäßiger Satyre verkittete Aufzählung von Tatsachen darstellte, ein etwas pathetischer Ton hineingetragen werden, um nicht gegen das arme Geheimkabinett ausgewertet zu werden. Wohl sind es Jugendliche, die daher kommen, und was sie ruft, ist sexuelle Neu-Gierde. Aber wenn man auch den Wert der Aufklärungsarbeit und der Ab-

schreckungswirkung eines Passagemuseums nicht überschätzt — es ist doch immerhin besser, man befriedigt besagtes Interesse bis auf weiteres, indem man sich den Wachsabguß einer pathologischen Erscheinung anschaut, als anderwärtig. Auch von übertriebenen Hoffnungen kann man hier geheilt werden.

Es ist alles echt oder lebenswahr, leibhaftige Fötusse, die Entwicklung des Menschen von der Befruchtung bis zur Normal-, Steiß- oder Zangengeburt, Perforation oder Kaiserschnitt, Organe usw. — alles bis aufs Haar genau und im Katalog noch genauer erklärt. Mit Recht ist in der Rubrik „Weibliche Geschlechtskrankheiten“ als erstes Schauobjekt das Hymen oder Jungfrauenhäutchen angeführt, denn von allen besagten Krankheiten ist diese am raschesten heilbar. Sie ist allerdings selten, und man bestaunt das Objekt sehr. Allzulange aber nicht, denn nur ein Viertelstündchen darfst du weilen, draußen scharrt schon das andere Geschlecht. Fast immer ist's voll.

Oben drängen, unten stauen sich abendliche Leute. Und weiß Passagen und Panoptikum und Museen und Kabinette nicht die Künstlerausrede von Esoterik oder vom Unverstand der Massen anwenden können, sondern nur dann Existenzberechtigung haben, wenn sie Welt anlocken, so haben die Lindenpassage und ihre Institutionen volle Existenzberechtigung. Viele Hunderte sind hier unverrückbares Stammpublikum, keine Straße hat so viel Freunde und so geschlossenen Verehrerkreis. Und von denen, die der Passage Freunde sind, lieben viele das Panoptikum heiß und treu, und von diesen sind viele Fanatiker des Anatomischen Museums und von diesen wiederum manche: unbedingte Hörige der Geheimkammer, gebannt von einer Vitrine. Die ist demnach das Liebste der Auserlesensten — das Schönste also von Berlin.

Was nämlich zu beweisen war.

HANS REIMANN

FINALE

Es ist nun halb vier. Hörst du die Spatzen lärmern?
Hunger wühlt mir mürrisch in den Därmen,
Und die Tinte, die ist eingetrocknet. Was für Sorgen!
Darum Schluß. Vielleicht vollend ich morgen,
Was ich heut fragmentarisch stehen lasse.
Noch einen Schnaps in die erstaunte Obertasse
Und dann in den, in die, in das Cyjama.
Hoch über mir wacht Buddha, Wotan oder Brahma.
Ich, als gereifter Psychopath, ich fühle mich recht schüchtern.
Auch du, mein Federhalter, scheinst nicht durchaus nüchtern...
Ich gehe heiter schlafen. Gute Nacht.
Zuletzt lacht, wer am besten lacht.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Dezemberwoche

Psychologisch verständlich und entschuldigbar ist es, wenn eine verängstete, bedrängte, für zwanzig vorausgegangene Pläne nur mit Peitschenhieben traktierte Finanzbürokratie den Kopf verliert und schließlich überhaupt nicht mehr aus noch ein weiß. Aber alles Verständnis kann nicht hindern festzustellen, daß in den letzten deutschen Reparationsvorschlägen manches rätselhafter ist als mit fünf normalen Sinnen zu erklären. Eine sachliche Würdigung in der deutschen Presse ist, da die Ablehnung früher als der Vorschlag selbst bekannt wurde, allerdings ausgeblieben und es hat auch wenig Wert mehr, nachträglich zu sehr auf Details einzugehen. Immerhin wären einige Aufschlüsse darüber von Nöten, was man sich zum Beispiel unter jenem Vorschlag einer innerdeutschen Anleihe von etwa 3 Milliarden Goldmark eigentlich vorgestellt hat. Diese Anleihe sollte 4 Prozent Zinsen tragen, mit $\frac{1}{2}$ Prozent amortisiert werden, steuerfrei sein und mit einer Kapitalfuchtmnestie verknüpft werden; andererseits aber sollte die Einzahlung in Devisen (zum Tageskurs umgerechnet) bewerkstelligt werden müssen. Es ist schon etwas mehr als Optimismus, wenn man glaubt, auf dieser Basis auch nur irgendwie nennenswerte Beträge erhalten zu können. Erinnern wir uns jener 5prozentigen, überdies mit Lotteriegewinnen ausgestatteten Sparprämienanleihe, aufgelegt zu einer Zeit, da die Mark noch 200mal besser stand als heute, da die Markversion noch nicht entfernt dieselbe Rolle wie heute spielte. einzahlbar keineswegs in Devisen, bis zur Hälfte sogar in Kriegsanleihe. Was war, mit Ach und Krach, ihr Ergebnis? Dürftige 3,8 Papiermilliarden, — schon damals weniger als 400 Goldmillionen! Und heute, da für einfache Markdarlehen schon Geldentwertungsprovisionen von 200 und mehr Prozent jährlich gezahlt werden. heute sollte denkbar sein, gegen Umrechnung und 4prozentige Papiermarkverzinsung Devisenmilliarden, sogar schon entflozene, anlocken und zurücklocken zu können? Man frage, was Börsenmakler dazu sagen!

Mehrfach ist hier Kritik geübt worden an der Preisentwicklung einiger wichtiger Warengattungen, — vor allem Stahl, Eisen und Papier. Darauf sind Verteidigungsbriefe eingegangen, man strapaziert sich besonders, die rapide Steigerung der Kohlenpreise ins Treffen zu führen, die in der Tat von 5686 Mark im Oktober (bestmelierte Ruhrfettkohle) auf 9130 Mark in der ersten Novemberhälfte, auf 15 765 Mark in der zweiten Novemberhälfte und auf 25 613 Mark im Dezember emporgeklettert sind. Aber wie stellt sich, trotz aller innerdeutschen Preissteigerung, der Ver-

gleich etwa mit englischer Kohle? Eine entsprechende englische Qualität (Northumberland unscreened) kostet heute zwischen 21 und 22,6 Schilling. Rechnet man mit einem Durchschnittspreis von 22 Schilling, so ergibt das, bei einem Pfundkurs von rund 39 000, nicht weniger als 46 800 Mark. Die deutsche Kohle ist also trotz aller Teuerung noch immer um 45 Prozent billiger als die englische; und wenn gewisse deutsche Fabrikate, in denen Kohle eine große Rolle spielt (nebstdem übrigens auch die relativ ebenfalls billigen Löhne, Frachten usw.), trotzdem teurer geworden sind, als gleichartige englische, so ist erwiesen, daß die Fabrikanten ihr Geschäft entweder zu schlecht oder zu gut verstehen.

In Friedenszeiten wurde das Einkommen des Normalverdieners zwiefach verwertet: mit einem Teile wurde der Unterhalt bestritten; ein anderer Teil aber wurde zurückgelegt, wurde gespart; er diente als Rückhalt für das Alter. In der Tat besteht das Erwerbsproblem ja nicht nur darin, den augenblicklichen Bedarf zu befriedigen, sondern auch darin, darüber hinaus noch Sicherung für eine Zeit zu schaffen, in der die Erwerbsfähigkeit vielleicht geschwunden sein wird. So belief sich in Deutschland Ende 1913 allein der Einlagenbestand bei den Sparkassen auf rund 20 Milliarden Mark, was immerhin eine sichere, wenn auch nicht üppige Altersversorgung für 1½—2 Millionen Menschen darstellte; weitere Summen steckten in Häusern, Hypotheken, Staatspapieren und ähnlichem. Nun aber, — was ist nach dem Kriege daraus geworden? Juni 1922 waren nach den Berechnungen des Generaldirektors Reusch ziffernmäßig zwar etwa 2½mal so große Einlagen bei den Sparkassen vorhanden; aber gemessen an der Kaufkraft (nicht einmal am Dollar, sondern nur am Großhandelsindex) repräsentierten diese 53 Papiermilliarden nur noch ¼ Vorkriesmilliarden, die Ersparnisse waren also nicht mehr größer als 3,8 Prozent ihres Friedensbetrages. Entsprechend oder noch größer ist die Entwertung auch der übrigen Anlagekategorien; und beim rasenden Fortgang der Geldentwertung seit Juni (Großhandelsindex nicht mehr 7000 sondern 190 000!) kann gesagt werden, daß im gegenwärtigen Zeitpunkt die alten Ersparnisse überhaupt weggefegt sind. Doch sind nicht nur keine alten Ersparnisse mehr vorhanden, noch schlimmer ist: es werden auch keine neuen mehr gesammelt! Das alte Gesetz, daß nur ein Teil des Einkommens dem Verbrauch, ein anderer Teil aber der Alterssicherung dienen soll, ist aufgehoben, — seit Jahren verzehren all jene Bevölkerungsschichten, die keine andere Quelle als ihre Arbeitskraft besitzen, das Ganze ihrer Einnahmen in direktem Verbrauch. Was ergibt sich daraus? Daß mit dem Fortgang der Jahre immer größere Massen erwerbsunfähig Gewordener ohne jede Versorgung, ohne jeden Rückhalt, ohne jede Mittel zur Existenzfristung der öffentlichen Wohltätigkeit zur Last fallen werden. — ein Zukunftsproblem von erschreckender Schwere!

Wie aber erklärt sich die Minderung der Einkommen, die sich in diesem Zusammenhang sichtbar manifestiert? In dem Streit über die Schichtung und in der allgemeinen Geldentwertungshysterie scheint alles Verständnis dafür verloren gegangen zu sein, was Einkommen eigentlich bedeutet und wieso es ganz unmöglich ist, daß der Deutsche, im Durchschnitt gesehen, noch heute so viel verdient wie im Frieden. Wie Einkommen entsteht, macht man sich am besten klar, wenn man sich vorstellt, ein Volk werde vollkommen geld- und besitzlos auf eine Insel verpflanzt und solle nun beginnen, sich Einkommen zu schaffen. Es ist das offenbar nur auf zweierlei Wegen möglich. Der erste heißt Gütererzeugung, — gleichgültig, ob die Güter im Lande bleiben oder exportiert werden. Denn der Bauer, der genügend Lebensmittel erzeugt, um sich zu ernähren, hat Einkommen, auch wenn er kein Pfund verkauft. Er kann, wenn es ihm besser geht, Dienstkräfte engagieren und ihnen durch Abgaben von seinem Überschuß ebenfalls Einkommen gewähren. Aber diese Einkommen sind nur abgeleitet, — Einkommen aus Diensten im Inland vermehren nicht den Gesamtfonds, der zur Einkommensverteilung zur Verfügung steht. Wohl aber vermehren diesen Fonds, — und hier ist der zweite Weg — bezahlte Dienstleistungen für's Ausland. Diese bezahlten Dienstleistungen an's Ausland und die Erträgnisse der Güterproduktion (ohne Rücksicht darauf, ob sie im Land bleiben oder ausgeführt werden) bilden also die Quelle, aus der alle Einkommen der Volksangehörigen sich herleiten müssen. Und nun, wie steht es mit der Ergiebigkeit dieser Quellen im heutigen Deutschland? Die Dienstleistungen an's Ausland sind geringer als seit Jahrzehnten, — die Handelsflotte wirft wenig mehr ab, die Auslandsfilialen der Banken sind zerstört, das bißchen Fremdenverkehr ersetzt nicht die Einbußen. Die Produktion aber? Statt 10 Millionen Tonnen Roggen im Jahre 1913 (auf heutigem Reichsgebiet) wurden 1921 nur 6,8 Millionen erzeugt, statt 4 Millionen Tonnen Weizen nur 2,9, statt 44 Millionen Tonnen Kartoffeln nur 26, statt 186 Millionen Tonnen Kohle nur 136, ähnlich ist der Rückgang auf fast allen Gebieten. Es bedürfte nicht erst der Reparationen, um einen Zustand zu schaffen, der es ganz undenkbar macht, daß das deutsche Durchschnittseinkommen heute höher sein könnte als $\frac{1}{2}$ — $\frac{2}{3}$ des Friedenseinkommens. Es kann nicht höher, es muß genau ebenso hoch sein, wie der Ertrag seiner beiden einzigen Quellen — wie der Ertrag der Produktion plus Dienste an's Ausland, vermindert um die Reparationen. Und wenn es Schichten gibt, die heute sogar größeres Einkommen als in Friedenszeiten beziehen, so müssen andere notwendigerweise doppelt entbehren. Denn die obere Grenze für die Gesamtheit steht fest.

G L O S S E N

„RETTET FELIX HOLLÄNDER“

1.

Edmund Reinhardt antwortet:

Zu dem Schauspielerbrief in Ihrer vorigen Nummer erkläre ich:

Es ist unwahr, daß Felix Holländer Abend für Abend ein Drittel seiner Bruttoeinnahme an Professor Max Reinhardt abführen muß. Es ist ferner unwahr, daß Felix Holländer den Fundus für seine Aufführungen nicht zur Verfügung gestellt bekommt. Und es ist schließlich unwahr, daß Felix Holländer einen fürchterlichen Vertrag mit Reinhardt hat.

Richtig ist dagegen, daß Felix Holländer bzw. seine Gesellschaft für das Deutsche Theater und für das Kammerspielhaus eine feste Pacht von nur 500 000 M. jährlich zu zahlen hat. Das heißt, daß Professor Reinhardt für die Hergabe seiner beiden Theater für das ganze Jahr die Hälfte der jetzigen Mindestgage erhält. Davon sind noch die Hypothekenzinsen zu bezahlen und andere Verpflichtungen zu erfüllen.

Die Miete für das Große Schauspielhaus beträgt 1,1 Millionen Mark für das ganze Jahr, sodaß eine einzige ausverkaufte Vorstellung in diesem Hause die Miete für volle sechs Jahre deckt.

Außerdem gehört auch der Ertrag aus der Garderobe und den übrigen sogenannten Unterpachten aus allen drei Häusern in voller Höhe Herrn Holländer und verbleibt nicht, wie das sonst an Berliner Bühnen üblich ist, dem Verpächter.

Herrn Holländer ist ferner der gesamte Fundus für die gemieteten

Bühnen in vollem Umfange für die ganze Vertragsdauer überlassen. Dieser Fundus wird von Herrn Holländer in einer Weise in Anspruch genommen, die weit über die vertragliche Vereinbarung hinausgeht, da er Neuanschaffungen fast garnicht mehr vornimmt und nur mit dem vorhandenen Fundus, zum Teil durch einschneidende und den Fundus entwertende Umänderungen, arbeitet.

Im April dieses Jahres ist eine zweijährige Verlängerung dieses Pachtvertrages abgeschlossen worden. Für diese Prolongation habe ich den Erlös aus der Garderobe, wie dies an vielen Berliner Bühnen schon vor dem Kriege üblich war, für den Verpächter beansprucht. Nur aus besonderem Entgegenkommen für Herrn Holländer habe ich schließlich darauf verzichtet und mich damit begnügt, seinen eigenen Vorschlag zu akzeptieren, wonach er für die Abnützung des Fundus und der maschinellen Anlagen und Einrichtungen eine Abgabe von sechs Prozent seiner Einnahmen an den Verpächter zu leisten hat. Diese Abgabe ist so gering, daß sie in gar keinem Verhältnis zu der Entwertung steht.

Herr Holländer erhält ferner eine feste Gage und die Hälfte des gesamten Reingewinnes, der sich am Deutschen Theater, am Kammerspielhaus und am Großen Schauspielhaus ergibt. Dagegen ist Herr Holländer an einem Verlust mit keinem Pfennig beteiligt.

Dem Verfasser der Glosse, der, wenn meine Vermutung richtig ist,

DAS BUCH DER WOCHE
HERMANN WENDEL. AUS DREI KULTUREN
VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFT G. M. B. H. / BERLIN SW 68

seit dem Sommer 1921 nicht mehr am Deutschen Theater engagiert ist, dürfte bei der Abfassung seines Artikels ein wirkungsvoller Film vorgeschwebt haben. Jedenfalls fordere ich ihn auf, Einsicht in die Originalverträge bei mir zu nehmen und erwarte, daß er dann, — er ist ein Gentleman, wenn meine Vermutung richtig ist —, sich aus Eigenem berichtigen wird. *Edmund Reinhardt.*

2.

Felix Holländer antwortet:

Ein Schauspieler des Deutschen Theaters richtet im „Tage-Buch“ (Nr. 49) bestimmte Fragen an mich, die ich ihm unbedingt beantworten möchte.

Er irrt total, wenn er annimmt, ich hätte einen „fürchterlichen Vertrag“ mit Reinhardt. Ich glaube, diese Legende bereits in der Schlußverhandlung zwischen der „Genossenschaft“ und dem Verband Berliner Bühnenleiter zerstört zu haben. Eine Bemerkung des Präsidenten Rickelt gab mir dazu erwünschten Anlaß. Es ist eine völlig freie Erfindung, daß ich „Abend für Abend ein Drittel der Bruttoeinnahmen“ an Edmund Reinhardt abführen müßte. Ich habe bis zum 1. November eine Miete gezahlt, die in Rücksicht auf die heutige Situation lächerlich gering ist. Erst seit kurzer Zeit, auf Grund einer vollkommen veränderten Lage, erhält Herr Reinhardt einige wenige Prozente der Bruttoeinnahmen, die noch nicht ein Fünftel dessen, was mein Mitglied vermutet, ausmachen. Über den Fundus kann ich, was das Deutsche Theater anlangt, völlig frei verfügen. Er wird zerschnitten und verarbeitet, sowohl Kostüme, wie Dekorationen. Da ich bei den heutigen Zeiten zur äußersten Sparsamkeit genötigt bin, so muß ich mit dem Vorhandenen auszukommen suchen. Ich begehe keine Indiskretion, wenn

ich mitteile, daß ich in dem vergangenen Spieljahr für alle drei Bühnen im ganzen für Kostüme und Dekorationen 900 000 M. ausgegeben habe. Daß diese Summe in gar keinem Verhältnis steht zu der Entwertung, die der Reinhardtsche Fundus infolge der Abnutzung erleidet, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. In geschäftlicher Hinsicht schützt der Vertrag in loyalster Weise sowohl die Interessen des Deutschen Theaters, wie die meinigen. Würde ein Reingewinn erzielt werden, so wäre ich so stark beteiligt, daß ich für meinen Teil gewiß auf meine Rechnung käme. Es können indessen keine Reingewinne erzielt werden, weil die Belastungen viel zu groß sind; die Schuld daran tragen nicht die Schauspieler. Es liegt an den Zeitverhältnissen, es liegt an den vielen Menschen, die der unendlich große Apparat zu seiner gegenwärtigen Erhaltung braucht. Wenn durch die Erhöhung von Löhnen und Gagen in jedem Monat der Etat um Millionen wächst, so wird das Mitglied des Deutschen Theaters einen vagen Begriff von den Sorgen bekommen, die auf uns lasten. Über die Brüder Max und Edmund Reinhardt macht sich der Verfasser des Artikels ein ganz falsches Bild. Er sieht sie so verzerrt, daß ich ihn nur Auge in Auge über diese Menschen aufklä-

Bücherstube am Museum

Normann Kempf

Dr. Walt. Haeder

Literarisch
geleitetes
Sortiment



Ständige
Ausstellung
kunstgewerblicher
Erzeugnisse

WIESBADEN, Wilhelmstr. 6

ren könnte, deren ganze Lebensarbeit dem Deutschen Theater gegolten hat. Hätte er eine Ahnung, welche Opfer diese beiden Männer gebracht haben, mit welcher vorbildlichen Energie sie den Kampf für die Erhaltung unserer Bühnen geführt haben, er würde seine Anklagen unterdrückt haben.

Ich möchte am Schluß noch ein Wort über Edmund Reinhardt sagen: Würde E. R. sich lediglich von geschäftlichen Motiven leiten lassen, er könnte allein durch die Verleihung des Fundus jährlich Summen verdienen, im Vergleich zu denen die von mir abzuführende Miete in gar keinem Verhältnis steht. Es dürften demnach wohl andere Gesichtspunkte Edmund Reinhardt leiten, als der Autor der Glosse vermutet.

Im übrigen bin ich jederzeit bereit, ihm die Einsicht in meine Verträge zu gestatten, damit er gemeinsam mit mir an der Zerstörung dieser Legenden arbeitet.

Felix Holländer.

3.

Feststellung des „T.-B.“.

Das sachliche Fazit der Mitteilungen ist, daß Felix Holländer an Reinhardt 1,6 Millionen Mark jährlich für Miete der drei Häuser, ferner aber noch 6 % sämtlicher Einnahmen — Billet-, Garderobe-, Programmhefte- und Büffetverkauf — abzuführen hat. Diese 6 % sind als Abnutzungsgebühr für den Fundus, die maschinellen Anlagen usw., bezeichnet. Man wird aber rasch erkennen, daß diese Abnutzungsgebühr weitaus die be-

deutendste Abgabe repräsentiert. Die Gesamtbilleteinnahme aus allen drei Häusern bei vollem Verkauf beläuft sich abzüglich Lustbarkeitssteuer auf mindestens 10 Millionen pro Abend, die Garderobeneinnahme auf 4 Millionen, Programmeinnahmen usw. seien ganz außer Acht gelassen. Nimmt man an, daß von diesen minimal 14 Millionen allabendlicher Potenz tatsächlich nur 30 %, 4 Millionen Mark, wirklich eingehen, so ergibt sich immer noch eine tägliche Abgabe von 200 000 M., also von monatlich 6, in zehn Spielmonaten 60 Millionen. Abgesehen von dieser 6 % igen Abgabe verbleiben dem Pächter allerdings die gesamten Einnahmen, auch diejenigen, die, wie Edmund Reinhardt erklärt, in anderen Fällen vielfach lediglich dem Verpächter zufließen.

4.

Replik des Schauspielers:

Wir alle wußten, daß Felix Holländer für Reinhardt eintreten werde. Wie immer der Vertrag zwischen Pächter und Besitzer aussehe, wir wußten, der Vasall werde für seinen Herrn und Meister unbedingt einstehen. Anders als der Herr und Meister selbst, der Menschen verbraucht und frißt. Nun hat aber Felix Holländer ziemlich genau Aufforderung folgend, genauer ansehen müßte. Ich will mich für den Augenblick an die Ziffern halten, die Reinhardt vor einigen Tagen publiziert hat. Aus ihnen geht hervor, daß Max Reinhardt monatlich, bei heutigen Eintrittspreisen, mi-

Steinberg

* *Flüte - Kleider - Mäntel - Pelze* *
Düsseldorf *Baden-Baden*

destens sechs Millionen Mark aus den Theatern bezieht. Ich bezweifle, daß irgendein Pächter in Deutschland eine ähnliche Miete bezahlen muß. Bei dieser Rechnung stelle ich mich nicht auf den Boden der von Holländer mit soviel Selbstlosigkeit bestrittenen Angaben, sondern auf den Boden der Mitteilungen, die Edmund Reinhardt selbst veröffentlicht hat. Mit einem ganz kleinen Bruchteil dieser an Reinhardt freudig geopfert Summe hätte Holländer jede Konfliktmöglichkeit mit den Schauspielern vermeiden können. Er hätte dann nicht seinem ersten Regisseur ein Spottgehalt auszahlen müssen, das, wenn ich es hier veröffentlichte, ein durch Berlin und Deutschland schallendes Gelächter wecken würde. Aber Holländer, dem durch meinen Eilbrief Beistand geleistet werden sollte, ist in einer offenbar unheilbaren Reinhardtthypnose befangen. Das spüren wir Schauspieler auch in künstlerischen Dingen. Er hat die besten Regisseure Deutschlands zur Verfügung gehabt: Berger, Martin, Viertel. Er hat sie nach der Reihe innerlich verloren. Wie es nämlich nur einen Idealvermieter gibt, so existiert auch nur ein Idealregisseur: Reinhardt, Reinhardt, Reinhardt! Sein Wunsch beraubt das Ensemble plötzlich um die Thimig, um die Lossen, um Moissi, um Werner Krauß. Reinhardts telepathische Strömungen entscheiden über den Spielplan des Theaters. Um Reinhardts willen verarmt das Deutsche Theater: — diesen Satz

halte ich aufrecht, auch wenn die Ziffern meines ersten Briefes nicht stimmen. Eine Untersuchung von Details kann nicht genügen, es müßte der ganze Fall aufgerollt werden, dieser ganze höchst merkwürdige, fast unglaubliche Roman, die Geschichte einer menschlich ergreifenden, das Institut zerstörenden inneren Abhängigkeit.

TISCH MIT BÜCHERN

Hermann Wendel: Aus drei Culturen. Essays, Verlag für Sozialwissenschaften, Berlin SW 68. — Bis zum Kriegsausbruch hat von allen Zeitungsschreibern Franz Mehring das beste, das kräftigste und das sauberste Deutsch geschrieben. Es gehört zu den mysteriösen Gesetzen allseitigen Lebens, daß die Physiognomie eines Menschen sich auch in seiner Sprache offenbart. In Mehrings problematischer Kraftnatur aber war auch ein spitzer, gelegentlich tückischer Zug, gerade dieser Schuß Bosheit hat seinen Stil niederträchtig gut gewürzt. Nach Mehrings Tod gibt es nur einen starken Schreiber in der sozialdemokratischen Partei: Hermann Wendel. Mit Mehring hat er gemein, daß er besser, vor allem: lieber schreibt als redet. Mit Mehring hat er ferner eine unter Journalisten ungewöhnlich gewordene Bildung gemein, und schließlich ist Wendel zum Erben Mehrings berufen, weil die Grazien an seinem Schreibtisch nicht mürrisch werden. Er ist neben

Banflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Bekämpfungsmittel der Krankheitserreger in Mund- und Rachenhöhle. Fachärztlich empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Verstopfung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

den Vulgarpolitikern die einzige aesthetisch gefällige Erscheinung, sein Wort hat Musik, seine Essays sind aufgebaut. Von Mehring unterscheidet ihn eine Toleranz, deren der alte Geschichtsschreiber der Sozialdemokratie nicht fähig war. Wendel lebt an den nicht ganz ungefährlichen Grenzen der Partei. Dort darf man sich, nicht im parteilichen Ornat, manche Extratour gestatten. Das Buch, das Wendel hier verlegt, reicht von Lichtenberg bis zu Barbusse, von Marx bis Kerr, von Baudelaire bis zu seinen ge-

liebten, in Liebe überwerteten Südslawen. Es ist gestaltende Kraft in Wendel und ein Talent zur Menschlichkeit in ihm, das er weder in Frankreich, noch in Südslawien, nicht einmal in Deutschland verleugnet. Gäbe es in der Sozialdemokratie eine natürliche Rangordnung der Geister (derlei ist für eine gesunde, gut kommunizierende Partei nötig), dann müßte dieser ebenso anmutige wie offensive Geist auf der höchsten Tribüne sprechen und auch singen. Gr.



LISZT-ANEKDOTE

Die Zuckerzange

Siegfried Wagner erzählt in seinen, eben bei Engelhorn's Nachfolger, Stuttgart, erschienenen „Erinnerungen“, einem angenehm anspruchlosen Buch, diese reizende Liszt-Geschichte:

Bei einer reichen Finanzbaronin in Paris geladen, nahm er, als nach dem Diner der Kaffee serviert wurde, den Zucker mit den Fingern aus der Zuckerdose. Die Hausfrau sah mit Unwillen, daß er nicht die Zuckerzange benutzt hatte, und rief dem Diener zu: „Füllen Sie die Zuckerdose neu auf!“

Liszt tat, als ob er nichts gehört, trank seinen Kaffee, ging dann zum geöffneten Fenster und warf die kostbare Tasse hinaus. Zu der Baronin aber sagte er auf ihre Klage über ihr schönes Objekt: „Wenn Sie nicht Zucker aus einer Dose nehmen können, die ich mit der Hand berührt habe, werden Sie

Fesche
Sportröcke

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

wohl erst recht nicht aus einer Tasse trinken können, die ich mit den Lippen berührt habe."

BRIEF AN DAS „TAGE-BUCH“

„Kerndeutsch in neutraler Decke.“

Als alter Leser und Freund des „T.-B.“ sende ich Ihnen folgendes Rundschreiben:

August Scherl G. m. b. H.,
Konto Buchvertrieb.

Wir erlauben uns hiermit Ihr Augenmerk auf unsere soeben erschienenen kerndeutschen Jugendschriften, Jungdeutschlandbuch, Jungmädchenbuch zu lenken, von denen wir gerne eine Partie mit nationaler oder neutraler Decke oder gemischt liefern.

Kerndeutsch in neutraler Decke oder neutral in kerndeutscher Decke — man muß sich anpassen können, wenn die Partieware angebracht werden soll.

Rudolf Dienemann, Buchhändler.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 49):

Tagebuch der Zeit

Leopold Schwarzschild: Reise ins Ruhrland

Willy Haas: Der antike Friede

Anton Kuh: Die süße Liebe und der bittere Tee

Paul Mayer: Casanova als Erzieher

Hans Reimann: Du sollst nicht aufs Kino schimpfen

Tagebuch der Wirtschaft

Glossen

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Eugen Diederich-Verlages in Jena bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.: Lützw 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken, in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken, in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen, offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Wie Stimmen der Welt

Leo Matthias
**Genie und Wahnsinn
in Rußland**

Geistige Elemente des Aufbaus und Gefahrelemente
des Zusammenbruchs

Geheftet M. 450,—

Gebunden M. 1200,—

Es kommt nicht auf die Wahrheit an —
sondern auf die Propheten!

Es kommt nicht auf den Kommunismus an — sondern auf Lenin, Trotzki, Radek und den Geist der Russen!

Auf Grund dieser Erkenntnis hat Leo Matthias bereits 1921 die Richtung vorausgesagt, die Rußland heute nimmt!

Preise ireibleibend

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag
Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35



Lola Montez

Die Tänzerin des Königs

Die Geschichte einer Abenteuerin

★

Lola Montez ... Ellen Richter

Uraufführung, Donnerstag, 28. Dez. 6 u. 8½ Uhr

★

Vorverkauf für die Premiere
Ab heute täglich Vormittags 11-1 Uhr
an der Theaterkasse

U T Kurfürstendamm



VOR DEM 4. JAHRGANG

Mit dem nächsten Heft vollendet das „Tage-Buch“ seinen dritten Jahrgang. Gestützt auf die Treue seiner alten Leser und auf den ständig wachsenden Kreis neuer Freunde, darf es selbst in dieser ungünstigen Zeit auf Erweiterung seiner Aufgaben nicht nur auf Erhaltung bedacht sein.

Vor allem fühlen wir uns vor einer großen und schwerwiegenden moralischen Aufgabe. Nämlich vor der Aufgabe, unseren Mitarbeitern, deren Qualität wir gar nicht hoch genug auswählen können, zu unserem Teil wieder zu jenen Lebensbedingungen zu verhelfen, die ihnen die brutale Entwicklung der letzten Jahre verweigerte.

Das „Tage-Buch“ hat ein Programm aufgestellt, das die Mitarbeiterhonorare während des bevorstehenden Quartals in raschem Anstieg wieder zu menschenwürdiger Höhe gelangen lassen soll. Es geht nicht länger an, daß über die Not der geistigen Arbeiter nur gejammert und gezetert wird, es geht nicht länger an, daß in entwürdigender Almosenform Unterstützungsfonds zusammengebettelt und brosamelnhaft Beihilfen verabreicht werden. Die Zeit ist reif geworden, den Dichtern, den Gelehrten, den Publizisten ihren minimalen Bedarf — diesen wenigstens! — wieder auf normalem Wege zukommen zu lassen; und wir sind sicher, daß unser Freundeskreis, dem so mancher Beitrag für alle möglichen Fonds abgefordert wird, uns nicht im Stiche lassen wird, wenn wir das jetzt unternehmen.

Zur Durchführung dieser Anti-Almosenpolitik, dieser Würdepolitik, dieser Normalisierungspolitik, zur Deckung ferner der seit der letzten Preisfixierung horrend gestiegenen sonstigen Kosten (Papier allein 2250facher Friedenspreis!) ist es notwendig, den Quartalspreis auf

2500 Mark

festzusetzen, — das ist noch immer nicht mehr als der 500fache Friedenspreis! Dieser Preis wird, wenn die Mark nicht eine neue, tolle Entwertung erfährt, ohne Nachzahlung festgehalten werden können.

Wir sind nicht in Sorge, daß unsere Freunde durch diese Erhöhung — eine Schuhbesohlung kostet mehr! — vom Bezug der Zeitschrift, die ihnen lieb geworden ist und die sich nun, neben ihren sonstigen Aufgaben, auch einer eminenten sozialen, kulturellen und moralischen Pionieraufgabe unterzieht, abgeschreckt werden könnte. Dem nächsten Heft wird die Zahlkarte beiliegen. Wir vertrauen, sie von all unseren alten Lesern und von manchen neuen möglichst rasch, damit die Lieferung keine Unterbrechung erfährt, ausgefüllt zurückzuerhalten.

Verlag und Redaktion des „Tage-Buch“.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Dezemberwoche

Wie wurde München die dümmste Stadt Deutschlands? Die Antwort ist einfach: Die Miesbacher sind nach dem Räterummel aus dem Häusel geraten und München ist ein Groß-Miesbach geworden. Der Herr von Kahr, ein Miesbacher Staatsmann, der Polizeipräsident Pöhner, der die Fremden in den Schlafzimmern um 6 Uhr früh untersuchen ließ, ein Miesbacher Dorf tyrann, na und die „Münchener Neuesten Nachrichten“ sind ein schlechterer, weil temperamentsärmerer „Miesbacher Anzeiger“. Wie es zurzeit in Groß-Miesbach aussieht, das beweist eine Münchener Woche, die hier nur mit Briefen und aus Nachrichten des Groß-Miesbacher Anzeigers dargestellt wird:

Montag: Henri Marteau, der große Beethovenspieler, veranstaltet in München ein Konzert. So wie er Konzerte in Stockholm, Wien, Prag, Berlin, London, New-York gehabt hat. Wie das Konzert verlief, lehrt ein Brief Marteaus: „Kaum war ich auf dem Podium erschienen, da fing ein gräßlicher Lärm an. Der größte Teil des Publikums hatte mich mit Applaus empfangen. Aber etwa 20 oder 30 Jünglinge drängten an das Podium heran, piffen und riefen mir Schmähworte zu, deren ärgstes ihrer Meinung nach „Saufranzos“ sein sollte. . . . Es entstand ein wüster Lärm, einzelne Gruppen begannen zu raufen, Stinkbomben wurden geworfen. Die Polizei erschien. Als 15 Personen verhaftet wurden, erklärten die Schreier, „es sei eine Schande, ehemalige Offiziere abzuführen“. Aus dem Beethovenkonzert wurde eine Miesbacher Rauferei.

Dienstag: Generalversammlung des Fremdenverkehrsvereins. Redner Hotelbesitzer Volkhardt: Während norddeutsche Hotels vollbesetzt sind, sind die Münchener halbleer. Das habe auch politische Bedeutung. Aber in München sei der frühere Senator Wilsons, Mr. Tumulty beinahe ausgewiesen worden. Das schädige auch den Kunsthandel. Vorsitzender Hofrat Pixis teilt Fälle mit, in denen Ausländer, die hier in München um Millionen Bilder gekauft haben, halsüberkopf abreisen mußten, ohne noch das Einpacken ihrer Bilder überwachen zu können. (M. N. N. 790.) Ja, die Groß-Miesbacher Polizei hat an' Enerschi! Außer mit dem fremden G'sindel.

Mittwoch: Schwurgericht gegen den „Miesbacher Anzeiger“. Er hatte die Reichsfarben „Schwarzroter Henadreck“ (Hühnerdreck) genannt. Sachverständige, Rektor Dr. Hempfinger und Redakteur Maier, behaupten, Henadreck sei keine Beschimpfung und keine Verächtlichmachung. Urteil: Freispruch. Die Sachverständigen haben ganz recht. Henadreck ist ein beliebtes Wort in Miesbach.

Da München ein Groß-Miesbach geworden ist, ist der Henadreck für die Diskussion und Konversation unentbehrlich geworden.

Donnerstag: Die Groß-Miesbacher haben eine Erziehungsanstalt. Protektor: Kahr. Am 15. Dezember stand der Direktor dieser Anstalt vor Gericht. Er hat Zöglinge nicht bloß hungern lassen, bis sie ins Krankenhaus gebracht werden mußten und tuberkulos wurden, er hat sie auch mit Ochsenfieseln, 15 bis 25 Schläge, peitschen lassen. Ein Junge, der entlaufen wollte, wurde mit Ohrfeigen zu Boden geworfen, mit der Faust auf den Kopf gehauen, mit dem Stiefel in den Leib gestoßen. Einige Jungen konnten nach der Peitschung drei Tage nicht sitzen. Sie mußten auf dem Bauch im Bett liegen. Einer dieser Fürsorgezöglinge ist im Krankenhaus Schwabing gestorben. Der Angeklagte erzählt, in der Fürsorgeanstalt sei oft das Eis an den Wänden gestanden, die Jungens sind in einer schlecht zu heizenden Halle mit Betonboden untergebracht worden. Einmal hätte ein Aufseher entlassen werden sollen, weil er sich an einem Jungen sexuell vergangen habe. Der Vorstand lehnte die Entlassung des Mannes ab, weil er ein vortrefflicher Hosenschneider war. Die Anstalt hatte keinen Arzt. Alle Schuld treffe den Vorstand des Jugendfürsorgevereins. Der Leiter dieses Vereins ist der Amtsgerichtspräsident Riest. . . . Das ist die Humanität von Groß-Miesbach. Das ist die Jugendfürsorge in Groß-Miesbach. Das sind die Amtsgerichtspräsidenten von Groß-Miesbach.

Freitag: Kapitän Erhart wird durch die Abgesandten des Reichsgerichts verhaftet. Er lebt unter dem Namen Eigmann in München. Aus den Protokollen des Landtags wird festgestellt, daß der Polizeipräsident Pöhner dem steckbrieflich verfolgten Erhart persönlich den falschen, auf den Namen Eigmann ausgestellten Paß übergeben hat. Das ist die Korrektheit der Polizeibehörde von Groß-Miesbach.

Samstag: In der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember ging es in den Straßen von München hoch her. (Am Abend vorher hatten Versammlungen des Herrn Hitler stattgefunden.) Darüber berichtet der Brief eines Amerikaners an das „T.-B.“:

Ich ging nach Mitternacht durch die Georgenstraße. Plötzlich kam mir eine gröhrende Menge entgegen. Sie schrien: „Juden hier!“ Sie umringten mich. Ich sollte beweisen, daß ich kein Jude sei. Ich zeigte ihnen meine Papiere. Das genügte nicht. Daß ich unbeschnitten sei, sollte ich zeigen. Da die Leute nach dem ersten Juden, den sie totschiessen wollten, brüllten, da sie zwanzig gegen einen waren, da sie mir die Hose aufrissen, konnte ich nicht anders, ich mußte den gewünschten Beweis antreten. Darauf zogen sie kichernd und Tod den Juden brüllend weiter. Wehe, wenn ihnen in dieser Nacht ein Jude auf der Straße begegnet ist!

Der Amerikaner frag, ob er sich an die bayerische Regierung wenden solle. Dazu konnte man ihm nicht raten. Statt an die Groß-Miesbacher Herrscher schickte er seinen Brief an die großen amerikanischen Blätter.

Sonntag: Koburg, das sich im Jahre 1919 freudig an Bayern angeschlossen hat, sah am 17. Dezember 1922 eine Unterschriftensammlung, eingeleitet zum Zwecke einer Abstimmung über die Loslösung Koburgs von Bayern. Von 26 000 Wahlberechtigten haben sich 14 000 für die Lostrennung von Bayern erklärt . . . München ist wohl Groß-Miesbach geworden. Aber das Königreich Miesbach wird etwas kleiner sein, als die Kahre und Knillinge ahnen.

In Wien haben die antisemitischen Studenten einen numerus clausus für jüdische Hörer und Lehrer an den Universitäten verlangt. Der Rektor der Universität, der Geograph Professor Carl Dien er, hat sich zu diesem Problem in einem Aufsatz geäußert, in dem er sich für die Kontingentierung der nicht-österreichischen Studenten einsetzt, gegen das Eindringen jüdischer Dozenten sei man machtlos, so lange die bedauerliche Tatsache bestände, daß . . . „ausschließlich die wissenschaftliche Qualifikation für die Habilitation eines Privatdozenten maßgebend“ sei. Dies Dokument ist erschütternd.

Von Mussolinis Rolle auf der Londoner Konferenz erzählt „L'Europe nouvelle“ folgende hübsche Geschichte: Zu Beginn der Konferenz überreichte Mussolini dem englischen Premier eine Note, der er höchste Bedeutung beimaß. Er hatte darin alle seine Ansichten über die Philosophie der Geschichte und seine Vorschläge zur sofortigen Rekonstruktion Europas niedergelegt. Nach dreitägiger Diskussion war noch immer kein Wort über die italienische Note gesprochen worden. Als man beim Auseinandergehen das Programm der nächsten Sitzung feststellte, rief Mussolini aus: „Und meine Note, — wann wird man darüber sprechen?“ „Wollen Sie nicht eine Tasse Tee trinken?“ antwortete Bonar Law. — Am Abend sprach Mussolini zu fünfzig Journalisten. In napoleonischer Haltung sagte er: „Und betonen Sie wohl, meine Herren, daß der einzige Plan, der auf der ganzen Konferenz zur Diskussion stand, der italienische war!“

HUGO PREUSS — WILLY GEGEN DIE VIELZUVIELEN IN HELLPACH — A. SÜDEKUM · DEN DEUTSCHEN PARLAMENTEN

Der Staatsminister a. D. und Demokrat Dominicus hatte den Vorschlag gemacht, die Zahl der Abgeordneten in allen deutschen Parlamenten auf die Hälfte zu reduzieren. An der preußischen Landesversammlung könnten dann allein etwa 200 Millionen im Jahr gespart werden. Und es kommen noch 14 Einzellandtage mit 1300 Abgeordneten in Betracht. Schließlich würde auch der Reichstag vielleicht mit 250 Abgeordneten besser als mit 500 arbeiten. Der Vorschlag Dominicus ist leider von der deutschen Presse nicht beachtet worden. Er ist geradezu unter den Tisch gefallen. Wir haben nun an eine Reihe von Politikern die Frage gestellt, ob sie die Verringerung der Abgeordnetenstatisterei nicht für wünschenswert halten? Erstens aus geistigen Gründen, um die Qualität der parlamentarischen Diskussion zu heben. Zweitens aus ökonomischen Gründen, weil uns diese Maßregel nicht erst von einem Spardiktator aufgezwungen werden soll.

Dr. HUGO PREUSS, Reichminister a. D.

An die von Ihnen aufgeworfenen Fragen kann man meines Erachtens unmöglich von dem leidigen Diätenpunkt her herantreten. Gewiß ist der Betrag zahlenmäßig scheußlich hoch und seine Anwendung zweifellos nicht populär; aber er ist doch nur ein Symptom unserer unsagbaren und unerträglichen Preisverhältnisse überhaupt. Im übrigen ist er verschwindend klein im Vergleich zu dem, was sonst ein ungeeignet zusammengesetztes Parlament dem Volke kosten kann. Die Frage ist daher so zu stellen: ob die größere oder geringere Zahl von Mitgliedern eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit für die Güte der Arbeitsleistung und die Höhe des geistigen Niveaus eines Parlaments bietet. Leider ist diese Frage theoretisch kaum zu beantworten. Das gefühlsmäßige Urteil wird sich für die Wenigen entscheiden wollen, indem es aus dem Wort: „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen“ folgert, daß die Wenigen nun auch vermutlich Verstand haben werden. Dagegen sprechen andere Erwägungen und das Vorbild der Länder älterer parlamentarischer Kultur für die größere Zahl. Sie schreiben: „Würde eine Beseitigung der Vielzuvielen in den Parlamenten nicht die Qualität der parlamentarischen Diskussion bedeutend heben?“ Ganz gewiß; aber wer sagt Ihnen, daß bei einer Halbierung der Zahl die Vielzuvielen verschwinden werden und nicht die Vielzuwenigen? Die Wahrscheinlichkeit, daß von der letzteren Art etliche durchschlüpfen, ist bei vierhundert immerhin größer als bei zweihundert. In der klassischen Zeit des englischen Parlamentarismus verteidigte man die Existenz der Rotten boroughs damit, daß sie noch am ehesten selbständige Köpfe in das Parlament gelangen ließen; und in der Tat sind einige seiner glänzendsten Zierden so hineingekommen.

Eine ganz andere und viel wichtigere Frage als die Zahl der Abgeordneten des einzelnen Parlaments ist die der Überzahl der Parlamente selbst. An dieser Hypertrophie der Parlamente krankt

der deutsche Parlamentarismus schwer; und sie kostet dem deutschen Volke unendlich viel mehr als alle Diäten. Zwei Arten politischer Gemeinwesen und ihrer Vertretungskörper sind für ein großes Volk naturnotwendig: das nationale Gemeinwesen des Reiches und die kommunalen Gemeinwesen der Gemeinden; Art und Zahl der Zwischenglieder ist eine Zweckmäßigekeitsfrage. Kein Volk der Erde hat nun aber so viele solcher Zwischenglieder mit dem Apparat von Regierungen und Parlamenten wie Deutschland, und in Deutschland wieder Preußen. Während die übrigen deutschen Landtage nach ihrer tatsächlichen Bedeutung etwa mit den preußischen Provinziallandtagen auf eine Stufe zu stellen wären, ist darüber der preußische Landtag tatsächlich ein Reichstag zweiter Ordnung. Diese Verhältnisse erzeugen in Wirklichkeit jenes unklare Mißbehagen und drängen zu der Frage, wie lange noch wir in unserer Lage die Mittel aufbringen können und sollen, um solche Überorganisation zu erhalten, die die staatliche Arbeit nicht fördert und erleichtert, sondern erschwert und hemmt. Indessen dabei handelt es sich freilich um ein historisch eingewurzelttes Übel deutscher Entwicklung. Und gerade die Versailler Politik hat alles getan und nichts unterlassen, was die junge deutsche Republik an der allmählichen Heilung dieses alten Übels hindern mußte. So lange die Franzosen am Rhein stehen, wird im Innern Deutschlands alles beim alten bleiben.

Prof. WILLY HELLPACH, (Karlsruhe),

Minister d. Kultus u. Unterrichts, ordentl.

badischer Bevollmächtigter zum Reichsrat

1. Die Tatsache, daß die Anregung des Herrn Ministers a. D. Dr. Dominicus zusammenfällt mit einer völlig gleichgerichteten des badischen Finanzministers Herrn Köhler, bezeugt deutlich, daß es sich hier um eine Angelegenheit handelt, welche sich dem Nachdenken im politischen Leben stehender und wirkender Persönlichkeiten aus ihren parlamentarischen Erfahrungen und Beobachtungen heraus aufdrängt.

2. Auch ich meine, wie Dominicus und Köhler, daß eine wesentliche Verminderung der Abgeordneten-zahl den deutschen Parlamenten zugute kommen würde. Es ist wahrscheinlich, daß durch kleinere Parlamente die Auslese sich verbessern würde. Sicherlich würde durch die Verkleinerung des Plenums dessen politische Bedeutung wieder wachsen; denn ein zu großes, und damit arbeitsschwerfälliges Plenum führt mit Notwendigkeit zur Verlegung des ganzen Schwergewichts der politischen Arbeit in die Ausschüsse, die hinter verschlossenen Türen tagen, und damit zu einer Sinnentstellung des parlamentarischen Gedankens. Die Belanglosigkeit der Plenartagungen, deren Redeströme zum Fenster hinaus nur mühselig verhüllen, daß das Plenum weiter nichts als eine Abstimmungsmaschinerie geworden ist, die hinter den Kulissen in Ausschuß- und

Fraktionssitzungen automatisch aufgezogen wird — droht den deutschen Parlamentarismus, kaum daß er begonnen hat, zu diskreditieren. Unter diesem Gesichtspunkte darf man die Verringerung der Abgeordnetenzahl als ein wichtiges Mittel zur Sanierung unseres kranken Parlamentarismus bezeichnen.

3. Die Zahlverminderung ist gewiß auch eine Sparmaßnahme. In einem umfassenden Sparbudget wird sie also ein logischer Bestandteil sein. Ohne ein solches Budget aber, isoliert vorgenommen, bedeutet sie nicht viel. Man sollte nicht übersehen, daß palliative Sparmaßnahmen im Volke die bedenkliche Illusion erregen, damit sei es getan, während es darauf ankommt, die Einsicht zu erwecken, daß im größten und unbarmherzigsten Maßstabe gespart werden muß.

Ich verschweige aber überhaupt nicht, daß ich in der Verminderung der Abgeordnetenzahl nur ein Mittel neben andern und wichtigeren auf dem Wege zur politischen Sanierung der deutschen Demokratie erblicke. Als das ungleich wichtigere Mittel betrachte ich (wie ich weiß gleich Hunderten ernsthafter Politiker und mit Hunderttausenden im Volke) die Wiederbeseitigung oder doch gründliche Reformierung des Listenswahlsystems, das auf die Dauer zur eigentlich negativen Auslese der politisch bedeutenden Köpfe und Charaktere führen muß. Man darf sich nicht verhehlen, daß diese Reform einen viel härteren Kampf kosten wird, als ihn ohne Zweifel die Verringerung der Abgeordneten auch schon entfesseln würde.

Dr. ALBERT SÜDEKUM, Staatsminister a. D.

Die Anregung des früheren preußischen Innenministers Dominicus, die Zahl der Mitglieder der deutschen Volksvertretungen herabzusetzen, um dadurch erhebliche Ersparnisse zu erzielen, rührt nur an eine der Fragen unseres „Parlamentarismus“ und nicht einmal an die wichtigste. Viel bedeutungsvoller ist die notwendige Prüfung und die Entscheidung darüber, ob das jetzt bestehende Listenswahlrecht geeignet sei, dem gemeinen Wohl zu dienen oder ob es eine Änderung erfahren müsse. Aber: beschränken wir uns zunächst auf die Teilfrage, nur dehnen wir sie zugleich auf die Gemeinderäte und die anderen kommunalen Körperschaften, namentlich auch auf die Provinziallandtage aus. Wenn ich recht unterrichtet bin, gedenkt die Preußische Staatsregierung bei der bevorstehenden Beratung der kommunalen Verfassungsgesetze im Landtag eine starke Einschränkung der Zahl der Stadtverordneten usw. zu empfehlen. Nicht sowohl um Ersparnisse zu erzielen, als vielmehr um die Körperschaften leistungsfähiger zu machen. Wenn gleichzeitig die Einrichtung der Verwaltungsdeputationen noch mehr als bisher ausgebaut wird, kann man vom Standpunkt der Selbstverwaltung aus dem Plan nur den besten Erfolg wünschen.

Beim Vorschlag des Herrn Dominicus muß man zunächst prüfen, ob die etwa um die Hälfte verkleinerten Volksvertretungen noch im Stande wären, die Fülle der ihnen obliegenden Arbeiten zu erledigen. Ich glaube auf Grund einer zwanzigjährigen parlamentarischen Tätigkeit diese Frage bejahen zu können. Die Hauptarbeit hat schon immer auf einer Zahl von Mitgliedern gelastet, die noch recht weit unter der Hälfte der Gesamtzahl lag. Nicht, weil nur so viel oder so wenig Befähigte vorhanden gewesen wären, sondern weil sachliche Gründe von großer Kraft für eine Zusammenfassung der Geschäfte in wenigen Händen sprechen. Viele von den Abgeordneten, die heute wie früher, als Mauerblümchen ein bescheidenes Dasein führen und nie „zum Zuge kommen“ können, fügen sich seufzend in diese Umstände und sind ehrlich genug, ihre eigene „Tätigkeit“ sehr skeptisch zu beurteilen.

Nicht zu verkennen ist, daß bei einer starken Verminderung der Zahl der Abgeordneten bei gleichzeitiger Mehrung des gesetzlichen Einflusses der Volksvertretungen die Macht des einzelnen Volksvertreters verhältnismäßig steigen würde. Ob da nicht durch die demokratische Maßregel des „Rückrufs“ eine Sicherung geschaffen werden müßte, bedürfte auch noch genauerer Untersuchung. Das Pflichtbewußtsein und das Verantwortungsgefühl der Wählerschaft würde sicherlich dadurch wachsen — ein Erfolg der Demokratie, auf's innigste zu wünschen.

Jedenfalls: die deutschen Volksvertretungen täten nach meiner Meinung gut daran, diese Fragen einmal sorgsam und ohne Bedenklichkeit anzupacken.

WILHELM MICHEL

VOM SINN DER FEINDSCHAFT

Feindschaft überhaupt hat einen auf Ergänzung abzielenden Sinn. Von allen Seiten her erweist sie ihre komplementäre Artung. Feindschaft ist in vielen Fällen die notgedrungene Art, wie sich das Leben einer übergeordneten Gesamtheit in den untergeordneten Gliedern äußert. Einfaches Beispiel: der innerpolitische Kampf. Programm steht erbittert gegen Programm. Jede Partei behauptet die allgemeine und daher alleinige Gültigkeit ihres Programms und betreibt mit glühendem Eifer das Nichtsein der gegnerischen Programme. Aber im nationalen Körper verhalten sich diese auseinanderlaufenden Strebungen wie verschiedene, zu Einzelzwecken eingerichtete Organe. Die Feindschaft der Parteien erscheint als der gesunde Eifer, für die Spezialfunktion. Ingeheim setzt jede Partei das Vorhandensein der Gegner voraus.

Hier wie in vielen andern Fällen gilt, daß wir vom Feind leben. Der Feind ist nützlich; er ist mit uns zu einem unlösbaren Ganzen zusammengedacht; er leistet innerhalb des Ganzen das, was wir zu leisten weder fähig noch willens sind, und der Haß ist notwendig.

damit die Funktionen sauber geschieden bleiben und somit im Sinne des Ganzen verlaufen.

Andere Fälle harmonischer Entgegensetzung liefert die Kunst. Hölderlin erklärt die Tragödie geradezu als Zwist aus übergroßer Innigkeit des Grundgefühls. Weil ihr Grundgefühl das innigste und geschlossenste ist, kann es sich nur durch das schärfste Gegenteil, die Zwietracht der streitenden Elemente, äußern.

„Äußerung“ überhaupt erfolgt immer durch das Feindliche. Gedanke äußert sich durch das Wort, Gemeinschaft durch Organisation, Kunstgestalt durch tönende, scheinende, tastbare Materie; ganz allgemein: Geist durch Stoff. Das ist so gesetzmäßig, daß zuverlässig aus einer manifesten Feindschaft auf eine höhere Harmonie geschlossen werden kann, die die Gegner unsichtbar übergreift.

Feindschaft kommt aus einer übergeordneten Harmonie und zielt auf sie hin. Das ist der Grund dafür, daß insbesondere alles Bruchstückhafte Feindschaft herausfordert; die im Sinne der Vollständigkeit wirkt. Feindschaft gibt den Abstand an, der uns noch von unserer inneren Einigkeit und Vollständigkeit trennt. Alle unsere Feinde sind Projektionen unserer Zwiespälte und Mängel nach außen. Der dümmste und frechste Hohn, der uns ins Gesicht grinst, hat noch einen letzten Rest göttlicher Ermächtigung. Der Feind wird zum Organ aller für uns verbindlichen Ansprüche, gegen die wir verstoßen haben. Er rächt an uns alle Verletzungen jener zahlreichen Ordnungen, denen wir geistiger oder stofflicher Weise angehören.

Insbesondere rufen alle Übertretungen unseres eignen Lebensgesetzes, Sünden wider unsern Charakter, alle Stilverstöße minderer und höchster Art, äußere Feindschaft auf. Verschlungen sind wir alle in die eine Bestimmung, zu wachen darüber, daß jedes Leben seinem Gesetz entsprechend sich vollziehe. Durch Feindschaft helfen unsere Gegner uns selbst bestimmen, abgrenzen, erfüllen. Sie helfen uns leben. Sind wir innerlich unproblematisch, sind wir „vollständig“, so braucht sich kein Gegner um unsere Vollständigkeit zu bemühen.

Das führt unausweichlich zu zwei Folgerungen.

Die erste ist die, daß ausnahmslos jede Feindschaft, der wir begegnen, beachtenswert ist. Keineswegs darf das feige Vorurteil aufkommen, daß jede Feindschaft gegen uns „recht habe“. Aber sie muß darauf untersucht werden, ob sie sich speist aus wesentlichen Sünden und Verstößen, die wir begingen oder ob sie nur jene unserer Verstöße betrifft, die wir willig als Preis zahlten für Tat, Werk oder irgendeine andere höhere Rücksicht. Ist sie von der ersten Art, dann müssen wir die auf der Spitze mordgieriger Speere dargereichte Mahnung dankbar grüßen und befolgen. Ist sie von der zweiten Art, dann hat die Feindschaft keinen Wert für uns und kann übersehen werden.

Die zweite Folgerung ist die, daß Feindschaft vorwiegend auf dem inneren Schlachtfeld bekämpft, d. h. entwaffnet werden muß. Die Waffe des Feindes ist genau das, was wir zu sein unterlassen haben. Als Waffe erscheint, was wir nicht gelebt, was wir an Ganzheit, Wahrheit oder Verdichtung unseres Wesens versäumt haben. Die Entwaffnung des Feindes geschieht, indem wir leben, was er uns entgegenhaßt. Sich innerlich verdichten und wahrmachen, das schlägt die Gegner ohne Schwert. Selbst das radikal Böse weicht dem radikal Wirklichen. Warum setzt der Neuplatonismus dem Göttlichen als dem „Seienden“ das Böse als das „Nichtseiende“ entgegen? Offenbar deshalb, weil gegenüber dem radikal Wirklichen. Seienden, Vollständigen, Einen die Einfeindung des Bösen weder Ort noch Sinn hat. Dem allumfassenden, wirklichsten Sein gegenüber gibt es nichts Wider-Seiendes, nur Nicht-Seiendes. So hat es auch jedes Einzelleben in der Hand, den Feind ins Nicht-Sein zu drängen, indem er sein eignes Sein mehrt und höht.

Gegner haben wir nur so lange, als wir ihrer bedürfen.

Freilich zahlt jedes Wesen den Preis für sein Leben durch eine einseitige, beschränkte und also mit einem letzten Mangel behaftete Existenz. Irgend jemand wird uns immer höhnen oder hassen, weil wir wagen zu leben. Dieser letzte Feind ist unvermeidlich. Aber alle übrigen können wir zum Absterben in den Ringen ihres eignen Harnischs bringen, indem wir ihren Haß als Leben in unser eignes Wesen herübernehmen. Die Mathematik liefert dafür das Bild: was von der einen Seite einer Gleichung auf die andere herübergenommen wird, wechselt Vorzeichen und Wert. Minus wird Plus, Haß wird Leben.

Gedanken dieser Art beleben sich auf wunderbare Weise gerade einem Deutschen, dessen Herz von der Gewalt des verborgenen nationalen Genius glüht und der von da aus den Haß erblickt, der unserer nationalen Verfestigung vor dem Kriege widerfuhr. Strömend muß in alle deutschen Herzen die Erkenntnis brechen, daß diese Verfestigung falsch war. Sie war gegen das Gesetz unseres Wesens. Was sich gegen sie erhob, war ein berechtigtter Aufruf zu einer neuen, unserer wahren Gestalt. Fällt uns als Preis des Krieges nicht einmal diese Erkenntnis zu, dann waren wir nicht wert, ihn zu verlieren. Nicht als ob uns starke Selbstbehauptung verboten sei; aber sie darf nicht erfolgen unter Verleugnung unserer Seele. Keiner privaten Zerknirschung rede ich das Wort. Aber wie gern sähen wir das deutsche Volk, ganz erwacht, auf der Tafel der Geschichte die ihm gestellte Frage recht lesen, und von da aus jene Kraft gewinnen, die die Speere des Hasses knickt, wie mürbes Rohr, weil das Mark ihnen entzogen und für deutsches Leben als Nahrung gewonnen ward. Bleiben wir aber in der Dumpfheit und in der Sünde wider uns selbst, dann wird sich noch mancher gottgewollte Feind um unsere Rettung bemühen müssen.

Aus den Erinnerungen von M. P. Nowikows.

Von dem Bauer Michael Petrowitsch Nowikow, dessen Erinnerungen diese in deutscher Sprache bisher noch nicht veröffentlichte Unterredung mit Tolstoj entnommen ist, ist in Tolstoj's Tagebuch zu lesen: „Ein wichtiges Ereignis bildete die Bekanntschaft mit dem Schreiber Nowikow, der infolge der Lektüre meiner Bücher seine Lebensweise änderte. Ein leidenschaftlicher Jüngling.“ Wegen seines Abfalles von der griechisch-orthodoxen Kirche zog sich Nowikow grausame Verfolgungen durch die Militär- und Gendarmeriebehörden zu, er wurde nach dem Turgajsker Distrikt verbannt. An Nowikow wandte sich Tolstoj mit der Bitte um Gewährung einer Unterkunft, als er sich (1910) darauf vorbereitete, Jasnaja Poljana für immer zu verlassen.

„Entsetzlich, entsetzlich. Heute und gestern weinte ich über die unglücklichen Menschen, die das kluge Sprichwort, daß ein schlechter Friede besser ist als ein guter Streit, vergessen haben und tagtäglich zu Zehntausenden für eine ihnen unverständliche Idee dahinsterven. Ich lese die Zeitungen nicht, da ich weiß, daß darin die Schrecknisse des Massenmordes geschildert werden, aber nicht um sie zu verurteilen, sondern um sie zu preisen. . . . Aber die Hausangehörigen lesen sie mir bisweilen vor, und ich weine. . . . Ich muß weinen. . . .“

So sprach Leo Nikolajewitsch Tolstoj zu mir im Sommer des Jahres 1904, als ich ihn, zur Zeit des japanischen Krieges, besuchte.

„Wenn es doch wenigstens einen Sinn hätte,“ fuhr er fort, „wenn auch nur einen eingebildeten, Schutz des Thrones, Glaubens und Vaterlandes, selbst das mangelt diesem Kriege. Und wie kann ein Volk einen Krieg führen, wenn es nichts dabei verstehen kann? Lesen Sie doch, was ein Soldat schreibt, der bereits im Kriege war und krankheitshalber zurückgekehrt ist,“ sprach L. N. und reichte mir einen Brief, der mit großen, verwischten Zügen geschrieben war; darin erzählte der unbekannte Schreiber, wie gut ihre Stimmung gewesen sei, als sie die Heimatsstadt verließen, und wie diese Stimmung immer mehr gewichen sei, je näher sie der Mandschurei kamen. „Wir fuhren einen Tag, einen zweiten, eine Woche, einen Monat,“ hieß es in dem Briefe, „nur öde Felder und Wälder, sieben Tausend Werst legten wir zurück und sahen nicht einmal zehn Dörfer. Steppen auf Steppen. Ja, auf dieser Erde kann man noch zehnmal zu viele Menschen ansiedeln und es wird kein Platzmangel herrschen. Auch das Chinesenland durchfuhren wir — lauter Berge und Steine. Und welchen Pfahl brauchten wir hier, weshalb um solcher Felsen und Steine halber Blut vergießen? Als ob das eigene Land nicht genügte. Als wir all das sahen und überlegten, kamen uns andere Gedanken und wir verloren die Begeisterung.“

„Die Liberalen,“ fuhr er fort, „die die furchtbaren Rüstungen und Vorbereitungen zum Mord sehen, behaupten, daß ein bewaffneter Friede der hoffnungsvollste sei, denn je furchtbarer die Mordwaffen seien, desto unsinniger sei ein Krieg und umso größere Hoffnung bestehe auf Erweichung und Nachgiebigkeit der streitenden Parteien. Und ich glaube gerade das Gegenteil: Daß der Stock in den Händen des Schwachen diesen weit mehr zum Kampfe mit dem Starken reizt, als den Starken, aber unbewaffneten, seine Kraft. Ich ließ mir erzählen, daß blinde Bettler nie miteinander auf dem Jahrmarkt raufen, wenn sie nicht Stöcke in Händen haben.“

„Ich kann nicht ohne Tränen an diese Schrecken denken,“ sagte L. N., als wir miteinander dem Waldsaum entlang in der Richtung zur Eisenbahn schritten. — „Sehen Sie sich um, welch ein Segen: Wiesen, Wälder, Felder, tiefblauer Himmel, alles winkt und erzählt vom Leben, die Menschen aber müssen, all dem zum Trotz, wider das eigene Leben und die eigenen Wünsche, morden gehen. Verstümmelte Menschen, ihre faulenden Leiber in den Gräben — besteht denn auch nur der geringste Zusammenhang zwischen ihnen und dieser Natur? Vor meinen Augen flimmern, einerseits diese Leichen, andererseits die Frau, die sich die Unterstützung holt und der drei Kinder nachlaufen, die furchtsam fragen: Mutter, ach Mutter, wird denn der Vater nicht wiederkommen? Entsetzlich, entsetzlich.“

„Haben Sie die Stelle bei Garschin gelesen, erinnern Sie sich?“ fragte L. N. — „Dort blieb ein Soldat nach dem Kampfe im Gestrüpp verwundet vier Tage liegen, den Tod inmitten anderer Leichen erwartend. Wie er sich darüber quälte, was er nicht verstehen konnte, was er hier suchte, weshalb er hierher gekommen war, Tausende Werst von seiner Heimat entfernt, in diese Sträucher? Weshalb hatte er Familie und Heimat verlassen und mußte jetzt hier sterben? Ein furchtbarer Zustand! Und wieviele liegen ihrer jetzt ebenso auf den mandschurischen Hügeln, ohne zu verstehen, weshalb sie dort sind, während gleichzeitig ihre Kinder, gleich aufsichtslosen jungen Hunden, niedergeschlagen im Dorf herumirren.“

„Die Diplomaten und Herrschenden behaupten, daß der Streit nicht anders als durch Krieg gelöst werden könnte, sie selbst aber ziehen nicht in den Krieg, sondern schicken ganz unschuldige Menschen, daß sie einander töten, und wenn diese betrogenen Menschen einander zu Hunderttausenden gemordet und zu Krüppeln geschlagen haben, dann kommen eben diese Herrscher und Diplomaten plötzlich zu Verstand, Weisheit erfüllt sie und sie versöhnen sich alle miteinander.“

(Übertragen von Paul Frankenstein.)

HEDWIG COURTHS-MAHLER

Am Hofe des Freiherrn von Sonnenschein herrschte geschäftiges Hin und Her wie in einem besseren Bienenkorbe, sollte doch der heute abend allseits mit lebhafter Spannung erwartete Ball stattfinden, um die Domestikenschar in begreifliche Aufregung zu versetzen. Noch war hier die letzte Hand anzulegen, noch galt es dort für die Tafelfreuden einen leckeren Bissen zurecht zu machen und den schäumenden Sekt in kübelnden Kühlen bereit zu halten. Aber gar bald waren alle Vorbereitungen getroffen und das Fest vermochte seinen pomphaften Verlauf zu nehmen, als auch die ersten Gäste nahten, von einem Troß livrierter Lakaien in Empfang genommen. Nicht lange, so waren die Säle und Prunkgmächer erfüllt mit lorgnettierenden Damen und Herren der obersten Aristokratie, welche ein Bild entfalteten, welches in bezug auf seine ihm inne wohnende Toilettepracht die Sinne des Beschauers wie mit magischem Glanz umgaukelte, um dieselben ganz und voll in seinen Bann zu ziehen. Doch lassen wir das fröhliche Wogen und Treiben der mandelförmig geschnittenen Gästeschar und wenden unsern Blick nach dem lausigen Palmenhaus, welches einen betäubend exotischen Duft auf den unstedet wandelnden Fremdling, welcher den grünnummsten Weiher, in welchem Onokokken und andere fremdländische Wassertiere zu den zierlichen Kavalkaden der unermülichen Fontaine ihr drolliges Spiel trieben, umwandelte, ergoß.

Der junge Graf Bodo von Chammerstein war es, in brütendes Simmen, aus welchem nichts Gutes herauskommen sollte, versunken, hatte er doch mit Ada, der reizenden Tochter des Hauses, ein holdes Stelldichein vereinbart und harrete derselben in banger Ungeduld, welche über courths oder lang den Schauplatz betreten mußte.

„Sie naht!“ strich er plötzlich mit fieberheißen Schläfen seinen elastischen Schnurrbart, aus welchem trotz seiner Jugend hie und da verstohlene graue Fädchen wie Vorboten dräuenden Ungemachs herausschimmerten, gleichsam als wollten sie dem Flattersinn des jungen Unbands zurufen: „Halt’ ein, o Bodo, auf dem Pfad, welcher letzteren du betreten!“

Sie war es, sie stand vor ihm in all ihrer jugendlichen Jugendfrische, die wundervoll gekerbten brünetten Lippen und seltsam kirschroten Augen belebten das wie aus Milch und Kunsthonig geflochtene Gesicht, während die bestrickend verbogenen Wimpern, welche ihr nur allzu eigen waren, dem kleidsam frisierten Haar, welches, zu einem schlichten, gordischen Weichselzopf geordnet, welcher schwer auf dem ätherblauen Nacken des niedlichen Wildfangs ruhte, von Demanten gließte und karfunkelte, so daß der junge Graf überwältigt die Relativitätsdrüsen schloß, um einen taurischen Kuß auf ihre ambraduftenden Hände, welchen ein milder Glanz nach

Draßes Illusion entströmte, zu pressen, während seine melancholischen Blicke, welche den aufgedrückten Stempel manch durchzechter Nacht nur müsam zu verhehlen suchten, die gertenschlanke Gestalt derselben von jenem berückenden Ebenmaß, welches doch alle Linien der sonst so edlen Figur in plastischer Greifbarkeit hervorquellen ließ, umfingen, in deren Adern ein nur mit Aufgebot aller Selbstbezwung verhaltenes Feuer glomm, um, bis ins innerste Rindermark getroffen, vor Sehnsucht schier zu vergehen

Da erklang eine sonore Stimme und Freiherr von Sonnenschein, Adas Papa, stand in eigener Person zwischen dem schönen, aber ungleichen Pärchen, welches wie von der Tarantella gebissen, mit vor Verlegenheit gepeinigten Nerven das Weite suchte, um dasselbe geringschätzig zu mustern, dem der auf Seide gearbeitete Frack, welcher sich unter einem batistseidenen Hemd wölbte, direkt himmlisch zu Gesicht stand, um dasselbe in seine ihm von der Natur auferlegten Schranken zurückzuweisen; das Meer erglänzte weit hinaus.

„Verlassen Sie auf der Stelle meine hochherrschaftliche Villa oder Sie sind ein Kind des Sensenmannes!“ nestelte der Freiherr an seiner hinteren Gesäßtasche.

„Ich bitte um die Vorhand ihres Fräulein Tochter, liebe ich doch dieselbe vollinhaltlich!“ brachte Bodo wie zu seiner Entschuldigung kaum über die in kalten Schweiß gebadeten Lungen.

Vergebens!

Mit schrillum Aufschrei zog der Freiherr einen Minimax, um denselben auf den wie versteinernen Bodo zu richten, indem er, von der haßverzerrten Kugel durchlocht, zu Boden sank, ohne weiteren Schaden zu nehmen, war doch das todbringende Geschoß mitten in Bodos Gehirn gedrungen, ohne auf edle Teile verletzend zu wirken.

Schluchzend vor Erregung über den glücklichen Ausgang der nur allzu prekären Lage, welche unvermutet wie Gewitterwolken am Firmamente hereingebrochen, sank Bodo, welcher heil davongekommen, an Adas schneelig keuchenden Busento, welcher unter einem von reichem Stuck vergoldeten Costume von allerletztmodernstem Crêpe de Chinin, auf welchem rotsammete Psylanderlinien aufgestickt, welche dem Ganzen einen äußerst gefälligen Abschluß verliehen, wogte.

„Ich lasse dich nicht!“ küßte sie den dem Leben Wiedergereiteten wieder und wieder auf Bodos magere, wie vom Kummer jäh abgezehrte Stirn. Der Freiherr aber holte sein Scheckbuch aus der bereits erwähnten Gesäßtasche und überreichte dem jungen Sausewind, welcher das Duell so vorzüglich bestanden, eine stattliche Mitgift, während Ada ihrem Bräutigam heiß pulsend in die Arme sank, um demselben Treue fürs Leben zu schwören für und für.

Die perlenden Gläser stießen hell und klar aneinander an.

Adas Augen strahlten auf. — —

Und aus Mamsell Sonnenschein ist am folgenden Pfingstfest eine glückstrahlende Gräfin Chammerstein geb. Sonnenschein geworden, deren Strahlen alle Herzen, welche des Glücks teilhaft wurden, in die Nähe derselben zu kommen, mit goldenen Lettern in ihren Bann schlug.

Und wenn sie nicht gestorben sind, so liegt es lediglich daran, daß sie nie gelebt haben.

Amen.

PAUL MAYER

DIE DUBARRY

In der tausendjährigen Geschichte vom Glanz und Elend der Courtisanen ist das Kapitel von der letzten Geliebten Ludwig XV. eines der amüsantesten. Victor von Koczian hat in geschickter Auswahl ungefähr hundert Briefe, die von der Dubarry selbst geschrieben oder an sie gerichtet sind, vereinigt und damit eine Lebensgeschichte der viel verleumdeten Marquise und gleichzeitig ein in den Farben Bouchers schillerndes Kulturbild aus dem ancien régime gegeben. (Die Briefe der Madame Dubarry. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1923.) Die Dubarry war die uneheliche Tochter eines Armeelieferanten, der immerhin Gewissen genug hatte, sich um das Mädchen zu kümmern und es in einem geistlichen Institut erziehen zu lassen. Dort hatte es die hübsche Jeanette sehr eilig, das Recht der ersten Nacht zu vergeben, wie aus den folgenden Zeilen des instinktsicheren Backfisches an einen zärtlichen Diener Gottes hervorgeht:

Paris, 14. April 1759.

Mein Herr Abbé!

Als Sie mich zu lieben begannen, ließen Sie es an Versprechungen nicht fehlen. Ich war Ihr „Herzchen“, und Sie taten gerade so, als hätte ich nur zu sagen, was ich mir wünsche. Als ich Sie dann um ein einfaches Taffetkleid bat, versprachen Sie mir wohl, daß Sie es mir schenken würden, wenn Sie wiederkämen. Aber inzwischen waren Sie schon dreimal hier, ohne auch nur daran zu denken. Das ist sehr häßlich von Ihnen, Herr Abbé. Sie haben mich hinters Licht geführt. Hätte ich den Wert von dem, was ich Ihnen gab, recht ermessen, so wäre ich Ihnen nicht so leicht ins Garn gelaufen. Wenn Sie mir am nächsten Sonntag mein Kleid nicht schenken, erzähle ich der gnädigen Frau, was Sie mit mir gemacht haben. Und ich werde dabei so sehr weinen, daß sie mir verzeihen, Ihnen aber gehörig die Meinung sagen wird. Leben Sie wohl, Herr Abbé. Ich bin
Ihr sehr ergebene Dienerin Jeannette.

Sie ging durch viele mehr oder weniger zahlungsfähige Hände. Ihr Freund fürs Herz war Charles Lametz, ein Perückenmacher. Die Turteltaubenzeit mit dem Friseur dauerte nur drei Monate. Lametz mußte seinen Laden schließen und vor seinen Gläubigern nach England fliehen. Jeanette bringt sich durch, indem sie mehr von der Liebe als für die Liebe lebt. Da lernt Jean Dubarry die unverwüstliche Trotteuse kennen. Jean Dubarry war einer der klügsten Zuhälter aller Völker und Zeiten; Wedekinds Castipiani ist ein Dilettant gegen ihn. Jean verheiratet das Objekt seiner Geschäftstüchtigkeit an seinen gefügigen Bruder Guillaume; diese Scheinehe wird von der ebenfalls gefügigen Kirche später für ungültig erklärt. Jean geleitet seine Schwägerin zum Souper und dann ins Bett seiner allerchristlichsten Majestät. Es ist erreicht. Die Dubarry ist „maitresse en titre“. Der Hirschpark ist arbeitslos. Frankreichs Adel kriecht vor der Favoritin. Der Premierminister, der Herzog von Choiseul, versucht Widerstand: er wird in die Verbannung geschickt. Die Prinzen von Geblüt machen Kotau vor dem Kind der Gosse. Pamphlete bleiben wirkungslos; den Verfasser einer besonders giftigen Schmähschrift zwingt der Geschäftlhuber und Figarodichter Caron de Beaumarchais in London zu einem Schweigekontrakt. Die Dubarry schwimmt im Gold und verteilt die Ministerien. Voltaire umwedelt sie, Marie Antoinette muß sich ducken, die Welt liegt der Favoritin zu Füßen, das Leben ist doch schön. Aber in der Karwoche des Jahres 1774 predigt ein Bischof vor der Hofgesellschaft über das Prophetenwort: „Nur noch vierzig Jahre — und Ninive wird zerstört sein.“ Kurze Zeit danach stirbt Ludwig Bienaimé; der Stern der Marquise ist erloschen. Nur fünf Jahre hatte ihre Glanzzeit gedauert.

Dem Brief, durch den sie dem verflommenen Herzensfreund Lametz ihre Ernennung zum Königsliebchen mitteilte, lag eine Anweisung über 1000 Pfd. Sterling bei: „Wie Du siehst, bin ich trotz meiner „Größe“ immer noch ein guter Kerl.“ Das war sie wirklich, ein guter Kerl. Ihre Machtfülle machte sie nicht Größenwahnsinnig, sie war nicht anmaßend, nicht rachsüchtig. Sie besaß gesunden Menschenverstand und Anmut des Herzens. Ihr Briefe entzücken durch Abwesenheit von Bildungs- und Moralgetue. Man ahnt, daß nicht nur ihre körperlichen Vorzüge einen Gourmand wie den König an sie gefesselt haben. Sie war taktvoll genug, dem König den Glauben zu schenken, nur er allein sei ihre wahre Liebe. Sie spielte mit Krone und Szepter — umso schlimmer für die, die ihr diese gefährlichen Spielzeuge in die rosigen Hände gaben. Sie schuf nicht ihr Schicksal; ihr Schicksal schuf sie. Aus der Gosse auf den Thron, vom Thron aufs Schaffot. Sie wußte wohl selbst nicht, wie sie dazu kam.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Dezemberwoche

Das Einkommensteuergesetz, dessen Staffelung soeben zeitgemäß abgeändert wurde, stammt aus dem Februar 1921. Damals war, um nur einige Stufen herauszugreifen, ein Jahreseinkommen von 30 000 Mark mit 12 Prozent belegt, ein Jahreseinkommen von 40 000 Mark mit 16 Prozent, von 200 000 mit 41 Prozent. Solche Progression wurde damals für das Maximum der Möglichkeiten gehalten, noch höhere Quoten einzuheben, schlug auch der Mutigste nicht vor. Nun war der Dollardurchschnitt pro 1920 ungefähr 60, der Dollardurchschnitt pro 1922 aber wird ungefähr 2400 sein. Die Prozentsätze von 1921 müßten also, wenn wirklich eine entsprechende Anpassung erfolgt wäre, erst bei den 40fachen Einkommenssätzen von damals in Ansatz kommen, — 12 Prozent also bei 1,2 Millionen Jahreseinkommen (100 000 Mark monatlich), 16 Prozent bei 1,6 Millionen (133 000 Mark monatlich) und so fort. In der Tat repräsentieren 100 000 Mark monatlich heute sicher keinen höheren Lebensunterhaltungswert als 2500 Mark im Februar 1921, — sogar weit geringeren: denn die Inlandspreise, Anfang 1921 noch sehr stark hinter dem Dollar zurück, strebten gerade während 1922 energisch nach Angleichung. Wie aber ist die neue Regelung? 12 Prozent werden nicht erst bei 1,2 Millionen Jahreseinkommen, sondern schon bei 620 000 gefordert, 16 Prozent nicht erst bei 1,6 Millionen, sondern schon bei 750 000, 20 Prozent nicht erst bei 2 Millionen, sondern schon bei 1,6. Bei diesen niedrigeren Einkommen ist die reale Belastung jetzt teilweise also doppelt so hoch wie im Jahre 1921; und das ist sicher um so weniger zu billigen, als die großen relativ viel besser wegkommen: — Einkommen von zirka 8,5 Millionen ab entrichten tatsächlich nur noch die Sätze, die im Jahre 1921 auf 40 mal kleinere entfielen. Nicht nur trifft die neue Progression also die kleinen Einkommen absolut zu hart —: dieser Verschärfung für die kleinen steht auch keine Verschärfung für die großen gegenüber. Warum sollten aber gerade die kleinen Einkommen, — und sie allein! — plötzlich schärfer erfaßt werden? Sie haben schon bislang mehr und mehr das Hauptkontingent der tatsächlichen Steuereingänge gestellt. Von dem gesamten Steueraufkommen der letzten Monate entfielen auf die Lohn- und Gehaltsabzüge vom April bis Juli 56,2 Prozent, im August 57,1 Prozent, im September 58,3 Prozent, im Oktober nicht weniger als 72 Prozent! Durch die neue Regelung würde dieser Anteil der kleinen Zahler am Gesamteingang also nur noch weiter zu ihren Ungunsten verschoben werden, — und wer nicht versteht, wie ungerecht das ist und wie verbitternd es auf die Betroffenen wirken muß, dem fehlt überhaupt jedes soziale Verständnis.

Die finanzielle Verfassung des Deutschen Reiches ist in letzter Zeit allerdings trostlos geworden. Die Lage charakterisiert sich am besten in dem tollen Anstieg der schwebenden Schuld. Sie hat sich zwischen dem 1. April und dem 10. Dezember rund vervierzigfacht, (allein seit Anfang November, also in fünf Wochen, hat sie sich verdoppelt!), und ist nun zu dem monströsen Betrag von 1289 Milliarden angewachsen. Was dokumentiert sich darin? Nichts anderes als das immer grotesker werdende Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben. In der ersten Dezemberdekade betragen diese Einnahmen 19 Milliarden, die Ausgaben aber 142 Milliarden; noch nicht ein Siebentel der Ausgaben war also von Einnahmen gedeckt. Und vergleicht man diese letzten Ziffern mit dem Durchschnitt einer Vorkriegsdekade, so ergibt sich, daß die Ausgaben auf's 2020fache, die Einnahmen aber nur auf's 334fache ihres Vorkriegsdurchschnitts gestiegen sind. Einem so ruinierten Geschäft wieder auf die Beine zu helfen, erfordert offenbar geraume Frist, selbst nach Festnagelung der Landeswährung. Und es erfordert mehr, als Hausfrauenkünste —: nur kindlich-kleinbürgerlichen Vorstellungswelten kann der Gedanke eingeblasen werden, „Verschwendung“ habe diese Sintflut heraufbeschworen und mit „Sparsamkeit“ könne der Ozean wieder drainiert werden.

Trotzdem soll Sparsamkeit gewiß auch nicht fehlen, und es ist schon richtig, daß man das schon einmal geschaffene, an hundertfältigen Widerständen aber rasch zerbrochene Amt eines Sparkommissars jetzt wieder aufleben ließ. Wenngleich die materielle Bedeutung der Kampagne nicht sehr groß sein kann, ist ihre moralische und politische Bedeutung doch nicht zu unterschätzen. Nur hätte man, wenn man einen Sparkommissar ernannte, gerade nach den früheren Erfahrungen nicht unterlassen dürfen, ihm auch ausreichende Kompetenzen zuzugestehen. Das ist zum zweitenmal versäumt worden, — Herr Saemisch ist nur berechtigt, überall Informationen zu verlangen, Verfügungen kann er nicht erlassen. Vielleicht wäre auch das nicht nötig gewesen, — Diktatoren sind niemals besonders erfreulich. Mindestens aber hätte ein qualifiziertes Einspruchsrecht geschaffen werden müssen. Ein Antrag des Abgeordneten Rießler wünschte, daß ein Veto des Sparkommissars solange rechtswirksam sei, bis es durch Zweidrittelmehrheit des Reichstages ausgelöscht werde. Das wäre eine Lösung gewesen. Man hat sich auch zu ihr nicht entschließen können und hundert gegen eins ist nun zu wetten, daß auch dieser zweite Sparkommissar, rasch entmutigt sein wird.

I.

An jenem Sonntag, da aus New-York ein Markkurs gemeldet wurde, der einer deutschen Dollarparität von 5000 entsprach, — an jenem nervösen Sonntag liefen nicht nur, wie man hinterher lesen konnte, Spekulanten und Schieber, sondern auch sehr ehrenwerte Händler und Produzenten, sogar, wenn ich nicht irre, Gewerkschaftsleute, mit dem bekannten dicken Kopf herum.

Bei den 5000 ist es schließlich nicht geblieben, sogar die 6000 sind wieder überschritten. Immerhin —: auch das ist ein Sprung von Konsequenzen. Und gesetzt sogar den wahrscheinlichen Fall, er würde morgen vollends ausgelöscht, so hätte eine Welt, die zuletzt überhaupt nur noch auf Markbaisse eingerichtet war, der umgekehrten Möglichkeit doch wieder einmal hart auf hart in's Auge gesehen; sie wäre gezwungen, darüber nachzudenken, was denn geschehen solle, könne, müsse, wenn wieder einmal und vielleicht noch rapider und vielleicht endgültig Heißer Himmel!

II.

Es hat keinen Sinn, irgendwie beschönigen zu wollen, daß die deutsche Privatwirtschaft, Handel und Wandel, bisher durchaus vom Markverfall lebte.

Erstens lebte sie von der Differenz zwischen Inlands- und Auslandspreis, die dadurch entstand, daß der Dollar der Mark immer wieder davonlief. Das stimulierte die Einkaufsneigung des Auslands.

Zweitens lebte sie von der aufwärtsgerichteten Preistendenz. Die Gewißheit, daß jede Ware morgen schon teurer sein werde, wie heute, war ein Anreiz für's Publikum, so viel wie nur irgend möglich zu kaufen. Das stimulierte die inländische Einkaufsneigung.

Drittens lebte sie von der fortwährend und zuverlässig aufwärtskletternden Höhe aller Einkommensziffern. Die Gewißheit, im nächsten Monat 70—100 % „mehr“ zu verdienen als jetzt, gestattete jedermann, mehr zu kaufen, als er eigentlich konnte, — Löcher ins Budget zu reißen, die mit dem nächstmonatigen „Mehr“ wieder zugestopft wurden. Das stimulierte die inländische Einkaufskraft.

All dies ist mit dem Umschwung natürlich vorbei.

Daß die Differenz zwischen Inlands- und Auslandspreis bereits bei einem Dollarstand von 6000 erledigt sein würde, bedarf keines Beweises; alle Indexziffern geben darüber Aufschluß

Schon weniger gegenwärtig ist vielen der Einfluß, den allein die Umkehrung der Preiskurve ausübt, — ihre fallende, nicht mehr steigende Tendenz. Ganz sicher gibt es keine andere Erklärung dafür, daß der inländische Konsum (obwohl er prozentual sicher abnahm) relativ noch immer so stark geblieben ist, als Publikumsfurcht vor noch größerer **Tewerung**, als Hamsterkäufe, Angstkäufe, Investitionskäufe. In dem

Augenblick, in dem statt der Furcht vor weiterer Teuerung die Hoffnung auf bevorstehende und fortschreitende Verbilligung die Gemüter beherrscht, weicht die Kaufhysterie einer Kaufidiosynkrasie, beginnt jener sogenannte „Käuferstreik“, den wir schon einmal, Frühjahr 1920, erlebten.

Noch wird er nicht unterstützt von einem Prozeß, der mir, vom Individuum aus gesehen, überhaupt entscheidend für jede Deflations-epoche zu sein scheint (— nennen wir es einmal Deflation, —), einem Prozeß, den ich die Rektifikation der Privateinkommen durch die Deflation nennen möchte. Vom Individuum aus gesehen präsentiert sich nämlich als eine der hervorstechendsten und bisher noch nicht genügend klar erkannten Charakteristiken jeder Inflationsepoche: daß sie Vermögen plötzlich in Einkommen zu verwandeln scheint. In normalen Zeiten wird scharf zwischen Vermögen und Einkommen unterschieden, jedermann hütet sich, das Vermögen anzugreifen. Die Inflation macht nun plötzlich Vermögen zu Einkommen, füllt das Einkommen mit Vermögensteilen auf und reizt so zu eigentlich unberechtigtem Verbrauch. Das geht so zu: Herr Meyer hat Ware, die er zu x Mark erstanden, und die er nun plötzlich für $10x$ verkauft; er errechnet sich daraus entweder glatt $9x$ Mark Gewinn, oder er sagt sich, wenn er ganz vorsichtig ist, daß ihn der Wiedererwerb $7x$ kosten würde, daß er also $3x$ verdient hat und verbrauchen kann; das stimmt auch, solange die Inflation andauert; aber sobald sie stoppt, wird Herr Meyer finden, daß ihn die Ware jetzt durchaus $10x$ kosten würde, daß er aber nur noch $7x$ besitzt, daß er also von seinem Vermögen $3x$ verjuxt hat. Oder: Herr Schmidt hat Aktien; sie standen früher auf 200, stehen heute auf 30 000; früher ergab sich der Kurs aus der realen Dividende, heute ergibt er sich aus dem fiktiven Goldwert; Schmidt verkauft nun zu 30 000, kauft an einem schwachen Börsentag zu 20 000 wieder ein, und kalkuliert jetzt, er habe 10 000 Mark verdient, dürfe sich dafür Champagner leisten; das stimmt ebenfalls, — während der Inflation; aber in der Deflation ergibt sich, daß das Unternehmen nur noch $\frac{2}{3}$ seiner Friedensdividende abwirft, daß Herr Schmidt also, um sein Vermögen zu erhalten, die 10 000 Mark nicht hätte verausgaben dürfen, sondern Ersatzwerte dafür anschaffen müssen. Hundert Formen dieser Umwandlung von Vermögen in Einkommen gibt es, hundert Formen dieses Blendwerkes, als welches sich fast die ganze „Prosperität“ dieser letzten Jahre entpuppt; und sie alle hören in dem Augenblick auf, in dem die Deflation endgültig einsetzt, in dem der aufgeblasene Bauch automatisch wachsender Ziffern wieder zusammensinkt und in dem klar wird, was eigentlich an Substanz hinter dem Geschwulst zurückblieb. Es wird sich dann zeigen, daß das durchschnittliche Einkommen im heutigen Deutschland gar nicht mehr höher sein kann als maximal $\frac{2}{3}$ des Friedenseinkommens (— die Gründe dafür sind in der vorigen Nummer kurz

dargestellt worden —). Und es wird sich dann, — dann erst! — die durch ständige, unbewußte Zuschüsse aus dem Vermögen künstlich noch aufgepöppelte inländische Kaufkraft als so geschwächt erweisen, wie sie wirklich ist, — ein fernerer Quell der Absatzkrise, neben dem Sinken des Kauftriebs und dem Fernbleiben des Auslands.

III.

In dieser Lage, die vielleicht, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, nicht mehr akut sein wird, die aber doch jeden Tag akut werden kann, (— denn wir balanzieren halsbrecherisch auf gespanntem Seil —) — in dieser Lage durchschütteln den Geschäftsmann hundert Sorgen.

Er hat vielleicht Läger, vollgepfropfte Läger, die seiner Meinung nach entwertet werden.

Er hat vielleicht Lieferungsabschlüsse in fremder Währung laufen, getätigt in der Erwartung, der fremde Geldwert werde den deutschen Kosten doch stets über bleiben, während die Kosten jetzt zwar gleich geblieben sind, das fremde Geld aber nur noch ungenügende Marksummen repräsentiert.

Er hat vielleicht, um sich vor Entwertung zu schützen, liquide Kapitalsteile in Effekten angelegt und muß jetzt fürchten, daß sie in dem Augenblick, in dem er ihrer bedarf, in dem er sie also realisieren muß, nicht entfernt mehr die benötigte Summe einbringen.

Er ist vielleicht mit Ware so überdeckt, daß er, wenn wirklich die Absatzstockung eintritt, nicht mehr imstande sein wird, die laufenden Gelder aufzubringen.

Er ist vielleicht, — aber wozu die Liste verlängern? Kein Mensch mit offenem Kopf wird leugnen, daß diese Sorgen sehr legitim sind, keineswegs nur satanische Ängste von Aasgeiern und Vampyren.

Nicht gegen all diese Sorgen ist ein kräftiges Beschwörungswörtlein zu finden. Alles, was mit dem Kreditproblem zusammenhängt, ist wirklich äußerst schwer zu nehmen; und wer zu Operationen, die seine Kräfte eigentlich überstiegen, Geld geliehen hat und Ware dafür erstand, wer also auf der einen Seite ziffernmäßig fixe, dem inneren Werte nach sogar steigende Verpflichtungen hat, auf der anderen Seite dagegen ziffernmäßig schrumpfende Sachgüter, der wird bei einsetzender Deflation tatsächlich wohl die Kehrseite einer Transaktion kennen lernen müssen, die ihm zuvor so oft Vorteil brachte. Er ist, als alles gut ging, oft genug gewarnt worden; und er fühle sich, wenn er diesmal noch mit dem Schrecken davonkommt, mindestens für die Zukunft gewarnt.

Was aber diejenigen anbelangt, deren Warenlager, deren Rohstofflager keine andere Verpflichtung gegenübersteht als die Verpflichtung wider sich selbst und ihren Betrieb, die Verpflichtung, sich zu ernähren und den Betrieb zu regenerieren —: ihnen kann allerdings vorgerechnet werden, daß Verlust unter Umständen

sogar Gewinn ist, und daß ihnen paradoxerweise um so weniger passieren kann, je schneller und tiefer es zu solchen Verlusten kommt. Das Geheimnis steckt im Wiederbeschaffungspreis.

IV.

An dieser Stelle kann über den Wiederbeschaffungs-, den Wiedererzeugungspreis, — jenes Zentralproblem jeglichen Handels unter Inflationsverhältnissen, — ohne den Zwang zu Revokationen geredet werden, dem sich selbst Organe ersten Ranges nach vielen, langandauernden Irrtümern seit einiger Zeit gegenübersehen. Das „Tage-Buch“ ist für ihn eingetreten, als er noch für schieberisch, plutokratisch, antisozial galt; es wird nicht des Opportunismus geziehen werden können, wenn es sich auch in einer Lage, die ihn scheinbar konfiskatorisch, kommunistisch, antikapitalistisch macht, für ihn einsetzt.

Was ist die Theorie des Wiederbeschaffungspreises? Sie besagt, in vollster Übereinstimmung mit einem der wenigen allgemein anerkannten Gesetze der Wirtschaftswissenschaft, daß der Verkaufspreis einer Ware sich nicht nach den Kosten des Einkaufs oder der Erzeugung, sondern nur nach den Kosten des Wiedereinkaufs, der Wiedererzeugung richten kann. Warum das? Vor mehr als einem Jahre ist die Debatte hier mit einer Beweisführung eröffnet worden, die dann durch viele Blätter ging. Es war da angenommen, ein Kaufmann arbeite mit einem Kapital x , das in einem Warenlager von der Größe y investiert sei. Bei stabilen Preisen, so wurde fortgefahren, „kann der Kaufmann seine Ware mit dem normalen Nutzen verkaufen, aus den Gewinnen Spesen und Lebenshaltung bestreiten, und mit dem verbleibenden Rest, der wieder x beträgt, aufs neue y Waren erstehen . . . Wenn aber der Wareneinkaufspreis plötzlich aufs doppelte steigt? Dann muß er offenbar diejenigen Preise zur Grundlage seiner Kalkulation machen, die er bei neuer Entdeckung wird zahlen müssen. Denn täte er das nicht, bliebe ihm also auch jetzt nur eine Summe von x Mark übrig, so könnte er dafür offenbar nur $\frac{1}{2} y$ neue Ware erstehen; der Umfang seines Geschäfts hätte sich also glatt um die Hälfte vermindert. Ein Kaufmann, der seit 1914 in dieser Weise verfahren wäre, stünde heute (1921!) mit einem Geschäft da, das nur noch den 20. Teil seines Friedensumfangs besäße . . . er hätte $\frac{19}{20}$ seiner Lokalitäten aufgeben, $\frac{19}{20}$ seines Personals entlassen können.“ Solch einfacher Beweisführung verschloß man sich aus völlig mißverständener sozialer Fürsorge zu einer Zeit, als die Preiskurve aufwärts stieg; man etablierte eine groteske Wuchergesetzgebung; und den Gerichten, die bei gewaltvollen Güterverlusten, bei Raub, Diebstahl usw. gehalten sind, die Ersatzpflicht auf Grund des Prinzips „restitutio in naturalis“ zu fixieren, wurde bei freiwilligen Güterverlusten, nämlich bei Verkauf, die Anwendung des gleichen Prinzips strikte verwehrt —: der Verkauf sollte so abgeschlossen werden müssen, daß ein Ersatz des bin-

gegebenen Gutes aus dem Verkaufserlös einfach unmöglich sein würde!

Diese Praxis, deren Bekämpfung all unsere approbierten Volksetter in Entrüstung versetzte, züchtete nicht nur einen Zustand, in dem die Wirtschaftsgesetzgebung jede Autorität verlor; sie ist auch ein äußerst mißliches Präjudiz für eine Zeit, in der die Wirkung der Theorie gerade umgekehrt, nämlich verbilligend, sein würde, — für die Zeit der Deflation, in der sich nun jeder, dem es in den Kram paßt, darauf berufen wird, daß der Wiederbeschaffungspreis ja auch früher nicht anerkannt wurde.

Denn was besagt der Wiederbeschaffungspreis in der Deflationsperiode? Daß der Verkaufspreis unter Umständen auch tief unter dem Einkaufs- oder Erzeugungspreis liegen muß! Das ist für das einfache Kaufmannshirn unfaßbar. Aber nur so — so allein! — läßt sich die Kalamität der Deflationszeit rasch und relativ schmerzlos überwinden; und es gehört zu den dringendsten öffentlichen Aufgaben, die Deflation, die irgendwann ja einmal kommen muß, geistig damit vorzubereiten, daß man dem Kaufmann begreiflich macht, in solcher Preispolitik liege nicht einmal ein Verlust für ihn!

In der Tat, man stelle sich vor, Lehmann & Co. hätten eine Partie Apfelsinen zu 200 000 M. gekauft. Plötzlich verdoppelt sich der Markwert, die Apfelsinen sind jetzt zu 100 000 M. zu kaufen. Lehmann & Co. werden sich bis zum äußersten sträuben, den Posten statt für 200 000 M. plus 20 000 M. Verdienstrate nun zu 100 000 M. plus 10 000 M. Verdienstrate abzugeben. Sie werden sich ausrechnen: statt 200 000 M.barer Auslage werden wir nur 100 000 Mark plus 10 000 M. erlösen, werden also 90 000 M. glatt draufgelegt haben. Aber ist das wahr? Nein, es ist nicht wahr! Sie mögen ruhig um 110 000 M. verkaufen und denselben Posten für 100 000 M. wieder eindecken. Dann haben sie, erstens, die gleiche Ware wie früher, und, zweitens, 10 000 M. Gewinn (in einer gegen früher doppelwertigen Währung) —: sind also durchaus auf ihre Kosten gekommen.

Es ist klar, daß die Verhältnisse nicht immer so einfach liegen. Aber grundsätzlich stimmt die Theorie durchweg. Und sie zeigt den Weg, auf dem allein über die Deflationskrise hinwegzukommen ist: nicht Haften am Einkaufspreis, sondern über ihn hinweggehen, nicht Verzögerung des Abbaus, sondern Beschleunigung! Selbst die Unterschreitung des Einkaufspreises bedeutet unter solchen Verhältnissen nicht Verlust, sondern normalen Gewinn. Und je rascher ihr so weit kommt, umso besser für Euch: umso zuverlässiger kann jeder damit rechnen, daß auch die Wiederbeschaffungspreise tatsächlich sinken werden, umso Geringeres geht vom inländischen Absatz verloren, umso ausgiebiger vollzieht sich die „Aufwertung“ des vorerst kaufunfähigen Mittelstandes. — um so weniger gespenstisch wird die Krise!

G L O S S E N

MINISTERIUM MIT NACHTBETRIEB

Während nörglerische Seelen gegen die deutschen Ministerien, wie überhaupt gegen die Behörden stets die Beschuldigung erheben, daß in ihnen viel zu wenig gearbeitet wird, habe ich vorgestern ein Ministerium entdeckt, in dem voller Nachtbetrieb herrscht. Bis fünf Uhr früh

Ich kam mit einer Gesellschaft aus einem vornehmen Restaurant. Es war ein Uhr nachts, und es regnete in Strömen. Ratlos standen wir da und wußten nicht wohin. Doch nahten sich uns bereits freundliche Ratgeber und überreichten uns freundlichst einen kleinen Zettel, der die Mitteilung enthielt, daß der Jazzkapellmeister E. B. heute nacht in einem Casino in der Lietzenburgerstraße spiele. Rasch entschlossen, und in Betracht dessen, daß zwei Amerikaner in der Gesellschaft waren, sprangen wir in eine Droschke und fuhren hin. Zwei vornehme Herren in Pelz erwarteten uns, halfen uns aus dem Wagen und machten uns darauf aufmerksam, daß eine Stufe nach unten führe. Wir standen tastend in einem dunklen Torbogen, doch öffnete sich bald eine Tür, und das nächtlich verbotene Paradies tat sich auf. An einem Eingang stand der Erzengel Michael, ein dicker Herr, der vor allem fünfhundert Mark pro Nase einkassierte. Mitgliedsgebühr . . . meinte er, und ich erfuhr, daß ich soeben Mitglied des Berliner Golf-

klubs geworden war, obwohl ich noch nie in meinem Leben einen Golfschläger angerührt habe. Als Klubmitglieder durften wir nun Platz nehmen und Sekt trinken (deutschen Sekt — die Flasche 12 000 M.). Wir durften auch die hübsche Einrichtung des Lokals bewundern, während die Jazzband schmetterte und die nächtlichen Schmetterlinge tanzten. So um drei Uhr herum tat sich die Tür auf, und zu allgemeinem Schrecken trat ein grüنگekleideter, unerwarteter Gast ein, — ein Schupobeamter . . . Alles sprang auf, suchte nach Ausweisen, und zitterte vor der Autofahrt nach dem Alexanderplatz . . . Allein, der Wirt beruhigte uns und erklärte feierlich, es könne nichts passieren, da sein Lokal polizeilich erlaubt sei. Er dürfte auch Recht gehabt haben, denn der Schupomann entfernte sich alsbald würdigen Schrittes, ohne ein Wort zu sagen . . .

Etwas später entfernten wir uns auch. Und als ich draußen auf der Straße stand, wo es noch immer regnete, da schien mir das Haus, in dem sich das gastliche Lokal befand, recht bekannt zu sein. Ich ging ein paar Schritte weiter und kam an ein Tor. Ich bog um die Ecke . . . und ich erkannte das Haus . . . es war das Haus des Reichswirtschaftsministeriums . . .

So habe ich das Ministerium mit Nachtbetrieb entdeckt.

Eugen Szatmari.

DAS BUCH DER WOCHE

DIE HEINZELMÄNNCHEN — EIN BILDERBUCH

TEXT VON AUGUST KOPISCH — BILDER VON ADOLF PROPP

VOLKSVERBAND DER BÜCHERFREUNDE

WEGWEISER-VERLAG G. M. B. H. / BERLIN W 50, RANKESTR. 34

TISCH MIT BÜCHERN

August Kopisch: Die Heinzelmännchen. Bilder von Adolf Propp. Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag, Berlin. — Die Heinzelmännchen von Kopisch sind ein deutsches Märchen. Hier handelt es sich nicht um verzauberte Prinzessinnen, die ihren Prinzen finden, sondern um die kleinen Geister der Arbeit, um die Hausgeister, die noch nachts schaffen, die sägen und stechen und hauen und brechen, die kneten und backen und klopfen und hacken, die schneiden und flicken und nähen und sticken. Freude an der Tätigkeit ist das Motiv der Heinzelmännchen, deshalb ist dieses Märchen das deutscheste von allen. Zu dem Bilderbuch der Arbeit hat der Maler Adolf Propp, wie man von seinen exakten graphischen Leistungen her weiß, selbst ein Arbeiter aus Passion, die lustigsten Illustrationen geschaffen, die man seit langem in einem deutschen Bilderbuch sah. Keine Kinderbilder für Kinder! Alles von froher Buntheit, jede Figur auf drollige Charakteristik angelegt, mit der Kinderfreude an der überraschenden Bewegung und Bewegtheit der Figuren. Kein raffiniertes, delikates ausgeklügeltes modisches Bilderbuch, sondern ein wahrhaft lustiges, aus einem naiven Herzen für naive Herzen gewachsenes Volksbuch. Famos. *gr.*

Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller. Herausgegeben von Gustav Krojanker (Welt-Verlag, Berlin. 360 Seiten).

Als literaturgeschichtliches Unternehmen präsentiert sich dieses Buch, das eine kulturpolitische Angelegenheit von besonderem Rang ist. Man debattiert die Judenfrage heute nach

allen Richtungen der Rose hin, aber — wie Paul Mayer hier sagt — man bleibt meistens in Gemeinplätze stecken. Bisher wollte es ja auch der Jude nicht wahrhaben, daß man sein Problem aus dem allgemeinen deutschen heraushob. Damit bricht diese Sammlung. Unter der Not des Antisemitismus von 1922 macht er den ehrlichen Versuch, seine Stellung im Volk zu präzisieren, mit einem Warum? wegen des Angriffs und einem Wieso? wegen seiner eigenen Mentalität. Das, was andersartig an ihm sei oder empfunden werde, ist der innere Fragepunkt von 25 Aufsätzen, geschrieben von 25 unbedingt tapferen und getreuen Menschen. Ja, es mag sich in jedem Fall um das Profil eines Dichters handeln, um Kerr, Kafka, Borchardt, Weininger, um Ehrenstein, Harden, Werfel, Brod — es wird hier um die jüdische Seele gekämpft, um ihre im Künstler Gestalt gewordene Kraft. Man kann auch sagen: um Journalismus, Lyrik, Drama, Essay, wie sie sich im Köhner semitischer Herkunft sublimieren — also um die geistige Essenz des Judentums. Es nützt der Eindringlichkeit dieses bedeutenden Versuches unbedingt, daß die Aufsatzschreiber selber Juden sind, man kam so von innen her an den Problemerkern mit Leidenschaft und beteiligtem Herzen.

André Gide: Die Verliebe des Vatikans. (Insel-Verlag, Leipzig.)

Auf der ersten Seite müßte eigentlich das Motto Daudets stehen: „In Frankreich ist ein Jeder irgendwie aus Tarascon!“ Nämlich, ein bi-

*Den Erfolg bringt die „Ideo“,
Die „Ideo“ bringt die*

**Merkur-Fachreklame
Berlin W 62
Litzow 1936**

gottes Tartarin macht sich auf die Strümpfe, in Rom den vermeintlich von Freimaurern gefangengehaltenen Papst zu befreien; fällt in die Hände von Gaunern, die heillose Verwirrung in seinem Hirn und in seiner Moral anrichten; einer, ihm sogar auf illegitimen Umwegen verwandt, wirft ihn aus purer Laune zum Eisenbahncoupé hinaus. . . Die Fabel klingt reichlich rüpelhaft, wenn man sie so vom Gewebe künstlerischer Verschlingungen ablöst; füge ich noch hinzu, daß sie eine Mischung aus Klerikalem und Kriminellem, Hohn und Mitleid bringt, so lasse ich zunächst wohl vom wahren Gide nichts übrig. Der steht auf einem anderen Blatt: entlarvt die Dummdreisten, Verbohrten, zeichnet Horizonte hin, die man überhaupt für nicht andeutbar hielt, jagt die Unbekümmertheit junger Elementargeister dazwischen. Es ist ein Jahrmarkt der Verlogenen, der gedankenlosen Moralisten, in die hinein der Bastard vorurteilslos seine unmotivierten Handlungen spritzt. Man liest mit Vergnügen, weil eine lebendige, witzige Diktion an der Arbeit ist, und mit Grauen, weil die Schründe der menschlichen Banalität durch eine bodenlose Hartnäckigkeit abgeleuchtet werden. Dieses Buch tut für die Aufrüttelung fader Seelen mehr als siebzehn politische Manifeste!

K.

FILM

Der Steinach-Film

Der nach zwei Jahren mühseligster wissenschaftlicher und filmtechnischer Arbeit unter Steinachs Leitung von einem Dutzend Gelehrten und Spezialisten (durch die Kulturabteilung der Ufa) fertiggestellte Steinach-Film wurde von der Film-Prüfungsstelle verboten, weil von der Darbietung nackter Menschen, sexueller Zwischenstufen, geschlechtlicher Vorgänge aus dem Tierleben Beleidigungen des Schamgefühls, von der praktischen Anschaulichmachung der Ergebnisse Steinachs Gefährdung von Sitte und Ordnung befürchtet wurde. Über dieses Verbot ließen sich leichtlich Witze reißen; aber es geht um eine ernste Angelegenheit, über die ernst geredet werden muß.

Die Ufa legte bei der Filmoberprüfstelle Berufung ein, und auf Grund schriftlicher wie mündlicher Gutachten von Parlamentariern, Pädagogen, Ärzten und Publizisten wurde der Film freigegeben. Bravo! Bravo!

Auch ich befand mich unter den Gutachtern. Nachdem der Fall also erledigt ist, halte ich es für publizistische Anstandspflicht, das, was ich in meinem Gutachten ausführte, auch öffentlich zu sagen; denn es handelt sich hier um ein Filmopus, auf das nachdrücklich hingewiesen werden muß. Hier ist näm-

Mampes Gute Stube

Kurfürstendamm 14/15 • Nürnberger Str. 14/15 • Friedrichstraße 189
Friedrichstraße 185 (am U-Bahnhof) • Veteranenstraße 24
Hamburg, Gänsemarkt 2

Unveränderter Betrieb wie in der Vorkriegszeit. Mit Kachel-
öfen behaglich durchwärmte Räume. Kein Konzert

lich zum erstenmal gelungen, ein wissenschaftliches Problem von größter Wichtigkeit für alle Welt, ein Problem, das bisher nur verdunkelt, entsteht und in lächerlicher Aufmachung dem Publikum bekanntgegeben wurde, vollkommen deutlich und anschaulich darzustellen — in seinen theoretisch-experimentellen Grundlagen wie in seinen praktischen und ins Allgemeine zielenden Auswirkungen.


Dieser Film eröffnet eine neue Epoche des wissenschaftlichen Kulturfilms. Die Leser des „Tage-Buchs“ haben von mir manches scharfe und zurechtweisende Wort über den Film gehört. Hier nun bekenne ich, daß mich dieser Film im Tiefsten bewegte, daß er mich nicht nur über die Steinachschen Forschungen bis ins Einzelne aufgeklärt, sondern meinen Blick auch für viel umfassendere, biologische und allgemein-menschliche Probleme gereinigt hat; und ich erkläre, daß dieser Film unter Verzicht auf jede Spielhandlung filmtechnisch einwandfrei, mit wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit und dennoch (im Gegensatz zum mißglückten Einstein-Film) für jedermann verständlich gelungen ist, sodaß jeglicher Beschauer geklärt und beruhigt über mancherlei Probleme, die ihn bisher dunkel kälten, diesem wirklichen „Aufklärungsfilm“ entschreiten wird.

Vielleicht ist manches Menschlich-Nackte sogar allzu geschämig verhüllt. Wie aber hier Wesen und Wirkung der Pubertätsdrüse erläutert wird, wie der alte Ratterich Methusalem, dem vor Bewegung, Weib und höher gehängter Nahrung miß ist, nach menschenfreundlich durchgeführter Operation zur (in jeder Beziehung) sprungfähigen Jung-ratte sich wandelt, ist ebenso instruktiv wie ästhetisch einwandfrei vorgeführt. Und wenn körperliche und seelische Eigenart der Zwitter, Homosexuellen und Lesbierinnen blitzartig sich erklärt und erhellt, dann schwindet auch dem Dämpling sein Grinsen.

Dieser Film wird über alle Länder der Welt Licht in das jahrtausendalte, peinigende Dunkel geschlechtlicher und vitaler Probleme bringen.
Kurt Pinthus.

MEIN WEIHNACHTSGESCHENK

Dr. Arthur Dinter, der Sünder wider den Geist, hat mir eine Weihnachtsgabe beschert. Er hat mich wegen einer am 26. September hier erschienenen Glosse auf Beleidigung geklagt, weil er im Tage-Buch „Sündenschmierer“, „Sünden-Dinter“, Sünder wider den Geist“, „Wässriger Dinter“ und noch Einiges geheißen worden ist.



Die Marke des verwöhnten Geschmacks
Parfüm / Suder / Seife
Calderara *Wien - Berlin*

Calderara & Bankman A.-G., Berlin 90 36

Mit jungfräulichem Vorstrafenregister werde ich vor das Schöffengericht zu Arnstadt treten und die Behauptung zu beweisen suchen, daß der Kläger der Schmierer seiner Sünden ist. Das Verfahren wird, so weit es an mir liegt, ein gründliches werden. Die Werke des Herrn Dr. Arthur Dinter werden nun endlich nicht nur von mir mit jener exakten Aufmerksamkeit gelesen und gewürdigt werden, die man ohne zwingenden Anlaß einem erwachsenen Menschen bis heute nicht zumuten konnte.

Der Beleidigungsprozeß gegen mich wird in Arnstadt geführt werden. Das literarische Verfahren gegen Arthur Dinter wird vor einer größeren Zuhörerschaft spielen. Von Weihnachten bis Ostern bin ich (und zwölf Sachverständige) in Dinters gesammelte Sünden vertieft . . . Oh! . . .

Stefan Großmann.

PREUSSISCHE ANEKDOTE

Jovialer Umgang

Ein junger österreichischer Dichter war während des Krieges österreichischer Offizier, stand irgendwo bei einem höheren Kommando.

Dienstlich hatte er viel mit dem preußischen Oberleutnant von — sagen wir mal Erbsingen, zu tun, Sohn eines Armeeführers in den Karpathen.

Der Dichter, nur Leutnant, nur Österreicher, nur Bürgerlicher, befließigte sich korrekter Höflichkeit. Selbst im Kasino sprach er nur in dritter Person, — „Herr Oberleutnant gestatten . . .“, „Wollen Herr Oberleutnant nicht gütigst . . .“

Aber eines Abends waren Herr Oberleutnant äußerst jovial. Der Wein hatte ihm das Herz geöffnet, plötzlich entdeckte er seine Freundschaft zu dem kleinen Verbündeten. Klopfte ihm also auf den Rücken, streckte ihm die Hand hin und bat: „Warum denn das ewige „Herr Oberleutnant“, Herr Leutnant? Sind wir doch kameradschaftlich, nicht? Sagense von jetzt ab, einfach: von Erbsingen!“



• Elegante
Untertaillen, Unterröcke

Siegbert Levy

Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 50):

Tagebuch der Zeit
Garet Garrett: Amerika denkt nicht
an Schulden-Erlaß
Bonar Law-Porträt
Stefan Großmann: Hardenprozeß
Moritz Heimann: Antwort auf die
Bücherfrage
Egon Erwin Kisch: Das Geheim-
kabinett des anatomischen Mu-
seums
Hans Reimann: Finale
Tagebuch der Wirtschaft
Glossen

MARTENS contra BLEI

Wir werden um Abdruck bei-
liegender Erklärung ersucht.

„In der Privatklage des Herrn
Dr. Kurt Martens gegen Herrn Dr.

Franz Blei wurde in der Hauptver-
handlung vor der 2. Strafkammer
des Landgerichts München I am
24. November 1922 folgender rechts-
kräftiger Vergleich abgeschlossen:

Dr. Franz Blei nimmt die in
Nummer 50/1921 und Nummer 2/1922
der Zeitschrift das „Tage-Buch“ über
Dr. Kurt Martens gebrauchten Be-
leidigungen mit dem Ausdruck des
Bedauerns zurück und übernimmt
die sämtlichen Kosten des Ver-
fahrens der beiden Rechtszüge, ein-
schließlich der dem Dr. Martens in
diesen erwachsenen notwendigen
Auslagen im gesetzlichen Umfange.

Auf Grund der dem Privatkläger
erteilten Ermächtigung wird dieser
Vergleich hiermit veröffentlicht.

Der Vertreter des Privatklägers

Dr. Martens:

Justizrat Dr. Grimmeiss,
Rechtsanwalt.“

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.:
Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen
Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen
Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt
Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.
Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 550,— M. (freibleibend), in
England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China
1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken,
in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken,
in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 15 Kč.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser
Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen,
offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei
größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

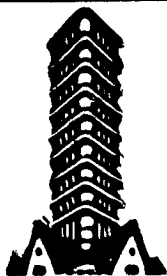
Vorspiel bereitwilligt

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Die Stimme der Welt



Der beste Weg zur Erhaltung von
Fabrikgebäuden und Maschinen

*

Auskunft erteilt

HAUSLEBEN

Versicherungs - Aktien - Gesellschaft
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 31, Tel. Zentrum 2912

Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagegeschäft

*Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen*

Bedienung auch in tschechischer Sprache



**Kaufhaus für
sämtliche
Bedarfs-Artikel**

Schöneberg, Hauptstr. 149
Große Verkaufshäuser in
vielen Städt. Deutschlands
Unsere große Sonderabteilung für

Damen-, Backfisch- und Kinder-Konfektion
bietet außergewöhnliche Vorteile

EMIL HEINICKE A*G

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER-STR. 72



**HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU**



FABRIK : MARIENDORF D.D.D.

JULIUS MEIER - GRAEFE

SPANISCHE REISE

Mit 9 Lichtdrucken nach Gemälden von El Greco

Buchausstattung von E. R. Weiss

Geheftet M. 5000.—

Halbleinen M. 7500.—

Halbleder M. 10000.—

Preise freibleibend

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom Verlag

Ausführliche Prospekte zu verlangen vom

Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35

Wer das Aufblühen des „Tage-
Buches“ fördern will, der werbe
mindestens einen Abonnenten

Wir brauchen, um noch reichhaltiger zu werden,
weitere 10000 Abonnenten



Freund des „Tage - Buches“, schneide diesen

Bestellzettel

aus und sende ihn, mit dem Namen eines neuen
Abnehmers versehen, ungesäumt ein.

An die Verwaltung des Tage-Buches

BERLIN W 35
Potsdamer Straße 123b



Ich bestelle die Wochenschrift das Tage-Buch (Heraus-
geber Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild) ab
1. Januar 1923 für ein Vierteljahr zum Preise von 2500 Mk.

Name:

Wohnort:

Straße:

GESPRÄCH MIT EINEM ABONNENTEN

Abonnent: Quartalspreis 2500 Mark? Tage-Buch, da muß ich dir sagen, daß

Herausgeber: Leser, laß dir lieber sagen, das Tage-Buch hält beim 500fachen Friedenspreis. Wie oft soll ich, ohne daß du es hörst, wiederholen, daß das Papier dagegen 2250mal teurer ist als ehemals!

Abonnent: Ja, aber . . .

Herausgeber: Die Straßenbahn kostet statt 10 Pfennigen 80 M., achthundertmal so viel, das Paar Stiefel kostet dich den 2000fachen Preis. Was sollen wir tun? Ein Arbeiterblatt wie der „Vorwärts“ muß 6000 Mark für's Quartal verlangen, die anderen Zeitungen werden — für den Monat! — schon vom Februar ab nicht hinter 3000 zurückbleiben.

Abonnent: Ja, aber . . .

Herausgeber: Du schwärmst für die Kunst, für die Literatur. Aber weißt du, daß unser billiges Abonnement schuld daran ist, daß dein Lieblingsschriftsteller sein Zimmer nicht heizen kann, daß der andere, den du gern liest, seine Kinder zu ausländischen Verwandten schicken muß? Wenn du die Literatur liebst, laß uns an die Literaten denken!

Abonnent: Ja, aber . . .

Herausgeber: Kein aber! Lieber nimm unsere Gegenrechnung! Du weißt, das Tage-Buch dient keiner Partei, keiner Clique, keiner Strömung. Weißt du auch, wie schwer es ist, zu bestehen und sich nur auf die ach! wie schwankende Gunst der Intellektuellen zu stützen? Hast du uns einen einzigen neuen Abonnenten verschafft? Hast du uns im Ausland, wo man eine freie, republikanische Zeitschrift für den deutschen Geist braucht, hast du uns im Ausland einen einzigen Abonnenten geworben? Weißt du wie viel schlaflose Nächte uns diese Sorgenzeit kostet?

Abonnent: So laß mich doch endlich reden. Ich habe dir einen Abonnenten geworben.

Herausgeber (in mildestem Tonart): Soo? Dann beginnt das „Wunderbare“. Dann benutze, Tage-Buch-Pionier, den auf der vorstehenden Seite abgedruckten Zettel und schicke ihn heute noch ein, damit daß Jahresabonnement pünktlich beginnt.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Dezemberwoche

Auch das Kranksein, Freunde, verlangt einige Übung und Erfahrung. Deutschland liegt am 1. Januar 1923 auf derselben Krankenbahre wie vor einem Jahre. Es ist nach vierjährigen Blut- und Hirn- und Energieverlusten auf dieses Elendbett geworfen worden, hat sich in Fiebern von links nach rechts geworfen, schien unrettbar verloren, erlebte eine rotbackige Scheingenesung und verliert nun wieder von Woche zu Woche an Gewicht. An Wirtschaftsgewicht, an geistigem Gewicht und leider auch am moralischem. Es hat den behandelnden Arzt gewechselt; statt des braven Landdoktors Wirth hat es einen feineren behandelnden Arzt bekommen, einen sehr höflichen, sehr vorsichtigen, sicher auch sehr gemütvollen Herrn Doktor, der vor allem ein internationales Konsilium einberufen hat und mit scharfem Ohr drauf achtet, was denn die Herren Doktores in New York, London, Paris und Stockholm zu der Abzehrung des einst blühenden Patienten sagen. Kein Zweifel, daß dieses Jahr 1923 die Entscheidung bringen wird, ob der Kranke der Auflösung oder der Genesung entgegengeht. Der Patient, merkwürdig stumpf — vielleicht ist diese Stumpfheit nach vier Jahren dieses Krieges und vier Jahren dieses Friedens nicht einmal merkwürdig — liegt auf seiner Bahre, läßt die Ärzte verhandeln und wenn er sich bewegt, dann strebt er zur Tiefe, will sagen: zur Baisse, denn er ist kleingläubig geworden und muß sich erst von Amerika seine Lebensberechtigung bestätigen lassen. Immerhin, das Fieber steigt seit einigen Wochen nicht mehr so wild und es gibt amerikanische Spezialärzte, die glauben, man werde Deutschland wieder auf beide Beine stellen können. Seit einigen Wochen geht ein Raunen von der Wilhelmstraße bis in die Arbeiterstädte Sachsens und des Rheinlandes, ein Raunen und Flüstern, daß der Patient bald vom Fieberbett, repariert, zu deutsch: wiederhergestellt, sich erheben werde. Die Wiederherstellungskommission wird ihm eine strenge Diät vorschreiben. Der Patient, schwach, nicht sehr widerstandsfähig, auch ohne den großen Elan, den andere Nationen in schweren Stunden bewiesen haben, ein mürrischer, mit sich selbst hadernder Patient, wird gelegentlich wieder fallen. Aber die amerikanischen Ärzte glauben an ihre Wunderkur und, vor allem, sie glauben an den Heiltrieb und die Auferstehungskraft des Kranken. Deutschland selbst muß sich nun nur von Einem hüten, nämlich vor Kurpfuschern aller Art, im Besonderen vor radikalen Pferdeärzten, die ihm einreden wollen, wenn es erst einmal einen kommunistischen oder antisemitischen Aderlaß vornehme, dann werde der offenbar noch nicht genug geschwächte Patient erst wieder aufleben. Gesundwerden — nach so langem Siechtum —

ist auch eine Frage der moralischen Disziplin. Wir dürfen jetzt nicht üppig werden. Wir müssen uns sehr stille halten, dürfen uns keine Exzesse gestatten, müssen unsere Nerven schonen und dürfen vor allem nicht schreienden Propheten zum Opfer fallen, die mehr Stimme als Gewissen haben. Es kommt eine kleine Zeit. Eine Zeit der kleinen und kleinsten Fortschritte, eine Epoche der Unauffälligkeit und der unpathetischen Führer, eine Zeit der stillen, langsamen, ach, allzulangsamem Rekonvaleszenz. Das Krankenzimmer liegt noch in der Dämmerung. Aber ein schwacher Lichtschein läßt hoffen, daß drüben die Sonne schon aufgegangen ist — im Westen!

Es ist, wie man jetzt erfährt, Mr. Henry Ford, Automobilfabrikant, Milliardär und vielfach schillernder Idealist, der zusammen mit bayerischen Industriellen die Hitlerleute mit den Unsummen bedenkt, die ihre Paraden, Flugschriften, Versammlungen, Waffen, Uniformen und Automobile kosten. Bei so kräftiger, sogar dollarkräftiger Finanzierung könnte man einer vorwiegend monarchisch eingestellten nationalen Sache gegenüber vielleicht wirklich bedenklich werden; man könnte fürchten: nun wird's doch wohl ernst! Glücklicherweise ist die Hitlerei so possierlich geleitet, daß ihn auch die international-kapitalistische Allianz nicht auf die Beine wird stellen können. Einstweilen darf man sich also darüber freuen, daß die Hitlerschen unversehens wenigstens zu einem Faktor der deutschen Zahlungsbilanz geworden sind, — Ersatzexporteure, Devisenschaffer! Nepp' ruhig weiter, deutscher Mussolini! Nachdem Herr Ford während des Krieges von der Jüdin Rosika Schwimmer mit Pazifismus und Rassenversöhnung geneppt wurde, — warum sollte er nach dem Krieg, zeitgemäßerweise, von den Keineswegs-Juden Ludendorff und Hitler nicht auch einmal mit Nationalismus und Rassenhaß geneppt werden? Der alte Dollarkönig braucht Spaß, — daraus läßt sich deutsche Geschichte machen!

Beitrag zur Psychologie des Unternehmertums: Vor einigen Tagen ist der ungarische Krupp, der Kanonen- und Munitionsfabrikant Baron Manfred Weiß gestorben. Er hat Horthy den Weg gebahnt. Wie? Im Revolutionsjahr hatte er die Arbeiter seines Riesenbetriebes durch Remunerationen bestochen. Die Angst des Herrn ermunterte die Arbeiter von Czepelel zu „sozialisieren“. Die Soutenierten riefen die Rätediktatur aus, Ungarns größter industrieller Betrieb wurde kommunistisch. Da rückten die rettenden Rumänen heran. Die Räteherrschaft wurde gebrochen, die Maschinen von Czepelel abmontiert und nach Bukarest verschleppt. Horthy wurde Retter. Manfred Weiß, der nach dem Zusammenbruch einen Selbstmordversuch begangen hatte, baute Czepelel mit französischem Kapital wieder auf und wurde, der deutsche Jude, Horthys Hort. Ungarn hätte seine tollste und trübste Zeit vielleicht nicht erlebt, wenn Manfred Weiß ein Mann gewesen wäre.

Prof. Dr. LUJO BRENTANO

Ich begrüße den Vorschlag des Dr. Dominicus auf das lebhafteste. Die Reduzierung der Zahl der Abgeordneten auf die Hälfte sowohl im Deutschen Reichstag wie in den Landtagen ist nicht nur aus den von Ihnen betonten finanziellen Gründen dringend geboten, sie gäbe auch die Hoffnung auf Hebung der Qualität der parlamentarischen Diskussion. Allerdings dürfte diese Hoffnung nur dann erfüllt werden, wenn gleichzeitig eine Reform in der Handhabung des Proportionalwahlsystems eingeführt wird. Diejenigen, die zuerst für letzteres eintraten, taten dies, weil sie von ihm die Möglichkeit erhofften, unabhängige, geistig hochstehende Männer in die Parlamente zu bringen; wie das Proportionalwahlsystem bei uns gehandhabt wird — durch Listen, welche von den Parteihäuptern aufgestellt werden — hat es geradezu zum Ausschluß aller geführt, die nicht diesen bequem sind oder sich nicht eines großen banausischen Anhangs erfreuen. Umgekehrt hat die Rücksicht auf diesen eine nicht geringe Zahl von Persönlichkeiten in die Parlamente gebracht, die bei aller individueller Vortrefflichkeit und lokalen Verdiensten, wenig geeignet sind, die Interessen des Reichs oder der einzelnen Länder zu übersehen. Unter dem Einfluß des von den Parteihäuptern gehandhabten Listensystems droht das allgemeine Wahlrecht geradezu in sein Gegenteil umzuschlagen; statt der Wähler bestimmen die Parteihäupter durch die Reihenfolge der Kandidaten auf der Wahlliste, wer gewählt wird und wer nicht, und bei der Anordnung der Reihenfolge geben regelmäßig Gesichtspunkte den Ausschlag, die nicht die Hebung der Qualität der parlamentarischen Diskussion im Auge haben. Gelänge es, deren Qualität zu heben, so wäre auch die Wiederbeseitigung der kürzlich beschlossenen Beschränkung der Redezeit angebracht. Durch diese sind große Reden wie die Burkes, Pitts, Gladstones, John Brights im englischen, die von Thiers, Gambetta und zahllosen Anderen im französischen und die hinreißendsten Reden unserer Parlamentarier unmöglich geworden.

PAUL LÖBE, Präsident des Reichstags

Sie fragen mich, ob ich nicht auch eine Verringerung der Zahl der Abgeordneten in den deutschen Parlamenten aus finanziellen und aus geistigen Gründen für wünschenswert halte, und zweitens, ob wir nicht aus eigenem auf diese Verminderung hindrängen sollten, ehe sie uns von außen als Sparmaßnahme aufgezwungen wird.

Ich beantworte die erste Frage mit einem unumwundenen Ja, würde aber eine solche Maßnahme, von den Siegermächten ausgehend, als einen ungehörigen Eingriff in unsere eigene Angelegenheit betrachten. Ich darf darauf verweisen, daß ich bereits in der

Sitzung des Reichstages vom 14. November an diesen Punkt bei der Beratung der neuen Geschäftsordnung des Reichstages gerührt habe, damals nicht aus finanziellen, sondern aus den von Ihnen erwähnten „geistigen“ Gründen. Ich führte dabei aus: wenn je etwas dem Ansehen des Parlaments geschadet hat, ist es die Überproduktion von Reden, die innerhalb und außerhalb des Hauses zur Plage geworden ist. Ich wies darauf hin: Wir haben jetzt einen Reichstag, einen preußischen Landtag, einen Reichswirtschaftsrat, einen Reichsrat, einen Stadtrat -- allein in Berlin. Der Reichstag hat vierzig Ausschüsse, der Landtag sicher auch zwanzig, die anderen Parlamente haben ebenfalls solche Ausschüsse und dabei kommt es zu ganz überflüssigen Wiederholungen in allen diesen Parlamenten. Ich fügte etwas übertreibend hinzu: „Wollten wir radikal vorgehen, so müßte meiner Meinung nach die Zahl der Parlamente auf die Hälfte, die Zahl der Abgeordneten in jedem Parlament auf die Hälfte und die Zahl und Länge der Reden dieser Abgeordneten auf die Hälfte reduziert werden.“ Sie sehen, Herr Dominicus hat weiter ausgeführt, was ich damals anregte und ich bin mit Ihnen der Meinung, daß aus den verschiedensten Gründen eine Verkleinerung der parlamentarischen Maschine in Deutschland notwendig ist. Nun wissen Sie, daß gerade an die leidigen Sonderrechte der einzelnen Bundesstaaten jetzt nicht gerührt werden kann, eine Verminderung der Parlamente durch irgendeinen Beschluß der Reichskörperschaften von Berlin aus also nicht möglich ist. Es bleibt nur die Verminderung der Kopffzahl in den einzelnen Parlamenten, die finanziell erwünscht und aus geistigen Gründen geboten ist. Als Vorschrift der Entente freilich könnte ich mir die Maßnahme nicht denken, denn die Parlamente in England, Frankreich und Italien sind größer als unser Reichstag, und gerade dieser Umstand ist mir entgegengehalten worden, als ich schon bei der letzten Beratung des Reichstagswahlgesetzes für die Verminderung der Abgeordneten im Ausschuß eingetreten bin. Als weiterer erschwerender Umstand kommt für den Reichstag in Frage, daß ihm durch die Übernahme des Steuerwesens auf das Reich, durch die Übertragung der meisten Steuerrechte auf das Reich, neue große Arbeitsgebiete zugewiesen sind, die früher bei den Landtagen lagen. Dieselbe Tendenz zeigt sich in der Errichtung eines Ministeriums für Ernährung und Landwirtschaft, dessen Arbeitsgebiet früher auch mehr bei den Ländern lag, zeigt sich ferner in der Annahme verschiedener kultureller Angelegenheiten auf das Reich. Immerhin ist das nicht nur ein Grund, die einzelnen Landesparlamente in ihrer Kopffzahl zu beschränken, sondern ich halte es auch trotzdem für möglich, den Reichstag um 100 bis 150 Abgeordnete zu verkleinern, ohne daß seine Arbeit dadurch beeinträchtigt wird. Denn so groß dürfte die Zahl der Abgeordneten sein, die aus berpflichten, amtlichen oder anderen Gründen doch nicht in der Lage ist, ständig an seinen Arbeiten teilzunehmen.

Wie kommen wir aber praktisch dem Ziele näher? Dem Reichstag liegt augenblicklich wieder eine Novelle zum Wahlgesetz vor und hierbei wäre die Möglichkeit gegeben, auf den von Ihnen angedeuteten Wegen einen kräftigen Schritt vorwärts zu machen. Nach dem alten Wahlgesetz entfällt auf 60 000 Stimmen ein Abgeordneter; erhöhen wir diese Zahl auf 90 000, dann wäre die Zahl der Abgeordneten von 459 auf etwa 300 vermindert. Dieses Ziel wollte ich schon erreichen bei der letzten Beratung, schlug aber, da mir die Annahme eines Antrages, auf 90 000 Stimmen einen Abgeordneten zu wählen, als aussichtslos erschien, 75 000 vor und auch damit hätte sich der Reichstag auf 350 bis 360 Mitglieder vermindert. Leider fand mein Antrag keine Mehrheit; die Parteien rechneten damals nur mit einer Wahlbeteiligung von etwa 75 % der Wahlberechtigten, und kamen so zu einer Abgeordnetenzahl von etwa 400, die der Größe des alten Reichstages entsprochen hätte.

Als dann 12 % Wähler mehr, als vermutet war, an die Urne gingen, schnellte die Zahl auf 469 empor und blieb nach der Abtrennung von Oberschlesien auf 459. Meine Anregung, abgesehen von der Veränderung der Größe der Wahlkreise, auch die Stimmenzahl zu erhöhen, die für die Wahl des einzelnen Abgeordneten maßgebend ist, werde ich bei der Beratung der Novelle wiederholen, und wenn die Presse auf Ihren Anstoß hin diese Absicht unterstützt, würde ich das für sehr nützlich halten, denn irgendeine Schädigung der sachlichen Arbeit, eine Verminderung des geistigen Wertes unserer Parlamente befürchte ich dadurch nicht, im Gegenteil, ich glaube, das Redewerk würde etwas leichter laufen und würde, worauf Dominicus ganz richtig hingewiesen hat, auch weniger kostspielig sein. Ihr Versuch, die Öffentlichkeit für die Frage zu interessieren, findet deshalb meinen vollen Beifall.

Dr. GUSTAV STRESEMANN, M. d. R.

Ich bin der festen Überzeugung, daß die Qualität der Arbeit des Parlaments sich steigern würde, wenn die Zahl der Abgeordneten selbst verringert werden könnte. Zum Zwecke eines regen Fraktionslebens, das notwendig ist, um den verschiedenen Strömungen auch innerhalb einer Partei Raum und Entfaltung zu lassen, würde ich aber bezüglich des Reichstags nicht unter die Ziffer seiner früheren Mitglieder (397) heruntergehen, zumal der Reichstag damit, soweit meine Erinnerung reicht, die geringste Zahl Mitglieder des Parlaments eines europäischen großen Staates haben würde.

SAEMISCH, Reichssparkommissar,

Mein ehemaliger Minister-Kollege Dr. Dominicus ist mit seinem Artikel über die Verringerung der Abgeordnetenzahl auf ein jedenfalls sehr beachtliches Problem eingegangen. Daher verstehe ich Ihren Wunsch vollkommen, diese Anregung zum Ausgangspunkt einer öffentlichen Diskussion zu machen. Gleichwohl kann ich mich

selber für die weitere Erörterung des Grundgedankens nicht zur Verfügung stellen. Ganz abgesehen von dem Mangel an Zeit zur einigermaßen gründlichen Erschöpfung des bedeutsamen Themas ist für mich die folgende Erwägung maßgebend.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine Verringerung der Abgeordnetenzahl in ganz Deutschland, namentlich bei Verwirklichung eines zahlenmäßig weitgehenden Vorschlags, zu einer nennenswerten Ersparnis an öffentlichen Ausgaben führen würde. Ein wirklicher Sparsamkeits-„Diktator“, der also ganz anders umgrenzte Aufgaben haben würde, als sie mir zgedacht sind, würde auf diesem Gebiete wie auf manchen anderen einen leichten Weg haben, wenn er sich über Bedenken und Gegen Gründe einfach hinwegsetzen könnte. Daß solche Hindernisse aber auf dem Wege liegen, ist ohne weiteres zu erwarten; auch ohne daß sie, soweit mir bekannt, in der Öffentlichkeit bereits hervorgetreten sind. Eine Einschränkung öffentlicher Ausgaben, die zu ihrer Realisierung der Zustimmung der parlamentarischen Vertretungen bedarf, muß aber mit den Imponderabilien rechnen, mit denen der Parlamentarismus behaftet ist. Und im vorliegenden Falle, wo es sich um die Parlamente der Länder handelt, muß als gewichtiger Faktor auch die Kraft des Eigenlebens der Länder in Rechnung gestellt werden.

Wenn auch meine grundsätzliche Stellungnahme zu dem Problem durchaus an der Seite von Dr. Dominicus gegeben ist, so fühle ich mich zurzeit nicht berufen, in das Problem mit dem gesteckten Ziele zu vertiefen. Es erscheint mir vielmehr richtiger, daß zunächst diejenigen das Wort nehmen, welche den Dominicus'schen Standpunkt grundsätzlich nicht teilen oder entscheidende Gegen Gründe beizubringen vermögen. Erst ihre Würdigung wird zeigen, ob hier ein fruchtbares Feld für Sparsamkeits-Bestrebungen im Bereiche des Möglichen liegt.

Bei dieser Sachlage möchte ich mich in bezug auf die von Ihnen gestellten beiden Fragen zum Schluß nur noch mit zwei Worten äußern. Die erstere bin ich nach meinen Erfahrungen bestimmt zu bejahen geneigt; von einer öffentlichen Erörterung der zweiten, namentlich hinsichtlich ihres zweiten Satzes möchte ich raten, abzusehen, da sonst möglicherweise die Aufmerksamkeit auf einer Seite wachgerufen wird, der wir allerdings die Initiative erforderlichen Falles aus der Hand nehmen müssen.

PHILIPP SCHEIDEMANN, M. d. R.,
Oberbürgermeister von Cassel

Lieber Herr Großmann! Auf Ihre beiden Fragen könnte ich um so freudiger mit Ja antworten, je schneller Sie mir das Recht verschaffen, die Hälfte aller der Parlamentsmitglieder zu bestimmen, die im Interesse unseres Volkes schleunigst sich irgendeiner nutzbringenden Tätigkeit außerhalb der Parlamente widmen müßten.

An der letzten Neuinszenierung des „Tell“ im Burgtheater, die einen gemäßigt expressionistischen Weg beschritten hat, fiel mir auf, mit welcher geflissentlichen Hast und gewissermaßen betonten Gleichgültigkeit die Schauspieler über Zitate wegsprechen. Es klingt etwa so, wie wenn Tell zu seinen Mitunterrednern sagen wollte: „Der Starke, aber wozu es betonen, das wißt Ihr ja schon aus der Schule, also der Starke ist bekanntlich am mächtigsten allein.“ Es ist dies ja allerdings wahrscheinlich der einzige Weg, um diese Stellen heranzukommen, denn sie sind heute bereits schlechterdings unmöglich. Sie wirken wie ein Kupferstich, den schon so viele Finger angefaßt haben, daß er bereits ganz verwischt und undeutlich geworden ist und nur noch ein paar trübe Flecke zu sehen sind. Man hört sie nicht mehr. Man hat vielmehr den Eindruck: warum sagt Tell als Monolog gerade dieses Gedicht auf, warum nicht zur Abwechslung den ebenso schönen „Taucher“? Das sind die Nachteile, wenn man eine klassische Figur ist.

Die Vorstellung, daß der „Tell“ einmal noch nicht ganz druckfertig, sondern erst bei der Stenotypistin zum Abschreiben war, hat etwas Gespenstisches. Es ist gruselig, sich vorzustellen, daß Schiller noch im letzten Moment hätte einige Zitate ändern und zum Beispiel schreiben können: „Der Kräft'ge herrscht nur, wenn er einsam ist“, oder: „Die liebe Heimat schreib' in's Herz Dir ein, in sie senk' alle Fasern Deines Wesens, sie ist das Erdreich, das den Saft Dir beut.“

Das wird uns gleich weniger befremdend klingen, wenn wir erstens bedenken, daß Schiller ja einen Teil seiner Sentenzen aus früheren Tell-Dichtungen entnommen hat, wo sie inhaltlich gleich, aber formell ein wenig anders gelautet haben, und daß er sie ja gerade so gut hätte wörtlich benutzen können, in welchem Falle wir sofort andere geflügelte Worte besäßen, also zum Beispiel statt des allen Oberlehrern so teuern „Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell“ die Vorlage aus dem Urner Spiel: „Wär' ich vernünftig, witzig und schnell, so wär' ich nicht genannt der Tell“, die sich sogar reimt. Zweitens möge man sich daran erinnern, daß Schiller — darin eben ein echter Theatraliker, dem es weniger auf Psychologie und Logik als auf starke Effekte, Stimmungen und Bilder ankam — es überhaupt mit dem Schicksal seiner Figuren niemals sehr genau nahm, sondern sich ohne große Skrupel oft noch mitten in der Arbeit, ja einigemal sogar nach der definitiven Beendigung des ganzen Werkes aus mehr oder weniger äußerlichen Gründen zu sehr einschneidenden Änderungen der Fabel und Handlung entschlossen hat. So endet zum Beispiel Franz Moor in der Mannheimer Theaterbearbeitung nicht durch Selbstmord, sondern wird von Schweizer (der infolgedessen ebenfalls am Leben bleibt) und den übrigen Räubern vor Karl Moor geschleppt, der in einer, theatralisch genommen,

sehr effektvollen, vom psychologischen Gesichtspunkt aus etwas kindischen Szene über ihn zu Gericht sitzt. Was den „Tell“ anlangt, so schreibt Schiller noch im letzten Moment, als schon die Rollen ausgeteilt werden sollten, am 28. Febr. 1804 an Goethe: „Ich habe drei neue Weiber darin kreierte, um die drei noch übrigen Schauspielerinnen mit Anteil in das Stück hineinzuziehen, weil sie nicht gern Statisten machen.“ Und Goethe erzählt Eckermann am 18. Jänner 1825, Schiller habe ursprünglich in der Apfelschußszene Geßler ganz einfach einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen. „Dies war nun ganz gegen meine Natur und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motivieren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt großtun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritt einen Apfel vom Baum schieße.“ Das tollste dieser Art ist aber doch der veränderte Schluß, den Schiller dem „Fiesko“ auf Anraten des Freiherrn von Dalberg bei der Uraufführung gegeben hat. In dieser Bearbeitung fängt Fiesko den Streich Verrinas auf und die Menge dringt mit dem Ruf „Fürstenmord“ erbittert auf den Attentäter ein, der sich voll Befremden zu fragen beginnt, ob dieses Volk, das selbst den Arm seines Retters aufhält, denn überhaupt befreit sein wolle, Fiesko aber bedeutet ihnen, zurückzuweichen, und spricht: „Ein Diadem erkämpfen, ist groß, es wegwerfen, göttlich. Seid frei, Genueser! (er zerbricht das Zepter und wirft die Stücke unter das Volk), und die monarchische Gewalt vergehe mit ihren Zeichen.“ Zu Verrina aber sagt er: „Genuas Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte — aber Fiesko selbst mußte der Schöpfer sein. (Verrinas Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit.) Und jetzt, doch mein Freund wieder, Verrina?“ Verrina (begeistert in seine Arme stürzend): Ewig! Fiesko (mit großer Rührung, einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knien liegt): „Himmlischer Anblick — belohnender als alle Kronen der Welt. (Gegen das Volk eilend.) Steht auf, Genueser! Den Monarchen hab' ich Euch geschenkt, umarmet Euren glücklichsten Bürger.“ (Der Vorhang fällt.)

Schade, daß Schiller von dieser Fassung später wieder abgekommen ist: sie hätte eine ganze Reihe wunderschöner neuer Aufsätze ergeben. Zum Beispiel: „Schuld und tätige Reue Fieskos in Schillers gleichnamigem Drama“ oder „Der versöhnende Grundgedanke in Schillers Fiesko-Dichtung, aufgezeigt am Gang und Ausgang der Handlung“ oder „Wie wird in Schillers Meisterdrama die Umkehr des Helden Fiesko begründet und vorbereitet?“ Einleitung: Schiller, der Dichter des deutschen Volkes, Hauptteil: I. Fieskos Versuchung in den ersten drei Akten. II. Seine Krisis im vierten Akt. III. Der Weg zum Siege über sich selbst, vom Dichter mit zwingender Notwendigkeit motiviert, a) durch Fieskos äußere Hand-

lungsweise, b) durch seinen inneren Entwicklungsgang. Schluß: Die dramatische Literatur, zumal die deutsche, ein Spiegel der Menschheit.“

*

Unter dem Eindruck dieser und ähnlicher Vorstellungen habe ich gestern nacht einen schrecklichen Traum gehabt, der ungefähr folgenden Inhalt hatte:

Eckermann berichtet vom 26. Oktober 1827: „Wir kamen, bei Gelegenheit der Neustudierung am hiesigen Theater, auf „Tell“ zu reden. Ich rühmte, die immer noch zunehmende Wirkung dieses Schauspielers und Goethe sagte: Ja, es ist ein vortreffliches Werk, aber es ist dazu erst langsam geworden. Die guten Leuten glauben nämlich immer, es sei, bei großen Produkten der Poesie, alles von vornherein so bestimmt und abgeteilt gewesen wie in einem Kalender oder Schießreglement, und das Werk fertig gegossen wie Pallas aus dem Haupte des Kroniden gestiegen. Aber so verhält es sich mit nichten! Was ist da alles gebosselt, poliert, gerückt und gestutzt worden, davon die unbefangenen genießenden Nachfahren sicher vermuten, es sei schon immer am ersten Tage dagewesen! Ich will Ihnen, fügte er, mein Erstaunen gewährend, mit einem schalkigen Lächeln hinzu, ein großes Geheimnis verraten. Der herrliche Monolog des Tell, der den Beschluß des vierten Aktes bildet, war anfänglich von Schiller gar nicht so geplant gewesen und ist erst auf meinen emsigen Zuspruch hin so gestaltet worden. Hören Sie, mein Bester, und erschrecken Sie: in der ursprünglichen Konzeption war vorgesehen, daß Tell den Geßler kurzerhand über den Haufen schießt und sein Recht hierauf denn auch im Selbstgespräch vorher genau begründet, ja es sollte sogar im fünften Akt eine Szene mit Parricida folgen, die nochmals den Gegensatz zwischen Verwandtenmord aus Ehrliche und Tyrannenmord aus Freiheitsliebe leibhaftig illustriert hätte. Jedoch der Tyrannenmord gehört zum Vorstellungsleben der Alten und ist denn auch dort, in so viel einfacheren und zugleich rascheren Zuständen, als Ideal begreiflich und am Platz, für unser Gefühl hingegen ist ein blutbefleckter Held ohne Sühne allemal eine wüdrige Vorstellung. Daher mußte Tell entweder von seiner Tat absehen oder dem Ganzen der Charakter der Tragödie aufgedrückt werden, was immer etwas Mißliches an sich hat. Möchten Sie aber nun wohl glauben, daß ich dennoch trotz dieser sonnenklaren, reiflich gefaßten Gründe, mit Schiller meine liebe Not hatte, ihn von dem einmal gesetzten Plan abzubringen? Aber so war nun einmal der große Mann! Bei ihm konnte es nie genug kräftig und sinnlich zugehen. Wir hätten übrigens auch so ein recht artiges Stück, aber eines, das den Hörer in moralischem Zwispalt entläßt. Das Publikum, fuhr Goethe nach einer kleinen Pause fort, merkt eben nie etwas von den Bergen von Arbeit und Schwierigkeit, die vor jedem Kunstwerk getürmt sind. Aber das

ist recht! Denn sähe es den vielen Schweiß, er würde ihm die reine Freude des Anschauens verkümmern. Aber darum ist er doch geflossen, alle Tage, und ohne ihn ist, einige seltene besonders glückliche Stunden ausgenommen, nie was Tüchtiges zu Tage gefördert worden, und auch das ist recht.“

Am 29. Dezember 1803 schreibt Schiller an Körner: „Ich bin doch recht froh, daß ich's nun so gemacht habe, aber es war eine rechte Last. Um den Parricida ist mir leid, da, auch abgesehen von dem moralischen Effekt der Szene, von dieser Figur ein gewisses Grauen ausgegangen wäre, das gegen den heiteren Abschluß einen wirksamen Kontrast der Tinten ergeben hätte. Einige schlagende Sentenzen, die nun fortgefallen sind, lassen sich gut im Warbeck unterbringen, der jetzt, nun der Teil nahezu vollendet ist, wiederum in mir zu rumoren anfängt. Daß ich drei Verszeilen aus Zwing-Uri herübergewonnen habe, wirst Du wohl sehen, und dort wird ihr Mangel wenig Schaden tun. Der neue Schluß des Monologs dünkt Goethen trefflich. Auch den Anfang hab' ich auf Deinen Rat in der Diktion ohnmerklich abgeändert. Dafür, daß Geßler im vierten Akt um seine Rede kommt, wird er reichlich entschädigt durch die große Wahnsinnszene, die sicher guten Sukzeß tun wird. Lieb ist mir's auch wegen Iffland, der nun einen wesentlich dankbareren Part hat und so für die Annahme günstiger präokkupiert ist, auch nehme ich vielen Theaterleitern, nun Geßler nicht mehr unbedingt zu Pferd kommen muß, eine billige Ausflucht. Hier hast Du den umgeschmolzenen Teil (das Dir bekannte hab' ich fortgelassen). Gib das Manuskript ja nicht aus der Hand.

Durch diesen engen Bergpaß muß er reiten,
Es zieht kein anderer Pfad nach Osten,
Nur einmal treffen Ort und Stunde so zusammen.
Dort jener dichte Busch voll breiter Zweige,
Entzieht mich seinem Blick. Hier führ' ich's aus.
Dies sei mein Auslug. Dort schwirr' ab, mein Pfeil!
Des Passes Enge läßt mich leicht entweichen.

(Mit einer schrecklichen Gebärde zum Himmel weisend.)

Bring' Dein Geschäft mit jenem dort in Ordnung,
Dein Tag neigt sich zur Nacht und spärlich rinnen
Nur wen'ge Körner Dir noch in der Lebensuhr.
Hat meine Hand vorm Haupt des Sohnes nicht gezittert,
Wird sie auch vor der Brust des Wütrichs nicht erbeben.

(Er setzt sich und versinkt in tiefes Sinnen.)

Doch wie? Was faßt mich an? Was fährt, gleich Gletscher-
Durchs Dach des Sennen, plötzlich kältend mir [wind.
Durch meine Seele? Ist mir's nicht,
Da ich der zarten, unschuldsvollen Kindlein denke,
Als ob sie ihre sanften, nassen Blicke

In stummem und ach! so beredtem Vorwurf
Zu mildem Fleh'n an mir emporgeheftet hielten,
Wie wenn im letzten Augenblicke noch
Sie meines Pfeiles Lauf, den nie zu widerrufenden
Zu hemmen strebten? — Rache! Was ist Rache?
Sie ist des größeren, der dort oben thront.
Der alle Haare zählt auf unsern Häuptern,
Er mag sie fallen lassen, wenn's ihm Rechtens dünkt.
Ihm ziemt's, die Stunde zu bestimmen, doch nicht uns.
Rache trägt keine Furcht! Sich selbst ist sie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Ist Mord, und ihre Sättigung ist Grausen.
Schlaf, Pfeil, im Köcher! Aufgespart nur, nicht entzogen,
Bleibt jener Bösewicht dem Richterspruch,
Der aller Untat wie ein Schatten folgt.
Sei's auch ein langer Schatten, dennoch folgt er Dir,
So sicher, wie die Sonne scheint, nicht meines Amtes ist's,
Fürwitzig ihn zu kürzen.

(Geßler und Rudolf Harras erscheinen auf der Höhe des Weges.)

Landvogt, Dein Weg bleibt' ungekreuzt! Schlaf ruhig,
Wenn Du es kannst!

(Er nimmt den Pfeil und betrachtet ihn lange und mit tiefer Bewegung.)

Plan und Tat! Welch eine dünne Scheide trennt Euch!
Und dennoch: Zwischen Euch liegt alles, was dem
 schwachen Menschen
Die Hölle, was ihm die höchste Himmelseligkeit entbeut,
Geplant führt jede Handlung jedes Erdenkindes
Ein einmaliges eignes Sonderdasein,
Trägt sie allein die Seelenfarbe dessen,
Dem sie im Busen still herangereift.
Getan zeigt sie die unverrückbar ew'ge Einform,
Die sie zu Schwestern aller andern macht.
Plan ist der weise Vater, Tat die feile Tochter,
Die sich der Welt hingibt: ein fahler Bastard.
Nur wenn Du denkst, schaffst Du Dein freies Reich
Im Handeln machst Du Dich der Menge gleich.

(Er schlägt sich nachdenklich in die Büsche.)

Friefßhardt und Geharnischte (eilfertig von rechts):

Der Landvogt kommt! Platz! Macht die Gasse frei! (Indes
 man Geßler und Rudolf der Harras mit reichem Gefolge zu Pferd
 den Hohlweg passieren sieht und eine ferne sanfte Schalmel dem
 Beschluß macht, fällt der Vorhang.)

Hotel Majestic New-York,
20. Jänner 1913, abends

Lieber Freund! In aller Eile kündige ich Ihnen (ganz offiziell) für die nächste Zeit den Besuch des Herrn C. . . ., eines maßgebenden Mitgliedes des Direktoriums der Metropolitan-Opera, an, der sich morgen per Schiff nach Italien begibt, und von dort, also in ungefähr einigen Tagen nach Empfang dieses Briefes, in Wien ankommen wird. — Er begibt sich nach Wien, nur zu dem Zwecke einer Rücksprache mit Ihnen, und um Sie eventuell für die hiesige Oper zu gewinnen.

Zur Orientierung diene Ihnen folgendes:

Im allgemeinen:

Die Verhältnisse an dem Institute sind infolge der absoluten Unfähigkeit und Schwindelhaftigkeit der jahrelangen geschäftlichen und künstlerischen Machthaber der Bühne (Direktoren, Regisseure, Dekorateure usw.), die beinahe ausschließlich sich aus Eingewanderten zusammensetzen, desolate. —

Das Publikum hier und alle für den Künstler in Betracht kommenden Faktoren — nicht zum geringsten die Direktoren selbst (meistenteils Multimillionäre) — zwar verdorben und irregeleitet, aber — im Gegensatz zu „unsere Leut“ in Wien (womit ich auch die Herren Arier meine) — unblasiert, hungrig nach dem Neuen und im höchsten Grade lernbegierig.

Die Situation hier ist folgende: Conried hat schon lange hier abgewirtschaftet. Er ist unmöglich geworden — hauptsächlich weil er unfair und ungeschickt vorgegangen ist. Die Direktion (nämlich das Millionärcomitee) hat ihm gekündigt. — Zugleich bestand die Absicht, mich an seine Stelle zu berufen — dies schon lange, bevor ich eingetroffen. — Mein (mir unbegreiflicher) sehr tiefgehender Erfolg, hat offenbar die Sache noch beschleunigt. — Wie Sie erraten haben, habe ich auf's Entschiedenste abgelehnt. Mich jedoch gern bereit erklärt, auch fernerhin in irgendeiner Form künstlerisch den Herren zur Seite zu stehen und jedenfalls weiter zu dirigieren und inszenieren. Leider steht unter solchen Umständen die weitere Gestaltung der zukünftigen Verhältnisse nicht in meiner Hand. — Zunächst haben die Herren den Plan, den gegenwärtigen Manager der Scala zum Manager der Metropolitan-Opera zu machen und für die italienische Oper den sehr berühmten Kapellmeister Toscanini zu berufen und mir sozusagen die deutsche Oper zu übergeben. Doch ist dies alles Zukunftsmusik. Ich für meinen Teil muß erst sehen, wie mir das alles anschlägt.

Aber nun die Hauptsache!

Ich habe den Herren (eigentlich einem von ihnen, der der Hauptmacher ist) auf's Gründlichste nachgewiesen, daß hier vor allem die Bühne einen neuen Herrn braucht, und daß ich nur einen Einzigen

kenne, der künstlerisch, wie persönlich den Karren aus dem Dreck ziehen kann. Zur gleichen Zeit die Notwendigkeit versichert (und bin nach dieser Richtung noch weiter tätig), daß diesem Herrn die Bühne und alles, was damit zusammenhängt, mit Haut und Haar übergeben werden muß. Ähnlich, wie ich mir Ihre Stellung in Wien immer gedacht. — Es ließe sich viel noch schreiben. Persönlich muß ich Ihnen sagen, daß Sie hier die reichsten Mittel vorfinden und nobelste Gesellschaft — ohne Intrigue — ohne Beamtenkram — mit einem Worte, den herrlichsten Wirkungskreis, den ich mir für Sie wünschen könnte. Würde ich die Direktion übernehmen können, so würde ich kein Wort verlieren. — So aber, da Sie es mit einem mir gänzlich Unbekannten (dem Italiener der Scala oder sonst einem) zu tun haben werden, muß ich zur Vorsicht mahnen. — Vor allem — sollte es, was alles noch nicht sicher ist — zu einem offiziellen Antrag kommen, müssen Sie sich vollkommen Bewegungsfreiheit und Macht über alles Bühnliche sichern.

Mindestens die Stellung, wie Sie sie in Wien haben. — Sie müssen vor allem darauf dringen, daß Sie so bald als möglich herüberkommen, um alles in Augenschein nehmen zu können und sich noch im Verlaufe der Saison selbst hier informieren können. (Die Herren werden alle Wünsche erfüllen, sobald Sie nur ernstlich an sie herantreten.)

Zu Ihrer Information sage ich Ihnen, daß Sie hier eine Saison von ungefähr 5 Monaten hätten und 7. Monate Ferien teilweise zur Vorbereitung ausnützen können. Last not least — ich denke, daß Sie 15 000 Dollars (75 000 Mark) verlangen können. — Jedoch, um sicher zu gehen — für alle diese Dinge schützen Sie zunächst Unkenntnis der Verhältnisse vor, und verlangen Sie Bedenkzeit. Eventuell bitten Sie die Herren, alle diese Verhandlungen für Sie hier mit mir persönlich zu führen — da ich die hiesigen Verhältnisse nunmehr genau und Ihre Bedürfnisse und Ansprüche ebensogut kenne. — Bezüglich der 15 000 Dollar — falls es zur Besprechung dieses Punktes kommt — seien Sie nicht zu entschieden. Ich weiß nämlich noch nicht recht, wie weit wir darin gehen können, weil eine derartige Stellung, wie Sie sie fordern müssen, in diesem Theater noch nicht creiert ist. — Am besten wäre es, wenn Sie es so einrichten könnten, daß Sie die Verhandlungen über diesen Punkt mir zuschöben, mit der Begründung, daß ich allein imstande bin, sowohl Ihren Interessen als auch den hiesigen Verhältnissen gerecht zu werden — und Sie die Verhältnisse hier zu wenig kennen.

Greifen Sie zu, lieber Freund, wenn die Sache an Sie herantritt, und Sie nicht durch andere Gründe in Wien gehalten werden. — Die Menschen hier sind ungeheuer frisch, alle Rohheit und Unbelehrtheit sind — Kinderkrankheiten. Die Gemeinheit und Verlogenheit rührt nur von unseren lieben eingewanderten Landsleuten her. Hier herrscht nicht der Dollar — er ist nur leicht zu ver-

dienen. Man hat hier nur vor einem einzigen Ding Respekt: Können und Wollen! Also nach dieser Richtung hoffe ich Sie orientiert.

Alles ist hier großzügig, gesund — aber verdorben durch das Einwanderungspack. Ich schreibe in rasender Eile — ich habe erst vor einer halben Stunde die Ermächtigung zu diesem Brief bekommen und morgen früh geht das Schiff ab. Meine Frau grüßt tausendmal. Ihre Karte haben wir heute bekommen.

Seien Sie herzlichst begrüßt, alter Freund, und seien Sie recht kaltblütig, wenn Herr C. . . . kommt; auf diese Leute wirkt am besten das, was Sie in hohem Maße haben: Bestimmtheit, Ruhe ohne Kühle.
Ihr Mahler.

Antworten Sie mir bald.

Etwas Wichtiges hätte ich vergessen. Sie sind hier von jenen dunklen Ehrenmännern, die gehaut hatten, daß ich Sie vorschlagen werde, in übeln Geruch gesetzt worden: „Sie schmissen“ die Millionen hinaus und „es wären in New York nicht genug dazu“.

Ich habe die Leute aufgeklärt, daß Sie am rechten Orte das Geld hinausschmissen und infolgedessen sehr sparsam wären.

Dies erschien den (sehr großzügigen) Comiteeherrn sehr plausibel.

Aber in Ihren Reden kehren Sie unbedingt den rationellen Haushalter heraus. Dies wird die Leute ruhig stimmen und umso eher können Sie dann hier verlangen, was Sie brauchen.

Nochmals: Es ist dies alles noch nicht fix. Durch meine Weigerung können vielleicht auch unvorhergesehene Verhältnisse eintreten.

In jedem Falle aber, bevor Sie sich in Wien binden, lassen Sie mich es zuerst wissen.

HANS REIMANN

STÜHLE

In memoriam Joachimi Ringelknatz.

Es waren einmal zwei Grenadiere;

aber davon red ich nicht, da ich mich geniere.

Hingegen genier ich mich nicht, vom Rollstuhl zu erzählen, der in bitterkalter Novembarnacht sich wollte vermählen mit einem Liegestuhl, der an schlechtem Stuhlgang litt und mit einem Fahrstuhl um die Palme stritt.

Rollstuhl, Liegestuhl und Fahrstuhl schritten selbdrift zum Standesamt, um die letzten Konsequenzen zu ziehn.

Aber unterwegs (die Geschichte spielt in Wien)

wurden sie geklaut und in Stehstühle umgebaut.

Und durch diese pointenlose Pointe hab ich das Gedicht versaut.

(Weiß jemand zufällig eine Bezugsquelle für rohes Sauerkraut?)

II.

Nach Arnolt kam Bertolt; Brecht nach Bronnen. Die beiden trafen in schöner Eintracht aus dem Süden ein, Bronnen mit verdüstertem Knabengesicht, Brecht mit listig-lustigem Altbauernkopf. Bronnen einsilbig, tragisch betont, Brecht gesprächsfreudig, heiter maskiert, undurchsichtiger. Eines Tages wurde Bronnen in Berlin berühmt und rief: „Kennen Sie Bert Brecht?“ Anderen Tags wurde Brecht in München berühmt und rief: „Ich muß nach Berlin, Bronnens neues Stück zu inszenieren.“ Schöne Eintracht, schön über sechs Monate dauernd, nicht gestört durch Erfolge des anderen, eine Freundschaft nicht für die Galerie, nicht bloß durch die Alliteration der Namen hervorgerufen, sondern offenbar aus einem Kontrast verwandter Naturen erwachsen. Talente treten selten isoliert auf, eher in Rudeln. Diese zwei Stärksten der jungen Generation sind schon ein Rudel.

III.

Bronnen und Brecht gemeinsam ist der Kleinbürgerboden, dem beide entsprossen. Der Korbwarenerzeuger Balicke könnte mit dem Amtsschreiber und Gemeinderatskandidaten aus dem „Vatermord“ verschwägert sein. Bronnens Sohn, der zu den Prüfungen geprügelt wird, ist ein Vetter von Brechts Anna, die vom Bräutigam mißbraucht wird. Kleinbürgerluft, durch die ein revolutionärer Luftstrom stößt. Aber Bronnen ist Monologist und tragisch gestimmt, Brecht ist Balladendichter und zum Cynismus entschlossen.

Diese dramatische Ballade heißt „Trommeln in der Nacht“. Ein schöner lyrischer Titel. Aber wenn die Komödie nicht im Deutschen Theater vor allzu feinen Leuten, sondern im Osten vor dem Volk gespielt würde, dann müßte sie einen herzhafteren und passenderen Titel kriegen: „Anna mit den beiden Bräutigams“ oder „Heimkehr aus Afrika“ oder das letzte Wort des Stücks: „Jetzt sind es vier Jahre“.

•Ein einfach gezimmertes Werk. Erster Akt: Der Kriegsgefangene Andreas Kragler platzt ins Elternhaus seiner ihm eben weggeschnappten Braut. Bester Volksstückstil. Vielleicht ein bißchen zu viel Hohn gegen die Alten. Im Deutschen Theater wurde diese Verhöhnung der Kleinbürger noch unterstrichen. Ich begreife den Brecht'schen Hohn, mit fünfundzwanzig Jahren ist man gegen die heimatliche Klasse unerbittlich, aber der Regisseur hat doch gegen die Familie Balicke so wenig einzuwenden wie gegen die Familie des Großhändlers Werle? Warum so Th-Th-Heinisch? Hier waren nicht „Szenen aus dem deutschen Familienleben“, sondern ein Volksstück vorzuführen.

Zweiter Akt: Ännchens Verlobung wird in der Piccadillybar ge-

feiert. Das Gespenst, der Kriegsgefangene, der erste Bräutigam taucht wieder auf. Er wird pöbelhaft behandelt. Zu pöbelhaft für mein Gefühl. Warum den Kleinbürger noch verleumdend? Legte sich der edel gestimmte Journalist nicht dazwischen, der Wiedererstandene würde sofort hinausgeschmissen. So steht er stammelnd da — sein Stammeln, seine Unfähigkeit, vier Jahre in Worte zu pressen, ist sprachlich-dichterisch überzeugend — er erfährt, daß seine Braut schwanger ist und läuft in die Novemberrnacht hinaus. Dort dröhnen Trommeln. Im Zeitungsviertel wird Revolution gemacht.

Der dritte Akt heißt, literarisch gebildet: Walkürenritt. Eine Nacht lang wird an dem Bestand der Welt gerüttelt. Trommeln, Schüsse, roter Himmel. Die Braut mit Gefolge sucht ihren Andreas. Dramatischer Stillstand. Ein Akt, den man auslassen kann und soll. (Weil man kann.)

Vierter Akt: In der Destille. Revolutionsstimmung. Huren, anonyme Menschen, Schnapswirte, alles in Revolte. Andreas erscheint und führt das große Wort. (Sehr schön seine Soldatensprache. Im Kriege waren wir hart daran, uns vom Zeitungsdeutsch zu befreien. Die Schützengrabensprache war saftig, knapp, bildhaft, das Papier war verdrängt. Diese fest geschnittene Volkssprache ersteht hier wieder.) Andreas, der die Braut verloren, trommelt zur Rebellion.

Letzter Akt: Auf dem Weg zur Barrikade findet der Soldat seine Braut wieder. Er läßt die Revolution im Stich und zieht seinem frierenden Mädchen die wärmende Jacke an. „Jeder Mann ist der beste Mann in seiner Haut.“ Vergebens alle Zurufe, Vorwürfe, Aufrufe. Er pfeift auf die Weltgeschichte, ihm winkt ein weites, weißes Brautbett.

III.

Hier steht ein Volksstückdichter vor uns. Einer, der nicht vor das Tiergartenparkett gehört, sondern vor schlichte Leute. Wenn die Volksbühne nicht ganz taub und verbabt, sondern lebendig wäre, dann hätten die „Trommeln in der Nacht“ auf dem Bülowplatz gerührt werden müssen. Volkstümlich der schlichte Stoff, volkstümlich die feste Sprache (von Rohheiten leicht zu reinigen), volkstümlich die Neigung zum Bänkel im Drama, volkstümlich die unheroische Nüchternheit des Schlusses: Das Beste ist bei seinem Mädchen schlafen. . . . Dies ist das erste Drama, das aus der Zeit ist und doch nicht in Rhetorik fällt. Es hat schon Distanz zur Revolution. (Um Brecht herum gewinnt vielleicht jedes Thema Distanz, die Probleme kommen ihm nicht zu nahe.) Ein Revolutionsdrama? Nein. Ein etwas höhnisches Volksstück über die deutsche Revolutionshysterie.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Dezemberwoche

In hundert Formen, nach hundert Methoden ziehen Berufene und Unberufene in diesen Tagen die Bilanz des Wirtschaftsjahres 1922. Valuta, Reparationen und Reichsfinanzen spielen dabei die Hauptrolle. Aber das alles sind Fragen zweiten Ranges, verglichen mit den vier Zentralproblemen, — Problemen rein wirtschaftlicher Natur —: 1. Wie war es mit der Einkommensbildung bestellt? 2. Wie verhielt sich der nationale Verbrauch zum Einkommen? 3. Wie schichtete sich das Einkommen auf die Klassen? 4. Wie steht es mit dem Volksvermögen? Vier Antworten auf diese vier Fragen, geben ein Gesamtbild, das aufklärender ist als alle Details: 1. Die Einkommensbildung der Nation war vermutlich geringer als 1921; denn die Produktion der Industrie ist der Menge nach nicht größer, die Produktion der Landwirtschaft der Menge nach aber kleiner geworden, während die Golderlöse des Exports ziemlich stagnant geblieben, ebenso die bezahlten Dienstleistungen für's Ausland. 2. Der Verbrauch der Nation war nicht kleiner als 1921; nirgends gibt es Anzeichen dafür, daß der faktische Konsum, der schon 1921 stark eingeschränkt war, noch weiter zurückgegangen wäre, ebensowenig eingeschränkt wurden die Dienstleistungserfordernisse vom Ausland; auch die Reparationszahlungen und sonstigen Friedenslasten, (die ebenfalls zum Verbrauch rechnen), sind trotz aller Stundungen und Nachlässe nicht geringfügiger gewesen als 1921 —: der Verbrauch war größer als die Einkommensbildung. 3. Die Schichtung der Einkommen auf die verschiedenen Volksklassen ist noch ungerechter geworden als sie schon im Vorjahre war; der Mittelstand entfaltet überhaupt kaum noch eineinkommensbildende Kraft, selbst der gehobene Mittelstand stellt sich relativer durchweg viel schlechter als im Vorjahr, — ihre Einbußen hat wahrscheinlich der erfolgreiche Teil des Unternehmer- und Spekulantentums an sich gerissen, wodurch es ihm gelang, sich der durchschnittlichen Einkommensminderung der Nation wiederum zu entziehen. 4. Das Volksvermögen hat sich vermindert, und zwar mindestens um den Überschuß des Verbrauchs über das Einkommen; alles was, gegen zu geringes Entgelt, an Aktien, Teilhaberschaften, Grundstücken, Häusern usw. an's Ausland verkauft wurde, repräsentiert solche Vermögensminderung, ebenso der innere Verschleiß von Sachgütern ohne Erneuerung. Bilanz des Wirtschaftsjahres? (nicht: des Finanzjahres) —: verringertes Einkommen, gleichgebliebener Verbrauch, fortschreitend pervertierte Einkommensverteilung, Überschuß des Verbrauchs, Minderung des Vermögens!

Und die Prognose für 1923? Sicher weiterer Rückgang der Einkommensbildung; denn menschlichem Ermessen nach steht mit der unmittelbar drohenden Überschreitung der Weltmarktspreise eine schwere, produktionsknebelnde Handelskrise bevor. Demgegenüber kann der Verbrauch nur unbeträchtlicher zurückgehen, denn schließlich müssen auch die lahmgelegten Wirtschaftskräfte leben, und was mit den Reparationen geschehen wird, steht auch noch dahin. Ob die Schichtung der Einkommen sich unter solchen Verhältnissen wird renormalisieren können, ist fraglich. Aber nicht fraglich ist, daß der Verbrauch von Vermögensteilen, wahrscheinlich sogar gesteigert, seinen Fortgang wird nehmen müssen. Am Ende des nächsten Jahres also, — nun, laßt uns nicht prophezeien! Aber laßt uns auch keine Schönheiten prophezeien! Optimismus muß weiter zielen können, als über zwölf Monate.

Wer hinter allen Börsenvorgängen Äußerungen tiefer Weisheit und noch mehr: feinstspürender Orientiertheit vermutet, hätte in den letzten Wochen Deutschlands Schicksal für entschieden halten können. Von dem Augenblick an, in dem die Ruhr-Rheinland-Debatte wieder einmal akut wurde, begann nämlich eine sensationelle Kurssteigerung nicht nur der industriellen, sondern auch der öffentlich-rechtlichen Rheinlandeffekten, — die Anleihen der Rheinprovinz zum Beispiel schnellten binnen weniger Tage um mehrere hundert Prozent hinauf und waren schließlich überhaupt nicht mehr zu haben. Offenbar waren da Leute am Werk — ob inländische oder ausländische, bleibe dahingestellt, — die mit der Autonomisierung, der Entdeutschung des Rheinlands bereits als mit einem sicheren Ereignis rechneten und sich davon Einflüsse — allerdings nicht erkennbare Einflüsse — auf die Bonität und den Zinswert der Rheinlandpapiere versprochen. Nach Meinung derjenigen, die politische Prognosen am Barometer der Börse ablesen zu können glauben, hätte die Entscheidung nun wirklich nicht mehr ausbleiben können. Glücklicherweise ist die Börse in Wirklichkeit weder weise noch orientiert, sondern hysterisch wie ein altes Weib und kritiklos wie ein Tertianer. Wieder einige Tage, da standen die Rheinlandswerte wo sie gestanden hatten, Käufer konnten nicht mehr aufgetrieben werden, —: die Hoffnung auf Unglück hatte getrogen. Allen Überschätzern, allen Anbetern und allen Hassern des populärsten aller Zirkusse zur Belehrung!

Zuschrift eines Großindustriellen der chemischen Branche: „Lieber Herr Schwarzschild, ich möchte Sie auffordern, sich an einem Geschäft zu beteiligen. Dieser Tage kaufte ich mir das auch Ihnen wohlbekannte Statistische Jahrbuch für das deutsche Reich, Jahrgang 1921/22, herausgegeben vom Statistischen Reichs-

am t. Der Preis, den ich für das 650 Seiten starke, minutiös mit Millionen von Zahlen ausgestattete Werk zahlte, war 22 Mark. Ich habe festgestellt, daß der Band rund 2 Pfund wiegt. Für zwei Pfund Altpapier erzielt man heute gut und gern 200 Mark. Infolgedessen beabsichtige ich, die gesamte Restauflage aufzukaufen und als Altpapier weiterzuveräußern. Das würde pro Exemplar immerhin rund 180 Mark Verdienst ergeben. Mir persönlich wäre es, wie sicher auch Ihnen, natürlich lieber, das deutsche Reich ließe sich für sein wirtschaftliches Standardwerk nicht nur mit einem Drittel Straßenbahnfahrt bezahlen und ersparte uns Steuerzahlern, das Millionendefizit auf dem Abgabeweg zu decken. Aber da das nun einmal geschieht, werden Sie es mit mir hoffentlich für legitim halten, sich gegen diese illegitime Steuerbelastung vorweg durch die vorgeschlagene Transaktion zu decken, die dem Reich keinen neuen Verlust, uns aber leichten Verdienst bringen wird.“

Der Reichsverband der deutschen Industrie hat in diesen Tagen Leitsätze über Preisgestaltung und Lieferungsfragen veröffentlicht, die zu dem erfreulichsten gehören, was sich seit langer Zeit in Deutschland ereignete. Erfreulich ist vor allem der Satz: „Es kann nicht verkannt werden, daß vielleicht die Industrie insofern Fehler begangen hat, als sie zu rasch den Einflüssen dieser Schwankungen (der Produktionskosten- und Geldwertschwankungen) nachgab und damit die Schwankungen selbst verstärkte.“ Solche Selbstbeziehung, wie vorsichtig sie auch ausgedrückt sei, ist in einem Lande, in dem es üblich geworden ist, für sich selbst jede Schuld an irgendwelchen Unerfreulichkeiten abzustreiten und anderen aufzuwälzen, immerhin schon eine Tat. Aber auch der Inhalt des Dokuments ist einsichtiger als manches Vorausgegangene. Es ist ein einziges Plädoyer für Währungsstabilisierung, also eine Preisgabe aller gar nicht vereinzelter Elemente, die den Wunsch hegen und fördern zu dürfen glaubten, daß der Abwärtsmarsch der Mark noch möglichst lang andaure. Im Detail spricht sich der Reichsverband gegen Übersteigerung des Gleitpreis-Prinzips, insbesondere aber gegen allzu unbedenkliche Preissteigerungen unterm Schutz des Gleitpreisvorbehalts aus. Er erklärt, daß Vorauszahlungen, auch teilweise, von der nachträglichen Preissteigerung unbedingt befreit bleiben sollen (ein Selbstverständlichkeit, die leider durchaus nicht selbstverständlich geblieben ist.) Er bricht eine Lanze für Verbesserung der Warenqualität, die in den letzten Jahren tatsächlich ganz bedenklich zurückgegangen ist, und er mahnt schließlich zur Vertragstreue, als der Basis alles Handels. Das alles ist schön und man bedauert nur, daß die nämliche Weise nicht schon drei Jahre früher erklang, daß der Reichsverband nicht schon früher den Ehrgeiz hatte, statt eines Advokaten ein Erzieher seiner Mitglieder zu sein. Mißtrauische werden heute sagen: „Aha, hier

kündigt sich der Konjunkturrückgang an; da der Absatz nachläßt, mahnt man plötzlich zur Solidität!“ Man kann diese Mißtrauischen nicht leicht widerlegen. Das kann eigentlich nur der Reichsverband selbst, — indem er dafür sorgt, daß seine Leitsätze von nun an selbst dann Beachtung finden, wenn die Konjunktur durch Valutazwischenfälle noch einmal aufgepulvert wird. Wir wollen abwarten, was dann geschieht. Inzwischen sei die Verbandsleitung immerhin auf einige auch heute noch interessante Beeinflussungsobjekte für neue Preisprinzipien aufmerksam gemacht, — zum Beispiel die Stahl- und Eisenindustrie, über die im Nachfolgenden einiges Bemerkenswerte zu lesen ist.

Nachdem das Land Mecklenburg und nach ihm einige andere Körperschaften mit Roggenanleihen vorangingen, ist das Land Baden für seine Landes-Elektrizitäts-Versorgungs-A.-G. jetzt glücklich mit einer Kohleanleihe gefolgt. Man hat Stücke ausgegeben, die nicht mehr auf Mark, sondern auf 5000, 2000, 1000 und 500 kg Kohlen lauten, einzahlbar zum Tagespreis der westfälischen Fettflammkohle IV, und ebenso verzinsbar und amortisabel. Das nennt man nun eine wertbeständige Anleihe, — denn „Sachwerte“, das hören wir ja nun täglich, sind sozusagen der archimedische Punkt in all der Wirrnis, — man braucht nur in Sachwerten zu decken, dann ist man fein heraus. Nächstens wird man vielleicht Zahnbürsten- und Klosettpapieranleihen haben. Daß all diese Sachwerte normalerweise selbst Preisschwankungen, erheblichen Preisschwankungen unterliegen, daß diese Schwankungen in geordneten Zeiten so groß sein können, daß jede Gewinnstrate von ihnen aufgezehrt wird, daß also von vornherein ein Zwang geschaffen wird, die Kalkulation in Zukunft zeitweise ebenso großzügig zu betreiben wie jetzt, hat man offenbar nicht genügend in Betracht gezogen. All diese Engagements ins Blaue hinein sind überaus bedenklich; und eine Regierung, die ihrer Pflicht, die Wirtschaft zu führen und ihrer Münzpflicht zu genügen, bewußt wäre, ließe es nicht dazu kommen, auf diese Weise in einer unordentlichen Gegenwart schon die Keime dazu legen zu lassen, daß auch die Zukunft unordentlich werde. Aber was ist aus der wertbeständigen Goldanleihe des Reiches geworden, die man uns einst versprach? Ihr Gegenstück, die Devisenordnung, ein Gelächter für alle Wissenden, besteht munter fort. Aber wo es sich nicht um Verbot, sondern um Schöpferarbeit, nicht um Polizei-, sondern um Ingenieursaufgaben handelt, da zieht man sich immer tiefer in Schweigen zurück.

Das „T.-B.“ befaßte sich mehrfach mit der Preisbildung am Eisenmarkt. Das ist in der Tat ein wichtiges Kapitel; denn wahr ist, daß Eisen und Stahl, als grundlegendes Material sämtlicher Produktionsmittel und vieler Fertigwaren, das Gesamtpreisniveau im Lande entscheidender beeinflussen als irgend eine andere Güterkategorie.

In meiner Eigenschaft als Ingenieur eines großen westfälischen Werkes beschäftigt mich dies Problem nun fortgesetzt. Und ich glaube, daß es von Nutzen sein wird, auch aus der Perspektive des Fachmanns einmal zu bestätigen und nachzuweisen, daß die Preispolitik der Verbände in Wahrheit das ist, als was Sie sie bezeichnen: ein Skandal und eine Gefahr für's ganze Volk. Sie haben die Gründe dafür in nuce bereits aufgeführt. Sie haben die Aufforderung an die Stellen, die es anging, gerichtet, etwaige Gegenargumente doch öffentlich vorzubringen. Auf diese und ähnliche Anzapfungen ist nichts erfolgt, als dotterweiche Allgemeinheiten. Um so notwendiger, den Tatbestand noch einmal aufs präziseste zu analysieren!

Ich möchte von der Preisgestaltung Ende November ausgehen und miteinander vergleichen: erstens die Preise im Ausland, valutagemäß in Mark umgerechnet, mit den deutschen Preisen; und zweitens die heutigen deutschen Preise mit den Vorkriegspreisen. Der Stand Ende November gibt, das möchte ich hervorheben, noch ein relativ günstiges Bild. Denn die Entwertung der Mark, die damals etwa 2000 betrug, ist inzwischen um einige hundert Punkte zurückgegangen, so daß sich der Vergleich mit den deutschen Preisen unter Annahme des jetzigen Kurses noch peinlicher gestalten würde. Ich will die letzte Markbesserung vorsichtigerweise aber als ephemere betrachten und von den Ultimokursen des Novembers ausgehen. Dann ergibt sich zunächst das folgende Vergleichsbild:

Material	Preis	Kurs	also Preis in Mk.	Deutscher Inlands-Pr. Mk.	Preis 1914 Mk.	Steigerung um das -fache
Briey-Erz 35% Eisen	20 Fr.	575	490	590	0,05	1200
Roheisen (Hämatit)	93/6 sh.	38000	177 650	174 460	79,50	2194
Knüppel	315 Fr.	575	181 600	251 600	95,—	2648
Formeisen	375 Fr.	575	215 625	290 200	110,—	2638
Stabeisen	6/10 £	38000	247 000	293 200	93,50	2135
Universaleisen	420 Fr.	575	244 500	317 800	—	—
Grobbleche	7 £	38000	266 000	330 700	98,—	3374

Trotz der Verschiebung der Erzgrundlage durch den Vertrag von Versailles ist der Preis des Erzes, des Rohstoffs, also nur aufs 1200fache gestiegen. Die Unkosten des Verhüttens und des Walzens der Knüppel, Platinen, Blöcke usw. zu Form-, Stab-, Universaleisen und Blechen aber werden vom Kokspreis, Arbeitslöhnen und Generalien bestimmt. Die Generalien wiederum lassen sich wesentlich auf Angestelltengehälter, Löhne und Kraft und Kohle zurückführen, deren Steigerung aus der folgenden Tabelle ersichtlich ist:

	1914 Mk.	Ende Nov. 1922 Mk.	Steigerung um das — fache
Großkoks	22,50	20 487	915
Arbeiter Durchschn.-Std.-Lohn	0,45	225	500
Angestellten Durchschn.-Gehalt	150,00	40 000	267

Und stellt man, statt der eigentlichen Beschaffungs- bzw. Gestehungspreise, also statt des Novemberstandes, etwa den Wiederbeschaffungspreis in Rechnung, also die Preise und Löhne für Dezember, so zeigt sich:

	1914 Mk.	13. Dezember 1922 Mk.	Steignrung um das — fache
Großkoks	22,50	33 272	1480
Arbeiter Durchschn.-Std.-Lohn	0,45	350	780
Angestellten Durchschn.-Gehalt	150,00	70 000.	467
Erz	blieb laut Mitteil, d. „V. d. I.“ auf dem Preis vom 16. 11. 22.		1200

Auf Grund dieser beiden Selbstkostenberechnungen ergeben sich also zwei Möglichkeiten für den Preis des Endproduktes. Erstens einen auf Grund der Gestehungskosten (Tab. 2) zustande gekommenen, der immer dann berechtigt wäre, wenn die Bezahlung in wertbeständigen Devisen erfolgt (was bekanntlich auch im Inland oft der Fall ist). Zweitens einen auf Grund der Wiedererzeugungskosten (Tab. 3) zustande gekommenen, der immer dann berechtigt wäre, wenn die Zahlung in Papiermark erfolgt.

Der Endpreis auf Grund der Gestehungskosten müßte bei 1200-fach gestiegenem Erzpreis, 915fach gestiegenem Kokspreis, 500 bzw. 267fach gestiegenen Löhnen und Gehältern offenbar noch weit unter dem Erzpreis, also unter dem 1200fachen Friedenspreis liegen. Er bewegt sich aber zwischen dem 2194- bis 3374-fachen.

Analog müßte der Endpreis auf Grund der Wiedererzeugungskosten unter dem 1480-fachen liegen. Er liegt aber 2 bis 2½ mal so hoch.

Es liegt also eine aus den Material- und Arbeitskosten nicht erklärliche, außergewöhnliche Teuerung vor. Möglich könnte noch sein, daß diese Teuerung von folgenden Momenten verursacht wäre:

1. der Einfuhr englischer Kohle,
2. zeitweisem Stillstand der Hütten- und Walzwerke,
3. geringerer Arbeitsleistung,
4. wucherischer Preispolitik der beteiligten Industrien.

Zu 1 ist zu bemerken, daß das meiste Roheisen mit deutschem Koks geblasen wird und daß sich der Preis für Roheisen nur um 20 000 M. pro Tonne erhöht, wenn englischer Koks verarbeitet wird;

denn dies entspricht der Preisspannung von 1 t englischem zu deutschem Koks. (Zur Herstellung von 1 t Roheisen verbraucht man rund 1 t Koks). Der englische Koks ist demnach unschuldig.

Daß zeitweiser Stillstand der Werke und geringere Arbeitsleistung keine stichhaltigen Gründe sind, beweist die folgende Rechnung. Nach Tab. I kostet Formeisen 290 000 M. pro t, das ist das 2638fache. Nach Tab. III beträgt die Steigerung von Erz- und Kokspreisen aber nur das 1319fache. Unter normalen Verhältnissen müßte demnach die Tonne Formeisen die Hälfte kosten, das sind 145 000 M., wobei — da die Gehälter höchstens das 467fache und die Löhne das 780fache erreichten — für Angestellte schon eine Leistung von nur 35 % und für Arbeiter eine solche von nur 59 % der Friedensleistung eingerechnet wäre. Nehmen wir an, daß Verluste, die durch Stillliegen entstanden, in einem Jahr auszugleichen sind und sehen wir ab von der unmodern moralischen Ansicht, daß Konjunkturgewinne (Kriegszeit!) eigentlich der Deckung von Konjunkturverlusten dienen sollten. Der Einfachheit halber rechnen wir mit einem gemischten Werk, das pro Tag 1 t Formeisen herstellt. Diese Tonne würde bei dauernder Beschäftigung 145 000 M. kosten. Zu ihrer Produktion braucht man

für 50 000 M. Erz
 „ 33 000 „ Koks

und, sehr niedrig geschätzt, für Löhne und

Betriebskosten 7 000 „
 90 000 M.

Bleiben für Gewinn u. Gehälter, Verzinsung, Abschreibung, 55 000 M. Für jeden Tag, den die Produktion stillliegt, ergeben sich also 55 000 Mark Unkosten, die in Tagen der Beschäftigung einzuholen wären. Liegt z. B. das Werk $\frac{1}{2}$ Jahr still, so müßte jeder Arbeitstag des anderen halben Jahres 55 000 M. mehr bringen, also die Tonne 55 000 Mark mehr als 145 000 M. Sie kostet aber 145 000 M. mehr, das ist 2,63 mal 55 000 M. Demnach verhielten sich die Ruhetage zu den Arbeitstagen wie 2,63 zu 1, d. h. von 300 Tagen hätte das Werk 217 Tage still gelegen, es wäre nur 83 Tage in Betrieb gewesen, — was immerhin zu beweisen wäre! (Falls Öfen angeblasen werden mußten — ob und wie weit das der Fall ist, ist mir unbekannt — so könnten bei den sehr vorsichtig ermittelten Zahlen die einmaligen Unkosten doch keine wesentliche Änderung hervorrufen.)

Was bleibt also übrig? Erklärung Nr. 4? Ernsthafte Leute stehen kopfschüttelnd vor dem Phänomen. Warten wir ab, bis von allmächtigen Industriehänden vor unseren Augen der gordische Knoten gelöst wird. Wir sind Optimisten, wir hoffen gern. Aber wenn wir enttäuscht werden? Quand même! „Hoch Hugo!“

G L O S S E N

BRIEF AN DAS „TAGE-BUCH“

1.

Ein Theaterkritiker meldet sich arbeitsunfähig.

Ich schreibe seit vielen Jahren in Berlin Theaterkritiken. Wenn ich Ihnen eine Statistik der von mir kritisierten Dramen und Schauspieler sendete: Sie würden vor den Ziffern zusammenschrecken. Durchschnittlich habe ich seit 20 Jahren in jeder Saison drei bis vier Abende wöchentlich im Theater verbracht. Rechnen Sie nach! . . .

Nun ist etwas dazwischengekommen.

Ich bin kritikunfähig geworden.

Glauben Sie nicht, daß meine geistige Eindrucksfähigkeit gelitten hat. Erstens gibt es keinen Kritiker, dessen Eindrucksfähigkeit jemals gelitten hätte. Das unterscheidet den Kritiker vom Grammophon. Er spielt zwar auch immer dieselbe Walze, Tag für Tag und Jahr für Jahr, aber beim Grammophon muß der innere Apparat zuweilen doch erneuert, die Platte muß ersetzt werden. Der Kritiker kommt mit seiner alten Platte jahrzehntelang aus.

Nein, nicht dies könnte mich je an der Ausübung meines Kritikerberufes hindern.

Jedoch: Ich hatte das Unglück, mein Opernglas zu verlieren. Das Opernglas ist mein wichtigstes Werkzeug. Ich bin schwerhörig. (Spotten Sie darüber nicht, ich bin über fünftausend Theaterstücken ertaubt.) Wenn ich nun auch nichts sehe, wird mir die

Ausübung des Kritikerhandwerkes zwar nicht unmöglich gemacht, denn wer sieht denn, daß ich nichts sehe? Aber ich kann dann meinem Beruf doch nur schwer ausüben. Mit meinem Opernglas ertrug ich jedes Stück. Da flog mein Blick vom Darsteller zu den Logen, vom Souffleurkasten zu der Statistin, die in der dritten Reihe Volk markierte, da wanderte ich von Ibsen zu der Logenschließerin im schwarzen Keid mit weißem Häubchen. Ohne Opernglas bin ich an das Drama gebunden. Weil ich nicht sehen kann, muß ich dann hören. Oder wenigstens versuchen zu hören.

Soll ich aber die Dramen, die ich sehe, wirklich hören, so werde ich noch berufsunlustiger als ich schon bin.

Ein Opernglas kostet jetzt 50 000 bis 60 000 M. Das kann ich mir nicht leisten.

Ich wandte mich also an meinen Verleger und ersuchte ihn, mir ein neues Opernglas anzuschaffen. Herr M. weigerte sich. „Ich kaufe Ihnen ja auch die Federn nicht, mit denen Sie zuhause schreiben. Ihr Handwerkzeug müssen Sie haben.“ Ich kenne meinen Verleger. Sein Ja ist relativ, sein Nein ist Stahl.

Soll ich eine Kollekte veranstalten? „Ein Kritiker bittet milde Spender um Beiträge zu einem Operngucker?“ Wenn mein Name verraten wird, leiten Schriftsteller und Schauspieler eine Aktion zur Verhinderung der Beschaffung eines Opernglases ein.

DAS BUCH DER WOCHE

HERMANN UNGAR: DIE VERSTÜMMELTEN
ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 35

Ich melde Ihnen den Fall. Er kann zu einer Umwälzung des literarischen Lebens führen.

Allmählich, im Laufe der Jahre, werden doch auch anderen Kritikern die Operngläser abhanden kommen, zerbrechen oder gestohlen werden,

Dann blieben nur Kritiker übrig, die sich auf ihre eigenen Augen verlassen müssen. Ein unhaltbarer Zustand.

Anmerkung des T.-B.: Der Name des Briefschreibers ist uns bekannt. Wir fordern unsere Leser auf, sich an keiner Sammlung zur Anschaffung des Opernguckers zu beteiligen.

2.

Die Besoldung geistiger Arbeit.

Seit einigen Wochen befinde ich mich zu Zwecken des Studiums europäischer, besonders deutscher Literatur- und Verlagsverhältnisse in diesem Land. In dieser Zeit war Ihre Veröffentlichung in der vorigen Nummer (Heft 51), daß Sie von jetzt an eine neue Vergütungspolitik Ihren Autoren gegenüber einschlagen wollen, das erste Anzeichen für mich, daß man über eine der bedenklichsten Erscheinungen des deutschen Geisteslebens endlich doch, hie und da wenigstens, sich etwas verantwortungsbewußter Gedanken zu machen beginnt als bisher.

Wenige Stunden, ehe ich Ihre Ankündigung las, gelangte die beste und unter den Intellektuellen wahrscheinlich einflußreichste amerikanische Zeitschrift, die „New Republic“ vom 13. Dezember, in meine Hand. Unter den Briefen an den Herausgeber, die dort veröffentlicht zu werden pflegen, fand ich auch einen mit der Überschrift: „Hilfe für einen jungen deutschen Schriftsteller.“ Eine Dame teilte da mit, sie habe einen Brief von einem anerkannten jungen deutschen Autor

erhalten, — der Name war aus Taktgründen verschwiegen, — der sein Leben, wie er mitteilte, seit Monaten nur noch von Brot und Kaffee-Ersatz friste. „Ich bitte Sie“, hatte er geschrieben, „mir zu helfen, daß ich nicht zugrunde gehe. Ich bin am Ende meiner Kraft!“ Die Dame forderte die Leser auf, sich an einer Hilfsaktion zu beteiligen und die Redaktion der „New Republic“ fügte hinzu, sie sei bereit, etwa eingehende Beträge weiterzuleiten.

Es sind ungeheuer bedenkliche Anzeichen, wenn ein Land gegen die Mehrer seines geistigen Besitzstandes, der schließlich auch die Basis jedes ökonomischen Besitzstandes darstellt, derart gleichgültig geworden ist, daß sie sich mit Notrufen an's Ausland wenden müssen. Ein Deutschland, dessen intellektuelle Arbeitgeber für sich selbst auf keinen Wohlstand verzichten wollen und keine ökonomische Tatkraft mehr entfalten, ihn intellektuellen Rohstofflieferanten aber kaltblütig verelenden lassen, ein solches Deutschland wird in intellektueller Hinsicht bald ebenso stigmatisiert sein wie in mancher anderen.

Da Sie, anscheinend zum erstenmal, jetzt die Initiative zu moralischerem Vorgehen ergreifen wollen, möchte ich nicht zögern, Sie zu beglückwünschen und Ihnen aufrichtig Erfolg zu wünschen. Ich zweifle nicht, daß

Bücherstube am Museum

Hermann Kempf		Dr. Wilh. Haeder
Literarisch geleitetes Sortiment	W	Ständige Ausstellung kunstgewerblicher Erzeugnisse

WIESBADEN, Wilhelmstr. 6

Ihr Publikum, wenn Sie ihm die Lage auseinandersetzen, mitgehen wird. Und ich zweifle nicht, daß auf diesem Wege ohne Selbstmord der Zustand beseitigt werden kann, daß die Blüte eines geistig blühenden Volkes seinen Lebensunterhalt in der Fremde erbetteln muß.

Um Ihnen aber zu zeigen, daß hier nicht nur der Amerikaner spricht, der sich und seine Freunde von lästigen moralischen Appellen befreien will, übergebe ich Ihnen hier eine Liste von Adressen, denen Sie Ihr Magazin von jetzt an zusenden wollen. *James C. Aiken.*

3.

Ministerialdeutsch.

Liebes Tagebuch. Sicher hast du Interesse für sprachliche Neuererscheinungen. Das Reichsernährungsministerium hat uns am 20. Dezember 1922 mit einer besonders kühnen beglückt. In seiner Begründung der Getreidepreiserhöhung sicherte es den Sozialrentnern und „anderen aus sozialen Gründen zu Betreuenden“ zu, ihnen die Wirkung der Erhöhung „im Rahmen des alsdannigen Geldwertes“ zu erleichtern. Sie werden meine nebenhinnige Bemerkung billigen, daß diese Form dem vorerstigen Stand unserer Sprachentwicklung noch nicht völlig entspricht.

Stefan Baumgart, Lektor.

TISCH MIT BÜCHERN

Hermann Ungar, Die Verstümmelten. Roman (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin).

Daß dieser Roman kühn ist in seinen Motiven, mag ihn nach außen hin empfehlen und eine Sensation bedeuten; aber dieses an sogenannte letzten Dinge Streifen ist nicht sein Bemerkenswertes. Er wurde ganz und gar mit Nerven geschrieben, wer ihn liest, wird alle Vibrationen bis an die Nerven-Wurzeln hinunter spüren. Ein durchaus gewöhnlicher Mensch leidet; die normalen Begebnisse des Tages peitschen ihn auf, er fühlt, aus Hemmungen und Komplexen heraus, das Leben hinter den Wänden des Nachbarzimmers. Befangen in einer Unkenntnis seines Ichs wird er von der Welt genommen, von einem Weibe, von einem zynischen Kranken, von seinen eigenen Trieben, von einem Verbrecher. Ungar gibt Kraßheiten, aber durch eine unerhört einfache, ungeputzte Sprache setzt er sie so notwendig fast hin, daß man ihnen atemlos entgegenwartet; er macht Einem die menschliche Halbheit so unerhört bewußt, daß man zum Ende weiß: es kann nur Mord geben oder Heiligung. Die Konsequenz fordert hier das Erstere. Durch die Russen lernte Ungar das Fühlen, durch Freud das Sehen, aber er geriet nicht in ihre Abhängigkeit; die eroberten Mittel halfen ihm, die Kruste seiner Um-

VOX-Musikinstrumente und VOX-Musikplatten

ermöglichen die Wiedergabe von Musik, Gesang
und Sprache in höchster Vollendung

Vorspiel bereitwilligst

Verzeichnisse kostenlos

VOX=HAUS am Potsdamer Platz
Potsdamer Strasse 4



Die Stimmen der Welt

gebung einzuschlagen; ganz jung schon erkannte er die bodenlose Fäulnis unserer Existenz. Er wird, wenn er durchhält, ein wichtiger Neuformer werden. K.

Jules und Edouard de Goncourt: Frau Pompadour. Ein Lebensbild nach Briefen und Dokumenten. (Verlag Rösl & Co., München.)

Augenblicklich herrscht starke Hausse in dokumentarischen Beiträgen zur französischen Sittengeschichte des XVIII. Jahrhunderts; ich erinnere an neue Ausgaben Casanovas, des Herzogs von Laurun, der Dubarry-Briefe. Die Parallele lockt, es liegt in der Luft, und auch der Film ist lebhaft damit beschäftigt. Über die Pompadour brachte (im Opal-Verlag, Dresden) kürzlich Gertrude Aretz eine romanhaft aufgeäumte Studie heraus. Es ergibt sich, daß sie im Wesentlichen auf dem Goncourtschen Buche fußte. Hier ist mit der erstaunlich abgrenzenden „écriture artiste“ das zeitliche Gewebe aufgeflochten und eine Charakteristik hineingeschrieben, daß nichts mehr zu enthüllen übrig bleibt. Solche Historik, die zu Persönlichem und Sachlichem den gleichen Abstand findet, fasziniert durch dichterische Bildkraft, ohne das Original zu retouchieren; dabei rückt sie die eine Figur vor einen unerhört lebendigen Fries von Gesellschaft, Politik, Künsten, Köpfen und Ideen. Diese Darstellungsfähigkeit ist einzigartig. Ich weiß nicht, ob bisher schon eine deutsche Ausgabe vorhanden war; jedenfalls ist diese —

von Janssen und Rhein — mit großer sprachlicher Kultur übersetzt.

Hermynia Zur Mühlen. Märchen (Viva, Berlin 1922). Schlimm genug, daß der alte Staat Blütenfrevell getrieben hat, indem er die Hosenmätze nicht früh genug zum Militarismus erziehen konnte, — jetzt fängt auch noch die andere Seite an, die Kinderstube zu politisieren! Die Märchen der Hermynia Zur Mühlen sind sozialistische Tendenzmärchen. Abgesehen davon, daß ich mehr für sozialistische Wahrheiten als für sozialistische Märchen bin, erscheint mir die Politisierung der Natur fürchterlich komisch. Die Natur nämlich ist weder gesinnungstüchtig noch politisch. Deshalb lieben wir sie ja gerade. Ihr lieben Kleinen, laßt Euch nichts vorreden: es gibt weder sozialistische Rosen noch deutsch-völkische Kakteen. P. M.

FILM

Der falsche Dimitry

Die Gloria-Gesellschaft bestrebt sich redlich, mit Fleiß, Kapital und künstlerischem Aufwand gute Filme zu schaffen. Man möchte gern ihr Gutes sagen; — aber der kritische Beschauer darf kein Möchtegern, sondern muß ein Tatsachenfeststeller sein. Dieser große historische Film wirkt klobig und kalt; er zeigt zu viele für das Theater gestellte Szenen und zu wenig filmnotwendige Bewegung und Auflösung. Man

HEINRICH MAURER

Pianos u. Flügel erster Firmen

An- und Verkauf / Eigene Reparaturwerkstätte

Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 13/14

sieht zu viel Gesichter und Zusammenrottungen vor dem Kurbelkasten in Nahaufnahmen und zu wenig, was als Vorgang oder Menschliches interessiert.

Deutlicher begründet: Genau die Hälfte des Films ist mit der Vorgeschichte gefüllt, mit historischen Staatsaktionen, die in einem Akt hätten zusammengerafft werden müssen. Auch die Entgegnung, man habe das grausam-wilde Rußland des schrecklichen Iwan in seiner Düsterteit zeigen wollen, gilt nicht, denn das hätte man in diesem Ex-

positionsakt und die weitere Durchführung hineinarbeiten können; so aber wirkt es zu aufdringlich und äußerlich. Hätte man sich begnügen wollen, ein historisches Bilderbuch zu geben, so hätte man auf die vielen zähnefletschenden und grimmassierenden Nahaufnahmen verzichten müssen. Wollte man aber mehr als ein Bilderbuch zeigen, so hätten die großen menschlichen Motive: gierige, doch rußlandliebende Herrschsucht Godunows, die vielfältige Zerrissenheit Harfas, als sie dem falschen Sohn gegenübertritt, den sie dennoch aus Rachsucht, Herrscherstolz und Sympathie für den jungen Abenteurer anerkennt, und wiederum der Konflikt, als der vor der ersehnten Mutter in seiner unschuldsvollen Überzeugtheit Zusammenbrechende allmählich zum bewußten Betrüger, zum heroisch-gutwollenden sich erhebt, — alle diese Motive hätten dann nicht durch verworrene Nebenaktionen und überflüssig kitschige Liebesangelegenheiten erstickt werden dürfen.

Zwar waren manche Massen- und Spielszenen geglückt, aber wie man in den Dekorationen zu deutlich den Kulissenzauber spürte, so war das übertriebene Spiel der Gesichter konstruiert, und nicht organisch aus innerer Bewegung zu äußerer Bewegtheit geworden. Trotz des schönen Stoffes und der offenbaren Bemühung aller (am besten war Abel) hingen einem wieder einige Kilometer historischen Films länger zum Halse heraus.



Jumper

Jumperkleider

Siegbert Levy

*Potsdamer Strasse 6
am Potsdamer Platz*

FÜR FREUDIANER

Eine Definition.

Freuds gesammelte Werke oder
der Genitalmud.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 51):

Vor dem 4. Jahrgang

Tagebuch der Zeit

Preuß — Hellpach — Südekum:

Gegen die Vielzuvielen

Wilhelm Michel: Vom Sinn der
Feindschaft

L. N. Tolstoj: Über den japanischen
Krieg

Hans Reimann: Ich lasse dich nicht

Paul Mayer: Die Dubarry

Tagebuch der Wirtschaft

L. Schwarzschild: Deflations-Ge-
spenster.

Glossen

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages **Gustav Kiepenheuer**,
Potsdam, bei, auf den wir besonders hinweisen. — Zur Abonnements-
erneuerung liegt eine Zahlkarte bei.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b, Tel.:
Lützow 4931 und Nollendorf 3396. Verantwortlich für den wirtschaftlichen
Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 57, Potsdamer Str. 73; für den übrigen
Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Ernst Rowohlt
Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Str. 123 b. Druck: Carl Hansen, Berlin N 39.
Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Potsdamer Straße 123 b.

Bezugspreis pro Vierteljahr: in Deutschland 2500,— M. (freibleibend), in
England 5 Schilling, in den Verein. Staaten, Mittel- u. Südamerika, Japan u. China
1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz u. Spanien 5 schweiz. Franken,
in Skandinavien 5 schwed. Kronen, in Frankreich und Belgien 10 Franken,
in Italien 12 Lire, in Rumänien u. Serbien 55 Lei, in Tschechoslowakien 20 Kč.

Insertatenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 50,— M. Dieser
Grundpreis wird mit der am jeweiligen Erscheinungstage gültigen,
offiziellen Schlüsselzahl des Buchhändler-Börsenvereins multipliziert. Bei
größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Banflavin-Pastillen

(gef. geschützt)

Hochwirksames und unschädliches Belämpfungsmittel der Krankheitserreger
in Mund- und Rachenhöhle. Sachgemäß empfohlen zum Schutze gegen

Grippe sowie bei **Halsentzündung** und **Berstschleimung**

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

Geschenkbücher

des

Rudolf Kaemmerer-Verlag / Dresden

Künstler der Gegenwart, Monographien:

- Wassily Kandinsky von Hugo Zehder. Mit 14 Abbildungen. Gebunden 6,50 M.
- Henri Rousseau von Wilhelm Uhde. Mit 13 Abbildungen. Gebunden 6,50 M.
- Henri Matisse von Roland Schacht. Mit 34 Abbildungen. Gebunden 9,— M.
- George Grosz von Mynona. Mit 38 Abbildungen. Gebunden 9,— M. Vorzugsausgaben in Halbpergament bzw. Halbleder 10,—, 12,—, 15,— M.

Romane, Novellen der Zeit:

- Graue Magie, Berliner Nachschlüsselroman von Mynona. Mit 6 Zeichnungen von L. Homeyer. 380 Seiten auf holzfreiem Papier. In Halbleinen mit Schutzumschlag 8,— M. (Erscheint im Dezember.)
- Gestern und heute, Skizzen von Alfred Polgar. 200 Seiten auf holzfreiem Papier. In Halbleinen mit künstlerischem Schutzumschlag 5,— M.
- Die Freundschaften Fortunats, Pariser Künstlerroman von Wilhelm Uhde. 400 Seiten. In Halbleinen mit Schutzumschlag 6,— M.

Bibliothek Voltaire:

- Moralische Geschichten von J. J. Marmontel. Übertragen von Franz Schulz. Mit 6 Kupfern von Gravelot.
- Ist er gut? Ist er böse? Komödie von D. Diderot. Erste deutsche Übertragung von Franz Schulz. Mit 4 Kupfern von Greuze, Moreau, Boucher. Diese Bände entsprechen in Type, Vignetten- und Bildschmuck, Format, Einband, Papier den edelsten Erzeugnissen französischer Buchkunst um die Wende des 18. Jahrhunderts. Geb. 6,— M. Büttenausgabe in Ganzleider-Originalband m. Schutzkarton 45,— M.

(Die angegebenen Grundpreise, mit der geltenden Buchhändler-schlüsselzahl multipliziert, ergeben die jeweiligen Ladenpreise.)

Bekannt wird Ihr Name durch Karo-Reklame

Karo-Reklame G. m. b. H.

Berlin W 35, Potsdamerstr. 123 b

Fernsprecher: Nollendorf 3396 — Fernsprecher: Lützow 4931

Gut erhaltene „Erica“-Reiseschreibmaschine

gesucht. — Offerten mit Angabe des Preises unter „Tadellos 97“ an
die Karo-Reklame-Ges. m. b. H., Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 B.

Spezialarzt Dr. med. Dammanns Heilanst.

Berlin, Potsdamer Straße 123 B (Potsdamer Brücke), Lützow 153, Nollendorf 104
Friedrichstraße 81, zwischen Behren- u. Französische Str., Zentrum 8724
Königstraße 56/57, gegenüber dem Rathaus, Zentrum 9724

Sprechzeit 9—12, 4—7, Sonntag 10—12 nur Potsdamer Straße 123 B

Behandlung auch außer der Zeit nach vorheriger Anmeldung.

Breslau, Gräbschener Straße 41, 9—11, 3—6, Sonntags 10—12
München, Theresienstraße 5, 10—1, 4—6, Sonntags 10—12, Telephon 31170



Russisch - Deutsches Theater

„Der blaue Vogel“

Goltzstraße 9

Tel.: Nollendorf 1613

Das neue dritte Programm

Vorstellung allabendlich

Beginn der Vorstellung: $\frac{1}{9}$ 9 Uhr

Billetverkauf an der Theaterkasse von 11 bis 2 Uhr
und von 6 Uhr abends; Vorverkauf bei Wertheim und
an allen Theaterkassen

Intelligenter
Reklame-



junger
Fachmann

bisher **Vertriebsleiter** einer
bedeutenden Export- und Verlagsbuchhandlung,
vielseitig gebildet (5 Semester Universitätsstudium der National-
ökonomie, Psychologie und Literaturgeschichte), **ideenreich**,
stilistisch sehr gewandt, mit regem Interesse für Filmfragen.

sucht zum sofortigen Eintritt

Wirkungskreis in der Filmindustrie



Ang. a. Ed. Günther Kreuzhage, Duisburg a. Rh., Mercatorstr. 164



Schömann & Lederer
ANTIQUITÄTEN KURFÜRSTENDAMM 244
RAUMKUNST TEL. STEINPL. 35260

KUNSTHANDLUNG Dr. KREITNER & Co.
KOMMANDITGESELLSCHAFT

BERLIN W 50 / KURFÜRSTENDAMM Nr. 243
NÄCHST DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE + TEL. STEINPLATZ 13808

GEMÄLDE ALTER MEISTER / ANTIQUITÄTEN

KUNSTLERISCHE
GLASBLÄSEREIEN
FIGURALE GRUPPEN
GROTESKEN / PHAN-
TASTISCHE PFLANZEN

BLAUES HAUS

NUR EIGENE ENT-
WÜRFE / MODELLE
GESETZL. GESCHÜTZT
BERLIN W 80, KUR-
FÜRSTENDAMM 244

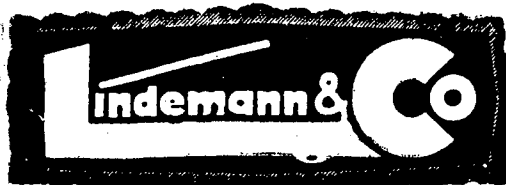
Konfektionshaus des Westens

Potsdamer Strasse 132

Etagengeschäft

Mäntel * Kleider * Kostüme * Blusen

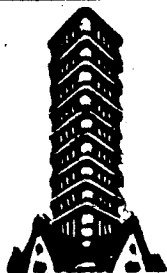
Bedienung auch in tschechischer Sprache



**Kaufhaus für
sämtliche
Bedarfs-Artikel**

Schöneberg, Hauptstr. 149
Große Verkaufshäuser in
vielen Städt. Deutschlands.
Unsere große Sonderabteilung für

Damen-, Backfisch- und Kinder-Konfektion
bietet außergewöhnliche Vorteile



Der beste Weg zur Erhaltung von
Fabrikgebäuden und Maschinen

*

Auskunft erteilt

HAUSLEBEN

Versicherungs - Aktien - Gesellschaft
Berlin NW 7, Dorotheenstr. 31, Tel. Zentrum 2912

EMIL HEINICKE A*G

BERLIN SW * KÖNIGGRÄTZER * STR. 72



HOCHBAU
INNENBAU
LADENBAU



FABRIK ; MARIENDORF D.D.D.